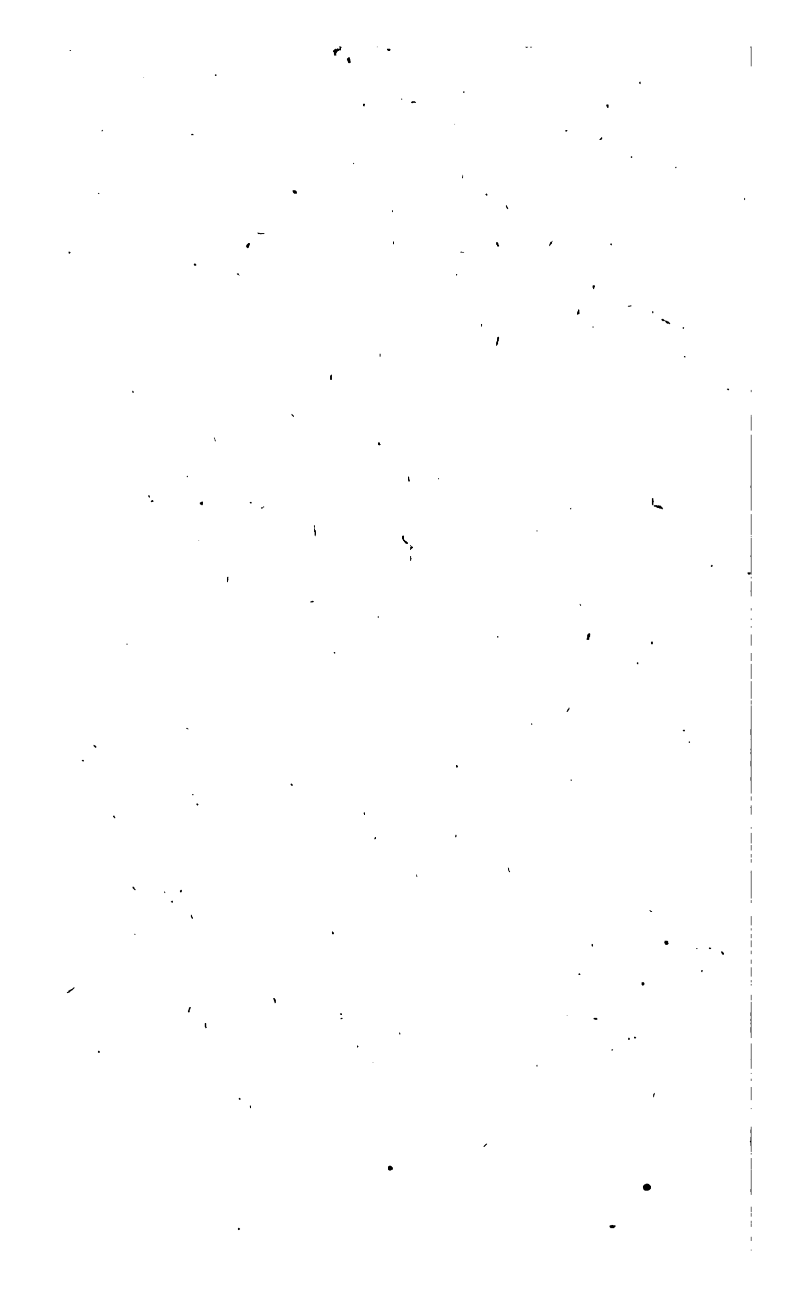
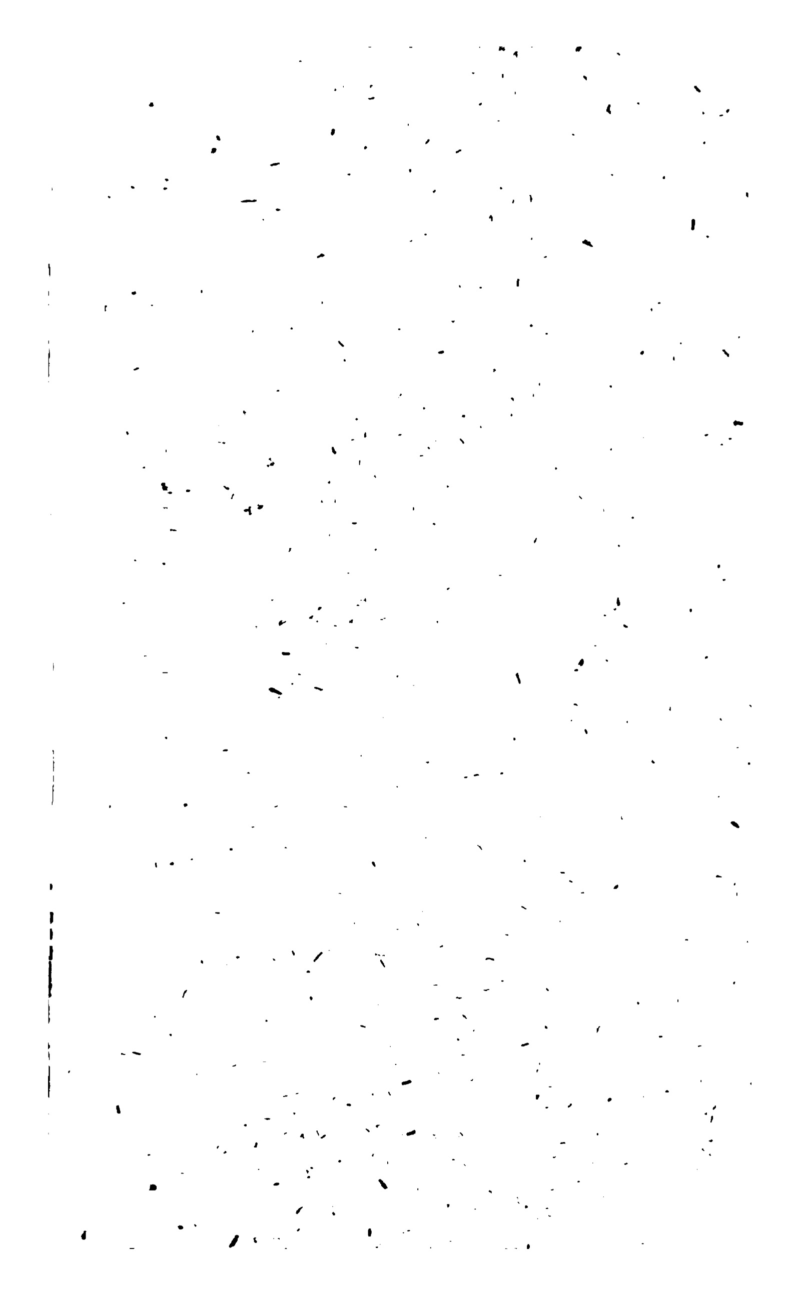








JULIEN OFFROI LA METTRIE
der Arzneÿ Kunst Docter und Mittglied der
Königl. Societæt der Wißenschaften zu Berlin.

J. C. G. Fritzsch sc.

Zuverläßige Nachrichten

von dem

gegenwärtigen Zustande, Veränderung und Wachsthum der Wissenschaften.



Hundert sieben und funfzigster Theil

Leipzig, 1753.

in Joh. Friedr. Gleditschens Buchhandlung.



I.

An Essay on the Composition by Geddes.

d. i.

Abhandlung von der Alten, sonderlich des Platonis, Schreibart. Der Verfasser ist James Geddes, Esquire, und Advocat zu Glaßgau, Anno 1748. in groß 8. 2 Alph. 1 Bogen.



Man hat seit einigen Jahren unterschiedene saubere Ausgaben alter griechischer Schriftsteller, von Glaßgau, einer schottischen Universität erhalten; von deren einigen man aber nicht zum besten sprechen wollen. So viel ist gewiß, daß heutiges Tages kein Volk so viel auf das Griechische halte, als die Engländer.

Leute, die mit jungen Menschen von der Nation umzugehen Gelegenheit finden, haben angemerkt, daß solche, ob sie gleich des Lateinischen beynahe ganz unkundig sind, dennoch von dem Griechischen nicht nur eine gute Kentniß besitzen, sondern auch die besten und ältesten griechischen Schriftsteller mit vieler Begierde lesen. Man bemerkt auch an ihren besten Büchern, daß deren Verfasser die griechischen Muster vor Augen gehabt. Es muß allem Ansehen nach in beyder Völker Gemüthsart etwas ähnliches seyn, welches in beyden etwas tiefsinniges, gesetztes, reifes und richtiges hervorbringt; und es läst sich daher leicht begreiffen, wie ein Engländer, oder vielmehr Schotte, auf den Plato verfallen, und von dessen Schreibart eine Abhandlung verfertiget. Sie erstreckt sich zwar auch auf die andern ältern griechischen Autores, wie der Verfolg erweisen wird; hat aber doch hauptsächlich den Plato zum Vorwurf. Ueberhaupt muß man ihr nachsagen, daß sie lesenswürdig sey: und es ist schade, nicht sowohl daß das Werk englisch geschrieben, als vielmehr, daß es, weil es Englisch ist, nicht leicht ausser Großbrittanien bekannt wird.

Der Verfasser hat das Ende des Abdrucks von seinem Werke nicht erlebet: und dasjenige, was man von p. 157 an liest, hat eine fremde Hand aus dessen hinterlassenen Papieren zusammen gebracht. In der Vorrede, aus der diese Nachricht entlehnet ist, wird sein Leben kürzlich beschrieben. Die vornehmsten Um-

ständ

stände desselben sind folgende. Er hatte zu Edenburg studiert, und nebst Erlernung der Rechte, auch fleißig die sogenannten Humaniora getrieben. Hernach gab er einen Advocaten ab, und würde, wenn er länger gelebt hätte, eine ansehnliche Stelle unter den berühmtesten Sachwaltern erhalten haben. Die Zeit welche er von seinen weltlichen Händeln abmüssigen konnte, verwandte er aufs Studiren, las auch die alten Griechen mit Fleiß und zu mehrern mahlen durch. Die Frucht solcher Bemühung ist gegenwärtiges Werkgen. Eine auszehrende Krankheit nahm ihn in der Blüthe seiner Jahre, zwischen dem dreyßigsten und vierzigsten, von der Welt. Er hat unterschiedene Papiere nachgelassen; von was Art solche gewest, wird nicht gemeldet, und nur soviel berichtet, daß sie leicht noch einen solchen Band, als gegenwärtiger ist, ausmachen könnten. Weil sie aber sorgfältig müsten durchgesehen und in Ordnung gebracht werden, ehe sie unter die Presse kommen könnten; so will man zu deren Bekanntmachung lieber keine, als ungewisse Hoffnung machen.

Das Werk besteht aus 16. Abschnitten. In dem ersten wird überhaupt von der compositione & structura orationis, von dem Zusammensatz und Schickung der Rede gehandelt, und gewiesen, wie vortheilhaft, ja wie nöthig es jedem Schriftsteller sey, nicht allein gute Gedanken in geschickten und ausgesuchten Worten vorzutragen; sondern auch die Worte in

einen solchen Klang zu setzen, der das Ohr ver-
gnügen könne. Wie die Vermengung hohe
und niedriger, scharffer und schwacher Thön
in der Music ergötzet; so erfüllet auch die Ver-
mengung kurzer und langer Sylben in de
Rede, nach ihrer verschiedenen Beschaffenhei
das Ohr mit reitzenden oder widrigen Empfin-
dungen. Eine noch so kunstmäßige, nach
drückliche und erbauliche Rede, der aber de
süßklingende Fall mangelt, verliehret bloß da
durch in den Augen des Lesers und in den Oh
ren des Zuhörers alle Kraft und Leben; so ga
daß auch gemeine Leute, die weder von de
Wahl und Schönheit der Worte, noch vo
der Schärfe und Richtigkeit der Gedanken z
urtheilen fähig sind, solche nicht ohne Ve
druß anhören. Die Griechen haben be
Verfertigung ihrer Schriften das Urthe
des Gehörs sorgfältig zu Rathe gezogen, un
ihre Rede so lange gedrehet und getummel
bis sie in einen harmonischen Fall gebrac
worden: und es ist an dem, nicht allein ih
guten Gedanken, sondern auch ihre wohlgese
ten Worte haben sie allen Zeiten beliebt g
macht. So lange sie übrig bleiben, und
lange Menschen auf der Erde wohnen werde
die sie lesen können und wollen; so lange we
den sie auch ein Vorwurf der Bewunderu
und Nachahme seyn. Es werden es zw
manche unerfahrne vor eine Wirkung der au
schweifenden Einbildung ansehen, wenn Liebh
ber griechischer Bücher von einigen derselb

vo

vorgeben, daß sie ihren Leser entzücken. Es ist aber die Einbildung an diesem Vorgeben so wenig schuld, als bey Musicverständigen, wenn sie durch eine wohlgesetzte Music ausser sich gesetzet werden. Manche griechische Bücher sind nichts anders als eine geschriebene Music; und wer sie liest, vermeint eine schöne Music zu hören. Sie sind auch von der gemeinen Music anders nicht unterschieden, als daß diese durch begreiflose Thöne, jene durch gedankenreiche Worte, Herz und Ohr aufbringen. Nie hat ein Künstler an seinem Stücke so geputzt, als Plato an seinen Gesprächen: und daher kommt es auch, daß der Fall seiner Rede alle die ihn verstehen, in Aufmerksamkeit und Verwunderung setzt. Herodotus und Xenophon rollen, wie ein paar sanfte Bäche, ohne Aufenthalt fort, und nehmen den Leser unvermerkt mit sich. Thucydides hingegen ist wie ein reissender Strom, gegen den man schwimmen soll. Beynahe bey jedem Worte hält er den Leser auf, und stößt ihn gleichsam mit Gewalt zurücke. Was mag wohl die Ursache davon seyn? Nicht allein die zuweilen unergründliche Tiefe seiner Gedanken, noch auch die nicht überall preißliche Kürtze seiner Worte: sondern auch die mit Fleiß zusammengesetzten groben, hohl lautenden und den Mund weit aufsperrenden Vocales, die überhäuften schwerfälligen Spondäi, die auf einander klappernden und rauschenden harten und scharrenden Consonantes. Xenophon und Herodotus hingegen

vermeiden gerne aller zischende und kratzende Consonantes, wie auch den Zusammenstoß von Vocalibus; bedienen sich gerne der Dactylorum und weicher Vocalium, die das Ohr nicht erzürnen, und beynahe zwischen den Lippen ersterben. Dionysius von Halicarnas hat diese Lehre in seinem Buche de structura orationis gründlich abgehandelt; und man kan den ersten Abschnitt vorhabender englischer Schrift vor einen Auszug aus demselben ansehen. *)

Im zweyten Abschnitte wird von den unterschiedenen Schreibarten, von der hohen und edlen, der zierlichen, und der mittlern, die von der

*) Einige Franzosen haben in unsern Tagen di alten Griechen und Lateiner darum wacke durchgezogen, weil sie nicht auf französisch Art geschrieben: das ist, weil sie die Wort versetzt und von einander gerissen, und di natürliche Fügung, dergleichen eine streng Vernunftlehre erfordert, nicht beobachte: Wer weiß was sie gethan hätten, wenn s gewust, daß einmal Franzosen sie beurthe len würden, welche wohl zuweilen nöthi hätten, daß man ihnen Griechisch und Late nisch, wie jungen Leuten auf Schulen, vo construirte. Vielleicht hätten sie alsdenn si nach ihrer Schwäche gerichtet. So ab schmeichelten sie sich mit der Hoffnung, solcher Leute Hände zu gerathen, die mit leic ter Mühe ihre verworfenen Worte zusamm suchen könnten, und denen damit ein Gefal geschähe, wenn durch eine geschickte Versetzun zugleich ihre Aufmerksamkeit unterhalten, u ihr Ohr vergnüget würde.

den beyden erstern etwas hat, gehandelt; ingleichen gewiesen, wie man einen poetischen Vortrag füglich in freyer Rede anbringen könne. Es wird gezeiget, daß unter den Aeltern Plato und Demosthenes, unter den Neuern Shaftsbury und Fenelon zu tüchtigen Mustern dieser Art dienen können; und endlich, daß die alten guten Schriftsteller durchgängig sich den Homerum zur Nachahme vorgestellet; und da dieser ein Lehrling der Natur gewest, auch folglich durch ihn der Natur nachgegangen. Solches wird vom Xenophon im dritten Abschnitte erwiesen, und zugleich dessen Schreibart abgeschildert. Auf gleiche Weise geht der Verfasser im vierten Abschnitte mit dem Herodoto zu Werke. Im fünften beurtheilet er Thucydidis Schreibart, und spüret in derselben pindarische Fußtapfen aus. Im sechsten und folgenden acht Abschnitten spricht er lediglich vom Plato.

Er untersucht zuerst im sechsten Abschnitte, was Plato vor Begriffe von der Beredsamkeit gehabt habe; zu was vor Endzwecken er gemeinet, daß man sie lediglich gebrauchen dürffe; wie sein Gemüthe geartet gewest, und was vor Mittel er einem Redner zu Erhaltung seiner Absichten vor erlaubt, wohlanständig und sicher gehalten. Dieses alles zeigt sich von sich selbst, wenn man weiß, was Plato bey Ausfertigung seiner Gespräche vor Absichten gehabt. Er wolte seines Meisters, des Socratis, Lehrsätze vortragen und beweisen. Nun

er nicht als ein Redner, sondern als ein Weiser oder Philosoph zu betrachten ist.

Der Engländer giebt im siebenten Abschnitte davon einige Proben, indem er die Gespräche, welche die Aufschrift Euthyphron, Protagoras, Meno, Theagis, Lysis, Alcibiades und Symposiacus führen, kürzlich durchgehet, und ihre Absichten anzeiget; auch beyfügt, wenn man die übrigen gleichfalls durchgehen und prüfen wolle; so würde man sie eben so beschaffen, wichtig dem Inhalte nach, gründlich in der Ausführung, und reich an heilsamen Lehren finden. Handle er von göttlichen Dingen, so zünde er in dem Gemüthe der Leser eine feurige Liebe zu dem ewigen Wesen an, und erweise die Immaterialität und Unvergänglichkeit der Seele auf eine überzeugende Art. Spreche er von himmlischen Körpern, so erkläre er die Gesetze ihrer Bewegungen so deutlich, als je ein Sternkundiger thun könne. In der Sittenlehre untersuche er die Kräfte, Würkungen und Werth der Leidenschaften des menschlichen Herzens, und zeige die Art sie zu zähmen und zu verbessern an. Ueberall bemühe er sich, das Wahre von dem Falschen abzusondern, und seinen Leser eher zu überzeugen, als dessen Beyfall von ihm zu erpressen. Habe er gleich zuweilen das Ansehn, als ob er alles wolle zweifelhaft machen; sey er gleich von manchen vor einen Scepticum oder Zweifler angesehen worden: so habe er doch ganz andere Absichten, und man thue ihm mit dergleichen

Wer-

Verpachte Unrecht. An den Hauptwahrheiten, als dem Wesen GOttes, der Unsterblichkeit der Seele, der Schönheit und dem innerlichen Werthe der Tugend, der Heßlichkeit und Schädlichkeit der Laster, zweifele er so wenig, daß er auch vielmehr überall auf das erstere dringe, und solches mit tüchtigen Gründen erweise. Mache er zuweilen was zweifelhaft; so habe er dabey die Absicht, das mangelhafte und ungewisse der menschlichen Erkänntniß zur Schau aufzustellen, und dadurch den Stolz der aufgeblasenen Sophisten, die sich bedünkten alles zu wissen, und weiser zu seyn als sie waren, in den Staub zu legen. Man müsse dahero bey ihm die Zeiten und Gelegenheiten wohl unterscheiden. Wenn er sich mit den Sophisten raufe, so sey er niemals willens, etwas vor sich selbst zu behaupten; sondern suche nur sie schamroth, lächerlich und stumm zu machen. Habe er sie so weit gebracht, so lasse er es dabey bewenden. Aber im Umgange mit guten Freunden, mit beugsamen und lehrbegierigen jungen Leuten, suche er allezeit die wichtigsten Wahrheiten zu erweisen: daher es denn komme, daß er in dem einen Gespräche zuweilen abbreche, und die aufgeworfene Frage unentschieden lasse; wenn er nemlich mit einbildischen Leuten zu thun gehabt, und solche bis auf die Verläugnung ihres Klugdünkels getrieben. In einem andern aber, wenn er uneingenommene und lehrfähige Herzen unterhalten habe, nehme er eben dieselbe Frage wieder vor, und fange da an,

wo

wo er es zuvor gelassen hatte, entscheide auch
völlig. Es lassen sich in der That, wie der
Engländer sagt, manche platonische Gespräche
wenigstens von Leuten von gutem Geschmacke
mit nicht wenigern Vergnügen als die poßier
lichsten Comödien lesen. Es ist eine Lust mi
anzusehen, wenn auf der einen Seite die stol
zen und vermessenen Sophisten, wie gross
Goliathe auftreten, mit ihrer Allwissen
heit prahlen, und dem ganzen menschlichen Ge
schlecht Hohn sprechen; und wenn auf der an
dern Seite der ärmliche Socrates in einer ver
ächtlichen demüthigen Gestalt herzutritt, un
um Erlaubniß bittet, von ihrer Weisheit Vor
theil zu ziehen, seine Zweifel ihnen vorzutr
gen, und sich gleichsam von ihnen den Sta
stechen zu lassen. Die Sophisten sind soglei
willig dazu, und fangen einen langen Se
an. Kaum kan Socrates mit vielem Bitt
und Schmiegen so viel erhalten, daß man ih
erlaubet, ein Wort darzwischen zu reden, un
eine Frage zu thun. Man beantwortet d
Frage. Socrates wendet eins und das ande
darwider ein, doch allezeit mit der demüthig
Vorstellung; er sey ein ungelehrter und all
Dinge unkundiger Mann; man wolle es ih
zu gute halten, daß er sich von weisen Leute
dergleichen sie seyn, belehren lasse. Das ge
dann so fort mit Fragen und Antworten, B
haupten und Einwenden, bis der erste Sop
ste müde wird, und den Platz räumet. A
denn löset ihn ein frischer ab. Aber auch
bekom

bekommt bald die Pritsche. Dann erscheint ein dritter. Aber auch der zieht, wenn es gut ist, bald aus, oder er erzürnet sich, und stürzet allen seinen Grimm und Verwünschungen über den armen Socrates aus. Am Ende bricht die Unterredung in der grösten Verwirrung ab, so daß kein Mensch weiß wo er zu Hause ist.

So wird zum Exempel in dem Gespräche das in den gemeinen Ausgaben vom Plato voransteht, Euthyphron als ein sehr abergläubischer und dem väterlichen Gottesdienste eifrig ergebner Mann aufgeführet, der die gute Meinung von sich hat, er könne alle Schwierigkeiten seiner Religion auflösen, und bedürfe keines Unterrichts. Diesen bringt Socrates so weit, daß er die Ungereimtheit der meisten seiner Begriffe von dem Gottesdienste einsieht; ob gleich seine Eitelkeit ihm nicht zuläst, solches zu gestehen. In dem Gespräche das von dem Sophisten Protagoras den Namen hat, in welchem die Frage abgehandelt wird, ob man die Tugend durch Unterweisung einem andern beybringen könne? treibt Socrates den Sophisten auf augenscheinliche Wiedersprüche und Falschheiten. Es wird nichts entschieden. Socrates läst es dabey bewenden, daß er den Gegner seiner Unwissenheit überführet, und andern Leuten die Eitelkeit und Nichtswürdigkeit solcher Großsprecher vor Augen leget. Hätte Plato dem Sophisten eine offenherzige Bekänntniß seiner Unwissenheit in den Mund gelegt; so

so hätte er die Sache über die Wahrscheinlich-
keit getrieben, und wider den Begriff den ma
von einem Sophisten hat, verstossen. In de
Gespräche mit dem Meno aber nimmt er d
Frage wieder vor, doch ein wenig anders. S
fragt ihn, was die Tugend sey? Meno beschreil
sie ihm: Socrates aber verwirft seine B
schreibung. Meno giebt eine andere: ab
auch diese hält nicht Stich. Meno bringt en
lich eine dritte vor: aber auch diese wird in d
Probe untüchtig befunden. Meno wi
unwillig, und fragt den Socrates, was er do
davon habe, daß er die Leute so verwickele, da
sie nicht wüsten was sie antworten solten? S
crates entschuldigt sich, es sey seine Meinu
gar nicht, die Leute zu beschämen. Er fin
keinen Wohlgefallen daran, sondern wo
nur erfahren, ob etwan jemand ihn dessen beric
ten könnte, was er selbst nicht wisse, und da
gerne wissen möchte.

Aus diesen und andern Proben die der En
länder anführt, erhellet, daß viele der platon
schen Gespräche unter sich zusammen hange
und sich unter einander ein viel heller Licht, a
alle Ausleger geben. Was vor Gespräche u
Bücher, und wie sie an einander hangen, d
wird im achten Abschnitte dargethan. C
würde zu weitläuftig fallen, wenn wir sein
Vortrag hier wiederholen wolten, und wir l
gnügen uns bloß die Namen der Schriften a
zugeben. So sind Theätetus der Soph
und der Staats-Mann, (Benennungen v
pla

platonischen Gesprächen) genau mit einander verknüpft. In dem erstern wird untersucht, was Wissenschafft sey, und die Philosophie mit der Staatskunst verglichen. In dem zweyten wird das Wesen der Wissenschafft, der Unwissenheit, und der Einbildung, ingleichen das Ens und Non ens, was wirklich ist und nicht ist, erörtert. Endlich wird im Staatsmanne gewiesen, daß nur derjenige mit Recht ein Regent zu nennen sey, der die wahre Staatskunst besitze, deren einige Richtschnur und Endzweck die allgemeine Wohlfahrt ist. So erklären sich auch der Politicus, Meno, Philebus, und die Bücher von der Republic unter einander. Und wie der Timäus und Critias gleichsam ein Anhang zu den Büchern von der Republic sind; so können auch der Charmides und Laches vor eine Einleitung zu eben denselben angesehen werden. Anderer zu geschweigen, die der Engländer nach einander durchgeht.

Zu diesem Abschnitte macht die Frage, warum Plato die Naturlehre mit der Sittenlehre verknüpfet? gleichsam einen Anhang aus. Man hat nemlich am Plato ausgesetzt, daß er seines Lehrmeisters reine und lautere Sittenlehre mit der Naturlehre, von der doch jener abgerathen, vermenget hätte. Sonderlich hatte Herr Warburton in dem ersten Bande seines bekannten Buches, das er Mosis göttliche Sendung benennet, diese Art von Vortrage, a monstrous misalliance eine scheußliche Verwirrung gescholten. Herr Geddes erboßet sich über den

Ausdruck dermassen, daß er ihn mit heftige Worten herunter macht, und anschnarchet. E ist dadurch so erbittert worden, daß er ihm der ganzen Verfolge seines Werkes nicht wi der gut wird. Zu Wiederlegung gedacht Beschuldigung aber bringt er allerhand schein bahre Ausreden bey. Erstlich, sagt er, sey nicht glaublich; daß Socrates darum, weil die Naturlehre selbst nicht getrieben, sie au verachtet, und ihre Untersuchung seinen Zuh rern verboten habe. Plato, der doch de Zeugniße aller Zeiten nach, in der Kunst G spräche zu schreiben, der gröste und unnachahn bare Meister ist, würde sonst gar gröblich w der die Wahrscheinlichkeit und wider die R geln seiner Kunst verstossen haben, indem den Socrates in allen seinen physicalischen G sprächen redend einführet. Gesetzt auch, fäh er fort, Socrates sey weder ein Kenner, no ein Freund der Naturlehre, ja wohl gar i Feind gewest: so sahe doch Plato gar wohl ei daß es unmöglich sey, die Weltweisheit oh die Naturlehre vorzutragen; daß es unmögli sey, die Menschen von Betrachtung und E forschung solcher Dinge abzuhalten, die a Augenblicke und auf unterschiedene Arten z gleich ihre Sinne rühren. Zudem sahe si Plato genöthiget, das zu thun, was man ihm aussetzet. Socrates war an seinen gegangen, und hatte niemand hinterlassen, mit gleicher Stärke die Sittenlehre predig konnte. Plato, der seine Stelle vertre

wol

wolte, merkte gar wohl, daß er es seinem Meister in dem Stücke nicht gleich thun würde, und fand daher vor nöthig, andere Wissenschafften der Sittenlehre und seiner eignen Schwäche zu Hülfe zu ruffen; zumal solche Wissenschafften, die mit der Sittenlehre in genauer Verbindniß stehen. Was ist geschickter, als die Naturlehre, die Gottesverläugner von dem Daseyn eines Schöpfers zu überzeugen, und gute Herzen mit Ehrfurcht und Liebe GOttes zu erfüllen?

Nun gilts dem Herrn Warburton in rechtem Ernst. Der ganze neunte Abschnitt ist ihm entgegen gesetzt, und bemüht sich dessen Eintheilung von Platonis Büchern in esotericos und exotericos, und das daraus fließende Vorgeben, Plato habe weder zukünftige Strafen noch Belohnungen geglaubt, zu zernichten. Es wäre so gar unrecht nicht, wenn man Platonis Bücher in esotericos innere, und exotericos äussere eintheilete. Die innere und äussere Lehrart war damals unter den Weisen üblich. Die Pythagoräer vor Platone, und Aristoteles nach ihm, lehrten des Morgens ἔσω drinnen, in ihren besondern Schulen, dahin niemand als die eigentlichen Schüler gelassen wurde, weil die Weisen alsdenn die höhern Lehren, die das Volk nicht fassen konnte, oder die dem Volke ohne Bedenken übeler Folgen nicht konnten mitgetheilet werden, ingleichen gemeine Lehren, doch in ihrer philosophischen Sprache, auf eine kürzere und vor Unkundige dunke-

dunkele Art vortrugen: des Nachmittags aber lehrten sie ἔξω draussen, in den öffentlichen Hörsälen, dahin jedermann zu kommen erlaubt war. Zu der Zeit handelten sie eben dieselben Lehren ab, die sie des Vormittags abzuhandeln pflegten; doch in gemeinerer, geputzterer und weitläuftigerer Rede. An statt strenger Beweise bedienten sie sich bekannter und aus dem gemeinen Leben genommener Gleichnisse. Sie liessen nur das weg, was nicht eigentlich zu Reinigung der Herzen, Besserung der Sitten, und Aufklärung des Verstandes diente, oder ungeübten und kranken Sinnen Anlaß zu Ausschweifungen geben konnte. Hätte nun Herr Warburton Platonis Schriften in diesem Verstande in innerliche und äusserliche eingetheilt, so könnte man es noch geschehen lassen, ob er gleich unter den Alten in dem Stück keinen Vorgänger hat. Allein so giebt er der bekannten Redensart eine ganz unbekannte und vor ihm nie erhörte Bedeutung. Ihm zu Folge sind nemlich esoterici dialogi, solche Gespräche, darinne Plato seinen Vertrauten insgeheim das Herz ausschüttet, und ihnen seine Lehrsätze unverblümt, ungeheuchelt und unverholen vorleget. Exoterici aber sind solche, darinne er sich nach dem Pöbel richtet, und um nicht in Verdacht der Ketzerey und Neuerungen zu gerathen, ihn in seinem Aberglauben und Irrthümern stärkt, auch ihm alles das weis machet, was er selbst nicht glaubte.

Herr Geddes macht sich über seinen Gegner und dieses sein Vorgeben, in dem ganzen neunten Abschnitte brav lustig, und treibt ihn auf augenscheinliche Ungereimtheiten. Nimmt man, sagt er, des Herrn Warburtons Auslegung der Worte **innerlich** und **äusserlich** an; so muß man auch zugeben, daß sowohl Plato als Aristoteles, eben dasselbe geglaubet und nicht geglaubet haben. Daß Aristotelis Sittenlehre (Ethica ad Nicomachum) ein **innerliches**, das *ist* von Herzensgrunde, mit gutem Wissen *und* Gewissen aufgestelletes Buch sey, daran wird kein Mensch zweifeln. Nun aber verweiset Aristoteles in selbigem auf seine λόγȣς ἐξωτερικȣ̀ς, und sagt ausdrücklich, er habe daselbst von gegenwärtiger Sache ausführlicher gehandelt; wer also mehr davon wissen wolle, der müsse solche nachschlagen. Hat nun Aristoteles eben dasselbe in dem innern und äussern Vortrage gelehret, und ist Warburtons Begriff vom innern und äussern richtig; so muß Aristoteles eben dasselbe geglaubt und nicht geglaubet haben. Mit dem Plato geht der Engländer eben so zu Werke, und weiset mit unterschiedenen Beyspielen, daß Plato in den vorgegebenen exoterischen, äussern und dem Pöbel zu gefallen geschriebenen Büchern, eben das lehre, was er in den vermeinten esoterischen oder innern, nemlich die grösten Geheimnisse der Philosophie, z. E. die Lehre von dem zukünftigen Zustande der Seele nach dem Tode, nicht ausgenommen, vorgetragen. Herr Warburton beruft

ruft sich auf das Zeugniß der klügsten Köp unter den Alten, (die er aber nicht nennet) we che alle von Plato bezeugten, die bey ihm b findliche Lehre von einem zukünfftigen Zustan sey von ihm nur dem Pöbel zu gefallen erdic tet und in die Welt hinein geschrieben, sel aber nicht geglaubet worden. Darwider brin unser Advocat folgende Stelle aus Ciceron Tusculanis I, 21 an: Nec tamen mihi sar quidquam occurrit, cur non Pythagoræ & Platonis vera sententia. Ut enim ratic nem Plato nullam adferret, (vide quid hom ni tribuam) ipsa autoritate me frangere Tot autem rationes attulit, ut velle cæteri SIBI CERTE PERSVASISSE, vide tur. Hieraus kan man keinen andern Schlu als diesen machen, Cicero müsse einer d dümmsten Köpfe des Alterthums gewest sey Weiter wendet Herr Warburton dieses ein Es sey kein Schriftsteller jemals so sehr al Plato in die doppelte Art zu lehren, nemlich die innerliche und äusserliche, verliebt gewe und man könne seine ganze Lehre von einem z künftigen Zustande mit gutem Fuge vor ei Mährgen ansehen. Denn, sagt er, hätte er wirklich geglaubt, so würde er, als einer d feinsten und scharfsinnigsten Geister, sie gelä tert und aufs Reine gebracht haben, so wie solches mit der Lehre von der Unsterblichkeit d Seel gethan. Unser Geddes wendet darwider ei Herr Warburton müsse im Plato nicht sehr b wandert seyn. Denn im Theätetus und Phäd

weld

welche beyden Schriften er unter die pöbelhaften zehle, habe Plato die erhabensten Begriffe von einem ewigen Wohl oder Wehe so deutlich vorgetragen, daß man wünschen möchte, neuere Gottesgelehrte hätten feinere und richtigere können ausfindig machen. Die Theologi werden am besten wissen, was von des Engländers Urtheil zu halten sey. Er selbst bringt aus dem Theätetus eine Stelle bey, wo Plato unter andern also redet: So lange man auf der Welt ist, kan man des Bösen nicht los werden. Man muß deßwegen sobald als möglich aus derselben entfliehen. Man entfliehet aber aus derselben, wenn man soviel man kan, GOtt gleich wird. Man wird aber GOtt am allermeisten gleich, wenn man gerecht, weise und heilig wird. = = Laßt uns derohalben den Lasterhaften ankündigen, daß, woferne sie sich noch in diesem Leben ihrer Thorheit und verkehrtem Wesen nicht entreissen, sie nach dem Tode in die reinen Wohnungen des Guten, dahin kein Uebels Zugang hat, nicht sollen eingelassen werden; und daß ihre Gemüthsart und Betragen sie bis in die andere Welt begleiten werden, wo sie sich allezeit in Gesellschafft ihres gleichen befinden werden. Ferner wirft Herr Warburton dem Plato vor: Er, der sich durch Erfindung natürlicher und metaphysicalischer Beweise der Unsterblichkeit der Seele, so grossen Ruhm erworben,

worden, habe nicht einen einzigen moralische Grund auf die Bahn gebracht, au dem man einen zukünftigen seligen oder unseli gen Zustand erweisen könne. Unser Verfasse setzt ihm folgende Stelle aus dem 10ten Buch de Republica entgegen. Weder der Ge rechten noch der Ungerechten Beschaf fenheit ist GOtt unbekannt. Jene mü sen GOtt lieb und werth, diese verhaß und zuwider seyn. Wer ein Liebling GOttes ist, erhält von ihm alles mögli che Gute; und betrifft auch gleich ei nen solchen gerechten und tugendhaften Mann, Armuth, Krankheit, oder an deres anscheinendes Uebel; so schläg doch alles dieses zu seinem Nutzen au es sey nun in diesem Leben, oder nach dem Tode. Einen tugendhaften Mann, de sich ernstlich bestrebt, GOtte, soviel einem Menschen möglich ist, gleich zu werden den will GOtt nimmermehr verlassen Mit dieser Stelle wird der bekannte Spruc Pauli, Röm. 8, 24. Wir wissen, daß de nen, die GOtt lieben, alle Dinge zum Be sten dienen, verglichen, und gefolgert, da sowohl Plato als Paulus, den Grund zu ein so gegenwärtigen als zukünftigen Glückseligke vor einen frommen Menschen, in der Gü GOttes gefunden haben. Den Beschluß obgedachtem neunten Abschnitte macht folge der höhnischer Ausdruck: An statt der En schuldigung der von uns bisher ang

stel

stellten Untersuchung der Verdienste der neuen Entdeckung des Herrn Warburtons, wollen wir nur eingedenk seyn, daß er selbst an einem Orte behaupte, es sey wohl gethan, wenn man die Krümmen roher und knotiger Begriffe zur Schau stelle *). Er wird ohnfehlbar selbst die Bemühung billigen, die man sich giebt, um zu verhindern, daß man sich durch einen Schlag Paradoxenpulver **) nicht blenden lasse.

Im 10ten, 11ten, 13ten und 14ten Abschnitten vergleicht unser Verfasser den Plato mit dem Homerus, und bemüht sich zu zeigen, daß jener die meisten seiner schönen und edlen Ausdrücke, seiner Gleichnisse, seiner Allegorien, die manchmahl sehr gothisch und abentheuerlich aussehen, ingleichen einen guten Theil seiner Staats- und Sittenlehre, aus diesem entlehnet. Es läßt sich dieses Stück gar wohl lesen, sonderlich von solchen Criticis, die, wenn sie nur viel griechische Citata sehen, nicht viel darnach fragen, ob ein strenges und gecastetes Urtheil sie gewählet und angebracht habe. Wenig-

*) Seine ziemlich seltsamen und wunderbahren Worte lauten also: it is well done, to expose the obliquitys of crude and rickety notions.

**) To prevent men from being blinded by a puff of the powder of paradoxes. Herr Geddes giebt seinen guten Geschmack und gesundes Urtheil damit zu erkennen, daß er einen so paradoxen und frostigen Einfall lächerlich macht.

nigstens sieht es mit manchen der hier vorg
schlagnen Verhältnisse zwischen Homero un
Platone gar wüste und ungleich aus; un
Herr Geddes hat sich gewiß an dem Vater de
Dichter vergafft, wenn er vermeinet, Plato hal
manche Redensart, manches Gleichniß, nu
von ihm, nicht aber von seiner Säugamme, le
nen können. Wir übergehen also dieses nich
eben zu verwerfende, aber doch auch nicht gan
neue oder sehr beträchtliche Stück, und blei
ben noch etwas bey dem 12ten Abschnitt
stehen.

Im selbigen wird von der bekannten plato
nischen Höhle gehandelt, und Herrn Warbu
tons obangeregtes Buch noch einmal herun
genommen. Mit der Höhle hat es folgend
Bewandniß: Zu Anfange des 7ten Buchs d
Republica geräth Socrates in der Unterr
dung mit seinem Freunde Glaucas auf d
Blindheit der Menschen, die schwehrlich vo
ihren einmahl gefasten Meinungen abzubrin
gen sind, und diejenigen, welche bessere Einsic
haben, und ihre Nebenmenschen eines besser
belehren wollen, deswegen verspotten, hasse
verfolgen und lästern; es auch nicht leiden kön
nen, wenn jemand anders denket als sie, si
ihnen nicht gleichstellet, Dinge die jederma
hoch hält, nach ihrem innerlichen wahren Wert
schätzt, und an Thorheiten ein Mißvergnü
gen bezeiget. Bilde dir Menschen ein, sagt e
die niemahls aus einer tiefen unterirdisch
Höhle gekommen sind, in der sie auf dem B

d

den so gefesselt liegen, daß sie sich nicht aufrichten können. Ihr Gesichte ist nur gegen eine lange schmale Schluft gekehrt, durch welche ein Schimmer vom Licht in ihre Höhle fällt. Bilde dir ferner ein, daß an den Schlund der Höhle ein steiler Berg oder Wall stosse, gegen den der Schein von einem gegenüber brennenden grossen Feuer anschlägt. Zwischen beyden bilde dir einen Pfad oben über die Höhle ein, auf welchem Menschen und Thiere hin und her wandeln, laufen, sich bewegen, allerhand tragen, reden, schreyen, diß und das thun. Ist es nicht wahr? die Leute unten in der Höhle können die Menschen nicht sehen, die oben über ihren Häuptern wandeln? Nein. Aber den Schatten können sie wohl sehen. Und wie solten sie dieses nicht können? Sie werden also alles was sie sehen und hören, dem Schatten zuschreiben? allerdings. Wenn sichs nun zutrüge, daß sich einer von ihnen seiner Bande entbräche, und zur Höle hinaus kröche. Ist es nicht wahr? er würde nicht sogleich in die Gluth sehen können; die Augen würden ihm weh thun; er würde sie abkehren. Ohnfehlbar. Die wirklichen Menschen und andere Dinge würden ihm auch fremde vorkommen, und er würde eher in seinem gewohnten Schatten, als in denselben ein wirkliches Wesen finden. Es scheint wohl so zu seyn. Mit der Zeit aber würde er sich doch gewöhnen, das Feuer anzuschauen, mit den Menschen umzugehen, seinen bisherigen Irrthum abzulegen, und das Elend seiner noch

in

in der Höle liegenden Gesellen einzuseh
Daran ist kein Zweifel. Wenn man nun we
ter einen derselben mit Gewalt in die obere We
und an das helle Licht führte: würde er sich nic
sehr sträuben? Er würde anfänglich nicht wi
sen wie ihm geschehe; er würde nicht vermi
gend seyn etwas zu erkennen; biß er nach un
nach erstlich den Mond und Sterne, wie au
sein eigen Ebenbild, in Wasser; alsdann je
mit blossen Augen, hernach das Tageslich
endlich die Sonne im Wasser, oder durch e
nen Flohr, zuletzt auch diese mit blossen Auge
anschauen lernete. Wie müste sich ein solch
über die vielen neuen, unverhofften Anblick
von denen er sich nie zuvor träumen lassen, un
über seine vorige Einfalt verwundern, die er vo
einem Schatten Wesen, und Wirkungen h
vermuthen können? Die neuen und liebenswü
digen Vorwürfe würden ihn gewiß so einnel
men, daß ihm alle Lust in seine Höle wieder z
kehren von selbsten vergienge. Dieses kan nic
anders seyn. Gesetzt nun, daß ein solche
entweder auf Befehl einer höhern Macht, od
aus Mitleiden gegen seine vorigen Freund
und aus Begierde, ihnen die Augen des Ve
ständnisses zu öffnen, wiederum in die Höle z
rück kehrte: würde die ungewohnte Finsterni
ihn nicht eben so blenden, als vorhin das Lic
gethan hatte? Würde er nicht wie ein Blind
tappen, bey jedem Schritte straucheln, und si
seltsam anstellen? Würden sich nicht die G
fangenen über sein Stutzen, über die fremde

Zü

Züge seines Gesichts, über sein ausserordentliches Bezeugen verwundern; seine Verwegenheit bestrafen, alle diese Wirkungen, nicht ihrer Finsterniß, sondern dem Lichte zuschreiben, das Licht verfluchen, alle die es gesehen vor unglücklich schätzen, und ein unverbrüchliches Gesetz unter sich einführen, nach welchem derjenige, der sich wieder unterstehen möchte, ihren Kerker zu verlassen, das Leben verlieren solle?

So viel von der platonischen Höle. Es läßt sich die Anwendung leicht machen. Der Engländer bringt auch eine andere Stelle aus dem vorhergehenden 6ten Buche de Republica bey, die der Fabel ein völliges Licht giebt. In dieser Stelle wird öfters des Aufsteigens, des Zunäherens, der Wiederkehre zu dem Einen, τὸ ἓν, dem Wesen, oder Wirklichen, τὸ ὂν, oder (welches alles einerley ist) zu GOtt gedacht. Aus ihr nun, und andern ähnlichen Stellen hat Herr Warburton folgern wollen, die alten Weisen hätten die Unsterblichkeit der Seele in ihrem einzeln und besondern Wesen nicht geglaubt, weil sie davor gehalten, sie sey ein von GOttes Wesen abgetrenntes Stück, daß beym Absterben des Menschen, mit ihrem Ursprunge und Ganzen wiederum vereiniget würde. Insonderheit dringet er auf die Stellen, wo von der Seele gesagt wird, sie schaue auf GOtt, sie ergreiffe ihn, sie nehme Theil an ihm, sie schöpfe aus ihm, sie werde mit ihm ver-

vermischet *). Der Verfasser aber entschu
digt seinen Weisen damit, daß er sagt, ma
müsse die Redensarten nicht so grob und fleisc
lich verstehen; und da unsere Erkenntniß vo
GOtt und der Seele unvollkommen sey,
sey es auch dem Menschen schlechterdings u
möglich, von der Vereinigung der Seele m
GOtt solche Begriffe zu geben, die nichts cö
perliches, nichts anstößiges in sich hielten.

Weiter reibt sich Herr Warburton an ei
Stelle Platonis, da er von dem Zustande t
gendhafter Leute nach ihrem Tode also sprich
Von welchen ich παίζων καὶ σπουδάζ
ἅμα im Spaß und Ernst festiglich b
haupte, daß 2c. Diese Worte Platon
sagt Herr Warburton, sind so gut als ein G
ständniß, daß er keinen Zustand der Seele na
dem Tode glaube. Unser Schottländer al
bringt ein ander Beyspiel aus dem Plato b

*) Die Redensart μίγνυσθαι τῷ ὄντι, mit d
Seyenden, oder dem Wesen das ist, r
GOtt, vermischt werden, ist vielen sehr h
und anstößig vorgekommen. Man würde
aber nicht daran geärgert haben, wenn m
wahrgenommen, daß das Wort μίγνυσθαι n
der Art der griechischen Sprache, anders nic
als einen Umgang mit GOtt bedeute.
sagen die Griechen von einem Menschen,
sey ἄμικτος unmischbar, und von einem V
es sey ἔθνος ἄμικτον ein unmischbares V
wenn sie sagen wollen, es sey scheu und m
risch, wolle mit keinem andern Volke umge
und niemand zu sich lassen.

wo er sich eben desselben Ausdrucks an einem solchen Orte bedient, da man augenscheinlich sieht, er habe allerdings das geglaubt, was er lehret. Ich habe schon vorhin gesagt, spricht Plato, und sag es noch einmal, im Spaß oder im Ernst, es sey vor einen unvernünftigen Menschen gefährlich, alles zu erhalten was er sich wünschet; im Gegentheil sey es viel besser vor ihn, wenn ihm das Gegentheil seines Verlangens begegnet.

In dem Buche Epinomis ist eine Stelle, die den Herrn Warburton gleichfalls irret. Plato sagt: Nachdem der Mensch durch den Tod in eine andere Welt versetzet worden, so besitzt er nicht mehr so viel Empfindungen wie auf dieser Welt. Sein Zustand wird einfach. Aus vielen wird er eins ꝛc. Auch dieses ist, wie der Verfasser wohl anmerket, eine verblühmte Redensart: aus vielen eins werden, an statt, sich aus der Zerstreuung sammeln und fassen, sein Gemüth von vielen Vorwürfen auf einen richten. Keiner Sprache ist diese Figur unbekannt: Und überdem kan auch Plato den Zustand des Menschen vor so vielfach angesehen haben, als seine Verrichtungen und Umstände sind. Der Mensch ist ein anderer Mensch wenn er sieht, als wenn er hört; ein anderer wenn er ißt und trinkt, als wenn er etwas anders vornimmt; ein anderer, wenn er schläft, als wenn er wacht, u. s. w. Herr Geddes dringet noch schärfer auf seinen

Gegner. Er sagt: Ist Platonis Redensart anstößig, was will man denn mit Christi und der Apostel Ausdrücken machen, die eben so klingen? Christus sagt Joh. 17, 21: Wie du in mir bist, Vater, und ich in dir, so laß sie auch in uns eins seyn. Und Paulus schreibt, wer mit dem HErrn vereinigt ist, wird ein Geist mit ihm, 1 Corinth. 6, 17. In ihm leben, schweben und sind wir. Apostg. 15, 28. daß GOtt möge alles in allen seyn, und in ihm sind alle Dinge, 1 Cor. 17, 18. Anderer gleich lautenden Redensarten zu geschweigen, die Herr Geddes aus ein paar christlichen englischen Poeten, Pope und Yung *), anführet. Hieraus schließt er nun, Herr Warburton habe nicht behutsam geschrieben, noch die Folgerungen seiner Klagen wider den Plato bedacht, ob er gleich von sich selbst versichere, daß er nicht pflege ins Gelag hinein zu schreiben **). Weiter giebt er ihm Schuld, er habe die Autores die er anzieht, nicht allemal selbst gelesen, sondern ihre Zeugnisse aus Lexicis, notis variorum und syste

*) Die Worte des Poeten in den Nachtgedanken sind gar hart:

He the great Father Kindled at one flame
The World of Rationals, pour'd himself
Thro' all their souls, and when past
Their various trials in their various sphere
If the continue rational, as maden
Resorbs them all into himself again.

**) Seine eigenen Wort sind do not use to write at random.

systematibus zusammen getragen: daher es dann komme daß er sie so verstümmelt und ungestalt darstelle, folglich auch leicht verdrehen könne. Es sey eine ganz andere Sache, einen Schriftsteller in seinem Zusammenhange zu lesen, und mit ihm durch öftern Gebrauch bekannt zu werden, als Flecken und Lappen von ihm hier und daher zu sammeln. Vors andere könne man nicht allezeit aus jemandes kützlichen Worten einen strengen Vernunftschluß machen. Wolle man allezeit so verfahren, so könne man aus jemandes Reden Dinge erpressen, die ihm nie in den Sinn gekommen.

Den Beschluß vom 12ten Abschnitte macht eine Anmerkung, die dem Verfasser scheint eingefallen zu seyn, nachdem der obige 9te Abschnitt schon abgedruckt, wenigstens aufs Papier gebracht gewest. Wir haben vorhin erinnert, Herr Warburton, indem er vorgiebt, Plato habe keine zukünftigen Strafen noch Belohnungen geglaubt, berufe sich auf das Zeugniß der klügsten Köpfe des Alterthums. Hier untersucht man nun wer diese sind; und es kommt heraus, daß es Chrysippus der Stoiker, Strabo der Geographus, und Celsus der bekannte Spötter der christlichen Religion seyn sollen. Man erwäget aller dreye ihre Zeugnisse, jedes besonders, und findet, daß keiner von allen dreyen das gesagt, was Herr Warburton ihnen in den Mund gelegt. Vom Chrysippo schreibt Herr Warburton, er schelte den Plato deswegen, daß er in Besserung der Menschen, nicht

den rechten Weg getroffen, sondern sie durch fürchterliche Erzählungen von zukünftigen Strafen nur geschreckt. Folglich habe er es vor gewiß und ausgemacht angesehen, daß Plato dergleichen selbst nicht geglaubt. Fragt man, woher Herr Warburton wisse, daß Chrysippus solches vor ausgemacht angenommen; so antwortet er: das erhelle daraus, weil Chrysippus nicht Platonis unrichtigen Glauben, sondern sein schlechtes Urtheil tadle, vermöge welches er sich eingebildet, der Vertrag sothaner kindischer Schreckbilder könne der Sache der Tugend förderlich seyn. Gut, sagt Herr Geddes. Kan ich so schliessen: Der Mann hat sich in seinem Urtheile betrogen, und fälschlich eingebildet, seine Lehre sey nützlich; folglich hat er sie selbst nicht geglaubt: so kan ich mit gutem Fug und Rechte schliessen, Herr Warburton habe die göttliche Sendung Mosis die er in einem so grossen Buche gepprediget, selbst nicht geglaubt. Warum das? Darum. Sein Urtheil hat ihn betrogen, und fälschlich eingebildet, er werde der Wahrheit der christlichen Religion einen ausnehmenden Dienst damit erweisen, wenn er die göttliche Sendung Mosis aus dem Grunde darthäte, daß die Lehre von den zukünftigen Strafen und Belohnungen den Juden unbekannt geblieben. Wenn man die Worte Chrysippi beym Plutarchus ansehe, so erhelle weiter nichts als dieses aus denselben, daß der Stoicker den Plato deswegen tadle, weil er die Menschen durch Versprechung einer

zuge-

zugewartenden Belohnung zur Tugend gereitzet, und von den Lastern durch Vorstellung der auf selbige gesetzten Strafen abgeschreckt habe. Der Stoicker Lehrsatz war dieser: Die nackende Tugend sey an sich reitzend genug, und man müsse sie lediglich in ihrer eigenen Gestalt, ohne einigen Anhang von Verheissungen oder Drohungen, den Menschen anpreisen.

Bey dem Strabo findet man mehr nichts, als einen Bericht von einem gewissen Onesicrito, der von den Brachmanen melde, sie hätten solche Fabeln von der Unsterblichkeit der Seelen und dem bevorstehenden Gerichte, dergleichen Platonis seine wären. Aus diesem Zeugnisse läst sich wohl so viel folgern, daß Onesicritus könne die Lehre Platonis von den zukünftigen Dingen vor ein Mährgen gehalten haben; aber keinesweges, daß es auch Plato selbst gethan.

Was endlich Celsi Zeugniß anbelangt, so versichert Herr Geddes, er habe zwar den Origenes mit vieler Mühe durchblättert, um eine Stelle zu finden, die seinem Gegner günstig wäre: aber alle seine Mühe sey vergebens gewest. Wohl aber habe er eine solche Stelle gefunden, da Celsus ausdrücklich bejahet, Plato habe ein zukünftiges Leben geglaubt.

Hiermit endigt sich der 12te Abschnitt. Nun solten wir von den beyden letzten Abschnitten dem 15ten und 16ten noch einige Nachricht geben; in welchen vom Demosthene, seiner Schreibart, und wie er den Plato nachgeahmet, gesprochen wird. Weil aber dieses eben

 nicht

nicht ganz neue und diesem vorhabenden Werke gen eigene Dinge sind, wir uns auch bey den obigen bereits lange verweilet; so mag es dabey sein Bewenden haben, und unserm Leser genug seyn, daß er den Kern dieser ganz artigen und lehrreichen Schrift bekommen habe.

II.

M. Johann Andreä Fabricii, öffentlichen Lehrers der Philosophie zu Jena, Abriß einer allgemeinen Historie der Gelehrsamkeit, in zwey Bänden, in groß 8. Leipzig 1752. Der erste Band 2 Alph. 15 Bogen, der andere Band 3 Alph.

Wir ertheilen unsern Lesern von einem wichtigen und sehr brauchbaren Buche Nachricht, welches in seiner Art mit Recht das vollständigste genennet werden mag, das wir haben. Denn obwohl nicht wenige kleine und grössere Schriften von der gelehrten Geschichte vorhanden sind; so ist uns doch keines bekannt, in welcher alles was dahin gehöret, so sorgfältig zusammen gesucht, und so ordentlich vorgetragen worden, als in der gegenwärtigen.

Der Herr Verfasser fand, daß es an einem Buche fehle, aus welchem man eine kurze historische Erkenntniß von allen Künsten, Wissenschafften und Facultäten, auch allen deren Theilen

den schöpfen; ferner in einem chronologischen, ordentlichen, ausführlichen und zuverläßigen Zusammenhange die Schicksale und Veränderungen derselben einsehen; endlich auch ein vollständiges Verzeichniß solcher Schriften, wo ein mehreres von den in die Historie der Gelehrsamkeit einschlagenden Dingen nachzulesen sey, hernehmen könnte; dergleichen man als ein allgemeines systematisches Handbuch in dieser Art der Erkenntniß zu gebrauchen und zu nutzen hätte. Er hat daher bereits seit geraumer Zeit auf ein solches Buch gedacht, und 1731 die ersten Linien davon drucken lassen; sonst aber in denen Schriften, welche er von verschiedenen Wissenschafften herausgegeben, einen kurzen Begriff der Historie dieser Wissenschafften vorausgeschickt, so wie er auch in seinen Vorlesungen über gewisse Theile der Gelehrsamkeit und Disciplinen zu thun gewohnt ist: welches er nunmehr alles zusammen genommen und in diesem Werke ans Licht gestellet.

Er hat sich bey dessen Ausarbeitung, wie er in der Vorrede bemerket, selbst folgende Vorschrift gemacht. Er bemühete sich anfänglich seinen Vortrag so vollständig, zuverläßig und ausführlich zu machen, als es nur möglich ist; wobey er doch alle unnöthigen Ausschweifungen sorgfältig zu vermeiden gesucht. Er befleiset sich nechst diesem der Kürze, doch ohne Nachtheil der vorzutragenden Sachen, und der Vollständigkeit: weswegen er sich auch in den Anmerkungen gewisser Abkürzungen und Zeichen bedienet,

welche am Ende des andern Bandes besonders erkläret worden. Endlich ist seine Absicht gewest, zuverläßig zu schreiben, welches ihm die meiste Mühe gemacht; da viele in der Historie der Gelahrheit so widersprechend und nachläßig geschrieben haben, daß er sich fast auf keinen einigen seiner Vorgänger sicher verlassen können; daher er öfters bey einer halben Zeile die er geschrieben, drey ganzer Tage gearbeitet, und mehr als dreyßig Bücher nachgeschlagen, um etwas zuverläßiges zu sagen. Er hat zu diesem Behuf eine grosse Menge Bücher kaufen müssen; klaget aber dabey sowohl über die Unart der Buchhändler, welche ihm gewisse Werke auch nicht zum Ansehen überlassen wollen, als über die Unfreundlichkeit eines gewissen Gelehrten, der ihm den Gebrauch einer öffentlichen Bibliothek versaget. Ueberhaupt aber erklärt er sein Verfahren bey Verfertigung dieser Bücher selbst also: Ich habe mich als einen Geschichtschreiber verhalten, der keine Parthey nimmt, als vor die Wahrheit, das Recht und die Billigkeit, und so viel sich thun läst, sich des Beurtheilens enthält, doch durch seine Erzehlung die Leser in den Stand zu setzen suchet, selbst vernünftig zu urtheilen; und sind zuweilen die besten Bücher oder Ausgaben, nach meiner Einsicht, durch ein Zeichen ☉ vor andern bemerket worden.

Wir werden unsern Lesern von dem ganzen Werke keine bessere Nachricht ertheilen können, als wenn wir ihnen den Grundriß desselben vor-

vorlegen. Der erste Band handelt von der Gelehrsamkeit und ihrer Historie überhaupt, und stellet alle Künste, Wissenschaften und Facultäten, mit allen ihren Theilen auf eine solche Weise vor, daß man daraus soviel als zu einer historischen Kentniß nöthig ist, wird schöpfen können; wobey der Herr Verfasser versichert, daß man zu diesem Endzweck allhier weit mehr, als bey andern die ausdrücklich grosse Bücher davon geschrieben haben, finden solle. Es enthält dieser Theil funfzehn Hauptstücke: und dieses sind die Ueberschriften derselben. 1) Von der Gelehrsamkeit überhaupt; 2) von der Philosophie, den Sprachen und was dazu gehöret; 3) von den freyen Künsten; 4) von der allgemeinen Gelehrsamkeit oder Weltweisheit; 5) von der Mathematik; 6) von der Gotteslahrheit oder Theologie; 7) von der Rechtsgelahrheit; 8) von der Arzneykunst oder Medicin; 9) von der Historie der Gelehrsamkeit überhaupt; 10) von den Schriften so zur Historie der Gelehrsamkeit gehören und dienen; 11) von denen Gelehrten und Bücherschreibern überhaupt; 12) von den Büchern überhaupt; 13) von gelehrten Werkstäten, Schulen, Gesellschaften und Universitäten; 14) von Bibliotheken; 15) von Journalen.

Der andere Band ist zu der Historie der Gelehrsamkeit der alten und mittlern Zeiten bestimmt, und besteht aus acht Hauptstücken, welche in der Zahl der vorhergehenden fortgehen. Wir theilen gleichfalls deren Ueberschriften mit.

16) Die Historie der Gelehrsamkeit vom Anfange der Welt bis auf die Sündfluth; 17) von der Sündfluth bis auf den Thaletem; 18) vom Thalete bis auf den Kayser Augustum und die Geburt Christi; 19) vom August oder der Geburt Christi bis auf Constantin den grossen; 20) vom Kayser Constantin dem großen bis auf den Kayser Mauritium, oder des vierten, fünften und sechsten Jahrhunderts; 21) vom Ende der carolingischen Kayser bis auf den Kayser Friedrich den andern, oder des zehnten, eilften und zwölften Jahrhunderts; 22) vom Kayser Friedrich dem andern bis auf Kayser Maximilian den ersten, oder des dreyzehnten, vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderts.

So viel haben die Liebhaber gelehrter Geschichte in diesen zwey Bänden zu suchen. Nichts fehlt denselben zur Vollständigkeit, als die Historie der Gelahrheit in den neuern Zeiten. Nun ist man zwar anfangs willens gewest, auch die neue Historie der Gelehrsamkeit in diesem Bande mitzunehmen; hat aber hernach diesen Vorsatz ändern müssen, weil solche denselben ungebührlich würde vergrössert haben. Indessen macht der Herr Verfasser Hoffnung, daß dieselbe in einem besondern Bande solle beygefügt und ausführlich abgehandelt werden. Wir können auch den Leser versichern, daß er solches gewiß zu erwarten habe, wie denn wirklich alle Anstalt dazu gemacht ist, es auch

Scha-

Schade seyn würde, wenn dieses nützliche Werk unvollständig bleiben solte.

Damit wir aber unsern Lesern eine Probe von der Art geben, wie der Herr Professor seine Abhandlung angestellet; so erwählen wir dazu das funfzehnte Hauptstück des ersten Bandes, welches von Journalen handelt. Der Herr Verfasser beschreibt die Journale als Schriften welche Stückweise herauskommen, und insonderheit gewisse Theile der Gelehrsamkeit betreffen. Wir zweifeln, ob man durchgängig mit dieser Beschreibung zufrieden seyn dürfte. Denn da man gemeiniglich nur diejenigen Schriften Journale nennet, welche der Historie der Gelehrsamkeit unmittelbar gewidmet sind, und von Büchern oder andern Veränderungen, welche sich im Reiche der Wissenschafften ereignen, Stückweise Nachricht geben; so würde deren Anzahl ungeheuer wachsen, wenn man alle Schriften, welche Stück- oder Theilweise herauskommen, zu ihnen rechnen wolte; ob sie gleich durch und durch dogmatisch sind. Der Herr Verfasser machet darauf verschiedene Classen der Journale, und redet sodann von der Historie der Schriften dieser Art. Er will eben nicht sagen, daß solche den Alten ganz unbekannt gewest, indem sich einige Spuren davon hervor thun, als von dem Muciano, von welchem Quintilian sagt, daß er Acta Eruditorum geschrieben habe; von dem Augustino, der in den Retractationibus seine eigenen Bücher recensiret hat; von dem Photio,

den einige wegen seines Myriobibli zum ersten Journalisten machen, darinne er zweyhundert und achtzig Bücher recensiret; wiewohl Fabricius, Camusat und mehrere desfalls anderer Meinung sind. Die meisten machen den Dionysium von Sallo zum Urheber der Journale, der zu Paris unter dem Namen Hedonville das Journal des Savans 1665 angefangen, welchem hernach andere in grosser Menge gefolget.

Hierauf theilt der Herr Verfasser ein Verzeichniß von Journalen bis auf das Jahr 1750 mit, welches unter allen das vollständigste, ist, die bisher an das Licht getreten. Er war anfangs willens, solches in chronologischer Ordnung aufzusetzen; gedachte auch hernach dasselbe nach der Eintheilung der Wissenschafften einzurichten. Weil ihm aber beydes zu mühsam, zu einer allgemeinen Historie der Gelehrsamkeit zu weitläuftig, und vor die Leser zu unbequem geschienen; so hat er die alphabetische Ordnung beybehalten, welche auch Fabricius vor Morhofs Polyhistor gebrauchet. Nun wird man zwar in diesem Verzeichnisse verschiedene Schriften antreffen, welche man darinne wohl nicht suchen solte, z. E. die Acta sanctorum, die aus dem Englischen übersetzte allgemeine Welthistorie, Herr D. Deylings Observationes sacras, Misanders delicias, das juristische Oracul, des Theatrum europäum ꝛc. Allein der Herr Verfasser entschuldigt sich damit, daß es seine Vorgänger eben so gehalten, und verspricht, welches das beste ist, bey einer

an-

andern Gelegenheit diejenigen auszumerzen, die die man zur Ungebühr hieher ziehet. Endlich machen einige gute Erinnerungen und Vorschriften den Schluß, welche sowohl denen die Journale schreiben, als auch denen gegeben werden, welche solche lesen.

Es wäre gut, wenn das versprochene dritte Buch bald nachfolgete. Wir besorgen aber, der Herr Verfasser werde hier so viel zu bedenken finden, daß derselbe so geschwinde nicht erscheinen dürfte.

III.

Essai sur le Mechanisme des Passions en general.

d. i.

Versuch von dem Mechanismo der Leidenschafften überhaupt, durch Herrn Lallemant, Doctor und Director der medicinischen Facultät der parisischen Universität, Paris 1751. 12 Bogen, in 12.

Nicht nur der Metaphysiker, sondern auch der Sittenlehrer und Arzneyverständige können die Leidenschaften auf besondere Art ansehen. Der erste betrachtet sie als blosse Bewegungen und Bestimmungen der Seele, ohne auf dasjenige zu sehen, was sie mit dem Körper gemein haben. Der zweyte ist um ihren Einfluß bekümmert, den sie in das Leben und in

in die Sitten zeigen: der letzte aber siehet besonders auf das Verhältniß welches sie mit den organischen Theilen des Cörpers haben, und was davon vor natürliche Ursachen vorhanden sind. Dieses sind die drey Gesichtspuncte, aus welchen sich die Leidenschaften betrachten lassen. Der Herr Verfasser hat ihrer in der Vorrede Erwehnung gethan, und gezeiget, daß alle Arzeneygelehrten biß auf unsre Zeiten, nicht die Ursachen und mechanischen Wirkungen der Leidenschaften zu ergründen getrachtet *). Solchem Mangel will Herr Lallemant abhelfen. Seine Hauptabsicht ist also, die Ursachen und mechanische Wirkungen der Leidenschaften zu entdecken; folglich sie mit einem medicinischen Auge zu betrachten. Hiezu desto besser zu gelangen, hat er sich genöthiget gefunden, sie auf kurze

*) Ob dem Herrn Lallemant so schlechterdings beyzufallen sey, das überlassen wir andern zu beurtheilen. Wir sagen nur so viel, daß wenn Cartesius, den doch sonst die Franzosen bey aller Gelegenheit anführen, in seiner Schrift de passionibus, von den Theilen des menschlichen Körpers, und ihren Verrichtungen in Ansehung der Leidenschaften, von den Bewegungen des Herzens, von den Lebensgeistern im Gehirne, von den Bewegungen der Mäuslein, u. s. w. redet, er die Leidenschaften nicht als ein blosser Weltweiser, sondern zugleich als ein Arzneyverständiger betrachtet. Ja unsere Kenner der Pathologie sind gewiß nicht so verlegen, daß sie nicht manchen Medicum aufzuweisen hätten, der die Leidenschaften in der gegenwärtigen Absicht untersuchet.

kurze Zeit metaphysisch zu übersehen, um auf eine geschicktere Weise hinter ihre wahre Beschaffenheit und Unterschied zu kommen. Als ein Metaphysiker will er dennoch nicht ganz trocken verfahren. Zu dem Ende bestrebt er sich, den wesentlichen Character der Liebe zwischen Personen von verschiedenem Geschlechte anzugeben. Und dieses ist der Inhalt der Vorbereitung die der Herr Verfasser seinem Werke vorgesetzet hat. Wir wollen ihn ein wenig genauer durchgehen.

Die Leidenschaften, sagt er, sind gewaltsame Bewegungen die in der Seele, zufolge des Begriffes von einem gewissen Gegenstande vorgehen, dessen Vorstellung auf sie einen lebhaften Eindruck macht. Unserer Seele kommt überhaupt nur eine einzige wesentliche Neigung gegen gewisse Dinge zu, die uns an sich ziehen. Sie kan aber in der Seele verschiedentlich wirken; und deren zufallige Bewegungen werden bald Zorn, bald Traurigkeit, u. s. w. genennet. Er heist sie zufällige Bewegungen, weil die Seele ohne dieselben seyn kan. Aber die kurz vorher erwehnte Neigung, diese Liebe, gegen das Gute welches wir an den Gegenständen bemerken, ist der Seele wesentlich. Man möchte sagen: Der Haß sey ebenfalls ein wesentliches Stück unserer Seele, und folglich wäre die Liebe, oder die Neigung zu dem was uns gefällt, nicht der einzige wesentliche Trieb derselben. Allein man muß wissen, daß hassen nichts anders heist, als das Gegentheil eines

Dinges

Dinges lieben. Ich hasse das Laster, weil ich die Tugend liebe. Es wird erst heßlich, wenn ich es gegen dieselbe halte; folglich wird seine Häßlichkeit nicht eher sichtbar, bis sie durch die Schönheit der Tugend, die vor sich selbst bestehet, verrathen wird. Solte der Haß etwas wirkliches und wesentliches in der Seele seyn, so müste das Böse gleich mit dem Anfange der Welt seinen Ursprung genommen haben *). Dieses kan aber nicht seyn. Die Güte und

*) Der Herr Verfasser erklärt sich hier ziemlich deutlich über den Ursprung des Bösen. Allein wir lassen jederman bedenken, ob der Haß allemal etwas wirklich Böses zum voraus setze. Der Haß entsteht, wenn ich mir etwas an einem vorstelle, das in Ansehung meiner übel ist. Nun war das Erkenntniß der Menschen bey der ersten Schöpfung schon dermaßen eingeschränkt, daß es ihnen auch in dem Stande der Unschuld unmöglich gewest wäre, den waren Werth eines jeglichen Dinges einzusehen. Hätte es nun nicht geschehen können, daß sich unser Verstand etwas als übel vorstellen mögen, was in der That nicht übel wär, u. umgekehrt etwas für gut angesehen, was in der That nicht gut gewest? Wäre das erste, so hätte nothwendig ein Haß erfolgen müssen; und folglich wäre ein Haß möglich gewest, ohne daß das Uebel selbst zum Vorschein gekommen. Will man denken, vor dem Falle hätte der Mensch keine Begriffe vom Bösen gehabt, und folglich hätte er sich nichts als böse vorstellen können; so dient das Exempel unserer ersten Eltern zum guten Beweise. Diese

und Weisheit GOttes streitet dawider. Zwar ist das Böse möglich gewest. Da es aber nicht wirklich geschaffen worden, so hätte GOtt der Seele umsonst eine Kraft beygelegt, ein Ding zu hassen, das nicht vorhanden war. Und da das Uebel geschahe, so dürfte GOtt auch in der Seele nichts ändern, weil er wuste, daß niemand die Tugend wirklich lieben würde, der nicht das Laster nothwendig verabscheuete. Daher bleibt die Liebe die einzige wesentliche Neigung und Bestimmung der Seele. Alle übrige Bewegungen sind ihr untergeordnet. Ich spüre bey mir ein heftiges Verlangen, einen Gegenstand zu besitzen; und ich überkomme ihn in der That. Alsdenn empfinde ich eine Freude: Sie ist aber von kurzer Dauer. Der verlangte und kaum erhaltene Gegenstand entwicht wiederum, und ich verliehre ihn auf ewig. Hier erheben sich Traurigkeit, Verzweiflung, Zorn, Wuth, Raserey, u. s. f. Auf diese Art zeigt der Herr Verfasser wie die übrigen Leidenschaften entstehen.

Hier-

Diese gedachten es würde etwas Böses seyn, von dem Baume nicht zu essen; etwas Gutes hergegen, den Ueberredungen der Schlange zu folgen. Man siehet hieraus nur so viel, daß der Haß, wie Herr Lallemant glaubet, nicht allemal etwas wirklich Böses erfordere. Es ist genug, wenn man sich eine Sache als böse vorstellet. Man kan übrigens sich hier die Schriften zu Nutze machen, die vor einigen Jahren über die Theodicee gewechselt worden.

Hierauf untersucht er weiter, wie aus der Liebe, die wir zu uns selbst haben, alle Tugenden, alle guten Handlungen, alle grossen und unsterblichen Unternehmungen herrühren. Ueberdieses besitzen wir eine Neigung, unsers gleichen zu lieben. Dieser Trieb macht uns zu Menschen, und fordert uns zu einem gesellschaftlichen Leben auf. Von der Neigung die zwey Personen gegen einander haben, redet der Herr Verfasser sehr umständlich. Er nennt diese Neigung zwar eine Liebe; verstehet aber darunter nicht denjenigen Affect, welchen wir insgemein mit diesem Namen belegen. Sie ist ein natürlicher Trieb, der aus der Geschicklichkeit einiger besondern organischen Theile entspringt, die zufälliger Weise mit den Wirkungen der Seele verknüpfet sind. Uebrigens glaubt er doch, diese Neigung lasse sich nicht ganz deutlich erklären. Alles was man davon wisse, bestehe darinne, daß sie ein gewisser, wesentlicher Trieb und eine Art von Stachel sey, der uns zu etwas anfeuert. Will man mehr wissen, so gebe man auf die Erfahrung acht. Was ist der Hunger, der Durst, und alle die Triebe wodurch wir unser Glück zu befördern trachten? Eben dieses ist auch die Liebe. Z. E. der Hunger ist eine Empfindung, da uns die zur Verdauung bestimmten Theile erinnern, auf unsern Unterhalt bedacht zu seyn, und Speise zu nehmen. Die Liebe ist eine geheime Empfindung die aus denen ihr gewidmeten organischen Theilen des Körpers herrühret, und wodurch wir gegen eine

Person

Person des andern Geschlechts eine Neigung gewinnen, unsers gleichen zu erzeugen. Der Hunger fällt zuweilen auf gewisse Speisen: u. die Liebe nur auf gewisse Personen. Ohne Hunger würden wir gar unserer Nahrung vergessen; und ohne Liebe würden wir den Gebrauch der zur Liebe bestimmten organischen Theile gar hindansetzen. Der Hunger ist keine Leidenschaft, kan aber die Traurigkeit, die Ungedult und den Zorn erwecken. Eben so gehöret die Liebe nicht zu den Leidenschaften, ob sie gleich viele derselben zum Vorschein bringet.

Unser Herr Verfasser widerlegt zugleich dasjenige was man ihm einwenden könnte, wenn man die Liebe zu einer Art von Freundschaft machen wolte. Die Freundschaft kan durch die Vernunft, durch die Ueberlegung, und durch wechselsweise erwiesene Hochachtung zweyer Personen gegen einander entstehen. Aber in die Liebe mischet sich jederzeit eine gewisse Empfindung, die aus denen organischen Theilen des Körpers herkomt, welche der Freundschaft niemals gewidmet sind *). Denn warum gestehen wir die Freundschaft demjenigen offenherzig, gegen den wir sie hegen? Warum scheuen wir uns aber unsere Liebe der geliebten Person selbst zu erklären? Die Freundschaft schickt sich für jegliches Alter des Menschen: die Liebe aber gehöret nur für denjenigen Zeitpunct, da die ihr bestimmten orga-

*) Ist auf diese Weise die Liebe, die sich der Herr Verfasser erdenket, wohl viel von dem sogenannten instinctu naturali unterschieden?

nischen Theile, zur Liebe geschickt und vollkommen sind. Unterdessen kan die gemeinschaftliche Hochachtung zweyer Personen ihre Liebe wohl vergrössern; aber die Natur behält an derselben allemal den grösten Antheil.

Endlich haben wir auch noch eine Neigung zu andern äusserlichen Gegenständen, z. E. zur Tugend, zum Glück, zu den Wissenschaften, u. s. w. die doch weder wir selbst, noch unsers gleichen sind. Diese Art zu lieben ist die allerweitläuftigste. Sie kan aus so viel Arten bestehen, als Dinge vorhanden sind, die wir lieben können; man ist aber nicht im Stande, sie alle anzugeben.

Wir kommen nun auf das Werk selbst. Es bestehet aus zwey Theilen, deren ersterer von den Ursachen der Leidenschaften in Ansehung der Beschaffenheit und des wechselsweisen Spiels der Sinnen, handelt; der zweyte aber sich mit den mechanischen Wirkungen derselben beschäftiget. Wir wollen zuerst den vorhergehenden Abschnitt vor uns nehmen.

Das Gehirn hat an den Wirkungen der Seele den grösten Antheil. Unten zwischen den beyden Lappen des Gehirns befindet sich ein weislichter Körper, den man insgemein die Hirnschwiele nennet. Er scheinet aus Fibern zu bestehen, die von beyden Seiten aus den zwey Hälften des Gehirns herkommen. Die Lebensgeister stossen beständig gegen diese Fibern der Hirnschwiele; es geschehe nun solches entweder durch ihre eigene Bewegung, oder durch das Schlagen der Pulsadern, oder vermittelst des

Eindruckes, den fremde Gegenstände auf die äusserlichen Sinne machen. Durch diesen Stoß gerathen die Fibern in eine zitternde Bewegung: Und hierinne bestehet die erste Ursache der Leidenschaften. Je lebhafter, oder je schwächer dieses Zittern der Fibern ist, desto kräftiger oder desto geringer ist die Ursache derselben. Denn hiedurch wird in der Seele eine Bewegung erregt, die sie gleichsam aus sich selbst setzet, und eben dadurch das wesentliche Merkmal der Leidenschaften ausmachet.

Es giebt aber auch einige nähere Ursachen die unsre Leidenschaften in Bewegung bringen. Von diesen handelt der zweyte Absatz. Eine geheime innerliche Bewegung machet, daß wir eben das empfinden, was andre einnimmt: Der Ausbruch einer gewaltsamen Empfindung bringt bey uns eine gleiche Empfindung zuwege. Die Erzählung einer Geschichte kan uns in Verwunderung, in Mitleid und in Schrecken setzen. Und wer weis nicht, was die theatralischen Stücke über unsere Gemüthsbewegungen vermögen? Jedoch ist keine äussere Ursache in Erwegung derselben stärker als die Tonkunst und der Gebrauch einiger geistischer Feuchtigkeiten (liqueurs spiritueuses).

Die Tonkunde diente in den ersten Zeiten nur der Freude und dem Vergnügen; nach und nach aber wurde sie eine Mutter aller Leidenschaften. Orpheus hat nach den Berichten der Alten, Wunder damit angerichtet. Man kan das Gleichniß dieser prächtigen Lügen den

Alten zu gute halten, und die neuere Music betrachten, wenn man von ihrer Kraft über die Vergnügung des Gemüthes urtheilen will. Rameau hat es schon für kein Wunder mehr angesehen, daß die Trompeten den Soldaten muthig; daß die Haut-bois ihn munter, die Flote aber traurig und niedergeschlagen macht. Alle diese Wirkungen werden unterdessen durch zwölf Töne und ihre angenehme Vermischung, die man Melodie nennet, hervorgebracht. Die Harmonie trägt nicht minder das ihrige dazu bey. Der Herr Verfasser betrachtet sowohl das Singen als das Spielen auf Instrumenten. Jenes macht auf unsere Seele einen grössern Eindruck als dieses; und wenn die Instrumentalmusic unsre organischen Theile eben so stark als der Gesang rühret, so hat sie solches nur dem Tact und der Harmonie zu danken. Was diese letzte insbesondere betrifft, so erweiset Herr Lallemant, wie die Wohllaute in der Music ein Verhältniß untereinander haben. Er gehet darinne mathematisch zu Werke, und betrachtet die Schwingung der Sayten, nebst den daraus herstammenden Tönen und ihren Accorden *). Gleichwie nun der Eindruck den der Wohllaut vieler unter einander proportionirten Töne bey uns machet, eine Freude wirket; so führt herge-

*) Wenn man Lust hat, die Tonkunst mathematisch zu betrachten; so darf man nur Herr Eulers Theoriam Musicä nachlesen, der es gewiß hierinne dahin gebracht hat, wohin wohl schwerlich ein anderer kommen wird.

hergegen die Progression der Töne durch die sogenannten semitonia eine gewisse Traurigkeit mit sich. Unterdessen hat die Vermischung von vielen übellautenden Tönen oft eine seltsame Wirkung. Dem Kriegsmanne wächst der Muth bey dem Getöse der Pauken, Trompeten, Pfeifen, Flöten u. s. w. Woher kommt aber dieses? Gewiß daher, weil der Eindruck von diesem Tumulte in den Ohren des Soldaten so lebhaft ist, daß dadurch die Bewegung, welche die Lebensgeister auf die Hirnfibern machen, eben so verwirrt und gewaltsam wird.

Der dritte Absatz zeiget, was die geistischen Feuchtigkeiten in Ansehung der Leidenschafften ausrichten können. Unter diesen ist der Wein eine der vornehmsten. Trinket man ihn täglich in gehöriger Maasse, so erweckt er die Einbildung, schärft den Verstand, erfreuet das Herz, und macht guten Muth. Wird er aber übermäßig, ohne Ordnung und Wahl genommen, so verwirrt er die Begriffe, macht das Gedächtniß wüste, den Witz närrisch, und die Kräfte der Seele unbrauchbar. Will man die Ursachen dieser Wirkungen einsehen; so darf man nicht eben die neuen Zeiten allein um Rath fragen. Hippocrates hat schon davon geredet, und nach ihm haben viel griechische und lateinische Arzneygelehrten vom Weine eben so vortheilhaft gesprochen. Selbst die grössesten Dichter, Homer, Virgil, Ovid, Horaz u. s. w. haben den Wein dergestalt erhoben, daß sie ihre Schwachheit für dieses Getränk nur gar zu sehr

an den Tag geleget. Horaz war gewiß nicht zu nüchtern wenn er ausruffte: quo me, Bacche, rapis tui plenum: Selbst Cato, dieser strenge Römer, erregte oft bey sich den edlen Trieb zur Tugend, vermittelst des Weins: Narratur & prisci Catonis sæpe mero caluisse virtutem. Und wenn man noch deutlicher von den Wirkungen des Weins versichert seyn will, hat man nur auf die Erfahrung acht zu geben, die sich täglich vor unsern Augen zuträgt. Der Most, woraus der Wein wird, hatte vor seiner Gährung viele Salz- und Oeltheilchen in sich. Die Salztheilchen suchten vermöge ihrer flüchtigen Beschaffenheit, sich von den Oeltheilchen abzusondern; welche ihnen aber so viel möglich widerstunden. Hiedurch entstand ein innerlicher Kampf. Die Salztheilchen behielten die Oberhand, und äussern ihre Schärfe nur auf eine mäßige Art. Das Oel hat sich in diejenige Theile verwandelt, die man geistische Theilchen des Weins nennet. Diese sind es, wodurch derselbe das Feuer, den etwas scharfen Geschmack und sein eigenthümliches Merkmahl vor allen andern Feuchtigkeiten erhält; und man kan sagen, daß der Wein, überhaupt betrachtet, aus geistischen, irdischen, und wässerichten Theilen bestehet.

Wenn man dieses voraussetzet, so hat Lemery schon angemerkt, daß sich die Theilchen des Weins in unserm Körper von einander trennen, wie es beym Distilliren zuzugehen pflegt. Denn durch die Wärme in unserm Körper, sondern sich die geistischen Theilchen von den übrigen ab, ver-

theilen

theilen sich nach allen Seiten, und vermischen sich guten Theils mit dem Geblüte. Jedoch der gröste Theil steigt, nach Art der geistischen Feuchtigkeiten, in die Höhe, dringt zum Gehirne, und macht daselbst durch seinen schnellen Kreislauf, eine gänzliche Unordnung. Hiedurch gerathen nun die obgedachten Fibern wiederum in ein Zittern, und in der Seele entstehen Begriffe, die, nachdem die Anzahl dieser geistischen Theile grösser oder geringer ist, auch mehr oder weniger schnell und unordentlich aufeinander folgen. Die geistischen Theilchen die ins Geblüt gedrungen, wollen ebenfalls in die Höhe steigen. Daher dehnen sie das Blut aus und machen, daß es einen grössern Raum einnimmt. Eben dieses geschiehet bey den Hirngefässen. Diese müssen sich eben dieser Ursache halber ausdehnen. Daher folgt eine Zusammenpressung anderer anliegenden Theile: der Kreislauf der Lebensgeister gehet etwas langsamer von statten: und es folgt ein tiefer Schlaf, der so lange dauret, bis diese geistischen Theile gänzlich verflogen sind *).

*) Alles was Herr Lallemant von dem Weine beybringt, gilt auch gröstentheils von dem starken Getränke überhaupt. So sind z. E. einige Feuchtigkeiten, welche in weit geringerm Maase als der Wein getrunken werden, heftiger als derselbe, weil sie um so viel mehr geistische Theilchen in sich haben als der Wein. Ja man muß billig die starken Biere hieher rechnen; besonders aber die, welche man in Schweden und Eng-

Zu den zufälligen entfernten Ursachen de Leidenschaften, die man im dritten Capitel an trifft, gehören alle diejenigen, welche nicht unmittelbahr in die organischen Theile wirken, sondern nur durch einen besondern Zustand einiger Theile des Körpers, die Seele zu diesen oder andern Bewegungen geschickt machen. Dahin kan man rechnen erstlich die besondere Beschaffenheit des menschlichen Körpers; ferner das Alter eines jeglichen; das Geschlecht; das Temperament; die Luft; die Nahrungsmittel; die verschiedenen Feuchtigkeiten und Säfte im Körper; die Bewegung; und endlich das Wachen und den Schlaf. Von jeglichem dieser Stücke handelt Herr Lallemant ausführlich: der Raum aber leidet nicht ihm hierinne zu folgen.

Wir wollen vielmehr zur andern Abtheilung dieser Schrift gehen. In derselben siehet man die mechanischen Wirkungen der Leidenschaften. Alle Bewegungen der Seele bilden sich auf dem Gesichte und in den Augen. Diese Bewegung rührte von der zitternden Bewegung der Fibern der Hirnschwiele her; und durch sie werde auch das Gehirn in Bewegung gebracht. Nun hat das Gehirn vermittelst der Nerven, mit den übrigen Theilen des menschlichen Körpers eine so genaue Verbindung, daß wenn dasselbe angegriffen wird, auch die entfernsten

Theile

England verfertiget, welche wegen ihrer vielen oelichten Theilchen, den Namen der englischen oder schwedischen Oele bekommen haben.

Theile davon die Wirkung verspüren. Daher müssen alle Nerven die vom Gehirn ausgehen, alsobald in Bewegung gebracht werden, wenn sich die Fibern der Hirnschwiele bewegen. Die Augen, die Stirn, die Lippen; ja selbst die äusserliche Bedeckung des Gesichts, müssen davon etwas leiden, weil diese Nerven ihre Aeste dahin strecken. Daher schwellen alle diese Theile auf, wenn jemand zornig ist. Die gewaltsam gespannten Muscelu an der Stirne bringen die Stirn und den Raum zwischen den Augenbraunen in Runzeln; die Lippen ziehen sich zusammen; die äussere Haut nimmt Theil an diesem Eindrucke; die Hirnschale wird vorwärts gezogen; die Haare sträuben sich; die Muscelu der Augen werden gespannet und machen den Blick unnatürlich und wild *). Lallemant giebt noch viel andre Wirkungen an, die der

*) Hieraus erhellet, daß die nicht zum besten handeln, welche alle Physiognomie mit der Wahrsagerkunst verwerfen. Es ist mehr als zu gewiß, daß die äusserlichen Stellungen und Geberden, eine genaue Gemeinschaft mit den innerlichen Bewegungen der Fibern und der kleinsten Theile des Körpers haben. Was die Augen besonders betrifft, so haben einige Arzneykundige sogar die Mäuslein, die zur Bewegung des Auges dienen, nach denen verschiedenen Affecten benennet. Als da sind z. E. musculus attollens sive superbus, das hoffärtige Mäuslein; humilis oder deprimens, das demüthige; abducens oder indignabundus das zornige, u. s. w.

der Zorn hervorbringt, und redet darauf von der Traurigkeit und von der Freude, die ebenfalls ihre Wirkungen auf verschiedene Art von aussen blicken lassen.

Die Leidenschafften führen überdieses noch andere ausserordentliche Zufälle mit sich, die nicht so sehr in die Augen fallen als die, welche sich auf dem Gesichte äussern. Der Herr Verfasser nennt sie Erscheinungen der Leidenschaften, und theilet diese in allgemeine und besondere ein. Denen erstern ist der erste Absatz des zweyten Capitels gewidmet. Die allgemeinen Erscheinungen sind diejenigen, welche die ganze Maschine des Körpers betreffen, z. E. die Zusammenziehung der Muscel'n und der motus tonicus. Ist die Seele lebhaft gerühret, so gehen die Lebensgeister verwirrt durcheinander; die schwingende Bewegung der nervigten Fibern wächset; die Häutgen werden angegriffen; die Blutgefässe kraus, und die Muscelnfibern gespannt. Hieraus entstehen nun gewaltsames Herzklopfen, geschwinderer Kreislauf in den grossen Blutgefässen, und eine Unterbrechung desselben in den kleinen; die Absonderung der groben Feuchtigkeiten wird in Ansehung der abführenden Röhren, und der dazu bestimmten Drüsen gehindert u. s. w. Dieses sind die allgemeinsten Erscheinungen.

Die besondern theilet der Herr Verfasser nach den Theilen des Körpers ein. Er fängt beym Haupte im 2ten Absatz des andern Capitels

tels an. Wenn die Schwingungen der Fibern in der Hirnschwiele heftig sind, so muß die Seele in ihren natürlichen Wirkungen nothwendig gestört werden. Sie hat nicht mehr deutliche Begriffe, und lässet den Menschen blindlings dahin laufen, wohin er bey gutem Verstande nicht würde gewolt haben. Der Mensch siehet, höret und empfindet nicht anders als dunkel und undeutlich. Allein es äussert sich noch eine besondere Erscheinung an dem Haupte. Diese ist das Weinen. An dem innern Theile des obern Augenliedes, in dem äussern Augenwinkel lieget die Thränendrüse. Sie hat viel kleine Gänge, die indem sie sich vereinigen, andere grössere Gänge machen, wodurch den Augen die Thränenfeuchtigkeit zugeführet wird *). Ein Theil derselben dienet zur Befeuchtung des Augapfels. Die überflüssige Feuchtigkeit aber läuft entweder, wenn sie aus den Augen tritt, von den Wangen herab, oder zieht sich durch die gewöhnlichen Gänge in die Nase. Der Herr Verfasser

*) Der Herr Verfasser redet hier von derjenigen Drüse, welche die Zergliederer sonst glandulam innominatam (die ungenannte) nennen: denn die andere, die wirklich den Namen der Thränendrüse hat, ist gegen die erstere sehr klein, und sondert auch lange nicht so viel Thränenfeuchtigkeit ab: daher man hier unter dem Namen der Thränendrüse, die innominatam, nicht aber die glandulam lacrymalem verstehen muß. Denn alle Kennzeichen die Herr Laßemant angiebt, treffen auf die erste zu.

ser giebt hierbey die Ursache an, warum die Thränen mehr bey der Traurigkeit oder Freude, als in dem Zorn und Eifer erfolgen.

Hierauf kommt er zur Brust. Das Herz empfindet alle Bewegungen die in dem Gehirne vorgehen, und erreget in den heftigen Leidenschaften alle diejenige Erscheinungen, die wir schon oben erwehnet haben; z. E. die schnelle Bewegung des Kreislaufes im Geblüte, das unordentliche und öftere Schlagen der Pulsadern u. s. w. Wenn aber, wie gedacht, die äusserlichen Theile aufschwellen, so werden dadurch die abführenden Gänge der Hautdrüsen mehr und mehr verschlossen, und es kommt ein kalter Schweiß zum Vorschein. Nechst dem hat das Herz nicht allein eine Gemeinschaft mit dem Gehirne. Die Lunge und das Athenholen leiden gleichfalls etwas von den gewaltsamen Bewegungen, die im Gehirne vorgehen. Die Luft wird gewaltsamer Weise eingezogen und herausgestossen; die glottis schliest sich zusammen; die Sprache will nicht recht fort; die Stimme wird rauch und gezwungen. Ferner erklärt Herr Lallemant, wie es mit dem Lachen und den feinen Tönen die gemeiniglich dabey ausgestossen werden, zugehet. Auch das Singen erklärt er, welches man bey freudigem und muntern Gemüthe zu unternehmen pflegt. Hier kommt er wieder auf die Stimme, und zeigt in einer besondern Anmerkung, daß Herr Ferrein die Meinung des Herrn Dodart von der Menschenstimme widerlegt

legt habe. Wir können unmöglich alles schöne hier erzählen, was der Herr Verfasser von der Stimme und ihren verschiedenen Tönen beybringet. Von dem Unterleibe wird angemerkt, daß er in heftigen und ausschweifenden Leidenschaften keine sonderlichen Erscheinungen von sich blicken lasse: aber in den angenehmen, z. E. der Freude, gerathen die Fibermäuslein der Blase in Bewegung, und scheinen an deren Vergnügen Theil nehmen zu wollen. Sie geben wenigstens den Theil den sie daran nehmen, durch die baldige Ausübung ihrer bestimmten Verrichtungen zu erkennen. Daher kommt in der Freude der schnelle Fortgang des Urins, der sich beym weiblichen Geschlechte noch eher als beym männlichen findet. Hieher gehöret noch das heftige Bewegen des Zwergfels bey der Freude, und der Druck der dadurch auf die Eingeweide geschiehet. Ausser diesen finden sich noch andere Erscheinungen am Unterleibe, die wir aber übergehen. Endlich richten sich auch die äussersten Theile des menschlichen Körpers nicht wenig nach den Leidenschaften. Was ist das Tanzen, und die nach der Music abgemessene Bewegung der Hände und Füsse anders, als ein Zeichen, womit wir unser Vergnügen an den Tag legen? Herr Lallemant handelt davon weitläuftig, und beschliesset damit diesen Absatz.

Das dritte Capitel redet von dem, was die Leidenschaften in dem thierischen Baue hervorbringen.

bringen. In dem ersten Absatze findet si
die Wirkungen derselben in den thierische
Verrichtungen. Die allerheftigsten Gemüth
bewegungen machen eine Seele nicht läng
verwirrt, als sie selbst währen. Aber d
Freude und die Traurigkeit lassen zuweilen
betrübte Merkmahle nach sich, daß man solc
nicht anders als schwer auslöschen kan. Gewis
Leute, wenn sie sich in diesen Affecten an ei
Sache zu stark heften, kommen dadurch o
in einen Zustand, da sie einer Entfernun
des Geistes unterworfen sind. So ge
es den Mahlern, Poeten, Metaphysiker
Meßkünstlern, und öfters auch den Gottesg
lehrten, die ihre Betrachtungen so weit tre
ben, daß sie sich fast über die menschliche
Kräfte zu erheben scheinen. Denn da die
Leute sich so sehr auf einen einzigen Gegenstan
befleißigen, so sind die Fibern, die denselben i
nen vorzustellen bestimmt sind, allezeit gespanne
Sie sind folglich im Stande, durch die
Spannung alle andere Empfindlichkeit, d
sich im Körper äussern könnte, zu unterdrü
cken; Ja der Begriff, den die gespannten Fi
bern erzeugen, unterbricht und stöhret d
Ordnung aller andern Begriffe, welche viel
leicht entstehen könnten. Daher kan bey sol
chen Leuten keine andere Reihe von Gedanke
erscheinen, als die, womit sie jederzeit beschäf
tigt sind. Denn die Spannung der Fibern i
nicht so leicht zu heben. Sie nimmt vielmeh
zu, und die Empfindlichkeit wird dadurch

hoc

hoch getrieben, daß dergleichen Menschen in eine periodische Unsinnigkeit gerathen, und sich nur einen oder den andern Monath ihres Vernunft recht bedienen können. Bey dem Zorn ereignen sich noch gefährlichere Umstände. Er raubt uns zuweilen alle Erkänntniß, erregt ein Zittern in den Gliedern, und allerhand convulsivische Bewegungen; welches auch wohl die Furcht thut, die überdieses nicht selten mit epileptischen Zufällen verbunden ist. Wie solches insbesondere mit der Furcht zugehet, das beschreibt Herr Lallemant sehr deutlich:

Nachgehends kommen im zweyten Absatze die Wirkungen vor, welche die Leidenschafften in den Verrichtungen machen, die zum Leben gehören. Sie betreffen insbesondere die Lunge und das Herz. Da das Gewebe der Lunge äusserst fein ist; so muß bey gewaltsamen Leidenschafften die Brust nothwendig viel davon empfinden. Zuweilen folgt ein schweres Athemholen, das oft lange anhält. Doch das Herz fühlt noch weit mehr. In heftigen Gemüthsbewegungen wird es fast beständig zusammengezogen. Das Blut kan nicht genugsam aus den Herzohren in seine Hohlungen dringen. Folglich kan es nicht weiter in die übrigen kleinsten Blutgefässe kommen, auch nicht die Pulsadern gehörig ausdehnen. Daher entsteht bleiche Farbe im Gesichte; die Lippen werden blaß, der Puls geht langsam und schwach. Eben so erörtert der Herr Verfasser

auch dasjenige, was bey dem Herzen in de Freude vorgehet. Man kan bisweilen vo Freuden sterben. Laertius berichtet solche vom Chilo, der in den Armen seines Sohnes welcher als Sieger aus den olympischen Spie len zurücke kam, erblassete. Man lieset noch andere Fälle von dergleichen Begebenheiten und der Verfasser erzählet darauf, daß die Traurigkeit eben so gefährliche Folgen habe.

Im dritten Absatze erblicket man die Würkungen welche die Gemüthsbewegungen auf die natürlichen Verrichtungen haben. Hier nimmt die Traurigkeit den vornehmsten Platz ein. Das Geblüt wird dicke, weil man gemeiniglich träge ist. Es läuft zusammen und sondert sich von den wäßrigen Theilen ab. Die Gallenfeuchtigkeit sammlet sich in den Gallengängen, und macht daselbst Verstopfungen und Geschwulst. Kurz, der Magen, die Drüsen im Leibe, die Leber und alle Eingeweide leiden darunter. Was die Freude thue, untersucht der Herr Verfasser ebenfalls.

Endlich wird alles, was wir bisher gesagt, im vierten Capitel nochmals wiederholt und angewendet. Da die Gemüthsbewegungen gefährliche Folgen haben, so muß ein geschickter Arzt suchen, denselben vorzubauen. Sind die Fibern der Hirnschwiele zu gespannt und haben eine zu heftige Schwingung; so muß er diese zu vermindern und schlaffer zu machen bedacht seyn. Wäre aber das letzte; so ist seine

Pflicht,

Pflicht, sie in grössere Schwingung oder Zittern zu bringen. Herr Lallemant zeigt z. E. wie dieses durch die Music, durch die geistischen Getränke, z. E. den Wein, durch die Beschaffenheit des Körpers, das Alter, das Temperament, ferner die Beschaffenheit der Luft, der Nahrungsmittel, durch Bewegungen, durch den Gebrauch einiger Mittel, als Aderlassen, Tabackrauchen, und wie es endlich durch Schlafen und Wachen könne erhalten werden. Wir haben übrigens der Kürze wegen vieles zusammen ziehen müssen, und halten die ganze Schrift ihres besondern Inhalts wegen noch wohl für würdig, daß sie Liebhaber mit Aufmerksamkeit näher durchgehen.

IV.

Repertorium reale pragmaticum Juris publici & feudalis J.R.G.

d. i.

Des R. R. Staats- und Lehnrecht so wohl überhaupt als das besondere, der geist- und weltlichen Chur- und Fürsten rc. enthaltend den Kern der Reichsgrundgesetze, Reichs- und Wahltagsacten, in alphabetische Ordnung gebracht, nebst Anführung der neuesten und besten von jedem Titel herausgekommenen Ab-

handlungen; so daß dieses Wer
zugleich als eine hinlängliche biblio
theca juris publici & feudalis diene
wird; durchaus mit nöthigen R
missionen versehen 2c. Mit ein
Vorrede Christian Gottlieb Bu
ders D. Herz. Sächs. Hofr. de
Staats- und Lehnrechts, auch de
Gesch. öffentl. Lehrers und der Juris
Fac. Seniors auf der Universit
Jena. Jena, bey C. H. Cuno 175
2 Bände, Median 4. zusamme
7 Alphabet.

Des Herrn Hofrath Buders gelehrte Vorre
handelt von den Wörterbüchern, welc
zur Rechtsgelahrheit gehören. Einigen An
fang dazu hat der im deutschen und besonder
fränkischen Rechte, nach Beschaffenheit der d
mahligen Zeiten wohlgeübte Rechtsgelehr
Paul Matthias Wehner gemacht, dessen ob
servationes juris practicæ, Auszüge aus de
grossen Sammlungen der Cameralscribente
und Urkunden die ihm bey seiner eigen
Praxi unter die Hände gefallen, enthalten.

Die beste Ausgabe davon hat Joh. Schi
ter zu Straßburg 1701. fol. besorgt, un
solche so wohl selbst, als auch mit Rudinger
observationibus juris vermehret. Besold

Wer

Werk ist ebenfalls öfters, und mit Speidels, Diedhers und Fritschens Zusätzen vermehrt, zulezt 1740. fol. herausgekommen. Geiers observationes ad Jus & Antiquitates Germanorum enthalten nicht viel sonderliche in die beyde Staats- und Lehnrechte gehörige Titel. Des hochverdienten Rechtsgelehrten Friedrich Gottlieb Struvens Sammlungen und rechtlicher Erklärung unterschiedener deutschen Wörter und Redensarten, welche in den gemeinen Rechten, Landesordnungen ꝛc. vorkommen, ist ein guter Anfang zu einem vollständigern Werke der deutschen, zumal bürgerlichen Rechte. Von Meurern sind loci communes über die Reichsgesetze verfertiget worden, und ihm ist der kayserliche Reichs-Hofrath Franz Friedrich, Edler Herr von Andler ꝛc. gefolgt, dessen corpus constitutionum imperialium zu Frankfurt am Mäyn das zweytemal 1700. und der 2te Theil dazu 1704. herausgekommen: wobey Herr Buder wünschet, daß bey den Anmerkungen des 2ten Theils eine sorgfältigere Wahl hier und da beobachtet seyn möchte. Die Verfasser gegenwärtigen Repertorii haben sich solches gewissermassen zum Muster vorgestellet, auch hier und da die oft partheyischen Meinungen des Herrn von Andler, aber auch die Gegengründe angeführet. Herr Buder nennet in der Folge noch diejenigen, welche die alten Wörter und Redensarten, die in der deutschen Rechtsgelehrsamkeit vorkommen, erklärt ha-

ben, wohin Spelmanns Glossarium archæo logicum, Sommers sehr seltenes dictionarium saxonico latino anglicum, Oxf. 1659. fo u. d. g. mit gehören. Des Herrn M. Hal aus in Leipzig specimen glossarii fori germa nici ex diplomatibus rühmet Herr Hofrat Buder, und wünschet, daß dieser Gelehr den vortrefflichen Vorrath der in den Leipzig Bücherschätzen zu finden ist, bey Ausführun eines solchen noch fehlenden Buches anzuwen den Zeit hätte.

Den Gebrauch des Werkes das wir vo uns haben, setzet Herr Buder theils darinn daß auch in Reichs- und Lehnssachen geübt Männer solches zum geschwinden Nachschla gen, und zur Erinnerung desselben was sie so gleich zu wissen verlangen, brauchen können theils daß es andern, die mit allen darzu nö thigen Büchern nicht versorgt sind, oder solch selbst durchzugehen nicht Zeit haben, Beyhülf leiste; wie es denn auch solchen, die sich nich hauptsächlich um das Staatsrecht bekümmer haben, angenehm seyn, und oft nöthige Nach richten ertheilen kan.

Eine kurze Vorerinnerung der Verfasse redet von dem Fleiße, den sie bey Verfer tigung dieses Werkes angewandt haben, sowoh als von ihrer Urpartheylichkeit.

Der erste Band gehet von A bis H; un der zweyte enthält das übrige des Alphabeths Wir können von der Ausarbeitung auf kein

ander

andere Art einigen Begriff ertheilen, als daß wir aus einigen Artikeln Auszüge geben.

Wir wollen dazu zuerst den Artikel von Calender nehmen. Der Calender wird als eine nach dem Laufe der Sonne und des Mondes eingerichtete Eintheilung des Jahres in Monate, Wochen, Tage und Festtage beschrieben; woraus denn folget, daß einen Calender zu machen, niemanden verwehret werden könne, der die nöthige Geschicklichkeit dazu besitzet. Darauf wird die Stelle aus dem Tacitus de M. G. angeführet, daß die alten Deutschen Winter, Sommer und Frühling unterschieden; aber weder den Namen noch die Güter des Herbstes gekannt hätten. Nach Kayser Carl des grossen Zeiten ward der julianische Calender eingeführet. Man war mehr als einmal bemühet, den Unordnungen abzuhelfen, die aus seinen Fehlern entstunden. Gregorius der 13te brachte dieses Werk zu Stande. Er gab deswegen 1581 eine eigene Bulle heraus, in welcher der alte Calender völlig abgeschafft ward, und drohte so gar denenjenigen welche diesen neuen Calender angreifen würden, GOttes und der Apostel Petri und Pauli Ungnade. Die Bulle steht in Linkens dissert. de Calendario, und vollständiger in Cherubims Bullario magno romano T. II. p. 455. Blondels Histoire du Calendrier Romain beschreibt die Geschichte des Calenders vollständig. Die catholische Christenheit nahm diesen Calender willig an; und der Pabst schickte

den Cardinal Madrucium deswegen an den Kayser Rudolph II. Der Kayser trug die Sache den Reichsständen zu Ausgange des Reichstags zu Augspurg 1582 vor. Die Evangelischen wolten nichts davon hören; und der Churfürst von Sachsen conferirte deswegen mit dem Landgrafen von Hessen Wilhelm fleißig. Man meinete es käme nicht darauf an, ob es nicht rathsam wäre, einen bequemen Calender einzuführen; sondern darauf, von wem, und auf was Art solches geschehen solte. Das Calenderwesen hange vom Kayser und dem Reiche ab, und man könne und dürfe sich dieserwegen nichts vom Pabste vorschreiben lassen. Also hielten die Evangelischen die Sache deswegen für bedenklich, damit es nicht scheinen möchte, als hätten sie dem Pabste etwas nachgegeben *); und die Sache ward damals verschoben. Im Jahre 1583 nahmen der Kayser und die Stände den gregorianischen Calender an. Rudolph II. suchte solchen allgemein zu machen, und ließ deswegen unterm 15ten des Herbstmonaths 1583 ein eigen Edict ins Reich ausgehen, wo er die Unvollkommenheit des alten Calenders, wie auch die Unordnung welche aus dessen Beybehaltung in Deutschland, wegen des Handels mit andern Ländern, wo der neue angenommen war, u. d. g.

vor:

*) Wer die Kunstgriffe des röm. Hofes kennet, der wird diese Bedachtsamkeit nicht mißbilligen noch vielweniger sie mit einem gewissen sonst wohlverdienten Mathematicverständigen, einen ungegründeten Eyfer schelten.

vorstellete. Die eigenen Worte des Edicts sind hier zu lesen. Einige französische Stände liessen sich auch zu Annehmung des gregorianischen Calenders bewegen: andern aber misfielen die Worte der päbstl. Bulle, da der Pabst solches nach der ihm von GOtt ertheilten Macht anbefahl, zumal da von Verständigen viele Fehler in demselben entdeckt wurden, wovon Scaliger de emendatione temporis, Strauchii dissert. de computatione Julio Constant. & Gregoriana, gelesen werden können. Die Evangelischen beruffen sich wegen ihrer Freyheit die Feste zu feyern auf den 27. §. des Religionsfriedens. Bey dem Reichscammergerichte bliebe man noch eine geraume Zeit bey dem alten Calender, wie Schwanemann de proc. Cam. u. a. bezeugen. Kayser Matthias schlug auf dem Reichstage zu Regenspurg vor, das gedoppelte Calenderwesen abzustellen: aber ohne Erfolg. Bey den westphälischen Friedenshandlungen und im R. A. von 1654. ward ebenfalls die Sache vorgetragen, und nichts ausgemacht! Indessen geschahen verschiedene Vorschläge, wie man eine Gleichheit der Calender zu Stande bringen könnte, davon man Blumens proc. Cam. T. 6 n. 3, Bachmeyers Calendervereinigungen, Ellvods Conformations- und Mittel Calender 1659, Weigels speculum temporum c. VIII. nachsehen kan. Kayser Leopold brachte die Sache 1664. zu Anfange des jetzigen Reichstages von neuen in Erinnerung, welches ver-

ursachete, daß zu Ende des XVII. Jahrhunderts
mit Ernste an der Calenderverbesserung gearbei
tet wurde. Dasjenige was dieserwegen beschlos
sen worden, wird hier angeführet; welches wi
aber als etwas bekanntes nicht abschreiben wol
len. Der Umstand wird dabey angemerkt, da
der Schluß des Corporis evangelici in den mei
sten Stücken mit Weigels Vorschlägen über
einstimme; nur daß Weigel eine beständige U
bereinstimmung der Tagezählung angegeben, in
dem er in 400. Jahren drey Schalttage aus
lassen wollen, wie im gregorianischen Calende
geschiehet. Aber der Schluß des Corpori
evangelici gehet bloß auf das XVIIIte Jah
hundert. Uebrigens unterscheidet sich di
Einführung des verbesserten Calenders von e
ner Annehmung des gregorianischen genugsa
durch die astronomische Rechnung. Das Co
pus Evangelicorum hatte den guten Vorsatz, z
Beförderung der alljährlichen astronomische
Ausrechnung ein Collegium Mathematicoru
zu ordnen, welches aber unterblieben ist. Doc
veranlassete eben dieses die Stiftung der Kö
Preußis. Societät der Wissenschaften. Ma
kan eine Menge Abhandlungen von diese
Sache anführen, dazu auch einige Disputa
tionen vom Rechte der Fürsten über die Zeit
rechnung gehören, die hier genennet werden.

Unter dem Worte Idioma wird von de
Sprachen, welche bey Reichsgeschäfften ge
bräuchlich sind, geredet. In der G. B. XXX

l. 1. §

l. 1. §. wird idioma von lingua unterschieden, und bedeutet mehr eine Mundart als besondere Sprache. In der G. B. II. l. 2. §. heist es von dem Wahleyde der Churfürsten: juramentum præstabunt vulgariter, welches Schilters uralte Uebersetzung giebt: sie sollen den Eyd in Deutsch thun. Die Gewohnheit alle Reichsschlüsse und öffentliche Urkunden lateinisch auszufertigen, daurete im deutschen Reich bis in das XIII. Jahrhundert: und nach einiger Meinung soll die erste Reichsconstitution vom Kayser Friedrich II. in deutscher Sprache publiciret worden seyn. Zu Ausgange besagten Jahrhunderts wurden die meisten Urkunden deutsch abgefaßt: bis endlich diese Sprache zum Reichsstyl geworden, worzu Kayser Rudolph I. viele Gelegenheit gegeben, da er die deutsche Sprache in der Canzley mehr als vor dem brauchte. Ob aber solches vermittelst eines Reichsgesetzes anbefohlen worden, wird von vielen in Zweifel gezogen, wovon Fritschens exercitatio de jure idiomatis in imperio Cap. IV. §. 2. nachgelesen werden kan. Schilter in der Vorrede zum Cod. Jur. Feud. Alem. will behaupten, die deutsche Sprache sey schon zu den carolingischen Zeiten gesetzmäsig gewest, weil Ludwig der fromme im 823 Jahre befohlen, daß die Capitula und Constitutiones der Kayser den Gläubigen sollen vorgelesen werden, welches wohl nicht anders, als in der Muttersprache geschehen können; allein unter den Gläubigen werden hier die Geistlichen verstanden,

standen, welchen doch das Lateinische bekan
gewest ist. Die erwähnte Constitution Kay
Friedrich II. lieset man beym Goldast II. Th
der Reichssatzungen. Lehmann hat Kayser R
dolph I. deutschen Landfrieden der speyerisch
Chronic eingerückt. Telgmann in seiner Schr
von der Ahnenzahl giebt verschiedene Ursach
an, warum man sich ehedem in den deutsch
Angelegenheiten einer fremden Sprache bedi
net: z. E. den Mangel förmlicher deutsch
Buchstaben; den Mangel einer deutschen O
thographie, da jeder schrieb wie es ihm einfiele, u
ein anderer solches schwerlich lesen konnte; d
Bemühungen der Geistlichen, bey allen Urku
den die lateinische Sprache beyzubehalten, d
mit sie unentbehrlich wären, weil sonst nieman
Lateinisch verstund; wie auch die Einbildun
das deutsche Reich sey eine Fortsetzung des r
mischen. Von Sigismunds Zeiten, und beso
ders nach dessen Anordnung 1407 an, (Golda
Reichss. P. II. p. 98.) wurde die deutsc
Sprache in den Reichscanzleyen gebräuchliche
Und nachmals hat Carl V. nebst den folge
den Kaysern versprechen müssen, in Reichss
chen sich keiner andern als der deutschen u
der lateinischen Sprache zu bedienen. Gege
wärtig votiren auf dem Reichstage nur Bu
gund, Lothringen und Savoyen lateinisch: be
der Reichscammer werden nicht einmal die i
fremder Sprache abgefaßten Schriften a
genommen; und als die Cammer d

Anfoderung eins französischen Generals, französisch beantwortete, bekam sie dieserwegen von der Reichsdeputation eine Erinnerung. (Meyern, Act. Comit. 1654.) Bey Unterhandlungen mit auswärtigen Potentaten ist die lateinische Sprache im Gebrauche: und wenn das Creditiv eines auswärtigen Ministers bey dem Reichsconvent in einer andern als der lateinischen oder deutschen Sprache abgefaßet ist, muß ein sogenanntes Transsumt in einer von beyden Sprachen beygelegt werden. Dieses Transsumt wird sodann ad dictaturam gebracht; das in fremder Sprache gesetzte Original aber nur mit communiciret. Mit Frankreich haben die Stände wegen des idiomatis von Zeit zu Zeit viel zu streiten gehabt; wiewohl die Franzosen es nie dahin bringen können, daß man die in ihrer Sprache abgefaßten Schriften pro authenticis & objecto deliberationum gehalten hätte. Was bey dem westphälischen Frieden dieserwegen vorgegangen, lehren Pufendorf Rer. Suecic. L. XVI. wie auch Meyern A. P. W. Tom. IV. p. 916. T. V. p. 321. und von dem was zu Niemägen darüber abgehandelt worden, reden die Actes & Memoires de la Paix de Ryswick T. II. p. 20. Als bey dem frankfurter Congreß 1682. die französischen Gesandten den Vortrag in ihrer Sprache thaten, erinnerte man sie, sich der lateinischen zu bedienen, welches sie sich aber weigerten, weil die französische Sprache im Röm. Reiche pro vernacula

zu

zu achten. Man wandte ihnen ein, die
Vornehmen laufe nicht nur wider die Reich
sondern auch wider aller hohen Potentaten v
schiedener Nationen und Sprachen in der Ch
stenheit übliches Herkommen; und es wür
alsdenn Spanien, Engeland, Polen u. s.
eben dergleichen fodern. Sie haben sich ab
zu mehrern nicht erkläret, als daß sie eine l
teinische Copie machen, und solche den käyse
lichen, doch ohne Unterschrift übergeben wo
ten. Die kayserliche Gesandschafft hat zw
solche angenommen, aber zu verstehen gegebe
daß man sich nicht einlassen könnte, wenn d
lateinische Exemplar nicht in forma proban
übergeben würde. Es geschahen verschiede
Vorschläge, die hier erzählet werden, ohne etwa
auszumachen. Man sehe davon Lynker d
idiomate Imperii p. 19. Electa I. Publ. T. V
p. 393. Pufendorf Rerum Brand. L. XVII
p. 48. Lünigs Reichscanzley T. IV. p. 17
Londorp A. P. T. XI. p. 355. Bey den ryß
wikischen Friedenshandlungen bedienten sic
die Franzosen wieder ihrer Sprache, worübe
sich die Reichsstände von neuen beschwerten
Indessen ward sowohl dieser als der niemägi
sche und westphälische Friedensschluß lateinisc
aufgesetzet. Bey dem fränkischen Creißconven
zu Nürnberg 1702. gab es wieder Sprach
irrungen, (s. Histor. Abhandl. der Churbaye
rischen Associationshandlung, p. 69. Lünigs
Theatrum Cerem. T. I. p. 819.) und der ra

stäti

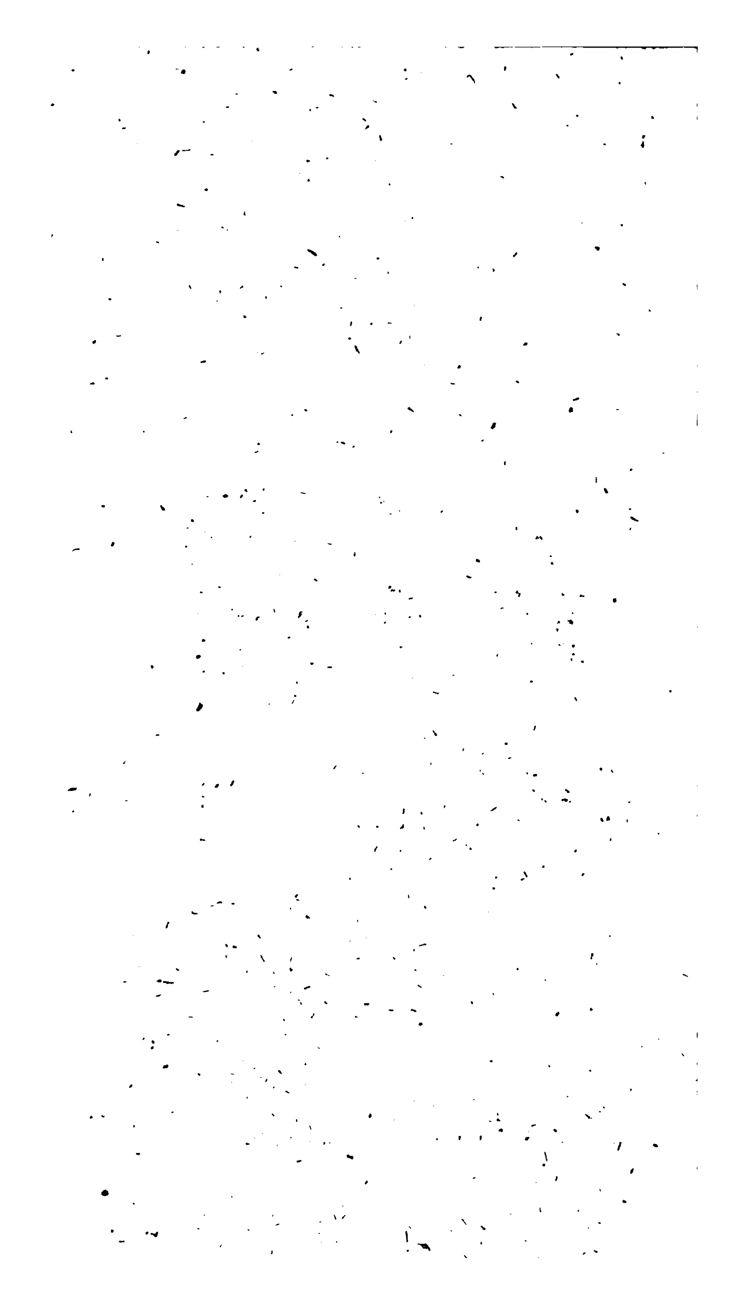
stätische Friede ward so gar wider alles Herkommen französisch abgefaßt; wiewohl mit der eingerückten Clausul de non præjudicando. Darauf werden die Streitigkeiten des C. de Gergi umständlich erzählet, welcher als Plenipotentiarius bey dem Reichsconvente französische Creditive vorgewiesen, ob er wohl seine Memorialia und Producenda deutsch oder lateinisch zu übergeben willens gewest. Man nahm aber die französischen Creditivschreiben nicht an. Electa I. Publ. T. X. p. 918. 956. Treuer de jure Statuum imp. circa legatos exteros in Comitiis C. III. p. 42. - - 49.) Mit dem Marschall von Belleißle auf dem Wahltage nach Kaysers Carl des VI. Ableben, entstanden eben solche Streitigkeiten. (v. Olenschläger Gesch. des interregni nach Absterben Kayser Carl VI. T. IV. p. 299. Mosers Abhandl. von den europäischen Hof- und Staatssprachen 377. - - 386 S.) Ueber die angeführten Schriften gehören noch hieher Bastineller de idiomate germanico forensi ab JCtis diligenter colendo, Jen. 1673. Grubel de lingua Germanorum veteri & hodierna, Tremoniæ 1678. Stiev Europ. Hofceremoniel IV. Theil.

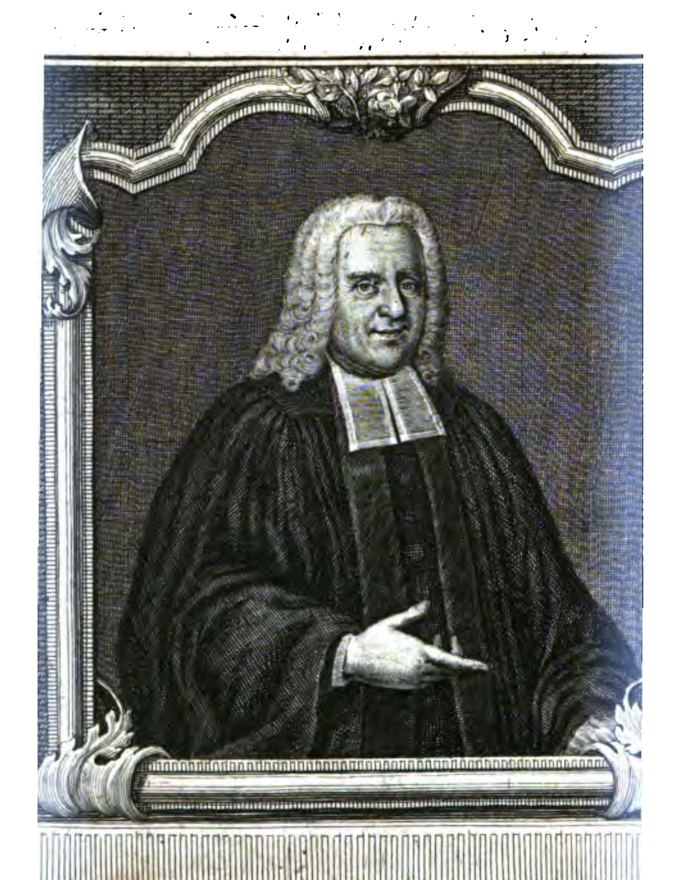
Unsere Absicht ist nur gewest, durch einige Proben zu zeigen, wie vollständig und ordentlich die Artikel dieses Werkes ausgearbeitet sind: und da solches aus dem angeführten zulänglich erhellet, so wollen wir nichts weiter beybringen, als

als daß die übrigen, denen welche wir gewählet haben, durchgängig ähnlich sind, und das Buch von allen mit Nutzen gebraucht werden könne, welche entweder aus Neugier sich eines und das andere vom deutschen Staatsrechte bekannt machen wollen, oder bey besondern Fleisse den sie darauf wenden, alles was zu einer Materie gehöret, ordentlich beysammen finden, und Anleitung, wo sie weiter nachlesen können, haben wollen. Weil auch immer von einem Artikel auf den andern gewiesen wird; so kan man dadurch die Sachen in gehörigem Zusammenhange lesen. In eben dieses Verlegers Handlung wird nächstens ein dergleichen Wörterbuch über das Privatrecht herauskommen, welchem es nicht an Beyfalle mangeln kan, wofern es mit gegenwärtigem in der Ausarbeitung übereinstimmet.

Innhalt:







Johañ Gottlieb Walpurger,
Pastor prim: und Inspector
zu Waldheim.

Zuverläßige Nachrichten

von dem

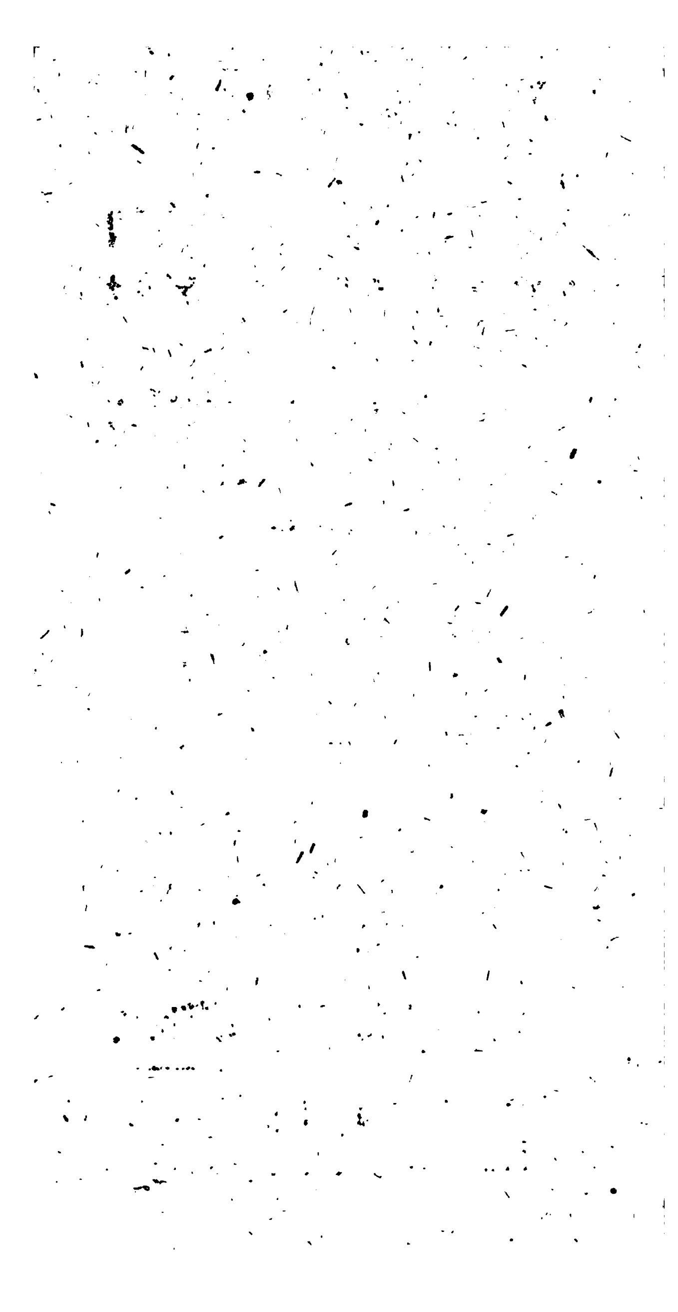
gegenwärtigen Zustande, Veränderung und Wachsthum der Wissenschaften.



Hundert acht und funfzigster Theil.

Leipzig, 1753.

in Joh. Friedr. Gleditschens Buchhandlung.





I.

Johann Swammerdamm, der Arzneykunst Doctor von Amsterdam, Bibel der Natur, worinne die Insecten in gewisse Classen vertheilet, sorgfältig beschrieben, zergliedert, in saubern Kupferstichen vorgestellet, mit vielen Anmerkungen über die Seltenheiten der Natur erläutert, und zum Beweis der Allmacht und Weisheit des Schöpfers angewendet werden: Nebst Hermann Boerhave Vorrede von dem Leben des Verfassers. Aus dem Holländischen übersetzet. Leipzig 1752, in Folio, IV Alph. 19 Bog. 53 Kupfer.

Wir würden es bey unsern Lesern kaum verantworten können, wenn wir ihnen nicht die glückliche Vollendung dieses so nützlichen als vortrefflichen Werkes meldeten, dessen Unterneh-

nung wir ihnen ehemals angekündiget habe
Man muß es der Buchhandlung in we
solches herausgekommen ist, zum Ruhme n
sagen, und der Augenschein wird es so g
lehren, daß sie ihrer Seits nichts habe er
geln lassen, was zu der Schönheit desselben e
beytragen könne. Ein reiner und saul
Druck, schönes feines und weisses Papier
das wenigste gewest, wofür sie gesorget
Sie hat auch die Kupfer, welche bey di
Werke zur deutlichen Erkenntniß und Er
terung der darinne beschriebenen Sachen n
wendig sind, von einem geschickten Kün
auf das richtigste und sorgfältigste nachste
lassen; und solche sind dergestalt ausgefa
daß sie den holländischen nichts nachgel
Da nun der innere Werth dieses Buches e
falls von besonderer Schätzbarkeit ist, wir a
des Originals selbst noch keine Erwähn
gethan; wie denn solches überhaupt in weni
Tagebüchern geschehen ist: so haben wir es
eine Art von Schuldigkeit angesehen, un
Landesleuten bey Gelegenheit dieser deuts
Uebersetzung, den Innhalt desselben anzu
gen. Die Besorgung der Ausgabe des O
ginals mit einer lateinischen Uebersetzung
Doctors und Professors der Arzeneykunst u
Chymie in Leiden, Hieron. David Gaub
ist der letzte Dienst gewest, welchen der
rühmte Boerhave der gelehrten Welt erwi

*) Man sehe den 140 Theil dieser zuverl. Na
richten a. d. 514 u. f. S.

hat. Wir wollen uns nicht bey demjenigen aufhalten, was er in seiner Vorrede von dem Leben des Verfassers und den Schicksalen des gegenwärtigen Buches erzählet. Jenes kan man bereits anderwärts in der Kürze lesen; und von diesem ist auch schon in der obgedachten Ankündigung das nöthigste angezeiget worden. Wir wenden uns gleich zu dem Werke selbst, und glauben, man könne keine bessere Empfehlung desselben machen, als wenn man einen Auszug der darinne enthaltenen allgemeinen Capitel und besondern Abhandlungen liefert.

In dem ersten Capitel zeiget Swammerdam die Ursache und Veranlassung zu diesem Werke, wie auch dessen Eintheilung an. Er hatte in seinem Buche von dem Athemholen sich anheischig gemacht, die eigentliche Veränderung einer Raupe in ein Goldpüppchen, oder in die Verwandlungshülse, in ihr völliges Licht zu setzen. Dieses brachte ihn dahin, zugleich die unterschiedenen Arten abzuhandeln, worinne sich die blutlosen Thiere zu verschiedenen Zeiten zeigen, da sie die Gestalt einer Puppe entweder noch nicht, oder bereits angenommen haben. Er hielt es dabey für nöthig, einige Classen und Ordnungen von dergleichen Veränderungen zu machen und zum Grunde zu legen. Ehe sich aber solches unternehmen ließ, muste erst dasjenige aus dem Wege geräumet werden, was viele fälschlich davon vorgestellet hatten. Das erste, was er demnach in die-

 ser

ser Abhandlung thut, ist, daß er die Nym
oder das Püppchen als den eigentlichen Gr
aller natürlichen Veränderungen der sogena
ten blutlosen Thiere vorstellet: und hierzu n
das zweyte Capitel angewandt. Unter
Worte Veränderung oder Verwandlung
steht er nichts anders, als einen langsamen
natürlichen Anwachs der Gliedmassen. M
bewundert es allerdings, daß eine Raupe
einem geflügelten Thiere wird. Es befin
sich dabey aber nichts wunderbarers, als
dem Hervorkeimen und Augentreiben ei
Pflanze und Blume. Denn wie sich aus
Knospe die Blume und Frucht nur entwic
und herauswächst; so geschieht es auch h
Das Püppchen ist eigentlich zu reden ein b
ses Heraussprossen, Herauswachsen, Hera
schiessen oder Ausdehnen eines Wurmes o
einer Raupe in ihren Gliedmassen, welches
dem zukünftigen Thiere eigene Gestalt schon
sich hat; oder es ist dergleichen Auswach
eines Wurmes oder einer Raupe in den Gl
massen des Thierchens selbst unter der Gest
eines Püppchens. Der Wurm oder die R
pe verwandelt sich also nicht in ein Püppch
sondern wird durch den Anwachs der Glie
zu einen Püppchen. Dieses verwandelt s
hernach auch nicht in ein geflügeltes Thier: so
dern eben derselbe Wurm und eben diesel
Raupe, die durch Abstreifen der Haut die G
stalt eines Püppchens angezogen hatte, w
aus demselben zu einem geflügelten Thie

Vergl

dergleichen Verwandlung ist von der Verwandlung eines Küchleins in eine Henne, und eines jungen Frosches in einen alten, nicht unterschieden. So verschieden die Püppchen ihrer Art nach auch seyn mögen; so kommen sie doch durchgängig darinne mit einander überein, daß sie insgesamt das zukünftige Thier eigentlich vorstellen, ja das Thierchen selbst sind, und sich wie eine Raupe zur Häutung anschicken. Ist diese geschehen, so scheint es, als ob sie eine neue Gestalt angenommen hätten, und in ein ander Thier verwandelt worden wären. Es wachsen die Gliedmassen unter einer Haut bey dem Wurme oder der Raupe allmählich an, bis sie endlich so stark werden, daß sie solche zersprengen. In einigen lassen sich so gar die unter der Haut verborgenen Füsse, Flügel, Hörner u. s. w. anweisen, und der Verfasser hat einen Bienenwurm durch Aufritzung seiner Haut am Kopfe, zu einen Bienenpüppchen gemacht, und dessen verborgene Gliedmassen an das Licht gezogen. An den Püppchen läßt sich auch die Gestalt der daraus entstehenden Thierchen und ihrer Gliedmassen wahrnehmen; wiewohl mit dem Unterschiede, daß die Lage derselben etwas anders ist, als bey den Thierchen selbst, und solche nach Beschaffenheit mehr oder weniger kenntlich sind. Weil man nun bey einigen die eigentliche Gestalt nicht recht hat erkennen können: so ist solches der Ursprung sonderbarer Irrthümer gewest, wodurch der Grund der natürlichen Veränderungen,

oder die rechte Kenntniß der Püppchen, zie
verdunkelt worden.

Auf was für Art und Weise dieses eig
lich geschehen, und wie man weiter zu so
rechten Kenntniß gelangen könne, solche
das zweyte, was der Verfasser allhier dart
Er wendet dazu das dritte Capitel an,
zeiget, was Moufet, Harväus, und G
daert irriges davon angegeben haben.
Fehltritte sind theils durch Einbildungen, th
durch unrichtigen Unterricht veranlasset n
den. Man hat nicht auf die Natur selbst g
hen, noch durch mancherley Erfahrungen v
suchet, auf den Grund aller Veränderun
den Insecten zu kommen. Denn sonst wü
man gefunden haben, daß alle die mannichf
tigen Arten dieser Thierchen, sammt allen ih
Veränderungen, in den Püppchen besteh
Da sich aber dieses Püppchen unter den m
nichfaltigen Gestalten der Thiere verbirgt, u
sich daher auch den Augen der allerscharfs
tigsten entzogen hat; so war es nöthig,
man dieses Püppchen unter seinen zufällig
Vorstellungen auch verschiedentlich betrach
Dieses thut der Verfasser in dem vierten Ca
tel, und machet vier unterschiedene Classen o
Ordnungen, unter welche er fast alle Arten
Veränderungen der Insecten zu bringen
getrauet.

Die erste Ordnung ist diejenige, da
Thierchen unmittelbar mit allen seinen Gli
maßen aus dem Eye kömmt, nach und n

zu seiner vollkommenen Grösse anwächst; und alsdenn zu einem Püppchen wird, das nicht mehr häuten darf. Die zweyte ist die, da das Thierchen mit sechs Füssen aus seinem Eye herauskriecht, nach und nach vermittelst einiger ausgewachsenen Beutelchen oder Knöspchen, vollkommene Flügel bekömmt, und endlich zu einem Püppchen wird. Die dritte ist, da ein Würmchen oder eine Raupe, ohne Füsse, oder mit sechs Füssen, oder auch mit mehrern aus seinem Eye hervortritt, in seinen Gliedmassen unmerklich unter dem Felle anwächst, dieses endlich abstreift, und zu einem Püppchen wird. Die vierte Ordnung ist, da der Wurm gleichfalls ohne Füsse oder mit sechs und mehrern Füssen aus dem Eye hervorbricht, und unter der Haut unmerklich anwächst, die Haut aber nicht ableget, sondern in derselben die Gestalt eines Püppchens annimmt. Nachdem er diese vier Vertheilungen überhaupt angezeiget, und damit die allgemeinen Capitel beschliesst; so nimmt er diese vier Classen jede besonders vor, und beschreibt das Püppchen in denselben umständlich, nachdem er zuvor alle Thierchen angegeben hat, welche zu einer jeden gehören. Er bemerket, es sey ausser allen Zweifel, daß ein jedes blutloses Thier aus einem Eye hervorkomme, welches ein anderes seiner Art geleget habe: jedoch treten einige unmittelbar, das ist in allen ihren Gliedmassen vollkommen aus dem Eye hervor; andere aber müssen noch durch einige Verwandlungen hindurch, bevor sie zu der

 Voll-

Vollkommenheit ihrer Gliedmassen gelang
Indem sie aber zuletzt noch die Gestalt ei
Püppchens annehmen: so geht mit ihnen a
neue eben dieselbe Veränderung, oder eben
Ausdünstung der überflüssigen Feuchtigkei
vor, die mit dem ersten Thierchen, das unm
telbar aus dem Eye hervorkömmt, geschie
und mit ihm selbst schon vorher in dem E
einmal geschehen war. Denn so wohl die Thi
chen, welche in allen ihren Gliedmassen vollko
men durch das Ey brechen, als auch die, w
che erst in Gestalt eines Würmchens dara
hervor kriechen, liegen fast auf eben die Wei
ohne die geringste Nahrung um sich zu habe
in dem Eye, als die Würmer und Raupen
der angenommenen Püppchensgestalt ohne Na
rung da liegen. Wie aber diese in gedachter G
stalt so flüßig als Wasser, und ihre Gliedma
sen von so vielen Feuchtigkeiten aufgeschwolle
sind, daß sie sich, ob sie schon leben und fü
len, dennoch nicht regen können: so sind au
die Thierchen erster Art in ihrem Eye eben
beschaffen, eben so flüssig und unbeweglich. Un
wie die Thierchen aus den Püppchen, oder vie
mehr die Thierchen selbst in Gestalt der Püp
chen eher nicht zum Vorschein kommen, als bi
die Feuchtigkeiten verrauchet, und ihre Glied
massen zum Durchbruche der äussersten Hau
hinlänglich stark geworden sind: so verlasse
auch diese Thierchen insgesamt, sie mögen nu
vollkommen oder unvollkommen aus ihrem Ey
hervorbrechen, ihre Eyer oder Hüllen nicht eher

al

als bis ihre überflüßigen Feuchtigkeiten ausgedünstet, auch ihre schwachen Gliedmassen genugsam gestärket, und in den Stand gesetzet worden, ihre äusserste Haut, die sie als eine Schale umschließt, durchzubrechen, abzustreifen, und endlich zu verlassen. Diese Eyer verdienen also nicht Eyer, sondern vielmehr Eyerpüppchen genennt zu werden; wie denn auch vielmals die Eyer selbst schon das Thier vorstellen, das aus ihnen mit der Zeit hervorkömmt. Man könnte also das erste im Eye beschlossene Thierchen füglich das eymäßige Thierpüppchen, und das zweyte Thierchen das eymäßige Wurmpüppchen nennen; wie denn auch das sogenannte Ey, das sie umgiebt, viel beqvemer ihre Haut, als ihr Ey, oder ihre Schale zu benennen wäre, in welcher sie noch müßten gebildet werden.

Hierauf nimmt der Verfasser die erste Ordnung vor sich, da das Thierchen schon ganz vollkommen aus dem Eye oder der Haut, worinne es gelegen, hervorkriecht, und darauf keine andere merkliche Veränderung mehr aussteht, noch zu einen eigentlich so genannten Püppchen wird. Da es aber doch, ehe es zu seiner völligen Grösse kömmt, noch einigemal verhäuten muß, eben so wie die Würmer und Raupen thun, wenn sie die Gestalt eines Püppchens annehmen; durch die letzte Verhäutung aber seine Glieder einigermassen verändert werden: so muß man dasselbe, wenn es in seiner letzten Haut stecket, für ein Püppchen ansehen.

Denn

Denn nach Ablegung dieser letzten Haut ist es erstlich zu Fortsetzung seines Geschlechts geschickt geworden, und zu seinem vollkommenen Alter und männlichen Kräften gelanget. Es gehen auch alsdann erst an einigen allerhand Veränderungen vor; und daher hält sich der Verfasser um desto mehr berechtiget, dieses Thierchen als ein Püppchen zu betrachten, und des Unterschieds halber Thierpüppchen zu benennen.

Zu dieser ersten Ordnung rechnet er die verschiedenen Arten von Spinnen, wovon er diejenigen die er selbst gehabt, sorgfältig und genau beschreibt, und einige besondere Anmerkungen davon beybringt; ferner die Mülbe, die verschiedenen Arten der Läuse, den zackigten Wasserfloh, die mancherley Arten von Kellerwürmern oder Asseln, die Erd- oder Regen-Würmer, die Scorpionen, die Blutigel, den Vielfraß oder das Tausendbein oder den langen Ohrwurm, und die Schnecken. Alle diese Thierchen kommen unmittelbar zum Vorscheine, und verwandeln sich niemals in unbewegliche Püppchen. Ihre Eyer bringen ihres Gleichen unmittelbar hervor. Doch ist dabey zu merken, daß einige von diesen Thieren, als die Scorpionen und einige Arten von Schnecken, eben so wie die Menschen und die vierfüssigen Thiere, die Eyer in ihren Leibe ausbrüten, und lebendige Thierchen zur Welt bringen.

Damit aber der Verfasser ein eigentliches und umständliches Vorbild von den zur ersten Ord-

nung

nung gehörigen Thierchen geben möchte: so hat er einen mit vieler Sorgfalt ehedem an den Hrn. Thevenot geschriebenen Brief eingerücket, welcher eine ausführliche Beschreibung der äusserlichen und innerlichen Gliedmassen der Laus enthält. Nach demselben handelt er noch von dem zackigten Wasserflohe und den Scorpionen insbesondere; und liefert eine ausführliche Abhandlung von der Weinbergsschnecke, die aus vierzehn Capiteln besteht. In denselben handelt er von dem Hause und den weichen Theilen der Schnecke überhaupt, von den vier Hörngen oben auf dem Kopfe, wie auch von denen Augen die darinne sind, deren Baue und Bewegung, von den Lippen, dem Munde, den Zähnen, der Zunge, dem Gaumen, der Kehle und einigen Muskeln; von dem Geschmacke und Geruche der Schnecken, welche beyde Sinnen Swammerdamm sehr merklich an ihnen erkannt hat; dabey aber doch nicht ausfündig machen können, ob sie auch ein Gehör hätten. Er handelt ferner von dem Baue und dem Dienste des Randes oder der Lippe der Schnecke, von ihrem Athemholen, dem Laute den sie von sich giebt, ihren Drüsen, Blutgefässen und Füssen. Eigentlich hat die Schnecke keine Stimme. Berührt man sie aber mit einem Stöckchen oder sonst womit, so machet sie einen zischenden Laut, und zieht sich geschwind in ihre Schale. Diesen Laut verursachet die Luft. Denn die Oeffnung des Luftloches schließt sich bey solchem Zurückziehen einigermassen zu, und die Luft kan nicht so geschwind weichen; welches denn

einen

einen solchen Laut erreget. Weiter zeiget er
nige besondere Eigenschaften der Schnecken, n
che sehr gesellig sind, eine ziemliche Stärke b
hen, indem sie mit einer andern Schnecke, o
auch wohl mit zweyen, die sich an ihre Hörn
anhalten, fortkriechen könne. Sie haben
sehr zaches Leben, und der Verfasser lehret,
man sie am besten tödten könne, wenn man
zergliedern wolle, und was das Salz bey ihr
wirke, welches als eine Purganz für sie anzu
hen ist, alle ihre Säfte abtreibt und sie tödt
Nach diesem kömmt er auf die innerlichen Gl
der der Schnecken, und handelt von dem Herz
den Herzohren, der Hohle und Pulsader, n
auch von dem Blute und dessen beständiger B
wegung, dem Unterschiede zwischen Schlei
und Blute, den Höhlen des Saumes und d
Kalkbeutelchen, wobey er eine wunderbare E
fahrung von der Bewegung der Muskeln a
führet. Er beschreibt die Leber, die Galle, d
Magen, die Gedärme, Speichel und Geiferg
fässe, die Zeugeglieder, die Ruthe, die Bärmu
ter, die Hoden, den Eyerstock und andere Sa
mengefässe der Schnecken; welche zugleich männ
liches und weibliches Geschlechts sind, sich ab
dennoch mit einander begatten, und die Verric
tungen beyderley Geschlechts bey der Zeugun
zugleich ausüben. Der Verfasser beschreibt so
che Begattung, die so sonderbar als merkwürdi
ist, sehr umständlich und genau. Er untersu
chet darauf, wie es mit dem Gehirne und de
Nerven der Schnecken beschaffen sey, und weis

da

daß sie ihre besondern Muskeln haben und vor- und hinterwärts in dem Leibe bewegt werden, welches sehr wunderbar und bey allen übrigen Thieren unerhört ist. Er redet von den Muskeln des Leibes, wie auch von dem Gehäuse oder den Beinen der Schnecke, von dem seltsamen Baue des innerlichen Gehäuses, von dessen Wachsthum und Nahrung, und von der Art, wie sich die Schnecke im Eye bewegt. Hiernächst handelt er noch von der Krebs- oder Seeschnecke, und von den Finnen, von den inwendigen Drehungen des Wirbelhorns, des Tutehorns, der Venusschnecke und Pennehorns. Er beschreibt die kleine Wirbelschnecke und noch viel andere Arten, die wir allhier eben nicht benennen mögen. In einer Zugabe lehret er, wie man allerhand Bilder auf die Schneckenhäuschen schneiden könne. Es ist solches ein sehr schöner Kunstgriff. Man nimmt erstlich gelb Wachs, zerläßt es in etwas venetianischen Terpentin, und mengt denn so viel Schusterschwärze darunter als nöthig ist, bis es hoch genug an Farbe geworden. Dieses Mengsel läßt man in einem Löffel über dem Feuer zergehen, und bemalet damit das Horn das man schneiden will. Die vom Wachse ledigen Flecke bestreicht man mit Scheidewasser, welches mit einem Stückchen Leinwand, das an einen hölzernen Griffel gebunden worden, füglich geschehen kan. Fährt man damit einige Zeit fort: so beißt das Scheidewasser alle Flecke, wo kein Wachs ist, ganz und gar weg; die mit Wachs bestrichenen aber blei-

ben erhoben. Beizet das Scheidewasser zu stark: so kan man es mit gemeinem Regenwasser etwas mildern. Andere starke beizende Säfte aber sind zu diesem Gebrauche nicht so bequem. Zuletzt steht noch ein Brief an den Hrn. Thevenot, von der Zergliederung der Krebsschnecke, die in Languedock Bernard l'hermite genannt wird.

Ehe der Verfasser nunmehr zu der zweyten Classe der natürlichen Veränderungen oder des langsamen Auswachsens der Gliedmassen fortgeht: so bemerket er, daß darinne noch eine andere Art von Veränderung vorkomme, die der ersten Classe mangelt, den beyden folgenden aber gemein ist. Denn da bey der erstern nur eine Art von Püppchen, nemlich das Ey oder das Thierchen selbst in seiner Haut wahrzunehmen war; so bemerket man an den drey folgenden Ordnungen gleichsam zwey Püppchen, und also auch gleichsam zwo Arten von Veränderungen. Es geht allezeit ein Würmgen vorher, welches, nachdem es in seinem Eye oder in seiner erstern Haut die Gestalt einer Puppe getragen, mit der Zeit so vollkommen an Gliedern anwächst, daß es endlich die Gestalt von einem wahren Püppchen annimmt, und wiederum so flüssig als Wasser, und so ohnmächtig wird, als es zuvor unter der Gestalt eines Eyes war. Bey der zweyten Classe insonderheit geschieht der Anwachs der Gliedmassen, der mit der Zeit an den meistentheils sechsfüßigen Würmgen vorgeht, nach und nach sehr langsam, durch ein

merklich

merkliches und ansehnliches Hinzuthun der Theile von aussen; so daß man endlich, nachdem es einigemale gehäutet hat, die Flügel, als ein zartes, feuchtes und weiches Knöspchen von einer Blume, aus dem Leibe unvermerkt hervorkeimen, aufschwellen, und zum Aufbersten und sich auseinander zu thun, bequem werden sieht. Dabey läuft, springt und frißt das Thiergen noch immer fort, und verliehrt seine Bewegung niemals, als auf den Augenblick, da es sich ein wenig stille hält, seine Haut zu verwechseln. Zu der Zeit gehen an einigen wunderbare Veränderungen vor; an andern aber ist die Veränderung von so weniger Erheblichkeit, daß sie sich bloß an den hervorragenden Flügeln bemerken läßt. Weil nun das Thiergen seine Bewegung nicht verliehrt, sondern noch immer ein Wurm ist und bleibt, dennoch aber einige seiner Glieder wie ein Püppgen zusammengefügt und gefaltet sind: so leget ihm der Verfasser den Namen des Wurmpüppgens bey. Es besteht also die zweyte Art von Veränderung in nichts anders, als daß sich ein Wurm, nachdem er seine erste Püppgengestalt die er im Eye hatte, verlassen, nun allmählich durch von aussen eingenommene Nahrung, in mehrere und kenntbarere Gliedmassen auswickelt, bis er gleichsam in eine zweyte Gestalt von Püppgen, doch ohne seine Bewegung zu verliehren, eingeschlossen wird, aus dieser als ein geflügeltes Thier zum Vorscheine kömmt, und zur Zeugung seines Gleichen geschickt wird.

Unter diese zweyte Ordnung von Verändr
rungen bringt der Verfasser die Mordella, od
was die Deutschen ein Jüngfergen, eine Spi
nejungfer, Schillebold und Grasmetze nennen
die verschiedenen Arten von Heuschrecken; d
Heuschreckenfloh; die mancherley Heimen un
Grillen; den Schrotwurm und den Kockerloc
die fliegenden Feld- und Wasserwanzen; die fli
genden Wasserspinnen, die Wasserscorpionen, d
Wasserfliegen, das Haft oder Uferaas und d
Ohrwurm, von denen allen er artige Anmerkun
gen und Beschreibungen machet, auch ein E
empel von der natürlichen Veränderung in di
ser Classe an einem Schillebolde oder Jüngfe
gen giebt. Darauf handelt er von den flieger
den ebenfalls hiehergehörigen Wasserscorpi
nen, und bringt die natürliche Geschichte d
einen Tag lebenden Haftes oder Uferaases au
seiner holländischen Abhandlung, Abbildung de
menschlichen Lebens betitelt, bey. Diese beste
aus zehn Capiteln, in welchen der Verfasser dar
thut, daß dieses Thierchen aus einem Eye kömm
welches das Weibchen, so wie die Fische, auf
Wasser schießt, wo es von den Mänchen be
feuchtet wird, und alsdenn untersinkt. Nac
einiger Zeit erwächst aus diesem Eye ein sechsfü
ßigtes Würmgen, das Uferaas genannt, wel
ches sich in dem Thone oder Schlamme länglich
runde hole Röhrchen machet, in denen es sic
aufhält, solche auch nach seinem Anwachse im
mer erweitert, indem es sich mit diesem Thon
nähret. Dieses dauret drey Jahre; da er

denn

denn die Länge von drittehalb Daumen erreichet, und zu seiner Veränderung geschickt wird. Ist die Zeit derselben herangekommen, und haben die Flügel unter ihren Hülsen oder Schaalen eine solche Steife erhalten, daß es nicht mehr in der Macht des Aases zu seyn scheint, seine Veränderung aufzuschieben; so begeben sich alle dazu reife Würmer aus ihren Wohnungen ins Wasser. Dieses geschieht zu Anfange des Sommers, Abends zwischen 6 und 7 Uhr, und gemeiniglich drey bis vier Tage hintereinander. Sie thun ihr möglichstes, durch Schwimmen aus der Tiefe des Wassers auf die Fläche desselben zu kommen: unterwegens aber werden ihrer viele von den Fischen gefressen, für die sie eine gute Aetzung sind; daher man sie auch Aas genennet hat. Erreichen sie hingegen die Fläche, so streifen sie den Augenblick die Haut ab, und werden zu geflügelten Thierchen. Dieses geht so schnell zu, daß man bey aller Aufmerksamkeit nicht anders meinen solte, als der Wurm komme geschwind aus den Wasser geflogen, und schiesse fliegend durch selbiges hin. Das Haft ist also fast zu einerley Zeit ein Wurm und eine Fliege. So geschwind auch immer die Hand ist, die den im Wasser schwimmenden Wurm fasset; so kan sie ihn doch nicht ungeflügelt zum Vorscheine bringen. Will man ihn indessen doch gern in seiner Hand haben und besichtigen; so muß man ihn an der Brust ein wenig zerdrücken. Alsdenn kan man ihn unverändert aus dem Wasser herauf ziehen. Gleich nach

geschehener Häutung, die der Verfasser sehr genau beschreibt, und bey den Männchen zweymal, bey den Weibgen aber nur einmal vorgeht, schicken sie sich zur Zeugung an. Sie begatten sich aber nicht, sondern nachdem sie sich ein Weilgen in der Luft herumgetummelt haben, so läßt das Weibgen seine Eyer auf dem Wasser aus, und das Männgen schüttet seinen Roggen darüber hin. Ihr Leben dauret nicht länger, als vier bis fünf Stunden; nemlich von sechs oder halb sieben des Abends bis um eilf Uhr des Nachts. Innerhalb dieser Zeit sterben sie alle, und was das merkwürdigste ist: keines von ihnen auf dem Lande, wofern es nicht gewaltsamer Weise geschieht. Diese ganze Zeit über fressen sie nichts. Ausser dergleichen besondern Nachrichten beschreibt der Verfasser noch die äusserlichen Glieder des Uferaases, nebst der sorgfältigen Zergliederung der innerlichen Theile desselben.

Die dritte Art der Veränderung bey den blutlosen Thieren, auf welche der Verfasser nunmehr kömmt, ist weit dunkler und schwerer, als die beyden vorhergehenden. Die Thierchen, welche durch solche müssen, kommen unvollständig aus dem Eye oder ihrer Haut hervor, und erhalten ihre Vollkommenheit ganz langsam durch einen allmähligen Anwachs unter dem Felle. Ihre Füßgen, Hörngen, Flügelgen und übrige Gliedmassen werden durch eine unmerkliche Hinzufügung neuer Theile immer grösser und stärker: bis endlich das Fell durch die völlig

aus-

ausgewachsenen Gliedmassen als durch einen Buckel aufgehoben und sichtbarlich erhöhet wird. An diesem Hervorragen der Haut kan man besagte Glieder, die noch sehr wunderlich unter derselben liegen, als eine langsam ausschlagende Knospe deutlich erkennen und unterscheiden. Endlich wird die Haut abgestreift, und alle Glieder treten hervor. Ein so veränderte Thier nennet der Verfasser eigentlich ein Püppgen oder Bräutgen (Nympha). Die dritte Ordnung von Veränderung kommt also darauf an, daß ein Wurm, nachdem er die erste Gestalt eines Püppgens in dem Eye verlassen, allmählig durch äusserlich eingenommene Nahrung, unter dem Felle anwächst, bis er hernachmals das Fell ableget, und die Gestalt eines zweyten Püppgens annimmt, das alle Gliedmassen vollkommen deutlich und unterschiedlich sehen läst, und so wie vorhin alle Bewegung verliehrt; die sich aber, nachdem die überflüßigen Feuchtigkeiten ausgedünstet sind, in einigen Tagen wieder findet. Weil aber einige Püppgen die Gliedmassen des zukünftigen Thierchens viel deutlicher vorstellen, als andere; so hat er solche in zwo Unterclassen getheilet, wovon er die ersten oder die deutlichern schlechtweg Püppgen nennet; die andern oder dunkelern aber Goldpüppgen heist.

Zu der erstern rechnet er die verschiedenen Arten von Bienen, Hummeln und Wespen, die Hornissen, welche so gefräßig sind, daß sie von ihrem Futter nicht ablassen, wenn man sie gleich

mitten von einander geschnitten hat: die Mücken, die aus dem Wasser entstehen; mancherley Arten von Fliegen; die Ameise; die Erdschnacke; die verschiedenen Arten von Käfern, worunter auch der Feuerwurm oder Schröder, und das Johanniswürmchen, ingleichen die spanischen Fliegen und der Wibel gehören, der aus einem Kornwurme entsteht. Als ein Exempel von dieser erstern Art in der dritten Classe stellet er die Ameise vor, und beschreibt verschiedene Arten derselben, worunter einige wie die Seidenwürmer spinnen. Er liefert darauf in sechs Capiteln die seltsame Naturgeschichte des nasenhornigen Käfers; eine besondere Abhandlung von der Mücke; und eine Abhandlung von den Bienen, oder gründliche Beschreibung von dem Ursprunge, der Fortpflanzung, dem Geschlechte, der Haushaltung, den Arbeiten und Nutzen derselben.

Unter die zweyte Art von Veränderungen nach der dritten Ordnung setzet der Verfasser die mannichfaltigen Schmetterlinge und Zwiefalter, die bey Tage fliegen; die unterschiedenen Nachtzwiefalter und Lichtmücken, und stellet zum Beyspiele der Veränderung bey diesem Goldpüppchen ein Nachtzwiefalterchen vor, wo allein das Männchen geflügelt ist. Darauf beschreibt er die mit einem gemeinen und farbichten Tagzwiefalter vorgenommene Zergliederung, und zwar erstlich, da er noch eine Raupe war; hernach aber wie er sich in eine Goldpuppe verwandelt hatte: da er denn eine zerlegt, nachdem

dem sie sich vor 2 Tagen enthäutet hatte; eine andere nach 6 oder 8 Tagen, noch eine nach 12 Tagen, und endlich eine nach 17 Tagen. Er zeiget auch die Art und Weise, wie das Goldpüppchen die Gestalt eines Zwiefalters annimmt; und zuletzt beschreibt er die innerlichen Glieder des Männchen und Weibchen von besagten Zwiefaltern. Als eine Zugabe stellet er noch ein Thier, so in dem andern verborgen war, oder den in der Raupe versteckten Zwiefalter vor.

Nachdem er also die einfachen Arten der Veränderungen abgehandelt hat, so geht er zu den zusammengesetzten, in der vierten Classe über, das ist, zu so dunkeln Arten von Verwechselungen, daß sie einem schlechterdings unbegreiflich vorkommen. Jedoch verwachsen alle Thierchen von dieser vierten Classe zu wahrhaftigen Püppchen, die den Püppchen der erstern Art in der dritten Classe völlig gleichen; daher man auch alle Püppchen dahin bringen kan. Da sich aber an denselben noch ein sehr merklicher Unterschied äussert, weil sie nemlich ihren Balg nicht abstreifen, sondern in demselben zum Püppchen werden: so hat ihn dieses genöthiget, eine eigene Classe davon zu machen. Die Würmchen welche durch solche Veränderungen müssen, verlassen, wenn sie zu vollkommenen Thierchen werden, zwey Bälge oder Häutchen zugleich, davon das äussere viel dicker ist, als das innere. Einige von ihnen behalten ihre erste äusserliche Gestalt recht eigen und vollkommen; andere aber verliehren etwas davon. Wie sehr sie

sie sich aber auch unähnlich werden; so verkehren sie doch die Zeichen der vorigen Würmer nicht ganz, sondern behalten gleichsam die Gestalt der Würmchen, und werden in derselben, oder eigentlicher zu reden, in ihrer Haut die sie nicht ablegen, unbeweglich; und da sie in derselben in neue Gliedmassen ausschiessen, so nehmen sie in ihrem umhabenden Balge die Gestalt eines wahrhaftigen Püppchens an. Diese Veränderung ist also fast wie die Veränderung eines Würmchens oder Räupchens, das sich in seinem Gespinste unsichtbar macht. Da nun die Gestalt des Wurms auf diese Weise ganz und unverändert bleibt, oder wenigstens der Wurm, wenn er sich ja in etwas unähnlich wird, dennoch in beyderley Zustande unter seiner unablegbaren Haut zu einem Püppchen wird; so hat der Verfasser Ursache zu haben geglaubt, diese Classe von Veränderungen, wurmartige Püppchen zu nennen. Daß aber die hieher gehörigen Würmchen mehr oder weniger von ihrer ersten Gestalt abweichen, indem sie in ihrer Haut zu Püppchen werden, solches kömmt von dem Unterschiede dieser Haut selbst, nachdem solche mehr oder weniger, hart oder zähe, weich oder biegsam ist. Die vierte Classe natürlicher Veränderungen besteht also in anders nichts, als darinne, daß ein Wurm, nachdem er die erste Gestalt in seinem Eye verlassen, in welchem er als ein Püppchen ohne Nahrung war, nach und nach durch von aussen eingenommene Nahrung, in seinen ihm noch mangelnden Gliedmassen,

unter

unter seinem Balge anwächst; bis er unter demselben, den er nicht abstreift, wie andere Würmchen thun die zu Püppchen werden, die Gestalt eines zweyten Püppchens annimmt, und fürs erstemal alle Bewegung verliehrt; solche aber doch nach vorhergegangener Ausdünstung der überflüßigen Feuchtigkeiten, innerhalb wenig Tagen wieder erhält. Verläßt er nun seinen Balg: so leget er zu gleicher Zeit zwey Häutchen ab, tritt in einem viel zierlichern Schmucke hervor, und schicket sich zu Fortpflanzung seines Geschlechts unverzüglich.

In diese vierte Classe setzet der Verfasser zuerst überhaupt alle Eyer der blutlosen Thierchen, sie mögen nun ein vollkommenes oder unvollkommenes Thier und Würmchen hervorbringen. Denn diese Thierchen liegen fast auf die Art in ihren Eyern oder Bälgen, als sich die Püppchen dieser Classe in ihrem unabgestreiften Balge zeigen. Daher kömmt es auch, daß solche, wenn sie aus den Eyern hervorkommen, zwey Häutchen zugleich ablegen; wie er solches an einigen augenscheinlich gesehen hat. Zum zweyten bringt er die Würmchen, die sich in den Abtritten aufhalten, unter diese Classe; drittens die wurmartige Puppe der Fliege Asilus oder Roßbreme, und der Fliege Tabanus oder Bremse; wie auch die eigentlich sogenannten Pferdefliegen; viertens die wurmartige Puppe der zahmen oder die Struntfliege; fünftens die wurmartige Puppe des Käsewurms; sechstens eines gewissen fußlosen grün-

grünlichen Wurms, der auf den Kohlblättern lebet. Ferner rechnet er hieher die verschiedenen Arten von sogenannten Wurmeyern, die mancherley Püppchen oder Würmchen in dem Leibe oder Balge anderer Würmer oder Goldpüppchen; diejenigen, die man in den Früchten, Warzen der Pflanzen, den Bäumen und ihren Blättern, wie auch im faulen Holze und andern versteckten Orten findet; alles, was sich in einem Gespinste verändert, und endlich alle wahre Püppchen, die aus derjenigen Art von Würmchen entstehen, die sich in ihren kleinen harten Häuschen, welche sie stets wie die Schildkröten die ihrigen mit sich herum tragen, verändern, und sich nachmals als Fliegen sehen lassen. Das besondere Vorbild der natürlichen Veränderungen in dieser Classe nimmt er von den Fliegen, die sich in den Abtritten bilden.

Hierauf liefert der Verfasser die sonderbare Naturgeschichte der Fliege, Tabanus, oder vielmehr Asilus (Breme) genannt, in sieben Capiteln, wo er alle Gliedmassen derselben, ihre äusserlichen und innerlichen Theile, vor, in und nach ihrer Veränderung, zergliedert und genau beschreibt. Es lassen sich an derselben sehr seltene Dinge wahrnehmen. So lange dieses Thierchen ein Wurm ist, lebet es im Wasser und holet durch den Schwanz Athem; die Füsse aber stehen ihm in der Schnauze allernächst dem Munde. Wird der Wurm zur Puppe, so geschieht es unter seinem Balge, den er nicht able-

ableget. Ist er endlich in eine Fliege verwachsen, so kan er nicht mehr im Wasser bleiben. Das Element, das zuvor sein Leben war, wird ihm nunmehr zum Tode und Verderben. Das Merkwürdigste aber geht innerlich vor, und das sind die unerhörten Versetzungen und Verwüchse der Eingeweide, als des Magens, der Gedärme, der Haut, und insonderheit des Rückenmarkes; da einige Eingeweide aufs neue anwachsen, andere Gliedmassen aber wegfallen, welches der Verfasser sorgfältigst bemerket und angezeiget hat, ohne Kupfer aber sich nicht füglich vorstellen läßt.

Nach dieser Abhandlung folget ein Brief an den Herrn Thevenot von der Natur und Zergliederung der Käsemade oder Miethe und der Fliegen, die daraus werden. Er zeiget dabey, daß dieselben aus Eyerchen entstehen, welche die Fliegen in die engsten Oeffnungen der Käse tief hineinlegen können; daß die Fäulniß eigentlich durch sie verursachet werde, indem sie den Käse in viel kleine Stückgen zerreiben und zermalmen, ihn begeifern, und mit ihrem Kothe verunreinigen. Der trockenste Käse fängt an, in kurzer Zeit daselbst wo die Fliege ihre Eyerchen hingelegt hat, naß und feuchte zu werden, und voller Würmerchen zu seyn. Diese Fäulniß wird grösser, wenn einige davon in dem Käse sterben, welches sehr leicht geschieht, indem sie sich nicht alle durchbeissen und zu Püppchen werden können.

erſten Advent bis Trinitatis. Halle 1752, in 4to, IV Alph. 15 und ein halber Bogen. Der andere Theil vom Feſt der Heil. Dreyfaltigkeit bis zum Ende des Jahres. Halle 1752, IV Alph. 12 Bogen.

Der berühmte Herr D. Baumgarten liefert den Freunden der Gottesgelahrheit abermal ein ſehr nützlich und brauchbares Buch. Man würde ſich ſehr irren, wenn man ſolches für eine ordentliche Poſtille halten wolte. Denn es iſt viel gründlicher, auch von allgemeinern Gebrauche als dergleichen Bücher zu ſeyn pflegen, und kan nicht nur denen, welche öffentlich in der Gemeine reden, ſondern auch andern dienen, welche dieſe Stücke der heiligen Bücher zu verſtehen wünſchen. Es findet ſich alſo zweyerley in dieſem Werke. Das eine iſt eine ausführliche Auslegung gedachter Schriftſtellen, und hinlängliche Erklärung deren jedesmaligen Inhaltes: das andere aber eine nähere Anweiſung zum homiletiſchen Vortrage derſelben.

Bey der Erklärung der Evangelien hat der Herr Verfaſſer ſeine Abſicht und Bemühung ſonderlich auf vier Stücke gerichtet; und wir wollen dieſelbe mit deſſen eigenen Worten vortragen. Er erklärt ſich hierüber in der Vorrede alſo: Meine Abſicht iſt dahin gegangen, 1) nebſt einer genauen Zergliederung dieſer Abſchnitte

schnitte den Wortverstand derselben durch ausführliche Erklärung und Umschreibung aller darinne befindlichen Redens-Arten und Ausdrücke deutlich aus einander zu setzen und begreiflich zu machen, wie auch die Richtigkeit derselben mit hinlänglichen Gründen darzuthun; 2) die Begriffe der darinne vorkommenden Wahrheiten richtig, genau und fruchtbar zu bestimmen und erweislich zu machen, ingleichen den Nachdruck und die Nebenabsicht der gebrauchten Ausdrücke anzuzeigen, die weder mit dem Hauptwerke vermenget, noch auch übergangen werden, und bey Erklärung des gesammten und fruchtbaren Inhalts nicht ungebraucht bleiben müssen; 3) bey erheblichen Schwierigkeiten, die entweder aus einem Scheinwiderspruch anderer Wahrheiten oder Schriftstellen entstehen, oder durch die Mannigfaltigkeit verschiedener nicht unwahrscheinlicher Deutungen, zuweilen auch durch irrige Vorurtheile, und scheinbar gemachte Mißdeutungen veranlasset worden, sowohl die Vorzüglichkeit der überwiegenden Gründe begreiflich zu machen, als auch den scheinbarsten Einwürfen und Gegengründen zu begegnen, und derselben entweder Unerweißlichkeit oder erweißliche Unrichtigkeit, oder Untauglichkeit und Unzulänglichkeit darzuthun; und 4) die vornehmsten Lehren und Folgerungen des unmittelbaren Wortverstandes nicht nur anzuführen, sondern auch aus den jedesmahligen Absichten und Ausdrücken der Rede zu bestäti-

 gen

gen und hinlänglich zu erleutern; sonderlich wenn sie ihres Inhalts und Gegenstandes, oder ihrer Herleitung und Erweißlichkeit wegen, von vorzüglicher Erheblichkeit sind, und nicht jedermann beym aufmerksamen Anblicke in die Augen fallen.

Mehr kan man von einer Auslegung dieser Art nicht verlangen: und der Herr Verfasser hat alles, was er hier versprochen, so glücklich geleistet, daß sich diejenigen, welche sich dieses Buches entweder zu ihrer Erbauung, oder bey dem öffentlichen Vortrage bedienen wollen, nicht leicht hülfloß gelassen werden. Die Abhandlung ist nicht durchgehends von gleicher Ausführlichkeit, sondern bey den Geschichten kürzer, bey den Lehrpuncten aber, und sonderlich bey denen vom Johanne angeführten Reden unsers Erlösers, umständlicher. Aber dieses ist kein Fehler, sondern ein Vorzug des Buches, da die Beschaffenheit der Sachen allerdings eine solche Art und Unterschied des Vortrages erfodert.

Weil es ausdrücklich verlangt worden, so hat der Herr Verfasser dem andern Bande einen Anhang beygefüget, in welchem die evangelischen Texte der Apostel= wie auch einiger Feyertage im Jahre, welche man nicht in allen Gemeinen besonders begehet, beygefügt: und diese sind eben auf die Art wie die andern Evangelien fleißig und gründlich abgehandelt worden.

Die andere Hauptbemühung des Herrn Verfassers bey diesem Werke, ist denenjenigen gewid=

gewidmet, welche öffentlich in der Gemeine zu reden verbunden sind; zu deren Behuf jedem dieser zwey Bände ein Entwurf verschiedener homiletischen Zergliederungen, oder Dispositionen von Predigten über alle sonn- und festtäglichen Evangelia beygefügt worden. Superflua non nocent: und also hat man auch dieses Geschenke nicht zu verachten. Man trauet zwar billig jedem, der die Gottesgelahrheit auf hohen Schulen getrieben hat, zu, daß er eine Disposition der zu haltenden Reden verfertigen könne: und wenn er dieses nicht kan, so werden ihm auch alle, sonderlich synthetische Dispositionen wenig helfen, weil doch zu deren Ausarbeitung eine gute Wissenschafft der Glaubenslehren und Lebenspflichten erfodert wird. Unterdessen, da man es wohl weiß, wie seichte nicht wenige sind, die sich an dergleichen Arbeit wagen, so dürfte manchem durch diesen hier mitgetheilten Vorrath ein Gefalle geschehen. Es kommen also verschiene sogenannte analytische sowohl als synthetische Dispositionen, welche gar natürlich und wohl eingerichtet sind; aber wenig mystische vor. Dieses letzte ist recht gut; weil dergleichen mystische Abhandlungen, sonderlich für Anfänger, sehr schwer auszuführen sind, und wenn sie nicht sehr behutsam abgehandelt werden, vielfältig zu Spöttereyen, ja wohl gar zur Verachtung des Evangelii Anlaß geben.

Der Herr Verfasser hat sich bey dieser Arbeit sonderlich des Dienstes und der Beyhülfe Hrn.

Kirchners, eines Predigers zu Halle, bedienet. Da der Haupttheil dieser Arbeit aus den exegetischen, harmonischen und ascetischen Vorlesungen des Herrn D. Baumgartens genommen worden, welche man demselben nachgeschrieben; so hat gedachter Herr Kirchner gedachte Handschriften sorgfältig durchsehen; der Auslegung in besondern Anmerkungen ganz gute Erläuterungen beygefüget, und sonderlich die Dispositionen mit viel beträchtlichen Zusätzen, sonderlich in dem andern Theile versehen: worauf Herr D. Baumgarten alles aufmerksam durchgelesen, auch hin und wieder verändert und gebessert; daher er alles, was darinne enthalten ist, eben sowohl als die ganze übrige Auslegung für seine Arbeit erkennet. Den Beschluß macht ein vierfaches Register, deren das erste die erklärten Schriftstellen, das andere die angeführten Schriftsteller, das dritte die ebräischen und griechischen Worte und Redensarten, das vierte aber die vornehmsten Sachen anzeiget. Herr Joh. Dav. Heilman ist der Verfasser derselben. Ein weitläuftigerer Auszug dieses Buches wird nicht nöthig, dieses aber noch zu melden seyn, daß Herr D. Baumgarten künftige Ostermesse eine gleichmäßige Auslegung aller apostolischen Texte an das Licht zu stellen verspreche. Wir wünschen ihm dazu Gesundheit und Seegen.

III. Schrei-

III.

Schreiben an die Verfasser der zuverläßigen Nachrichten, worinne des Herrn D. Roennbergs Systema influxus physici seinem Inhalt nach vollständiger mitgetheilet, und zugleich vertheidiget wird *).

Sie können mir nicht ungütig nehmen, daß ich Ihnen einen genauern Auszug von des Herrn D. Roennbergs Lehrgebäude des physicalischen Einflusses zur geneigten Bekanntmachung mittheile, wenn sie selbst daraus abnehmen werden, daß Dero Nachricht davon in dem 148 Theile in vielen Stücken mangelhafter und für dasselbe nachtheiliger ist, als es diese

*) Wir haben in dem 148sten Theile unserer Nachrichten einen Auszug aus des berühmten Herrn D. Roennbergs Buche mitgetheilet, das er von dem Systemate influxus physici geschrieben, mit welchem derselbe aber nicht allerdings zufrieden gewest; daher un's ein anderwärtiger Auszug, und zugleich eine Vertheidigung gedachten Buches zugeschickt worden. Wie es nun unsern Absichten gänzlich entgegen ist, gelehrte und angesehene Männer auf einige Weise zu beleidigen, oder etwas zu deren Nachtheile zu verhängen; so tragen wir kein Bedenken, die uns mitgetheilte Schutzschrift selbst bekannt zu machen, und überlassen unsern Lesern völlig das Urtheil über gedachten doppelten Auszug. Da wir

diese Schrift verdienet. Sie beschuldigen den Herrn Verfasser, daß er bey ihrer Ausarbeitung der Einbildungskraft zuviel eingeräumet, und sich bey der Seele Dinge eingebildet hat, welche wir nur von Körpern empfinden, p. 186. Ich bin aber gewiß, daß ihn jederman von dieser Auflage freysprechen wird, welcher mit Aufmerksamkeit sein Lehrgebäude selbst durchlieset, und von aller Partheyligkeit frey ist. Vielleicht ist ein Flüchtigkeit, welche der Herr Recensent bey seiner Prüfung unterworfen gewest, blos an ihren widrigen Urtheile Schuld. Dahero wir uns versprechen, daß M. H. dieser Ausführung einen grössern Werth zuerkennen, und ihre Leser eines bessern belehren werden, wenn es Ihnen gefallen wird, entweder sie einer wiederholten Durchsicht, oder unsere kurze Einleitung und Vertheidigung einer geringen Aufmerksamkeit zu würdigen.

Nach Herrn Roennbergs Gedanken ist es der Vernunft zuwider, daß bey dem natürlichen Einfluße, oder der Wirkung des Leibes und der Seele in einander, eine Kraft aus einer Substanz

wir übrigens gegen des Herrn D. Roennbergs Einsicht und Verdienste besondere Hochachtung tragen; so wünschen wir bey dieser Gelegenheit demselben, zu der erlangten Würde eines Hochfürstl. Mecklenburgischen Kirchenrathes und Professoris der Gottesgelahrheit zu Rostock, von Herzen Glück, auch zu Verwaltung dieser wichtigen Aemter allen göttlichen Seegen.

stanz in die andere übergehen soll, wie es der gröbere physicalische Einfluß mit sich bringet. Dahero wird durch diese Wirkung in einander nichts mehr als eine Veränderung oder neue Bestimmung, oder Einschränkung in der Kraft der Seelen oder des Leibes hervorgebracht. §. 1-3. Da nun dieses Lehrgebäude, welches von Herrn Rauschen vielmehr systema caussalitatis genennet wird, sich eigentlich damit nur beschäftiget, daß es zeiget, wie aus der angenommenen Wirkung des Leibes und der Seele ineinander, die Empfindungen in der Seele und die willkürlichen Bewegungen in dem Körper begreiflich sind: so hat man mit Recht nichts mehr, als dieses von demjenigen zu fordern, welcher nach diesem Grund- oder willkürlichen Satz, die Uebereinstimmung des Leibes und der Seele zu erklären sich unternommen hat. Ohngeachtet es auch gut wäre, wenn man dabey zeigen könnte, wie es zugehet, daß Leib und Seele in einander wirken: so ist doch die Frage vielmehr allgemein, und denenjenigen zu überlassen, welche überhaupt die Art und Weise, wie eine Substanz in die andere wirket, zu wissen begehren. Wie dieses zwischen einfachen Dingen (denn alle Wirkungen der Substanzen sind eigentlich Wirkungen der einfachen in einander) geschiehet: so kan man es auch zwischen Leib und Seel gedenken. Unterdessen wenn man gleich hierin seine Unwissenheit bekennet: kan man doch aus oben angeführten Gründen der Erklärung dieses Lehr-

gebäudes von dem physicalischen Einflusse ein Genüge thun. Es gehet hier wie bey dem kopernicanischen Lehrgebäude. Wer aus der wirklich angenommenen Bewegung der Erde um die Sonne, alle Erscheinungen des Himmels erkläret, thut demselben ein Genüge, wenn er sich gleich in die wichtige Frage nicht einläst, wie es zugehet, daß sich die Erde um die Axe und die Sonne drehet. Doch weiß man so viel von dieser Wirkung des Leibes und der Seele in einander; theils, daß sie in einer Veränderung oder Einschränkung der Kräfte dieser Substanzen bestehe, wovon der Grund in der wirkenden Substanz angetroffen wird; theils, daß sie geschehen könne oder müsse, wenn eine Substanz der andern entweder blos unmittelbar gegenwärtig ist, oder wohl gar drucket, oder mit einem Stoß sich näheret. §. 417. *)

II. Nach

*) Der Herr Rec. wendet hierwider ein: 1) Die Kopernikaner können erklären, was sie unter der Bewegung der Erde verstehen. Herr R. hingegen kan nicht erklären, was er unter den Wirkungen des Leibes und der Seele in einander versteht. Warum denn nicht? Haben wir denn nicht so gut einen deutlichen Begriff, was eine Wirkung der Seele und des Leibes, eine Wirkung der Sachen, und also auch dieser Wesen in einander sey; als was eine Bewegung, eine Bewegung der Erde, eine Bewegung einer Sache, und also auch der Erde um die Sonne

sey?

II. Nach dieser Bestimmung der Streitfrage, beweiset Herr R. in dem zweyten Capitel,

sey? Sind nicht §. 4 - 6 diese Kennzeichen angegeben: die Wirkung sey eine Veränderung, eine Einschränkung der Kräfte der Seele oder des Leibes, welche bey dem Leibe in der Kraft der Seelen, und bey dieser in den Kräften des Leibes gegründet ist? Der Herr Recensent versuche, sich einen deutlichen Begriff von einer Wirkung anderer auch blos körperlicher Dinge in einander zu machen, und untersuche alsdann, ob der gegebene Begriff von der Wirkung des Leibes und der Seele in einander, nicht eben so viele Deutlichkeit hat, als jener haben wird, oder wenigstens durch seine Geschicklichkeit erlangen kan. Diese Erklärung ist auch keine Frucht der Einbildungskraft. Denn es ist jedem zur Genüge bekannt, daß nicht unsere Einbildung, sondern der Verstand, uns die allgemeinen Eigenschaften, welche ich angeführet, von den Wirkungen endlicher Dinge lehret. Jederman weiß, daß von der Seele nicht weniger als von dem Körper sich Kräfte gedenken lassen. Und endlich ist es eine bewiesene Wahrheit, daß alle Veränderungen sowohl bey zusammengesetzten als einfachen Wesen, Einschränkungen oder Bestimmungen ihrer Kräfte sind. Welcher Gedanke in der mitgetheilten Erklärung der Wirkung des Leibes und Seele ist demnach, der nicht so gut von der Seele als von dem Körper gilt, und der sich mehr von den zusammengesetzten Dingen einbilden läßt, als von der Seele im Verstande geheget werden kan? Darum hat Herr R. in seiner Abhandl. von diesen Wirkungen eine deutli-

daß die Wirkung des Leibes und der Seele in einander nichts widersprechendes in sich halte, sondern

che und verständliche Erklärung gegeben. §. 4; 6.

2) Jene thun nichts als der Erde das zuschreiben, was ihre Gegner der Sonne zuschreiben müssen. Ihre Gegner können ihnen also nicht vorwerfen, daß sie etwas unbegreifliches annehmen. Verhält es sich hier auch so? Ptolomäus behauptet, die Sonne beweget sich um die Erde; Copernicus aber, die Erde um die Sonne. Leibniz gedenket, die Seele wirke vor sich selbst die Empfindung: Aristoteles, oder besser ein neuerer Influxist aber glaubt, der Leib wirke dieselbe. Fragt man, was Leibnitz und Aristoteles denken, wenn sie sich die Wirkung der Empfindung vorstellen: so sind ihre Gedanken eben so wenig unterschieden, als Ptolomäus und Copernicus verschiedene Begriffe hegen. Diese stellen sich die Bewegung als eine Veränderung des Orts vor; jene beyde sehen die Empfindung als eine Veränderung der Seele an, welche man gegen Ihren Grund hält. Diese gedenken, der Grund von der Veränderung des Orts, der Bewegung, sey bald in der Sonne, bald in der Erde zu suchen; jene glauben, der Grund dieser Veränderung der Seele oder der Empfindung sey in der Seele selbst und nicht in dem Leibe; oder umgekehrt, nicht in der Seele, sondern in dem Leibe anzutreffen. Kan nun wohl, so lange die Frage von einer Wort-Erklärung der Wirkung des Leibes in die Seele bey den Empfindungen ist, der Leibnitzianer mit mehrerem

Rechte

sondern aus ihren innern Kräften möglich sey. Seine Gründe sind diese: Ist es ein fester Grundsatz, daß alle Substanzen in der Welt, welche

Rechte seinem Gegner vorwerfen, er wisse nicht, was er gedenke und sage; als ein Anhänger des Ptolomäi einem Kopernicaner thun kan? Wir meinen, die Sache verhalte sich in beyden Fällen gleich. Ist hingegen die Rede von der Art und Weise, wie die Empfindung durch den Körper in die Seele könne gewirket werden: so ist nur dieses einem Influxionisten schwer zu erklären, wie doch die Wirkung der Substanzen, und also auch des Leibes und der Seele in einander, zugehen möge. Er weiß aber doch gewiß, daß es möglich ist, §. 34. und wahrscheinlich, daß es wirklich geschehe. §. 71. 73. 96. Sonst weiß er noch dazu guten Grund anzugeben, warum die Seele nach geschehener Wirkung des Leibes sich derselben muß bewust seyn, und also empfinde, warum sie so klar, und eben diese Sache empfindet. §. 88. 89. 92. Ein Leibnitzianer hat hingegen bisher aus der Natur der Seele noch nicht darthun können, daß sie aus ihr selbst Empfindungen hervorzubringen vermögend ist. §. 119. Er weiß am wenigsten, wie sie dieselben, wie sie solche in dieser Klarheit, von diesem Vorwurfe, und zu dieser Zeit hervorbringet. §. 117. Darum deucht uns, daß ein Influxionist weit eher den Leibnizianern vorwerfen kan, daß sie etwas unbegreifliches annehmen, als er sich mit einem Scheine solches von ihnen hätte vermuthen seyn können. Ein mehreres kan hievon das fünfte und sechste Hauptstück lehren.

welche von einander unterschieden sind *), nicht in einander seyn können, sondern ausser einander müssen gesetzt und gedacht werden, §. 9: so ist

*) Es ist also wohl blos eine flüchtige Durchsicht daran Schuld, daß der Herr Recensent p. 217. an statt: alle Substanzen; in das einfache Ding; an statt: alle Substanzen, welche von einander unterschieden sind, müssen auch ausser einander seyn; lieset: jedes einfache Ding ist von andern unterschieden, und ausser dem andern. Den Unterscheid wird er leicht einsehen. Herr R. druckt sich allgemein aus: er legt ihm aber davon nur einen besondern Fall in den Mund. Herr R. will nicht allein einfache, sondern auch zusammengesetzte Substanzen darunter verstanden wissen. Darum wendet er diesen Grundsatz zugleich auf Leib und Seele an. Der Herr Recensente schränket ihn allein auf einfache Wesen ein. Es kan ihm nicht zu statten kommen, daß eine zusammengesetzte Substanz doch eigentlich nichts anders, als nur ein Haufe vieler einfachen Dinge sey. Hätte er dieses gedacht, so würde er viele Einwendungen wider den §. 13, und sonst zu machen unterlassen haben, auch in den nachfolgenden so schwierig nicht gewest seyn, dasjenige, was bey den Körpern von ihren Substanzen herrühret, den einfachen Wesen beyzulegen. Sind wohl endlich diese beyden Sätze einerley? alle Substanzen, welche von einander unterschieden sind, müssen auch ausser einander seyn; und: jedes einfache Ding ist von andern unterschieden, und ausser dem andern. Wird in dem letztern nicht zu einem Haupt-

ist ihre Undurchdringlichkeit aus ihren innern Bestimmungen selbst offenbahr. Denn dadurch sind sie von einander so unterschieden, daß sie nicht in einander dringen können. §. 10. Alle undurchdringliche Substanzen aber können in einander Veränderungen hervorbringen *). Denn man gedenke sich zwo davon A und

Hauptprädicat gemacht, was in dem ersten doch nur eine Bedingung des Subjects ist? Kan aber ein Schriftsteller leiden, daß man also seine Sätze auslegt? Und gehet diese Auslegung allemahl glücklich von statten; oder ist es nur in diesem Falle ein Glück, daß Herr R. sowohl seinen Satz für wahr annimmt, als auch des Recensenten Ausspruch ihm zu gefallen zugeben kan.

*) Abermahl verändert der Hr. Recensente p. 277 das Vorderglied oder Subject dieses Satzes. Herr R. redet überhaupt von undurchdringlichen Substanzen. Er setzet davor, einfache Dinge; da man doch so leicht zwo zusammengesetzte, oder wenigstens die eine einfach und die andere zusammengesetzt hätte denken können. Darum bedienet Herr R. sich des allgemeinen Ausdruckes A und B, um allen einzelnen oder besondern Bestimmungen des Vordergliedes in diesem seinem Hauptgrundsatze vorzubeugen. Unterdessen leidet seine ganze Abhandlung, daß ein von A und B zusammengesetzet kan gedacht werden. Dem Herrn Recensenten aber muß es zum Nachtheil gereichen, daß er das Subject nicht einmahl recht bestimmet hat, da er doch selbst bekennet, daß dieses der vornehmste

A und B *). Es ist möglich, daß A einen gewissen Theil des Raumes einnehme **), und nicht

nehmste Grundsatz des Herrn R. ist, als er ihn zu widerlegen gedacht; da er dem Herrn R. ich weiß nicht welche körperliche Begriffe von dem einfachen Wesen beymisset: da er endlich desselben Beweiß durch eine ärgerliche Vergleichung lächerlich zu machen gesucht.

*) Hie soll der Herr R. von den Einfachen Wesen reden, als wenn es kleine Kügelchen wären. p. 278. Warum denn das? Etwa weil er sagt: man nenne eine Substanz (nicht einmahl ein einfaches Wesen) A, die andere B: oder weil A ruhen, und B mit einer Bewegung auf A zueilen soll? Unmöglich würde der Herr Recensente diesen Ausspruch gethan haben, wenn er bey Lesung dieses Absatzes nicht durch seine Einbildung bis in den Hoer-Saal der Naturkündiger gedrungen wär, und gesehen hätte, wie einige Regeln der Bewegung durch zwo Kugeln A und B ins Licht gesetzet würden. Hätte er betrachtet, daß auch andere Wesen als Kugeln können in Ruhe oder Bewegung gedacht, und mit den allgemeinen Nahmen A und B beleget werden; er würde sich selbst durch sein Urtheil nicht verrathen haben, daß er noch weit mehr, als Herr R. an sinnlichen Vorstellungen klebe.

**) Der Herr Recensente wendet wider diese Bedingung p. 275 ein: ein einfaches Wesen nimmt keinen Theil des Raums ein. Da der Herr Recensent so sehr auf den Ausdruck: einen Theil des Raumes einnehmen, fällt, und

nicht verlasse, B aber sich auf A und diesen Ort

und daraus die Bedingung umstossen will, so könnte man hierauf eben so kurz antworten: A soll kein einfaches, sondern zusammengesetztes Wesen seyn, damit es einen Theil des Raums einnehmen möge. Der Beweiß und Grundsatz des Herrn R. wird doch in seiner ganzen Abhandlung brauchbar seyn, und angewandt werden können. Und er hat nicht gesagt, daß A ein einfaches Wesen seyn soll. Doch was braucht diese Ausflucht ergriffen zu werden? Es gilt gleich viel, ob A einfach oder zusammengesetzt ist. Herr R. versteht darunter überhaupt eine undurchdringliche Substanz. Daher mag der Herr Recensente ein einfaches Wesen verstehen. Wie aber soll ein einfaches Wesen keinen Theil des Raums einschliessen können? Wer kan dieses leugnen, er mag sich den Raum nur einbilden, oder wie er wirklich in der Natur ist, vorstellen? Bildet er sich den Raum als eine ausgedehnte Sache ein; so machen alle Puncte derselben, welche aussereinander gedacht werden, zusammengenommen den Raum; einzeln aber, oder ein jedes für sich, stellet einen Theil dieses Raums vor, welchen ein einfaches Ding (denn diese Puncte werden als einfach betrachtet) einnehmen kan. Gedenket man sich den Raum, so wie er wirklich in der Natur ist, so macht die Ordnung der Dinge, welche zugleich und aussereinander sind, den Raum aus. Ein jedes Ding aber ist alsdenn auf eine gewisse Art in diesem Raume neben einander. Es bekömmt dadurch seinen Ort, und nimmt bald einen einfachen, bald einen zusammengesetzten (daß ich

also

Ort zu bewege *). Denn dieses lehret die Er-
fah-

also rede) Theil des Raums ein, welchen jeder Ort in demselben vorstellet. So lange also der Herr Recensente nicht leugnet, daß viel einfache Wesen neben einander seyn können, und in dieser Welt ausser einander seyn müssen; so lange kan er denselben nicht absprechen, daß sie zusammen eine Ordnung ausmachen und einen Raum ausfüllen; hingegen ein jeder vor sich mit den übrigen auf eine besondere Art zugleich seyn, und seinen besondern Ort und Theil von dem ganzen Raume einnehmen muß. Ein Circul ist ein gewisser eingeschränkter Raum. Sein Mittelpunct macht vor sich keinen Raum aus, noch nimmt denselben ein. Denn er ist ohne alle Theile und einfach. Er ist aber der mittelste Theil dieses Raums. Würde er fehlen, d. i. gedächte ich, daß alle Radien von dem Anfange des Circuls mit dem zweyten Punct vor dem Ende aufhöreten, und nicht in den Mittelpunct zusammen stiessen; so wäre der Raum nicht vollständig, wie wenig auch daran fehlen möchte. Man lasse nun ein einfaches Wesen diesen Mittelpunct einnehmen (denn so viel als dieser Punct von dem Raume ausmacht, nimmt es ein, wo ich es auch zu seyn gedenke), so begreifen wir, daß es zwar keinen Raum, doch einen Theil des Raumes einnehmen kan. Gefällt unterdessen dem Hrn. Recensenten diese Redensart nicht, so mag er bey dem griechischen Wort που bleiben. Er wird aber doch eben dieses, was wir durch den Theil des Raums verstehen, dabey gedenken, oder gestehen müssen, daß es ihm ganz unverständlich sey.

*) Der Herr Recensente spricht ferner p. 278:
man

fahrung, wenn A und B zusammengesetzte Wesen

sen

man denket nichts dabey, wenn man sagt, ein einfaches Wesen komme mit Bewegung auf ein anderes zu, oder man ziehet blos das auf einfache Wesen, was uns die Sinne von Körpern zeigen. Was hätte abermahls diese Einwendung für eine Kraft, wenn Herrn R. gefallen solte, unter B ein zusammengesetztes Wesen zu verstehen, nachdem A, wie vorhin gezeiget worden, ein einfaches Ding seyn kan? Er hat ja nicht gesagt, daß B einfach werden soll. Litten nun die angenommenen Umstände nicht, es für einfach zu halten; so erfordert die Billigkeit des Lesers, sich B so lange als zusammengesetzt zu gedenken, bis es die Absicht des Schriftstellers nicht mehr erlaubet. Doch der Wahrheit und Absicht des Herrn R. nach, kan B so wohl einfach als zusammengesetzt seyn, und ein Weltweiser nebst einem Meßkünstler, welche beyde am meisten ihre Einbildung zu verbannen wissen, denken mit einem geläuterten Verstande etwas, wenn man sagt, es komme ein einfaches Wesen mit Bewegung auf ein anderes zu. Sie denken bey der Bewegung einer einfachen Substanz, daß sie alle Augenblick ihren Ort verändert, daß sie immer auf eine andere Art mit den übrigen um sie herum zugleich ist. Also gedenken sie sich, daß dieses einfache Wesen einer gewissen Substanz immer näher werde, bis es zuweilen derselben gegenwärtig geworden ist. Heist dieses nichts gedacht: so wissen wir nicht, was denken heist. Allhier ist auch nichts was dem Begriff eines einfachen Dinges widersprechen kan. Es bleibt einfach, es mag

sen seyn sollen *). Von andern Substanzen aber

diesen oder jenen Ort oder Punct einnehmen: es mag mit diesem oder jenem zugleich seyn; es mag bald nahe, bald weit von einer andern Substanz entfernet seyn. Der Herr Recensente muß auch etwas denken, wenn er sagt, seine Seele sey nicht in der Studierstube geblieben, nachdem sein Körper die frische Luft gesucht, und er von einem Ort nach dem andern gereiset ist. Und dennoch wird er bey allen diesen Gedanken die Seele als einfach ansehen können. Wir aber gedenken, daß sich seine Seele zugleich mit seinem Körper bewege, und bald diesem, bald jenem Ort nähere. Bey allen diesen ziehet man auch nicht blos in der Einbildung das auf einfache Wesen, was uns die Sinne vom Körper zeigen. Die Sinne bringen uns zuerst einen undeutlichen Begriff von der Bewegung der Körper bey: Der Verstand aber weiß die besondern und zufälligen Begriffe in allgemeine zu verwandeln, und hat uns von der Bewegung diese allgemeine Eigenschaften entdecket, daß sie überhaupt eine Veränderung des Orts mit sich bringe. Hiemit ist nun nichts körperliches, nichts sinnliches mehr verknüpft, so daß dieser Begriff etwas reelles in sich enthält, wann ihn auch blos der Verstand bey einfachen Wesen brauchet. Ein Meßkünstler denket seinen geometrischen Punct mit dem Verstand und ohne alle Einbildung. S. Wolffs Auszug der Anfangsgr. aller mathematischen Wissenschafften, und zwar Geomet. §. Er denkt auch zugleich auf diese Art, und doch etwas, wenn er annimmt, daß ein Punct, ein einfaches Ding sich von einem Ort zum andern bewegen,

aber ist es aus andern bekannten und unstreitigen Gründen leicht zu erkennen. §. 12 l. c. Unter diesen möglichen Bedingungen nun muß nothwendig geschehen, daß B, welche nicht zugleich mit A in einem Orte wegen ihrer Undurchdringlichkeit seyn kan, von A entweder zur Ruhe gebracht, oder zurück getrieben, oder nach einer andern Richtung sich zu bewegen genöthiget wird. In allen Fällen würde B von A eine Veränderung leiden. Daher ist nicht zu leugnen, daß undurchdringliche Substanzen, wegen dieser Tugend, in einander Veränderungen hervorzubringen vermögend sind.

wegen, und dadurch eine Linie beschreiben soll. Wie kan denn hiebey der Herr Recensente nichts denken, ohne blos seiner Einbildung den Ziegel schiessen zu lassen?

*) Abermahl ein Beweis von der Flüchtigkeit des Recensenten. Die Möglichkeit der Bedingungen, unter welchen man A und B betrachtet, zu zeigen, unterscheidet Herr R. die Fälle, wenn A und B zusammengesetzte, und wenn sie andere, d. i. einfache Substanzen sind. In dem ersten Falle beruft er sich auf die Erfahrung. In dem letztern führet er andere und zureichende Gründe an. Nach des Herrn Recensenten Auszug aber muß Herr R. unvorsichtig genug bey allen Fällen sich nur blos auf die Erfahrung beziehen. Denn also soll er geschrieben haben: Dieses ist nicht widersprechend, da man es täglich bey Körpern sehe. p. 278. Wie wenig zuverläßig ist doch der Herr Recensent!

§. 12 *). Sie müssen also auch mit einer Kraft, als der Quelle der Veränderung verse-
hen

*) Wider diesen ganzen Beweis hat der Hr. Recensente p. 278 nichts mehr zu sagen, als dieses: Zurückgetrieben kan B von A alsdenn werden, wenn eines von diesen beyden Dingen etwa elastisch ist, oder wenn es alle beyde sind. Aber wem kan das einfallen? Wir wollen diesen ganzen Ausspruch als wahr annehmen. Wir wollen dem Herrn Recensenten Beyfall geben, daß es ungereimt sey, daß B von A zurückgetrieben werden könnte. Hat er denn den Beweis des Herrn R. entkräftet und umgestossen, oder vielmehr befestiget und näher bestimmt? Herr R. hat bey seinem möglichen Vordersatze diesen Grund, oder Bedingungssatz in seinem Beweis gebrauchet: Wenn B auf A, welches unbeweglich und mit B gleich undurchdringlich ist, sich losbewegen solte: so müste es von A entweder zur Ruhe gebracht, oder zurückgetrieben, oder nach einer andern Richtung bewegt werden. Wie stößt nun der Herr Recensente diesen Bedingungssatz um? Leugnet er etwa die Folge? Zeiget er etwa, daß noch das vierte und fünfte Glied in dem disjunctiven Nachsatze Platz finde, oder, daß diese Glieder einander nicht entgegen gesetzt sind? Nein, keines von allen. Die Folge ist zu offenbahr, und die gehörige Anzahl der Glieder nebst ihren entgegengesetzten Kennzeichen leuchtet dergestalt in die Augen, daß der Herr Recensente keines zu leugnen sich unterstanden. Da nun dieses die einzige Art dergleichen Bedingungssätze zu entkräften ist: so bleibet die Wahrheit dieses Obersatzes unbeweglich. Der
Herr

hen seyn, welche ihr Bestreben nach allen Seiten hin, woraus nur die Undurchdringlichkeit

J 3 der

Herr Recensente spricht aber doch, daß das eine Glied, nemlich, daß B von A zurückgetrieben werden könne, ungereimt sey. Dieses kan Herr R. ihm zugeben, er kan den Herrn Recensenten auch noch das eine Glied von den beyden übrigen, wenn er es darzuthun vermögend ist, als falsch zugeben, und verliehrt doch nichts. Denn es ist nach der Natur eines disjunctiven Satzes nicht möglich, daß alle Glieder zugleich wahr seyn können. Ein einziges davon ist nur der Wahrheit gemäß. Würde also Herr R. dem Recensenten nicht vielmehr Dank schuldig seyn, daß er ihm dadurch, daß er zwey Glieder als ungereimt dargestellet, das dritte Glied bestätigen geholfen hätte? So wenig hat also der Herr Recensente gründlich widerleget. Eben so wenig aber ist auch seine physische Regel der Bewegung im allgemeinen Verstande, der Wahrheit gemäs. Er sagt nichts, was zur Sache gehöret, wo seine Worte nicht diesen Verstand haben sollen. Wenn A von B zurückgetrieben werden soll: so müssen entweder sie beyde, oder eins von beyden elastisch seyn. Ist dieses nicht seine Meinung, so hat er gewiß nichts beygebracht, warum B von A nicht solte zurück getrieben werden können. Jener Bedingungssatz aber ist gewiß falsch, so lange noch unter der angenommenen Bedingung das dritte statt finden kan, daß sie vollkommen hart seyn möchten. Nemlich elastische Dinge besitzen die Tugend, sich wieder in ihren vorigen Stand oder Stellung

oder

der Substanzen begreiflich ist, also äussert, daß sie einer jeden Kraft, so lange sie noch end-
lich

oder Figur herzustellen, wenn sie entweder ganz, oder den Theilen nach darinne eine Veränderung leiden. Und ich irre, wo der Herr Recensente das Zurückprallen elastischer Dinge nicht also erkläret, und sich mit dem Freyherrn von Wolff begreiflich macht. Indem sie aneinander stossen, geben die Theile in dem Berührungspuncte nach. Da sie sich aber in die vorige Stellung wieder setzen müssen, und solches nicht geschehen kan, woferne sie nicht die beyden Körper von einander treiben; so machen sie, daß die elastischen Körper aus|einander fahren, und zurückgetrieben werden. Auf diese Art nun kan unmöglich ein einfaches Ding B von seines gleichen A zurückgetrieben werden. Aber es gedenken sich auch die Naturlehrer vollkommen harte Substanzen. Diesen legen sie die Eigenschaften bey, daß sie durch keine Gewalt, auch nicht im Anstossen, ihre Figur verändern sollen. Dahero ist nicht zu gedenken, daß ihre Theile in dem Berührungspuncte nachgeben, und sich wieder ausdehnen sollen; wodurch sie auseinanderfahren müsten. Und dennoch springet, und muß nach dem Begriffe der Naturlehre B zurückspringen, wenn er sich dem unbeweglichen A mit einem Stosse oder Bewegung nähert. Da die Regeln der Bewegung der vollkommen harten Substanzen fast in allen Einleitungen der heutigen Naturlehrer vorkommen, so wird der Herr Recensent von selbsten einsehen, daß sein Bedingungssatz so lange fehlerhaft ist, bis er
also

lich ist, völlig widerstehen kan, damit nicht ei-
ne andre Substanz zugleich mit ihr einerley

 Ort

also verbessert worden: Wenn B von A zu-
rückgetrieben wird, so muß bey ihnen ent-
weder eine elastische Kraft, oder gar eine
vollkommne Härte angetroffen werden.
Nun mag der Nachsatz unserthalben unge-
reimt seyn, wenn A und B einfach angenom-
men werden, damit auch der Vordersatz
nicht bestehe. Dieses thut dem Beweise des
Herrn R. nichts, wie oben schon gezeiget
ist. Doch könnte man sich wohl einfallen
lassen, einfache Dinge als vollkommen har-
te Substanzen zu gedenken. Weil sie keine
Theile haben, können sie im geringsten nicht
als nachgebend angesehen werden, wie groß
auch eine endliche Kraft wäre, welche auf sie
zustossen möchte. Wegen ihrer Undurch-
dringlichkeit aber ist keine Kraft so groß, wel-
cher sie nicht vollkommen widerstehen solten.
Dahero wo irgend etwas im höchsten Grad
als hart kan angenommen werden, so sind es
die einfache Substanzen dieser Welt. Ja es
scheinet, daß nach dem Begriff der Natur-
lehrer, diese Härte, und die daraus herge-
leitete Regel der Bewegung, fast nur allein
dem einfachen Wesen zukommen kan. Denn
warum bilden sich wohl diese Lehrer, um die
Regeln der Bewegung harter Körper begreif-
lich zu machen, anders ein, daß die Kraft
ihrer Körper gleichsam in einen Punct ge-
sammlet, und die Körper selbst auch nur ein
Punct sind, woraus die Kraft nach allen Ge-
genden hin, ein gleiches Bestreben äussert?
Drum ist so weit gefehlet, daß sich niemand
einfallen lassen könnte, einfache Wesen sich
als

Ort einnehmen möge. §. 14-17. Da nun die Seele des Menschen durch ihre innerliche Eigen-

als vollkommen hart vorzustellen, daß vielmehr die Naturlehrer die Körper als einfache Wesen sich einzubilden gezwungen worden, um sie nur als recht vollkommen hart zu gedenken. Unter diesen Umständen wäre es so gar begreiflich, daß B von A zurückgetrieben werden könnte, wenn sie gleich beyde einfache Wesen wären.

Dieses ist alles, was der Herr Recensente wider den Grundsatz des Herrn R. beygebracht hat. Er wird nun erkennen, wie wenig seine Einwendungen gegründet sind. Er siehet, daß es seiner Einbildung beyzumessen ist, wenn Herr R. von einfachen Dingen als Kügelchen hat reden sollen. Er siehet, daß es nur blos bey ihm lieget, wenn einfache Wesen keinen Theil des Raumes einnehmen sollen, u. wenn er nichts gedenket, oder nur Einbildungen heget, so bald er sich die Bewegung einfacher Wesen vorstellen soll. Er siehet, daß er bey der Bestreitung eines Satzes nicht einmahl dessen Vorderglied oder Subject fest gesetzet, daß er nicht einmahl die Regeln von Widerlegung beobachtet; daß er endlich theils Dinge, welche gar nicht zur Sache dienen, theils etwas, was nicht bestehen kan, beygebracht hat. Solte er es wohl sich selbst vergeben können, daß er einen Beweiß, welcher in allen Absichten völligen Stich hält, nicht ohne Beleidigung seines Urhebers lächerlich zu machen gesucht, und p. 279 niederzuschreiben kein Bedenken trägt? Herrn R. Beweis ist für einen Leibnitzianer eben das, was der punctirte Schatten im Orbiapictus, der die Seele abbilden soll, für einen Philosophen ist.

genschaften von ihrem Körper und allen übrigen Dingen in der Welt, unterschieden ist. §. 9: so wird dadurch eben ihre Undurchdringlichkeit befördert. §. 11. Hieraus ist ihr Vermögen in den andern Substanzen Veränderungen hervorzubringen, und ihre Kraft und Bemühung nach allen Seiten hin, so, daß sie sich allen endlichen Kräften widersetzen kan, damit sie nicht durchdrungen werde, begreiflich. §. 18. Weil sie aber ein einfaches Wesen ist, welches nicht mehr als eine Kraft hat: so ist diese Kraft mit ihrer Empfindungs= Denkungs= und begehrenden Kräften einerley. §. 19.

III. Die Seele ist so gar mit einer bewegenden Kraft, vi motrice versehen. Niemand kan leugnen, daß sie nicht zugleich mit beweget werde, wenn ihr Körper, womit sie vereiniget ist, von einem Ort zum andern wandert. Den Grund von dieser Bewegung der Seele müssen die Harmonisten gewiß in der Seele selbst suchen, oder den Influxionisten zugeben, daß er ausser ihr in dem Körper verhanden ist, weil nur eines von beyden aus den trifftigsten Gründen seyn kan. Nimmt man das erstere an; so muß der Seele offenbahr eine bewegende Krafft zugestanden werden. Denn sie ist nichts anders, als dasjenige, was den Grund der Bewegung in sich hält. Solte aber der Grund von der Bewegung der Seele in dem Körper seyn; so müste man offenbahr den Einfluß des

 Leibes

Leibes in die Seele zugestehen *), und doch dabey bekennen, daß die Seele mit einer bewegenden Kraft versehen sey: weil nach dem gröbern Einfluß ihr diese Kraft von dem Leibe gegeben, nach dem subtilern aber nur diejenige Kraft der Seelen so bestimmt würde, daß sie sich durch ihre Kraft bewegte. §. 21. **)

IV. Ob

*) Der Herr Recensente liefert aus p. 279 gleichfalls in seinem Auszuge diesen Beweis, doch höret er mit diesen Worten: so müste man ⸗ ⸗ ⸗ in die Seele zugestehen; völlig auf. Es fehlet aber alsdann noch der Hauptschluß in dem zweyten Falle, wie der Augenschein lehret, und verstellet nicht wenig die Art zu schliessen, deren sich Herr R. bedienet. Dieses ist der Grund, warum wir solches bemerken.

**) Es wird wider diesen Beweis mancherley von dem Herrn Recensenten erinnert; doch so, daß er bey allen Einwendungen wohl bestehen kan. Wir wollen das hauptsächlichste davon betrachten. Er weis anfänglich wieder nicht, sich einen deutlichen Begriff zu machen, was das heist: Die Seele wird mit dem Leibe beweget, es sey denn, daß er sich die Seele wie ein klein Dinglichen einbilden will, das in dem Körper wie etwa die Feder in der Taschenuhr steckt. Dieses letztere wollen wir ihm vergönnen zu thun, und noch ein Gleichniß von dem Steuermann an dem Ruder des Schiffes hinzufügen, wo er sich die Bewegung der Seele zugleich mit dem Körper nicht sinnlich genug machen kan. Deutlich aber wird sie hiedurch niemahls werden. Hiezu kan er nur einzig gelangen, wenn

er

IV. Ob nun gleich der Herr Baron von Wolf in seinen V. G. von GOtt, u. s. w. beweis

er, es also macht, wie wir ihm in den vorhergehenden Anmerkungen gewiesen haben.

Er spricht weiter: Wenn auch gleich der Grund derjenigen Veränderung, welche die Seele leidet, in dem ihr Körper beweget wird, (und welche eine Veränderung des Orts oder Bewegung in sich fasset) in ihr selbst lieget, so würde man ihr doch deswegen keine bewegende Kraft in dem Verstande, wie wir sie bey Körpern finden, und vermöge deren sie die Körper beweget, zuschreiben dürfen. Diß will niemand, der Herr R. auch nicht. Der Herr Recensente darf nach diesem Beweise der Seele keine andere Kraft zuschreiben, als diejenige, wodurch sie beweget wird. Er darf von ihr nichts mehr gedenken, als sie sey der Grund von der Veränderung der Seele, weswegen diese ihren Ort verändert. Diesen allgemeinen Begriff hat Herr R. selbst in dem §. 21 gegeben. Dahero mag alles seine Richtigkeit haben, was der Herr Rec. von der Bewegung der Seele und des Körpers gedenket. Wir wollen zum Beweis seine Worte hersetzen, und nur einige Zeilen hin und wieder zum vollständigen Verstande desselben einschalten. Er hat Recht, daß diese (bewegende) Kraft der Seelen eine Kraft ist, vermöge deren in einem einfachen Wesen für sich allein, (so weit Herr R. aus diesem Beweise alleine geschlossen) eine wirkliche Veränderung (des Orts) hervorgebracht wird, oder es sich beweget. Er hat

beweiset, daß kein einfaches Ding vor sich allein beweget werden kan; so widerspricht er doch

hat Recht, daß die bewegende Kraft des Körpers in einem Inbegriff von vieler einfachen Wesen zugleich Veränderungen (des Orts und also eine Bewegung) hervorbringet, die nichts als Erscheinungen sind, welche aus den Veränderungen, die wirklich in dem einfachen Wesen vorgehen (und wodurch jedes für sich von einem Ort zum andern kömmt, d. i. sich beweget) entspringen, indem diese wirkliche Veränderungen (eines jeden einfachen Wesens, wie und auf welche Art sie entstehen) von uns (gar) nicht, (daß sie aber zugleich mit dem bewegten Körper sich eräugnen müssen, nicht anders, denn durch den Verstand) deutlich erkannt, sondern in grosser Menge auf einmahl undeutlich empfunden werden. Wir setzen noch hinzu: diese bewegende Kraft der Seele ist eben diejenige Kraft, woraus sie bestehet, wodurch sie denket und will, nachdem sie sich bald in diesen bald in jenen Wirkungen äussert; u. kan nicht, als von ihr abgesondert, gedacht werden. Die bewegende Kraft hingegen der Körper bestehet eigentlich aus nichts anders, als aus einer jeden bewegenden Kraft der einfachen Wesen, woraus der Körper angewachsen ist. Man bildet sich aber ein, als wann aus allen diesen eine besondere Kraft zusammengesetzt sey, welche ich mir als unterschieden von den einfachen Kräften, und von der Materie des Körpers vorstelle. Der Hr. Rec. hat endlich Recht, daß diese beyden Dinge, welche Herr R. mit dem gemeinschaftlichen

doch theils Herrn R. nicht. Denn dieser
nimmt nur an, daß die Seele in Vereinigung
mit ihrem Körper, und also mit diesem zugleich,
nicht

chen Namen bewegende Kräfte beleget,
(so weit eine die Kraft der Seele, und die
andere eine zusammengesetzt Kraft des Kör-
pers, nicht aber eine jede Kraft der einfachen
Dinge besonders ist) von ganz verschiedner
Art, aber zur Gattung einer bewegenden
Kraft überhaupt gehören. Denn sie sind
beyde dasjenige, was den Grund der Bewe-
gung oder Veränderung des Orts in sich
hält. Jene Kraft aber ist einfach; diese zu-
sammengesetzt. Jene ist die Kraft eines ein-
fachen Dinges besonders betrachtet; diese der
Inbegriff aller Kräfte jedes einfachen We-
sens, woraus der Körper bestehet. Jene kan
nicht von dem einfachen Wesen abgesondert;
diese als eine besondere Kraft, welche von je-
der Kraft der einfachen Dinge als ein Gan-
zes von seinen Theilen, ja von der Materie
des Körpers selbst der Einbildung nach un-
terschieden ist, gedacht werden. Wozu erin-
nert aber der Herr Recensente alles dieses,
da nichts davon den Herrn R. trifft? Dieser
will nichts mehr in seinem § 21, als was der
Herr Rec. gleich darauf bekennet: Aufs höch-
ste habe er nur dargethan, daß die Seele
eine Kraft habe, sich selbst (und dieses
nicht einmahl) zu bewegen. Was ferner
folget, hat der Herr Rec. blos für sich beygefü-
get, um etwas widerlegen zu können. Herr
R. hat hievon in seinem Absatze nichts, noch
schließt er in seiner ganzen Schrift so elend:
Aber daraus folget gar nicht, daß sie auch
eine

nicht aber vor sich allein beweget werden soll *): Theils ist sein erster Grundsatz: daß keine Bewegung sich anders, als nach und nach

eine Kraft habe, andre Dinge zu bewegen. u. s. w. Die Seele beweget sich; also beweget sie auch andere Dinge, das ist nicht gründlicher geschlossen, als: die Seele weiß ihre Gedanken, also weiß sie die Gedanken anderer. Solte allhier wohl eine Partheylichkeit, oder eine andere, ich weiß nicht, welche Ursache, die Feder geführet haben?

*) Die Antwort des Herrn R. welche allein auf den Hintersatz des Freyherrn von Wolff gehet, und den Scheinwiderspruch zwischen demselben und seinem Lehrsatz aufhebet, ist die einzige, welche der Herr Rec. p. 280 Herrn R. in den Mund leget, und zwar als eine Antwort auf den Beweis. Hiedurch glückt es ihm, den Herrn R. ziemlich einfältig antworten zu lassen. Denn also verstellet der Herr Rec. die Gedanken desselben: Hierauf untersuchet der Herr Verfasser den Beweiß des Herrn Baron von Wolff in der Metaphysik, daß kein einfaches Wesen (die Worte: vor sich allein; sind ausgelassen) beweget werden könne, weil sich alle Bewegung nach und nach den Theilen eines Körpers (diese sind Zusätze des Herrn Recensenten, welche Herr von Wolff wohl nicht in diesem Beweis billigen würde) mittheile, bey einem untheilbaren Wesen aber solches nicht statt finde. Er antwortet: Dieser Beweiß rede von einem einfachen Wesen, das einzeln soll beweget werden; hier aber werde die Seele in der Verbindung mit dem Leibe bewe-

nach mittheilet, nicht nothwendig, noch aus der

beweget. Warum druckt der Herr Recensente die Worte vor sich allein nicht mit aus? Etwa, damit auch diese Antwort nicht einmahl einen Widerspruch zwischen Herrn R. und Herrn Baron von Wolff Hintersatz, oder Conclusion aufheben möge? Warum spricht er wider die ausdrücklichen Worte des Verfassers, dieser Beweis rede von einem einfachen, u.s.w. Etwa, damit Herr R. dem Leser desto eher nichts geantwortet zu haben scheinen möge, wenn er in dem Auszuge findet, daß der Beweis nichts weniger als die Einschränkung macht? Wir erinnern hierbey den Herrn Rec. zu wie viel nachtheiligen Folgen eine Eilfertigkeit anderer Schriften zu prüfen, für ihren Urheber selbst auszuschlagen vermögend ist? Bey dieser Gelegenheit gefällt auch noch dem Herrn Rec. p. 281 zu erinnern: Wenn aber die Seele durch die Wirkung des Leibes in Bewegung soll gesetzt werden, so müste man sich doch dieses eben so einbilden, als wenn ein Körper von einem andern bewegt wird. Wir antworten kurz: Gefällt ihm sein Lehrgebäude von der vorherbestimmten Harmonie nicht mehr, nach welcher der Grund von der Bewegung der Seele in ihr selbst anzunehmen ist; so stehet ihm frey, wie er sich die Bewegung der Seele durch die Wirkung des Leibes einbilden will, wenn er sie nur zuzugeben sich gezwungen siehet. Wir stellen uns aber vor, daß diese Bewegung auf eine ähnliche Art zugehe, wie einfache Dinge, woraus der Körper bestehet, vor sich durch die Wirkung der umstehenden in Bewegung gesetzt werden können.

der Natur der Bewegung erwiesen, sondern von Herrn von Wolff nur von der Art und Weise, wie sich Körper zu bewegen gedacht werden können, hergenommen. Der zweyte Grundsatz aber: was keine Theile hat und nachgeben, nach diesem aber sich wieder auseinander thun kan; da kan die Bewegung nicht nach und nach mitgetheilet werden; ist nur auf eine besondere und nicht von vielen Naturlehrern angenommene Hypothese, von der Art, wie elastische Körper beweget werden, gebauet, und kan weder auf die Bewegung nicht elastischer und vollkommen harter Körper, noch auf die Bewegung, so durch einen Druck verursachet wird, angewandt werden: Dahero dieser ganze Ausspruch des Herrn Bar. von Wolf mit seinen Gründen nicht Bestand haben kan, wenn auch aus den angeführten Vordersätzen, wie einige meinen, dieser allgemeine Satz wider die Meinung seines Verfassers folgte, daß kein einfaches Ding könne beweget werden. §. 22.

(Die Fortsetzung folget künftig.)

* * *

IV. Acroases

IV.

Acroases dialecticæ &c.

d. i.

Eilf dialectische Vorlesungen Jacob Facciolati, welche derselbe auf der hohen Schule zu Padua, jedesmahl bey Anfange der jährlichen Vorlesungen gehalten. 1750, 8. 11 Bogen.

Die erste dieser Vorlesungen handelt vom Enthymema. Herr Facciolati streitet wider diejenigen, welche das Enthymema für einen verstümmelten Schluß ausgeben, dem einer von beyden Vorsätzen mangelt. Woher sie diese Meinung aus dem Aristoteles genommen haben, kan man nicht sehen. Herr Facciolati vermuthet, daß sie solche aus einer Stelle des 27 Cap. des 11 Buchs Analyt. post. hergeleitet haben: ἐὰν μὲν ἓν ἡ μία λεχθῆ πρότασις, σημεῖον γίνεται μόνον. ἐὰν δὲ καὶ ἡ ἑτέρα προσληφθῆ, συλλογισμός. Im Anfange dieses Capitels hatte Aristoteles gesagt, das Enthymema sey ein Schluß aus wahrscheinlichen Dingen oder aus Zeichen; er gebrauchet sich aber in der Folge nicht des Namens Enthymema, sondern Syllogismus. Er will also in der angeführten Stelle weisen, wie ein Enthymema aus Zeichen hergeleitet werde, und saget daher: wenn nur ein Satz verhanden sey, sey es bloß ein Zeichen; wenn

aber der andere dazu komme, entstehe ein Schluß aus Zeichen. Wer nun hieraus folgert, ein Enthymema sey ein Schluß mit einem einzigen Vordersatze; der verwechselt wahrscheinlich das Zeichen mit dem Schlusse aus dem Zeichen. Es ist wahr, Aristoteles sagt in seinen Rhetoricis, der Schluß: Darius verdienet gecrönet zu werden, weil er in den olympischen Spielen gesieget hat: sey ein Enthymema. Aber der Vördersatz: der Sieger in den olympischen Spielen wird gecrönet, fehlet hier nur deswegen, weil er jedem bekannt ist, und die Redner es für überflüßig halten, Sätze, die jeder weiß vorzutragen. Die Dialectiker aber pflegten alle, auch die bekanntesten Sätze zu berühren, weil ihr Streit mehr um den Sieg als um die Wahrheit geführet ward, und der Gegner ihnen daher die augenscheinlichsten Wahrheiten leugnete. Gassendus (Ex. 7. in Arist. n. 4.) thut also dem Aristoteles sehr unrecht, wenn er desselben Ausspruch (Topic. II. c. 11.) ein Schluß an dem etwas fehle, oder dabey sich etwas überflüßig finde, sey unvollkommen, mit dem Beyspiele des Enthymema widerlegen will. Denn einen unvollkommenen Schluß nennet Aristoteles nicht den, in welchem ein Vordersatz fehlet, sondern den, in dessen Vördersätzen ein Fehler stecket.

Die zweyte Abhandlung ist vom Sorites überschrieben. Herr Facciolati erwähnt im Eingange, die Alten hätten zweyerley Arten zu beweisen inexplicabiles genannt; den Sorites

rites und den Pseudomenus. Durch den Sorites versteht er eine solche Schlußart, da man von offenbaren Wahrheiten, durch lauter kleine Veränderungen stuffenweise auf offenbahr falsche Sätze kömmt. Dergleichen ist die Frage: Ob zehn Körner viel oder wenig sind. Wenn man saget wenig, so leget der Gegner immer ein Korn darzu, und fragt allezeit, ob es nun viele sind? Sagt man viel, so nimmt er immer eines nach dem andern weg, und fragt, wenn es wenig werde? Cicero bedienet sich dieser Schlußart (lib. 3. in Ver. c. 94) darzuthun, daß kein Diebstahl so geringe sey, der nicht Strafe verdiene. Denn wenn man dieses leugnen wolte, so lässet sich nicht bestimmen, wo die Grösse des Diebstahls anfange; und die Stoiker haben hieraus geschlossen, daß alle Verbrechen gleich groß wären, weil man zwischen kleinen und grossen keine gewisse Gränzen setzen könnte *). Eine andere Art des Storites ist diejenige, die in allen Logiken un-

 ter

*) Vielleicht sind diese Spitzfindigkeiten nicht so verwirrend, als sie ihren Erfindern geschienen haben. Viel und wenig sind unbestimmte Begriffe. Ist es also Wunder, daß man nicht sagen kan, wo sie anfangen und wo sie aufhören? Wenn zehn wenig sind, so sind eilf noch nicht viel; aber doch mehr als zehn: und dieses wächset mit der zunehmenden Zahl der Körper. Eine Einheit ist ein Theil des Vielen;

ter diesem Namen bekannt ist, welche ihre Richtigkeit hat, und von dem Herrn Facciolati in verschiedene Arten abgetheilet und mit Beyspielen erläutert wird, darunter auch Leibnitzens Beweiß, daß alle Körper beweglich sind, beym Nizolius ist.

Die folgende Vorlesung handelt von dem Pseudomeno. Was diese Schlußart sey, muß man aus Cicerons Büchern de Fato und dem 4. B. Acad. Quæst. lernen. Daher versichert Herr Facciolati, daß den Summulisten nicht bekannt sey, worauf dieser Schluß ankomme, weil sie den Cicero entweder als einen Grammaticum verachteten, oder ihn, weil er lateinisch geschrieben hat, nicht verstehen. Pseudomenus aber heisset eine solche Schlußart, die sich auf Sätze gründet, welche man weder als wahr annehmen, noch als falsch verwerfen kan. Wenn ich z. E. sage: ich lüge, und zu-

Vielen; und etliche Einheiten machen also viel aus, ob gleich eine mehr, nicht vielmehr als die nächstvorhergehende Zahl ausmachet. Des Cicero Schluß ist gegründet. Ein kleiner Diebstahl ist strafbar, aber auch nur nach der Maße in der er kleiner ist. Jedoch daraus, daß man kleine Verbrechen von grossen überhaupt nicht durch bestimmte Gränzen unterscheiden kan, folget nicht, daß man nicht sehen könne, welche grösser oder kleiner sind. Wenn ich mich nicht unterstehe zu sagen, ob 10 oder ob 12 viel sind; so weiß ich doch, daß 12 mehr ist als 10.

zugleich auch wirklich lüge, so sage ich mit dem vorigen Ausdrucke, daß ich lüge, die Wahrheit: lüge ich aber nicht wirklich, so ist es falsch, daß ich gesagt habe ich lüge. Was soll man wohl von den alten sogenannten Philosophen denken, wenn man beym Athenäus und Hesychius lieset, daß sich einer Namens Philetas, über solche Spitzfindigkeiten zu Tode studirt hat, und über dem Pseudomenus gestorben ist?

Die vierte Vorlesung handelt vom Achilles. Zeno hat durch einen Beweiß darzuthun gesucht, in der Welt sey keine Bewegung: oder vielmehr, es folge was ungereimtes daraus, wenn man eine Bewegung zugäbe. Denn Achilles, der wegen seiner Geschwindigkeit beym Homer berühmt ist, würde eine Schnecke nicht einholen können. Man setze: im Anfange der Bewegung sey Achilles in einem gewissen Raume, z. E. eine Meile weit hinter der Schnecke, bewege sich aber hundertmahl schneller als sie. Indem also Achilles diese Meile durchwandert, ist die Schnecke um $\frac{1}{100}$ einer Meile fortgerücket und so weit von ihm entfernet. Indem er dieses 0, 01, der Meile durchläuft, ist sie um 0, 0001. einer Meile fortgerücket, und indem er dieses 0, 0001 durcheilet, hat sie sich um 0, 000001. weiter fortgemacht, daß sie also beständig um einen kleinen Raum von ihm entfernt bleibet. Herr Facciolati meinet, diese Schwürigkeit liesse sich nicht auflösen, man möchte die Theilung ins

unendliche machen oder nicht. Man müsse gestehen, daß die Bewegung Geheimnisse habe, die vor unsern Augen verborgen sind, und die wir nicht vollkommen begreifen *). Deßwegen aber gestehet er nicht zu, daß man die Bewegung leugnen dürfe, ob er wohl bemerket, der Weltweise habe gefehlet, der seinen Gegner von der Wirklichkeit der Bewegung zu überführen,

*) Wir wollen auf diesen Einwurf Keils Antwort in der 6ten Lection seiner Physik beyfügen. Die Antwort, saget Keil, ist sehr leichte, wenn man nur überleget, daß eine eine Meile mit $\frac{1}{100}$, einer Meile mit $\frac{1}{10000}$, einer Meile mit $\frac{1}{1000000}$, und so ohne Ende, fast eine unendliche Grösse ausmachet, wie die Rechenkunst solches von einer jeden Reihe Grössen, die in geometrischer Verhältniß ohne Ende abnehmen, erweiset. Folglich wird die Summe aller dieser Grössen, von einem bewegten Körper mit einer bestimmten Geschwindigkeit in einer bestimmten Zeit beschrieben. Denn man setze, Achilles brauche zur Meile eine Stunde, so brauchet er zum $\frac{1}{100}$ einer Meile $\frac{1}{100}$ einer Stunde, zum $\frac{1}{10000}$ einer Meile, $\frac{1}{10000}$ einer Stunde. Aber $\frac{1}{100}$, $\frac{1}{10000}$, $\frac{1}{1000000}$ und so ferner ohne Ende von einer Stunde, machen eine bestimmte Zeit, nemlich 1. und $\frac{1}{99}$. Stunden aus, nach deren Verlauf Achilles die Schnecke erreichet haben wird. Wir setzen zum voraus, daß derjenige, so Keils Antwort verstehen will, die nöthigen Gründe von der Berechnung der Summen unendlicher geometrischer Reihen inne hat.

führen, hin und her spatzierte. Denn der Gegner hatte wohl nicht geleugnet, daß es so eine Erscheinung gäbe, als wie uns die Bewegung vorkömmt; sondern in Zweifel gezogen, daß die Bewegung etwas wirkliches sey. Aber GOtt könnte uns wohl in solche Verfassung gesetzet haben, daß es uns schiene, als giengen Bewegungen vor, wenn sich gleich wirklich keine ereignete. Herr Facciolati meinet, wem diese Gedanken gar zu ausschweifend vorkommen, der dürfe sich nur erinnern, wie jemand würde vor dem Anfange des jetzigen Jahrhunderts seyn angesehen worden, der behauptet hätte, die Farben wären den Körpern nicht eigenthümlich. Jetzo würde man einen für unwissend halten, der sie dem Körper als eigenthümlich zuschreiben wolte. Also könnte Zeno wohl auch glaubet haben, und es könnte vielleicht einmahl Mode werden, zu glauben, die Bewegung gehöre dem Cörper nicht eigenthümlich *).

*) Die Umstände scheinen nicht völlig einerley zu seyn. Die neutonische Lehre von den Farben hat uns nur so viel entdecket, daß die Verschiedenheit der Farben bey den Körpern, von der Mannigfaltigkeit der Lichtstrahlen herrühret. Aber wer auch dieselben nicht wüste, würde doch einsehen können, daß die Farben Erscheinungen sind; nur würde er nicht begreifen, mit was für andern Erscheinungen dieselben verbunden sind. Da man nun von der Bewegung schon einsiehet, daß sie

Die fünfte Vorlesung ist de ignava ratione überschrieben. Sowohl dieser Ausdruck als die beyden andern, dominans ratio und metens ratio deuten eine zwingende Nothwendigkeit an, und kommen auf den Schluß hinaus: Daß uns unsere Bemühungen nichts helfen, weil alles was geschehen soll, schon ausgemacht ist, und also erfolget, wie es seyn soll, wir mögen uns verhalten wie wir wollen. Herr Facciolati nimmt hier Gelegenheit die verschiedenen Meinungen von dem Schicksale zu erzehlen. Selbst nicht alle Stoiker haben sich dasselbe auf einerley Art vorgestellet. Diodorus hat alle Begebenheiten für nothwendig gehalten; Chrysippus selbst aber geglaubet, daß bey einigen Begebenheiten eine Freyheit statt finde. Er behauptet, die Bewegungsgründe die uns vorgelegt werden, könnten Ursachen heissen; aber nur äusserliche, welche die innere Kraft und Freyheit der Seele bloß erregten, ohne ihr Gewalt anzuthun; wie jemand, der einen Kräusel herum treibt, zwar die bewegende Kraft selbigem mittheilet, aber nicht die Ursache ist, daß sich der Kräusel, vermöge seiner Gestalt herumdrehen kan, welcher Umstand der Natur des Kräusels an sich selbst gehöret, und ihm wesentlich ist. Herr Facciolati treibet diese Untersuchung weiter, und kommt auch auf den

sie nur eine Erscheinung ist, so wird man sie auch als eine Erscheinung dem Körper niemals absprechen.

den Einwurf wider die Freyheit unserer Handlungen, der von dem Vorhersehen und der Vorherbestimmung GOttes hergenommen, und schon beym Cicero gefunden wird. Er antwortet darauf: das **Vorherwissen GOttes** mache die Begebenheiten nicht nothwendig. Die ganze Schwierigkeit komme auf den Ausdruck des **Vorhersehens** an: man müsse aber bedenken, daß GOtt Dinge die uns zukünftig sind, auf eben die Art erkenne, wie wir gegenwärtige Sachen sehen.

Die sechste Vorlesung handelt de pistilli versatione. Pistilli versatio, *ὑπέρου περιτροπή*, heisset eine Art zu schliessen, bey der man nichts neues heraus bringet, weil man wieder dahin kommt, wo man angefangen hatte. Die Benennung ist von der Aehnlichkeit mit dem Reiben im Mörser hergenommen. Alciatus proleg. l. 1. c. 19 hat einen hieher gehörigen Fall: Ich bin meiner Frau 300 als Mitgift schuldig, und borge nachdem noch mehr auf: Nachgehends verkaufe ich dasjenige Grundstücke, das ich noch habe, dem Sempronius, mit Einwilligung meiner Frau, welche sich von ihrem Pfandrechte darauf loß saget. Der zweyte Gläubiger erhält vermöge seines Pfandrechts, daß dieses Grundstücke dem Sempronius abgenommen, und ihm zugesprochen wird; Die Frau fordert es auf eben die Art dem zweyten Gläubiger, und Sempronius der Frau ab. Nun fraget sichs, bey welchem es endlich bleiben soll? Man siehet also leicht, daß pistilli versatio,

eben das ist, was man sonst petitionem principii nennet. Herr Facciolati ergreifet diese Gelegenheit, die Feinde der Religion zuwiderlegen, welche dergleichen Fehler ihren Vertheidigern schuld geben, wenn diese die Göttlichkeit der Schrift aus dem Zeugnisse der Kirche, und die Wahrheit der Kirche aus der Schrift darthun. Augustin saget (contra Epist. Menich. c. 5.) ich glaubete der Schrift nicht, wenn mich nicht das Ansehen der Kirche bewegte: und (lib. I. contra Celsum p. 33) saget er: wir thun etwas, das der ganzen Kirche gefallen hat, welche durch das Ansehen der Schrift unterstützet wird. Heisset dieses nicht A durch B, und B durch A beweisen? Herr Facciolati gestehet aufrichtig, daß nicht alle Gottesgelehrte diese Schwierigkeit zulänglich gehoben haben. Seine Antwort ist folgende: Die Wahrheit der Kirche wird durch die Wunderwerke dargethan; die Kirche bestätiget durch ihr Zeugniß das Evangelium, und wenn sie uns zu demselbigen geführet hat, so gehen wir von demselben, als von der ersten Ursache, rückwärts auf die Kirche, und auf den Beweiß von derselben Geheimnissen. So offt GOtt etwas zu Bestätigung des alten oder des neuen Bundes befohlen hat, so offt hat er auch diejenigen welche seine Befehle bekannt machen solten, mit der Gabe Wunder zu thun ausgerüstet. Er gab ihnen das Vermögen unglaubliche Dinge zu verrichten, wenn sie unglaubliche Dinge lehren solten. Christus selbst bewieß, daß er die Macht Sünde zu verge-

ben habe, aus der Macht, Kranken die Gesund-heit zu ertheilen, und gab den Aposteln ebenfalls das Vermögen Wunder zu thun, damit sie sich Glauben erwürben. So wird also die Wahrheit der Kirche denenjenigen bewiesen, welche noch weder an die Kirche noch an das Evangelium glauben. Aber, wer eins von beyden zugiebt, dem wird das andere daraus dargethan. So forscheten einige Zuhörer der Apostel in der Schrift, ob der Apostel Vortrag mit derselben zusammenhienge. Uebrigens giebt Hr. Facciolati erdichtete Wunderwerke, oder auch scheinbare Wunder zu, welche durch böser Geister Hülfe geschehen sind; aber die wahren Wunderwerke, deren in der Schrift Meldung geschiehet, sind allzusehr bestätiget, als daß sie könnten verdächtig gemacht werden. Er lässet sich dabey ziemlich deutlich heraus, daß er an die neuen Wunderwerke keinen grossen Glauben habe, und bedienet sich dabey Augustins Worte (lib. XXI. de civit. Dei c. 8.) die Wunderwerke wären nöthig gewest, ehe die Welt glaubete: wenn aber jetzo jemand ein Wunderwerk fordere, so sey das selbst schon ein Wunder, daß er nicht glaube, da doch die Welt glaubete.

Die siebende Vorlesung redet von der Dunkelheit im Vortrage. Er preiset die Deutlichkeit, wie billich, an, und bemerket, daß ein reiner und zierlicher Ausdruck zu solcher beförderlich sey. Selbst Figuren u. andere Rednerzierrathen, können etwas darzu beytragen, weil sie des Zuhörers Aufmerksamkeit erwecken; aber hier muß man

Maasse

Maße zu halten wissen. Er fraget, ob nicht auch in der Sache selbst eine Dunkelheit seyn könnte, die man also dem Lehrer nicht zuzuschreiben hätte? und antwortet, man müsse hier dunkel und unbekannt (obscurum und ignotum) unterscheiden. Die Verbindung des Leibes mit der Seele sey nicht sowohl dunkel, als unbekannt, weil die Natur des Körpers von der geistlichen Natur gänzlich unterschieden ist, und wir also nichts sagen können, als dieses: GOtt habe es so gewolt. Cicero (de finib. lib. II. c. 5) verwechselt diese beyden Wörter ebenfalls, wenn er von einer Dunkelheit der Sache in Platons Timäus redet. Dunkelheit entspringt nur aus Verwirrung und Vieldeutigkeit. Wer alles recht unterscheidet und jedem seine gehörigen Gränzen setzet, wird auch von dunkeln Sachen ohne Dunkelheit reden *). Diejenigen, welche mit Fleiß dunkel seyn wollen, will Facciolati nicht bessern; Sie mögen sich wie der Dintenfisch in ihrer eigenen Schwärze verbergen. Es ist aber zu verwundern, daß ein vernünftiges Thier (soll man noch darzu sagen ein Philosoph) mit Fleiß andern etwas vortragen will, das nicht verstanden werden soll. Warum verschwendet ein solcher Mensch seinen

*) Er wird nemlich sagen können, was man zuverläßig weiß, und was man nicht weiß. So kan man bey Anwendung der Mathematik auf die Naturlehre, wenn man Hypothesen annimmt, deren Richtigkeit nicht vollkommen ausgemacht ist, doch sagen, was aus derselben folget, und wie etwas in sofern wahr ist, in so fern die Hypothesis zugegeben wird.

seinen Oden und Worte, wenn es eben so viel ist, als ob er nicht geredet hätte? Und doch hat es zu allen Zeiten solche Leute gegeben. Man hat dieses Fehlers den Aristoteles beschuldiget, weil solcher in einem Briefe den Gellius (lib. XX. n. Att. c. 5) anführet, von einigen seiner Werke an den Alexander schreibt, sie wären eben so gut als nicht ausgegeben, ob sie gleich ausgegeben wären. Allein das heisset nur so viel, daß sie für diejenigen unverständlich gewest, die des Aristoteles mündliche Erklärung darüber nicht gehöret haben, wie selbst aus dieser Stelle erhellet; daher man zugleich siehet, warum die Ueberschrift dieser Bücher περὶ τῆς φυσικῆς ἀκροάσεως heist. Herr Facciolati meinet, ein Schriftsteller könne in seinen Aufsätzen bisweilen unverständlich seyn, weil er niemanden habe, der ihn dieser Dunkelheit wegen errinnere; aber ein Lehrer, dem seine Zuhörer es zu verstehen geben, wenn sie ihn nicht fassen können, werde dadurch mehr zu einem deutlichen Vortrage veranlasset *).

Der achten Vorlesung Ueberschrift ist de Electra. Electra kannte ihren Bruder den Orest, wie

*) In Deutschland giebt es hier und da Studierende, die einem Lehrer nur deswegen zulaufen, weil sie ihn so wenig verstehen, als er sich selbst verstehet. Und daraus lässet sich das vorher vom Herrn Facciolati angeführte Phönomenon erklären, warum ein vernünftiges Thier, und so gar ein Philosoph, redet, ohne daß er die Absicht habe, verstanden zu werden. Eben darum, warum der Gehülfe eines Marktschreyers seine Schwänke vorbringet: Zuhörer herbey zu ziehen.

wie er seines Vaters Tod zu rächen wiederkam, und kannte ihn auch nicht. Sie kannte ihn nicht, weil sie ihn für einen Bürger aus Phocis hielt: Sie kannte ihn aber, in so fern sie wuste, daß Orest ihr Bruder wäre, und sie, da er sich ihr entdeckte, die Wahrheit seines Berichts, durch gewisse Kennzeichen vergewissern konnte. Dieses brauchten die Stoiker zur Antwort, wenn ihre Gegner die Academiker sie folgendermaßen bestritten: Was man zu wissen sucht, weiß man entweder: und alsdenn ist es vergebens solches zu suchen; oder man weiß es nicht; und da wird man es auch nicht kennen, wenn man es gleich findet. Aber es giebt gewisse Begriffe in uns, deren Richtigkeit wir von Natur einsehen, die uns zu Untersuchung der Wahrheit leiten, und solche zu erkennen geben, daß wir also die Wahrheit zugleich wissen und nicht wissen, so wie Electra den Orest erstlich nicht konnte, und nachgehends an seinen Merkmahlen entdeckte. Dieses giebt dem Herrn Facciolati Anlaß, dasjenige zu erzählen, was erfodert wird, wenn unsere Begriffe zulängliche Merkmahle ihrer Richtigkeit haben sollen. Er saget hier nichts neues.

In der neunten Vorlesung wird von der Wissenschafft und Unwissenheit welche zu den Sitten gehört, geredet. Das 1 Cap. des 1 B. Post. Analyt. Arist. ist gleichsam der Text darzu. Die Unwissenheit in dem, was unsere Handlungen betrifft, kan ein Verbrechen seyn. Christus suchte für seine Mörder Vergebung, weil sie nicht wusten was sie thaten. Hatten sie Vergebung

nöthig,

nöthig, so waren sie strafbar; und waren sie strafbar, so waren sie es wegen ihrer Unwissenheit. Unsere Urtheile regieren unsere Handlungen. Wenn wir wider dieselben sündigen, so geschiehet es deswegen, weil wir während der Handlung nicht an die Urtheile gedenken.

Die zehnte Vorlesung lehret, wornach man nicht forschen solle, über das XI Cap. des 1 B. von Aristotelis Topik. Hr. Facciolati tadelt die allzuhäuffigen theol. Streitigkeiten, und meinet, die Gottesgelehrten gläubten endlich von den Dingen selbst nichts mehr, über welche sie so stritten; noch vielmehr aber würden andere dadurch verwirret. Er erwähnet, daß viele auch sogar die Erbarkeit verlohren, und z. E. von der Zeugung des Heylandes u. allen dahin gehörigen Umständen, so sorgfältig als unnützlich handelten. Andere Lehren, welche man nach des Aristotelis Vorschrift durch spitzfündige Untersuchungen nicht wankend machen soll, sind der Gehorsam den man den Eltern, die Pflichten die man dem Vaterlande schuldig ist, und die göttl. Vorsicht. Ueber dieses giebt es Dinge, über die kein vernünftiger Mensch streitet, z. E. Ob der Schnee weiß sey. Die dritte Art von Fragen, mit denen man sich nicht beschäftigen soll, sind entweder gar zu leichte, daß sie es nicht verdienen, oder gar zu schwer, daß wir bey ihnen nichts herausbringen können.

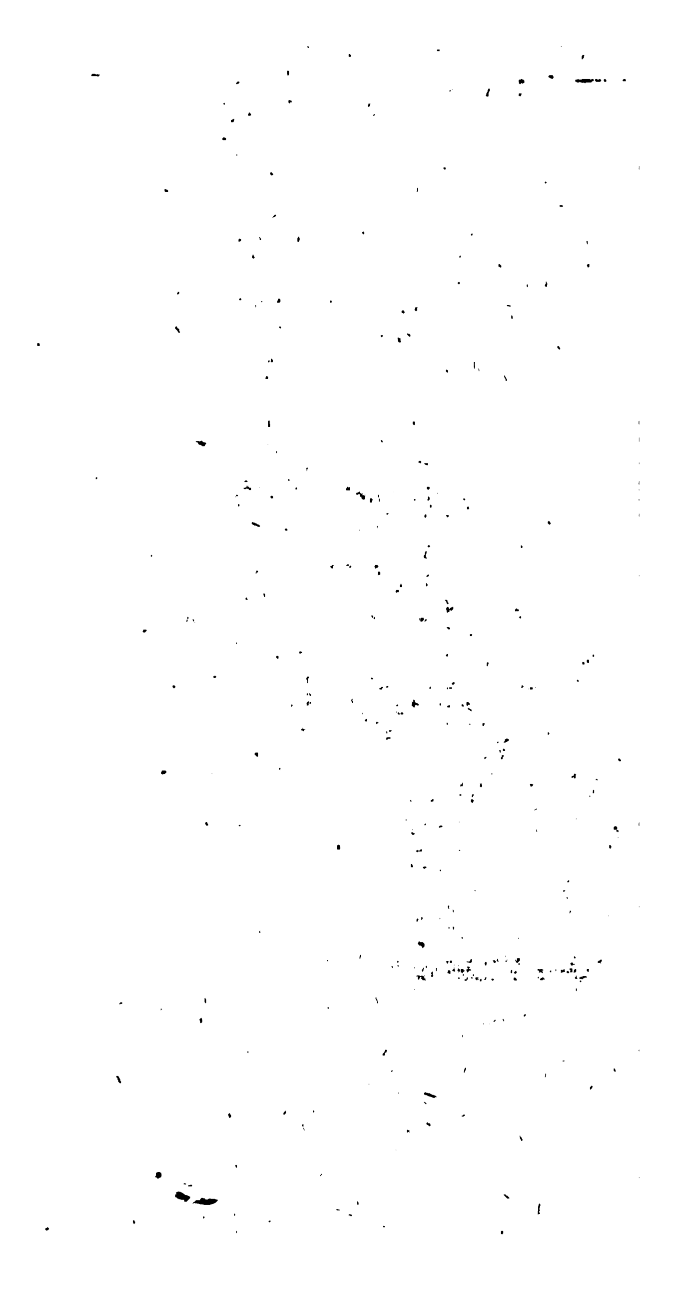
Der eilften Vorlesung Gegenstand ist das epichirema, ein Schluß, der nicht in der Form von andern unterschieden ist; sondern darum einen besondern Nahmen bekömmt, weil er mit Wahrscheinlichkeiten beschäftiget ist. Hr. Facciolati

ciolati erzehlet also hier, was die Alten von der Wahrscheinlichkeit gesagt haben.

Nach den Vorlesungen folgen Vorreden und Zueignungsschriften, welche sich bey derselben ersten Ausgabe befunden haben. Wir haben von diesen gar nicht nöthig etwas zu sagen, so wenig wir uns bey den Vorlesungen länger aufhalten wollen. Man sieht leichte, daß man in denselben nichts neues suchen darf. Wenn auch Hr. Facciolati ein Erfinder wäre, welchen Ruhm er, so viel wir wissen, eben nicht verlangt hat; so würde ihn doch die Verfassung des Lehramtes, welches diese Vorlesungen von ihm erfordert haben, nicht verstatten, eine solche Geschicklichkeit zu weisen. Denn er berichtet selbst, daß er dabey an den Aristoteles gebunden sey, und unterscheidet daher die Umstände eines Lehrers der Dialectik von den Naturforschern, die sich, wie er saget, auf die Freyheit zu philosophiren so viel zu gute thäten. Wie aber verschiedene angeführte Proben zeigen werden, daß es dem Herrn Facciolati an philosophischer Einsicht und Gründlichkeit nicht fehlet; so scheinet gleichwohl die Gelehrsamkeit an gegenwärtigen Aufsätzen mehr Theil zu haben: daher solche für diejenigen, die blos nach Wahrheit forschen, nicht so lehrreich seyn werden, als für die Liebhaber der philosophischen Geschichte; wiewohl auch diese vieles so sehr bekannt ist, hier antreffen dürften.

Innhalt:

)o(




Johann George Gmelin
der Arzney-Kunſt D. und
derſelben öffentlicher Lehrer
zu Tübingen.

Zuverläßige Nachrichten

von dem

gegenwärtigen Zustande,

Veränderung und Wachsthum

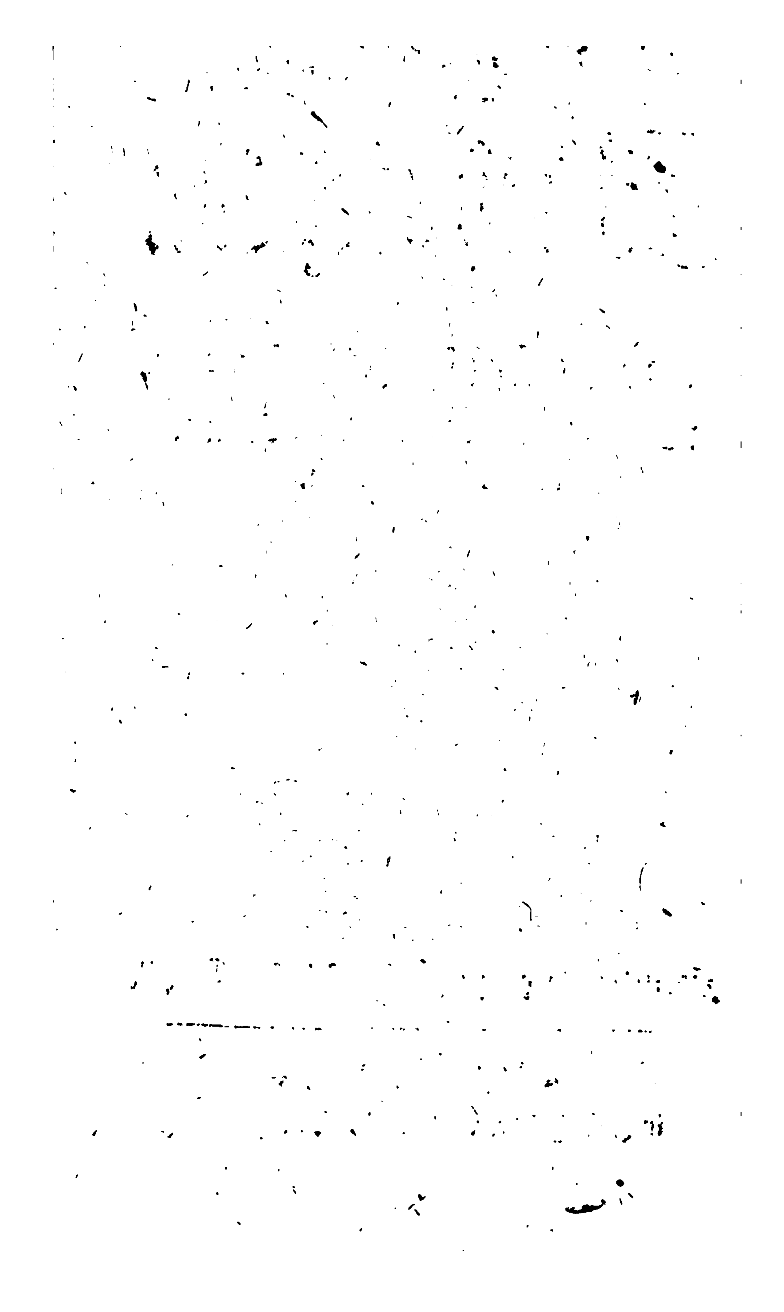
der Wissenschaften.



Hundert neun und funfzigster Theil.

Leipzig, 1753.

in Joh. Friedr. Gleditschens Buchhandlung.





I.

Italicæ Hiſtoriæ Scriptores.

d. i.

Schriftſteller der ital. Geſchichte aus den Manuſcripten der vaticaniſchen und anderer berühmten Bibliotheken geſammlet, und mit Vorreden und Anmerkungen erläutert von Joſeph Simonius Aſſemann, Vorſteher gedachter Bibliothek, und Canonico an der Peterskirche zu Rom, I und II Th. von den neapolitaniſchen und ſicilianiſchen Begebenheiten vom Jahr Chriſti 500 bis 1400, gr. 4. der I Th. 3 Alph. 16 Bog. der II Th. 3 Alph. 5 Bogen.



er erste Theil dieses prächtigen Werkes ist J. Maj. dem Könige beyder Sicilien, der zweyte J. Maj. der Königin zugeeignet. Muratori konnte keinen würdigern Nachfolger bekommen als Herrn Assemann, welcher, nachdem seinem Fleisse bisher die asiatischen, griechischen, rußischen, scythischen Alterthümer so viel zu danken gehabt, jetzo den italiänischen eben den Dienst erweiset, und mit allen Hülfsmitteln darzu vollkommen versorgt ist. Die Begierde der Welt mit etwas aus den Schätzen der vaticanischen Bibliothek, die ihm von Clemens XII anvertrauet worden, zu dienen, haben ihn, nebst des Muratori rühmlichem Beyspiele aufgemuntert. Er giebt dieses Werk daher als eine Nachlese zu des Muratori Sammlung, und will dadurch zugleich die vaticanische Bibliothek und seine Vorfahren an der Aufsicht über dieselbe, von dem Vorwurfe befreyen, den Muratori vielen Aufsehern über die Bibliotheken überhaupt gemacht, daß sie ihre Schätze lieber ungebraucht hüteten, als der Welt mittheilten. In der vaticanischen Bibliothek ist man so wenig dieserwegen mißgünstig, daß fast iede Ausgabe alter Schriftsteller in allen Sprachen, durch Mittheilung der Abschriften aus dieser Bibliothek sind befördert worden, und nicht nur allen der

Zu-

Zutritt auch zu denen geschriebenen Büchern offen stehet, sondern auch auf des jetzigen Pabstes Befehl, den Gelehrten gegen zulängliche Versicherung gar leicht geschriebene Bücher nach Hause gegeben werden. Ob nun wohl Herr Assemann dem Herrn Muratori in denjenigen gern würde zu willen gewest seyn, was er an Beyhülfe aus der vaticanischen Bibliothek verlanget, dergleichen er auch wirklich erhalten hat; so konte doch dasjenige was Herr Assemann jetzo heraus giebt, nicht mehr von jenem gebraucht werden, da derselbe sein Werk geschlossen hatte, und gegenwärtige Sammlung der muratorischen gar leichte an Grösse gleich kommen dürfte.

In der Wahl der Schriften hat er die von andern beobachtete Vorschrift in acht genommen, ganz fabelhafte wegzulassen; aus Chronikenschreibern u. d. g. aber die nicht mit der Geschichte ihrer Zeiten zufrieden sind, sondern von dem Anfange der Welt her ausholen, nur dasjenige dem Drucke zu übergeben, worinne sie als Zeugen welche die Begebenheiten so sie selbst erlebet, melden, Glauben verdienen. Am Ende jeden Bandes sollen auch Calender und Todtenregister, so fern solche einen historischen Nutzen haben, ingleichen Briefe berühmter Männer, die eben darzu dienlich sind, Urkunden u. d. g. hinzugesetzt werden. Jedem Schriftsteller fügt Herr Assemann Vorreden, Anmerkungen, verschiedentliche Lesarten, das Alter

des Manuscripts, auch die alten Schriftzüge und Kupfer, wenn es erforderlich ist, bey. Der Beyfall und Schutz des Pabstes, das Exempel und die Aufmunterung der Cardinäle Qvirini, Paßionei, Valenti, haben Herrn Assemann vollends zu Ausführung des Entschlusses ermuntert.

In der Abtheilung ist derselbe in so weit vom Muratori abgegangen, daß er nicht wie dieser, schlechterdings der Zeitordnung gefolget, und bloß das was die allgemeine Geschichte Italiens betrifft, gesammlet, sondern auch die einzle Geschichte der Provinzen mitgenommen. Also macht Neapolis und Sicilien den Anfang: darauf aber soll die römische und päbstliche Geschichte folgen u. s. w. Von den neapolitanischen und sicilianischen Begebenheiten ist mehr Vorrath älterer Schriftsteller in der vaticanischen Bibliothek vorhanden als von andern. Denn obgleich die römischen Geschichtschreiber am zahlreichsten vorkommen, so sind doch diese meist schon gedruckt; und die welche noch in der vaticanischen Bibliothek verborgen liegen, haben mit den neapolitanischen und sicilianischen so viel Zusammenhang, daß sie mit solchen verbunden, gleichsam ein Ganzes ausmachen.

Das bisherige haben wir aus der Vorrede angeführt, welche sich mit dem Lobe J. K. M. von Sicilien schliesset, und bey der glücklichen

Ent-

Entdeckung des Herculaneum, vornemlich aber der alten Gemählde, stehen bleibt, die J. K. M. mit Firnisse überziehen lassen, damit sie nicht, wie einigen von den alten Gemählden wiederfahren ist, vergiengen.

Dem ersten Bande ist eine besondere Eintheilung in verschiedene Capitel vorgesetzt. Das folgende verständlich zu machen, erzählet Herr Assemann erstlich die Abtheilung Italiens vom Augusto in IX Regiones, und von des Theodosii Tagen in 17 Provinzen, ingleichen andere Abtheilungen der mitlern Zeit. Der Benedictiner Gaspar Berretus hatte in seinen Rebus italicis, Sicilien von den Provinzen Italiens der mittlern Zeit ausgeschlossen, weil die Longobarden und Franken solches nie inne gehabt, und erst in der neuern Zeit nach dem XI Jahrh. die Normänner und deutschen Kayser dasselbe erobert haben. Denn es gehörte damals den Griechen, und nach diesen, zum Theil den Saracenen, nebst Apulien, Calabrien ꝛc. welche Berret unter die italiänischen Provinzen rechnet. Das Königreich Neapolis war vor dem fast ganz den Longobarden unterthan, und hieß nach ihren Namen Longobardia. Man hatte aber in Italien Longobardiam majorem und minorem. Die grössere war die jetzo sogenannte Lombardey, oder das Königl. Longobardien, wo die Könige ihren Sitz zu Pavia (Ticini) hatten. Das kleinere bestund im Herzogthum Benevent und

dem was darzu gehörig. Der P. Berret hat beyde verwechselt. Manchmahl nennte man ganz Italien Longobardiam; manchmahl aber nur gewisse Theile desselben. Die Beherrscher jeden Theils von Italien schrieben sich Reges und Duces gentis Longobardorum, ohne den Ort wo sie herrschten, besonders hinzuzusetzen. Die Gränzen des kleinen Longobardiens aber erstreckten sich sehr weit. Denn es begreift dasselbe nicht nur Apulien, sondern auch ganz Campanien, Lucanien, Abruzzo, Alancaberda oder Lanchobarda.

Diese Umstände von den Namen und den Gränzen desjenigen Theils von Italien, dessen Geschichtschreiber Herr Assemann hier liefert, hat er in den ersten beyden Capiteln der Einleitung vorgetragen. Im dritten redet er von dem Ursprunge des Namens der Longobarden. Paulus Diaconus meldet: aus Scandinavien wären Gothen, Westgothen, und Vandalen gekommen, welche alle einerley Völker, von einer Sprache, und nur in dem Namen unterschieden gewest. Die letztern haben sich in die Longobarden und Avares getheilt. Jornandes berichtet, die Gothen wären aus ihrer Insel Scanzia (man hatte Scandinavien oder das jetzige Schweden und Norwegen vormahls mit Unrecht für eine Insel gehalten) mit ihrem Könige Berich nur mit drey Schiffen ausgefahren: eines von denselben sey langsamer als die übrigen gegangen, und hätte den Leuten darauf eine spöttische Benennung von Gepanta, welches

welches in derselben Sprache so viel als träge hiesse, zugezogen, daher sie nachgehends Gepäden geheissen. Grotius ändert in dieser Stelle des Jornandes Gepanta, statt dessen er Gepait liefert, welches bey den Deutschen einen Zauderer bedeutet. Die Griechen nennen diese Völker γηπαιδες. Daß die Longobarden von den langen Bärten so genennet worden, da sie vor dem Winili geheissen, ist ausgemacht; man findet auch zu Kayser Heinrich IV Zeiten Völker in Niedersachsen die Bardi heissen, und vermuthlich Ueberbleibsele der Longobarden gewest sind; da diese letztern selbst auf Grabmählern ihrer Fürsten u. s. w. Bardi genennet werden, und zwar auf Denkmählern die kurz nach ihrer Ankunft in Italien sind aufgerichtet worden; es sey nun daß Bardi ihr Name so gut als der andern gewest, oder daß die Verfertiger der Grabschriften des Sylbenmasses wegen die erste Helfte des längern Namens weggelassen. Man hat von der Longobarden Namen andere Ableitungen geben wollen, die aber keine grosse Aufmerksamkeit verdienen. Einige haben ihn von den langen Barden, oder wie man es jetzo im Deutschen nennt Helleparten, (von hell glänzend, und Bard eine Axt) herführen wollen; zumahl da man darthun kan, daß diese Völker lange und der Grösse ihres Körpers gemässe Waffen geführet; sich auch schon an den Sachsen ein Exempel findet, daß man

die alten Völker von der Art ihrer Waffen benennet.

Ueber die Stellen des Tacitus und Strabo wo die Longobarden erwähnet werden, liefert Herr Assemann gelehrte Untersuchungen, und zeiget wie dieses Volk bey den Griechen heist, nemlich λογγεβάρδαι, λογγοβάρδαι, λαγγοβάρδαι.

Im IV. Cap. erzählet Herr Assemann die Züge der Longobarden aus ihrem Vaterlande, ihre verschiedenen Fürsten u. s. w. bis sie in Pannonien angelanget; im fünften Capitel aber dasjenige was sie in Pannonien gethan; wobey verschiedene Irrthümer der Geschichtschreiber, besonders wegen der Ankunft der Longobarden in Italien und was dazu gehöret, verbessert werden. Die Longobarden schlossen zu Justinians Zeiten mit den Römern ein Bündniß, bekriegten die Gepäden zu wiederholten mahlen, überwunden auch und vertilgten solche endlich ganz und gar. Herr Assemann erzählet diese Geschichte vornemlich aus dem Procopius und Paulus Diaconus. Wir wollen nur bey der Gelegenheit ein altes longobardisches Wort das die deutsche Sprache noch jetzo hat, Scala anführen, welches so viel als das lateinische patera heist. Paulus Diaconus erwähnet es im 1 B. 4. 7 bey Gelegenheit der bekannten Geschichte Alboins des longobardischen Königes, der sich aus des Königs der Gepäden Hirnschädel eine solche Schale zum Trinken machen lassen, und da er Cu-

niniunds Tochter Rosemund geheyrathet, nachgehends dadurch veranlasset, daß diese ihren Vater durch seinen Tod gerochen.

Das VI. Cap. handelt von der Religion der Longobarden. Procopius führet ihre Abgesandte an den Justinian dergestalt redend ein, als hätten sie mit den Römern einerley Religion: und dieses solte ein Bewegungsgrund seyn, sich mit ihnen wider die Gepäden, als Arianer zu verbinden. Gleichwohl aber erhellet aus einem Briefe des Bischoffs zu Trier Nicetii (beym Labbeus T. I. Concil. p. 833) daß Alboin im Jahr 533 noch ein Arianer gewest. Der Bischoff vermahnet darinne Alboins Gemahlin Chlodosuindam, des Königs der Franken Chlotarii Tochter, ihren Mann zu bekehren. Gleichwohl erweiset Herr Assemann, daß die Longobarden in Benevent catholisch gewest, ob sie wohl noch einige Zeitlang abgöttische Aberglauben beybehalten.

Das VII. Cap. handelt besonders von der Ankunft der Longobarden in Italien. Narses hatte nach des Paulus Diaconus Berichte, den Alboin zum Einfalle daselbst beruffen. Alboin fiel in Italien mit 20000 Sachsen als Hülfsvölkern ein, und überließ Pannonien, das die Longobarden 42 Jahr besessen hatten, den Hunnen. Dieses geschahe im Jahr 568. Die Geschichte Alboins und was nach ihm vorgegangen, wird ferner hier, und im VIII. Cap. erzählet. Auch fehlt es nicht an Wunderwerken, mit welchen die gute Sache der Ca-

tholi-

tholischen gegen die Arianer vertheidiget worden. Herr Assemann glaubt solche dem Pabst Gregor dem grossen zu gefallen, und ist übel mit Basnagen zufrieden, der gegen einige Erzählungen des Pabsts Erinnerungen gemacht. Die Sachsen kehrten endlich durch Gallien in ihr Vaterland zurücke.

Im IX. Cap. werden eben diese Geschichte fortgesetzt. Ein Auszug welchen der Raum zu machen verstattete, würde zu drucken seyn. Wir wollen also statt dessen nur ein Wunder anführen, das sich zu den Zeiten Pabsts Pelagii II. und also vor dem Jahre 590 gewiß zugetragen hat. Pabst Gregor der grosse erzählt es selbst. Ein Longobarde fand St. Peters Schlüssel. Er gefält ihm, weil er von Golde war, und er will sich also was anders daraus machen lassen. Indem er aber mit dem Messer hineinschneidet, denselben zu untersuchen, treibt ihn der Geist, daß er sich mit dem Messer die Kehle abschneidet. Der König der Longobarden Autharis sahe nebst vielen Leuten denselben todt, und das Messer, wie auch den Schlüssel neben ihm liegen. Man fürchtete sich den Schlüssel aufzuheben, bis solches ein frommer catholischer Longobarde that. Autharis ließ sich durch dieses Wunderwerk bewegen, noch einen güldenen Schlüssel machen zu lassen, und schenkte solchen zum Andenken, der Kirche. In der That sieht dieses Wunder dem Character des Apostels etwas ähnlich. Aber der erste Erzähler desselben hat nicht bedacht,

daß

daß der Apostel bestraft worden, als er Malcho das Ohr abgehauen hatte, und man also wohl vermuthen dürfte, er möchte nach der Zeit etwas sanftmüthiger geworden seyn, und nicht gleich einen der sich nur an seinem Schlüssel vergriffen, mit dem Selbstmorde bestraft haben.

Das X. Cap. handelt von der Zeit, da die Longobarden das Benedictiner Closter zu Monte Cassino zerstöret. Ein Schriftsteller bestimmt solche anders als der andere; Herr Assemann aber setzt es mit dem Baronius in das Jahr 573.

Das XI. Cap. redet von der Stiftung des Herzogthums Benevent. Paulus Diaconus erwähnt den Zoto als den ersten Herzog von Benevent, zu den letzten Zeiten des Königs Autharis um 589. Daher haben verschiedene das Jahr der Stiftung des Herzogthums um diese Zeit herum verschiedentlich bestimmt. Man hat, wie Herr Assemann zeiget, dem Paulus eine ungegründete Zeitrechnung der Herzoge zu Benevent angedichtet; er widerleget auch verschiedene andere Unrichtigkeit, besonders des Constantinus Porphyrogenitus, von dem er urtheilet, daß derselbe in der sonst so bekannten longobardischen Geschichte wenig erfahren sey.

Eben dieses Fürsten Irrthümer wegen der Thematum Siciliens und Longobardiens werden im Anfange des XII. Cap. angezeiget; welches übrigens von der Grafschafft und dem

Für-

Fürstenthum Capua handelt. Das XIII. Cap. betrachtet die beyden Themata der Griechen, die wir vorhin genannt haben, umständlicher, nach geographischen und historischen Absichten. Die Chronologie vieler Erscheinungen und Wunderwerke wird auch hier sorgfältig bestimmt; sonderlich eine Erscheinung des Erzengels Michaels, davon das XIV. Cap. wegen einer Kirche die ihm zu Ehren auf dem Berge Gargano erbauet worden, handelt, und zugleich einen Krieg zwischen den Beneventanern und Griechen erzählet.

Das XV. Cap. betrachtet die im Jahr 581 geschehene neapolitanische Belagerung, die von einigen Schriftstellern irrig den Saracenen, statt der Longobarden zugeschrieben wird. Das XVI. Cap. hat den Krieg zum Gegenstande, den die Franken unter Carl dem grossen, zugleich mit den Longobarden wider die Griechen und Neapolitaner geführet haben, und den einige auch irrig den Saracenen beylegen. Das XVII. und XVIII. Cap. zeiget, was in Campanien und Benevent um die Zeiten Gregor des grossen vorgegangen, von welches Pabsts Leben verschiedene merkwürdige Umstände hier untersucht werden, z. E. wie er den constantinopolitanischen Patriarchen Johannes bestraft, daß solcher den Titel Oecumenici angenommen; wie er sich selbst aus Demuth servum servorum Dei genannt. Auch wird gewiesen, daß kein Bischoff im Königreiche Neapolis zu des Kaysers Phocas Zeiten von dem constantino-

polita-

politanischen Patriarchen mit dem Titel eines Erzbischoffs beehret worden; im XIX. Cap. aber wird dargethan, daß alle neapolitanische und sicilianische Bischöffe bis auf Gregor des grossen Zeiten, ja auch nach dem, dem römischen Sitze unterworfen gewest. Hier wird der erste Band geschlossen.

Des zweyten Bandes erstes Cap. betrachtet eine Urkunde die Pabst Johannes dem Landinulfo Comiti Aesernià gegeben. Ughellus meldet, sie werde auf Baumrinden geschrieben im vaticanischen Archive verwahret; und Herr Assemann verbessert hier einige Irrthümer Ughells, der sie Johann dem IV. zugeschrieben, zeiget auch, daß sie Johann dem VIII. und in das Jahr 879 gehöre. Er erwähnet bey dieser Gelegenheit anderer auf Baumrinden geschriebener Urkunden; da denn bey einigen merkwürdig ist, daß sich die Personen in selbigen zwar dem Namen und Titel nach lateinisch, aber mit griechischen Buchstaben unterschrieben, z. E. Εγο ςεφανυς φιλιυς Δν. σεργι, μον. ρογατυς α σ̃ στο u. s. w. Ego Stephanus filius domini Sergi Monachus rogatus a supra scripto u. s. w. Es ist uns dabey in die Augen gefallen, daß recepisse durch ρεκηπισσε ausgedruckt ist, welches die damahlige Aussprache der zweyten Sylbe dieses Wortes zu bestimmen scheint; zum vorausgesetzt, daß man das η niemahls so wie jetzt ausgesprochen. Manchmahl sind auch die Unterschriften in solchen Urkunden gothisch. Urkunden auf Baumrinde, in dem Verstande, daß es

bloß die dünne Schaale zwischen der äussersten Rinde und dem Holze; nicht aber hölzerne Tafeln von Rinde wären, weiß man nicht! und Maffei in seinem Buche von der diplomatischen Geschichte hat erwiesen, daß man sich der ersten Art nie bedienet. S. das. die 69. S. Auf ägyptisch Papier aber hat man noch viel Urkunden aus dem IV und V Jahrhundert. Diejenigen deren Maffei Erwehnung thut, sind in die vaticanische Bibliothek gekommen. Man findet einige zu Ravenna, in der königl. Bibliothek zu Paris, in der kayserl. zu Wien, bey den Theatinern zu Neapolis rc.

Im II. Cap. handelt Herr Assemann von dem was in Italien unter dem Herzoge von Benevent Ajo vorgegangen, und besonders von des Pabstes St. Martin Wegführung und dem Elende das er dabey ausgestanden, welches mit dessen Worten erzählet wird, und Herrn Assemann zu verschiedenen gelehrten Untersuchungen Anlaß giebt.

Im III. Cap. wird von dem Vicariate des apostolischen Stuhles geredet, welches Pabst Theodor dem Stephano Dorensi, und der Pabst St. Martin dem Bischoff von Philadelphia, Johann, im Orient aufgetragen habe: Im IV. Cap. aber von Johanne Marone dem ersten Bischoffe der Mardiniten oder Maroniten, und von ein Paar Ketzern die Pabst St. Martin verdammet. Das V. Cap. erzählet den Anfang und Fortgang des saracenischen Reiches in Arabien, Syrien, Palästina, Aegypten und

Africa.

Africa. Das VI. Cap. redet von den Begebenheiten und Briefen des H. Maximi, und von der Einnehmung Lybiens und Afrikens durch die Saracenen. Im VII. Cap. kommen die Geschichte vor, wie Rodoald der Herzog von Benevent, Surrento belagert, wie die neapolitanischen Herzoge vom Pabst Gregor I. bis auf Gregor II. nacheinander gefolget, Johann Consinus sich zum unrechtmäßigen Beherrscher vom Neapolis aufgeworfen, und die Saracenen den ersten Einfall in Sicilien gethan. Das VIII. Cap. zeiget, wie die Griechen unter Constante Augusto Benevent belagert, aber von den Longobarden geschlagen worden: ingleichen die Reihe der capuanischen Grafen von Audualdo I. bis auf Landulf den ältern; den Einfall der Saracenen in Sicilien, und wie sie Africa erobert und Constantinopel belagert. Das IX. Cap. meldet Constantini Augusti Zug in Sicilien, und wie er daselbst geblieben; was sich unter seiner Regierung zugetragen, wie einige Sicilianer nach Syrien gekommen, und wenn solches geschehen. Man weiß nur so viel, daß die Sicilianer unter Constantini Augusti Regierung sehr tyrannisch beherrschet worden, und ein Theil von ihnen sich von der Gefangenschafft gerettet, auch sich freywillig nach Damascus begeben. Herr Asseman muthmasset, sie hätten lieber den Saracenen unterthan seyn, als unter jenen Tyrannen leben wollen. Dieses geschahe im 22sten Jahre der Regierung Constantins. Bey solcher Gelegenheit weiset

M 2 Herr

Herr Assemann, daß die Phönizier zu den alten Zeiten da sie Africa eingenommen, sich auch Siciliens bemächtiget. Es läßt sich dieses so wohl aus alten Erzählungen, als auch wie Bochart bemerkt, aus dem Namen der Völker und Oerter darthun, in welchen noch Spuren der phönizischen Sprache übrig sind. Fazellus de Rebus Siculis führet alte zu Palermo gefundene Inschriften an, die er auf das Wort eines Syrers, der solche übersetzet hat, für hebräisch oder chaldäisch erkläret. Da er aber die Schrift jetzo mitgetheilet, so weiset Herr Assemann, daß sie arabisch sind. Nach einer dieser Inschriften, welche zu grossem Leidwesen der Alterthumsforscher verlohren gegangen ist, wären zu Isaacs und Esaus Zeiten eine Menge Hebräer mit vielen Damascenern und Phrygiern in diese dreyeckigte Insel gekommen, und hätten sich da an einem sehr angenehmen Orte niedergelassen, den sie Panormus genennet. Herr Assemann zeiget das Erdichtete hierinne gleich daraus, weil Panormus ein griechisches Wort ist, das einen Hafen bedeutet; wie denn in Attica, in Creta und Thracien Panormi sind. Die Phönizier würden einen solchen Ort Leptis genennt haben, wie sie Leptim majorem & minorem an der africanischen Küste genannt, die Cellarius geogr. antiq. L. IV. c. 3. p. 122. und c. 4. p. 136. erwähnet. Daß aber die Phönizier schon vor der Griechen Ankunft in Sicilien gewest sind, erhellet aus dem Thucydides, und da hat Pa-

normus

normus ohne Zweifel Leptis geheissen. Indessen ist dieses wohl nicht eher als um Josua Zeiten geschehen, weil man nicht Ursache hat zu glauben, daß die Schiffarth bey den Phönizìern älter ist. Unter den griechischen Kaysern sind aus Syrien, Palästina und Aegypten, wegen der Einfälle der Perser, auch Colonien dahin geführet worden.

Das X. Cap. handelt von Grimald K. der Longobarden, und Childerich II. König der Franken, ein Paar Tasonen, deren einer Herzog von Friaul, der andere von Tuscien gewest, und der longobardischen Königin Gundeberga, die erst Arivalds, dann Rotharis Gemahlin gewest.

Das XI. erzählet die alten Kirchen in der Stadt Neapolis, die man Constantin dem grossen zuschreibt; Constantins Ankunft in diese Stadt; die von ihm daselbst erbauete Kirche, welches, wie Herr Assemann zeiget, die gewest, die nachdem St. Restitutä genannt worden. Sonst hat Constantin keine Kirchen in Neapolis erbauet. Die donationem Const. M. erkläret Herr Assemann in diesem Capitel für erdichtet, räumet aber sonst Schenkungen Constantins und anderer Fürsten ein. Das XII. giebt die wahren Erbauer der übrigen neapolitanischen Kirchen an, die von Constantin dem grossen herrühren sollen.

Das XIII. erzählt, wie die Mardaiten den Chalifen der Saracenen Maviam zum Frieden mit Kayser Constantin genöthiget haben;

was für Könige und Herzoge der Longobarden, was für Chalifen der Saracenen damals geherschet; Abdimelechs Bündniß mit Kayser Justinian; wie die Saracenen Africa erobert; wie die Cyprier in den Hellespont gekommen.

Im XIV. werden die Stiftungen einiger Clöster; Pabst Constantins Reise aus Rom nach Byzanz; die Reihe der Kayser von Justiniano Rhinotmeto bis auf Leonem Isauricum; die Reihe der longobardischen Könige, der Exarchen und der Herzoge in Benevent gemeldet: womit sich der II Band schliesset.

Bisher hat also Herr Assemann nur noch eine Einleitung zu seiner Sammlung geliefert, und wir können hier noch nicht sehen, ob solche in diesen beyden Bänden die beynahe 8 Alphabeth ausmachen, zu Ende gebracht, oder wie viel noch von ihr zu erwarten ist. Seine Untersuchungen sind sehr gelehrt und gründlich. Was er als ein römischer Prälat schreiben müssen, und vielleicht auch wirklich aus einem Vorurtheile seines Zustandes, im Ernste geschrieben, benimmt dem übrigen seinen Werth nicht. Ungedruckte Schriften finden wir hier eben nicht angeführt; vielmehr ist sein Vortrag aus bekannten Geschichtschreibern genommen, deren Irrthümer er auch ofte verbessert. Vieles muste hier vorkommen, das für Protestanten und ausser Italien eben nicht besonders wichtig ist: vieles läßt sich auch in keinen Auszug bringen, weil die umständliche Erzählung, welche mit allen Beweisthümern versehen ist,

den

den Werth davon ausmacht. Daher haben wir von verschiedenen Capiteln den Inhalt blos nach den Ueberschriften derselben angezeiget.

II.

Animadversiones philologicæ & criticæ, quibus varia sacri codicis utriusque fœderis loca illustrantur &c.

d. i.

Johann Dietrich Winklers, der heil. Schrift Doct. Superint. Consistorial-Assess. und des Gymnasii Vorstehers zu Hildesheim, philologische und critische Anmerkungen, in welchen verschiedene Stellen der heiligen Schrift erläutert werden, nebst einem dreyfachen Anhange von gleicher Materie. I - III. Theil. Hildesheim 1752, II Alph. 17 Bogen, in 8.

Hiemit machen wir den Lesern ein sehr gutes Werk bekannt, welches in der heiligen Philologie grossen Nutzen schaffen kan, da die Belesenheit und gute Beurtheilung der schweren Schriftstellen des Herrn Verfassers, bekannt genug ist. Es fehlet zwar gar nicht an

Schriftstellern, welche den Beyfall der Critik- und Philologieverständigen verlangen. Allein bald fehlet es dem einen, der belesen genug, und ein ziemlicher Sprachkundiger ist, an einer reifen Beurtheilungskraft, aus welchem Mangel unnöthige und ungegründete Anmerkungen entstehen: Bald aber hat einer der in der Critik und Philologie was leisten will, nicht Belesenheit und Erfahrung genug, welches doch beydes in diesem Falle nothwendig verbunden seyn muß. Und daher entstehen manchmahl Erklärungen, welche die natürliche Möglichkeit nicht behaupten können. Denn eine Erklärung, die mit der Bedeutung der Wörter, mit den Alterthümern, u. s. f. nicht kan zusammengereimet werden, hat keine wahre Möglichkeit der Wahrheit vor sich.

Herr D. Winkler, dessen gelehrte Schriften ihm bereits viel Ehre gemacht, besitzet eine grosse Stärke in der philologischen Gelehrsamkeit, welche zum Heiligthum gehöret; zugleich aber auch eine besondere Mäßigkeit und Bescheidenheit, welche nicht allein die Vorrede dieses Buches, sondern das ganze Werk zieret, und daher Annehmlichkeit mit dem Nutzen verbindet. Die Exempel werden es bestätigen, die wir beybringen werden. Das ganze Werk ist in drey Theile getheilet, und seit zwey Jahren stückweise herausgekommen; wobey in dem dritten Theile, Vorrede und Register das Buch vollständig machen. Wir wollen unsern Lesern ein ordentlich Verzeichniß der

sämtli-

sämtlichen Abhandlungen vorlegen, und den Inhalt derselben kürzlich anzeigen.

Die erste Betrachtung wird über 1 Cor. 11, 10 angestellet. Die Verschiedenheit der Meinungen ist über diese Schriftstelle groß. Der seel. Wolf hat solche ziemlich vollständig angemerket: und das, was nach der Hand bekannt worden ist, findet man allhier reichlich mitgetheilet. Man muß dieses überhaupt bey dem gegenwärtigen Werke nicht aus der acht lassen, daß bey den Schriftstellen welche allhier erörtert werden, diejenigen gelehrten Arbeiten, welche nach der Augabe des wolfischen Werkes zum Vorschein gekommen sind, fleißig und reichlich darinne angegeben, und kürzlich erzählet werden. Ueber diesen paulinischen Schriftort hat Herr Stosch eine gelehrte Abhandlung geschrieben, und in selbiger eine ganz neue Erklärung mitgetheilet, nach welcher Paulus den Verlobten und Bräuten die Lehre gegeben haben soll, daß sie durch die Diener GOttes oder Prediger, eine Decke auf dem Haupte empfangen solten. Der Herr Verfasser aber weiset sehr bescheiden, daß eine solche obwohl mögliche Auslegung, dem ganzen Zusammenhange und Zwecke des Textes entgegen stehe. Er hält vielmehr dafür, der Apostel ziehe, nachdem er eine wichtige Ursache angegeben, warum das Weib einen Vorzug vor dem Manne haben müsse, nunmehro daraus v. 10, eine Folge, dieses Innhalts, daß es also nöthig sey, daß das Weib ihre Macht un-

ter dem Haupte, das ist, unter dem Manne haben müsse. Es soll also das Weib eine Gewalt zwar bey der ehelichen Gesellschafft, aber nur eine solche haben, die der Gewalt des Ehemannes untergeordnet ist. Was aber die Engel hier bedeuten sollen, will der Herr D. nicht bestimmen; jedoch wenn er ja eine Auslegung annehmen müste, möchte er derjenigen den Vorzug gönnen, da man die Engel darunter verstehet, welche ihre Macht unter GOtt haben.

Die zweyte Abhandlung über 1 B. Mos. 31.42. 54 widerlegt eines Ungenannten Meinung, der vorgeben will, die Furcht Isaacs, bey welcher Jacob geschworen hat, sey diejenige Todesfurcht und Angst gewest, welche Isaac empfunden, als er von seinem Vater gebunden, als ein Brandopfer auf den Altar gelegt worden, und von Feuer verzehret werden sollen. Es wird dagegen gewiesen, die beste Erklärung der Worte Jacobs sey diese, daß die Furcht Isaac denjenigen GOtt bedeute, den Isaac gefürchtet hat. Bey Ephes. 3, 17. wird deutlich erinnert, daß κατοικεῖν eine langwierige und anhaltende Innwohnung und Behausung anzeige; daher die Ephesier erinnert wurden, fleißig zu beten, daß Christus eine beständige Wohnung in ihren Herzen haben möge. Bey der folgenden Abhandlung über Ephes. 3, 20 wird πλήρωμα τοῦ Θεοῦ also erkläret, daß darunter das Ziel verstanden werde, zu welchem die Ephesier gelangen solten, wenn sie mit der

Erkennt-

Erkenntniß der Liebe Christi gegen sie, je mehr und mehr erfüllet würden. Bey Ps. 109, 31 sagt der Herr Verfasser, daß diejenigen die Sache am genauesten und richtigsten einsehen, welche dafür halten, daß allhier auf einen Advocaten und Sachwalter gesehen werde, welcher bey den Beklagten, in den Gerichtsstädten der Alten, gemeiniglich zur Rechten gestanden, und derselben Sache vertheidiget und geführet habe. Bey der darauf folgenden Abhandlung Luc. 2, 20. 21 zeiget er, daß eine gewisse neue Erklärung, die Herr Oeder ans Licht gebracht, nicht gegründet genung sey. Es ist diese: die Hirten, denen die Geburt JEsu angemeldet worden, wären auch nach der Beschneidung desselben nach Bethlehem gekommen, und hätten GOtt wegen der geschehenen Thaten gelobet. Man zeiget dagegen, daß das Wort καὶ ἐκλήθη diesen beqvemen Verstand leide: darauf, alsdenn, da wurde sein Name genennet. Der griechische Gebrauch bestätiget dieses, und die natürliche Ordnung der Historie leidet solches sehr wohl, da Lucas einen neuen Perioden seiner Erzählung, bey der Beschneidung des Erlösers anhebet.

Ueber die Stellen 1 Sam. 21, 9. 31, 9. 10. giebet der Herr Doctor eine gute Anmerkung, daß bey den Heyden der Gebrauch gewest, die von den Feinden eroberten kostbaren Waffen in den Tempeln aufzuheben und zu bewahren. Dergleichen Gewohnheiten findet man besonders bey den Griechen und Römern, wie allhier

hier bewiesen wird. Nun folgt eine ausführliche Ausarbeitung über Sprüchw. 31, 6. 7 da überhaupt die vornehmste Frage auf das persönliche Object ankommt, was nemlich Salomo durch diejenigen verstehe, welche im Elend und dem Verderben nahe sind. Man hat gemeiniglich die Meinung angenommen, daß Salomon hier von den sogenannten armen Sündern rede, welche, als zum Tode verurtheilte, sich einen Muth trinken sollen. Allein das ist eine thörichte Erklärung. Geier hat wohl recht, daß hier von armen Leuten geredet wird, welche durch mancherley Unglück um das ihrige gebracht worden sind, und keinen frohen Muth bey ihren betrübten Umständen haben können. Diese Erklärung ist sehr natürlich. Anbey wird zugleich gewiesen, daß שכר einen stärkenden Trank bedeute, der nur bey übermäßigen Gebrauche schädlich wird: Wie z. E. bey uns das Bier ein stärkender Trank ist, der aber bey der Uebermaße voll machen kan. Es will also Salomo so viel sagen, daß man arme, elende und bedürftige Leute, die sich nicht viel zu gute thun können, mit einem guten und stärkenden Trunke erqvicken soll, daß sie gutes Muthes werden, und sich ihre Armuth nicht auf eine herzfressende Art zu Gemüthe ziehen sollen. Diese Erklärung ist edel. Bey der paulinischen Schriftstelle 2 Tim. 4, 5 saget der Herr Doct. daß der Titel eines Evangelisten, nach einer guten Accommodation auf alle Lehrer und Prediger könne

gedeutet werden, welches auch zur Behauptung der lutherischen Uebersetzung diene, weil sie sich die Lehre des Evangelii bestens sollen empfohlen seyn lassen. Die folgende Abhandlung, welche in der Ordnung die zehnte ist, widerleget über Luc. 17, 15-18. die Meinung des Herrn Oeders, nach welcher die neun Aussätzigen eine Entschuldigung, und keine Anklage verdienen sollen. Hernach wird eine Abhandlung über verschiedene Schriftstellen des neuen Testaments gemachet, und untersucht, wer doch die Brüder des Heilandes gewest, deren etlichemahl Meldung geschiehet. Unter den gedoppelten Meinungen der Gelehrten, da einige glauben, daß solches seine Vettern gewest, andere aber behaupten, daß es Stiefgeschwister von Josephs erster Ehe seyn sollen, tritt der Herr Doct. der ersten bey, und zeiget bey dieser Gelegenheit, daß es ein Zeichen einer grossen Verachtung sey, daß die feindseligen Juden dem Heilande einen Vorwurf, von seinem Vater, als einem geringen Handwerksmanne machen. Da aus den Geschichten der Lacedaemonier, wie auch der übrigen Griechen, und der Römer, erhellet, daß man die Handwerksleute für eine geringe Gattung Menschen gehalten; so erhellet gleichfalls aus den Zeugnissen Matthäi und Marci, daß solches auch also bey den Jüden geschehen.

Die folgende Anmerkung, die in der Ordnung die zwölfte ist, beleuchtet die Stellen 1 B. Mos. 50, 2. Matth. 26, 12. Joh. 19, 40. und

und beweiset, daß ἐνταφιάζειν nicht bedeute, begraben oder zur Erden bestatten, sondern einen todten Cörper in die Grabetücher einwickeln, und zur Beerdigung zubereiten. Anbey wird aus den Alterthümern gezeiget, daß das Einbalsamiren der Todten bey den Aegyptiern zuerst bräuchlich gewest, wie es auch einige Gelehrte bereits angemerkt haben. Zuletzt wird Calvinus widerlegt, welcher den Patriarchen Joseph, wegen der Einbalsamirung hat tadeln wollen. Die dreyzehnte Betrachtung ist über Matth. 27, 45. Marc. 15, 33. Luc. 23, 44 geschrieben, und tritt denenjenigen Gelehrten bey, welche bey dem Tode des Erlösers eine allgemeine Sonnenfinsterniß annehmen, die auch der äthiopische Uebersetzer des neuen Testaments muß geglaubet haben. Uebrigens werden hier noch verschiedene gelehrte Männer angegeben, die hauptsächlich von dieser Materie geschrieben. Ueber die Stelle 1 Cor. 15, 1. 2 machet der Herr Doctor eine Anmerkung wider Herr Heumannen und Dedern, in welcher der Verstand des griechischen Textes nach des sel. Lutheri Uebersetzung behauptet, zugleich auch noch eine Erklärung widerleget wird, die beweisen will, daß Paulus die Corinthier mit dem Evangelio verlobet und versprochen habe. In der folgenden Abhandlung wird gezeiget, daß die Zahl sieben in der heiligen Schrift auf eine synechdochische Art, eine unbestimmte und ungewisse Zahl, anzeige. Doch will man auch etwas heiliges und mystisches in derselben finden, wie die hier angeführten

Scriben-

Scribenten anzeigen, und man solches auch bey heydnischen Schrifftstellern findet. Was unter dem Angesichte Stephani zu verstehen sey, das als ein Engels Angesicht angesehen worden, nach Apostg. 6, 15 wird in der folgenden Betrachtung erwogen, da der Herr Doct. denjenigen beytritt, welche glauben, daß er recht freudig und so voll gutes Muthes gewest, daß man ihm sein Vergnügen am Gesichte ansehen können; wie dergleichen Exempel auch in den Schriften des alten Testaments vorkommen.

Bey Gelegenheit der züchtigen Aufführung Tobiä Cap. 8, 9 bringt der Herr Verfasser mancherley Alterthümer von griechischen und römischen Gesetzen bey, so die Verheyrathung der jungen Mannspersonen, und den Zweck des Ehestandes betreffen. Hierzu kommt eine andere gelehrte Abhandlung von der zweyten Ehe über 1 Cor. 7, 39. Was die eigentliche tugendhafte Nacheiferung sey, das hat die folgende Betrachtung über 1 Cor. 12, 31. 14, 39 zur Hauptabsicht. Bey der Stelle Matth. 16, 28 werden die neuesten Schriftsteller angegeben, und die Erklärung angenommen, da man das Reich der Gnaden allhier verstehen will, dessen Aufrichtung die Jünger als Augenzeichen erleben und sehen würden.

Wir gehen nunmehro zu dem zweyten Theile fort, der mit der ein und zwanzigsten Betrachtung anhebet, da die Stelle 1 B. Mos. 43, 32 beleuchtet wird. Man findet hier eine fleißige Erzählung von denjenigen Schriftstel-

lern, die hieraus bald eine geringe, bald eine schwere Beschuldigung wider den Patriarchen Joseph machen, daß er mit den Hebräern nicht essen wollen. Nach einer genauen Untersuchung dessen, was ausser andern, besonders Basnage und Ansaldi davon geschrieben haben, setzet der Herr Verfasser seine Meinung; nach welcher er glaubt, daß der besondere Stolz der Egyptier, nebst der Verschiedenheit der Religion und des Aberglaubens, hier die vornehmste Ursache sey, warum die Egyptier mit den Hebräern nicht essen wollen: darzu freylich noch dieses kömmt, daß ihre zärtliche und bequeme Lebensart nicht zugelassen, daß sie mit denen gemeinschaftlich äßen, die zur harten Arbeit angewöhnet waren. Aus eben dieser Historie Josephs wird hier eine besondere Abhandlung über Ps. 105, 22 gemacht, bey welcher Schriftstelle der Herr Verfasser der Meinung ist, daß, ob gleich nicht ganz gewiß daher kan geschlossen werden, daß Joseph seine Anstalten zur Bekehrung des Königs und des Volks in Egypten angewendet habe, man doch glauben und für wahrscheinlich annehmen müsse, daß Joseph an seinem Theile es nicht werde haben ermangeln lassen, die Egyptier zur rechten Verehrung des wahren GOttes anzuführen. In der folgenden Anmerkung über Apostg. 14, 12 da die Thaten Pauli und Barnabä erzählet werden, wird die Ursache, daß Barnabas Jupiter genennet worden, daher genommen, weil er bey dem verrichteten Wunderwerke stille, und in

der

der Ruhe geblieben; da denn die Heyden geglaubt, daß eine solche Ruhe dem Jupiter am allereigentlichsten zukomme. Nun folgt eine weitläuftige und gründliche Widerlegung der neuen Interpunktion, die Herr Pötzinger zu Erlangen über 2 Petr. 1, 2. 3. 5 an die Hand gegeben hat, nach welcher die Worte ὡς καὶ ἡμῶν noch zu dem zweiten Verse gezogen, und der erste Satz damit geendiget werden soll. Man braucht aber gar nicht von der gewöhnlichen Bedeutung und Unterscheidungsart abzugehen, wie allhier, durch Widerlegung der gegenseitigen Meinung gewiesen wird. Auch die folgende Abhandlung über 1 Cor. 5, 9. ist meistens polemischen Innhalts, darinne gewiesen wird, daß Herrn Polemanns Meinung nicht richtig sey, Paulus habe zu einer Zeit zweymahl an die Gemeine zu Corinth geschrieben, und es sey solches einmahl durch Timotheum, anderntheils aber durch die zurückgeschickten Deputirten aus Corinth, geschehen.

In der Untersuchung über 1 Cor. 15, 32. erwehlet der Herr Verfasser die Meinung, daß der Apostel gewiß zu Ephes ein Thiergefechte habe halten müssen. Zum Ende werden noch die Vortheile, bey Erklärung verschiedener Schriftstellen Pauli angezeiget, wenn man diese Auslegung annimmt. Die folgende Betrachtung ist gantz philologisch über Tit. 1, 12. da die eigentliche Bedeutung des griechischen Wortes θηρίον untersucht, und gewiesen wird, daß solches so wohl von einem iedweden Thie-

re überhaupt, als besonders von den giftigen und schädlichen Thieren gebrauchet werde. Daher kan man schliessen, was für ein Nachdruck in der metaphorischen Bedeutung dieses Wortes liegen müsse, wenn bey den weltlichen oder heiligen Schriftstellern die schädlichen und bösen Menschen, Thiere genennet werden. Bey den Schriftstellen 1 B. Mos. 35, 4. 2 B. Mos. 32, 2. 3. Sprüchw. 11, 22. Jes. 3, 21 wird über das hebräische Wort נזם, welches bald einen Ohren- bald einen Nasenschmuck bedeutet, eine philologische Anmerkung, meistens aus Dassovs ungedruckten Werke, mitgetheilet. In der folgenden Observation wird über Röm. 6, 19 gewiesen, was die Redensart Pauli sagen wolle: Ich muß menschlich davon reden um der Schwachheit willen eures Fleisches. Ueber Matth. 8, 6. wird der Nachdruck des Wortes *κύριος* gewiesen, welches die 70 Dollmetscher bey der Ausdrückung des Nahmens Jehova gebrauchen. Daher beweiset man die Grösse des Glaubens bey dem Hauptmanne, der zu JEsu kam, und seiner Hülfe begehrte. Die folgende ein und dreyssigste Abhandlung ist auf die Stelle 2 Sam. 7, 18 gerichtet, aus welcher man gemeiniglich beweisen will, daß die jüdischen Könige aus dem Hause Davids das Recht gehabt, vor dem HErrn in dem Vorhofe des Tempels zu sitzen. Hierzu hat dem Herrn D. eine gewisse Einladungsschrift Herrn D. Hebenstreits zu Leipzig, Gelegenheit gegeben.

Er

Er selbst tritt dieser Meinung nicht bey, sondern glaubet vielmehr das Gegentheil, wie er solches aus einer gewissen hier mitgetheilten Abhandlung vom Herrn Ebeling, über diese Materie, behauptet. Die folgenden und letzten Abhandlungen dieses Theiles sind über Galat. 3, 1. Matth. 9, 8. 2 B. Mos. 8, 16. Marc. 7, 4. 8. gelehrt geschrieben. Aus diesen wollen wir hier nur so viel anmerken, daß des Herrn D. Muthmassung nicht ohne Grund sey, nach welcher die Plage der Egyptier, welche bisher immer von Läussen angenommen worden, von den Ameisen soll zu verstehen seyn.

Nun kommen wir auf den dritten Theil, welcher mit der sechs und dreyßigsten Abhandlung anhebet, die über 4 B. Mos. 23, 22. C. 24, 8 geschrieben ist, und zugleich weiset, daß man die Meinungen der grossen Naturforscher von dem Rhinoceros, Einhorn, oder Nasenhorn, leicht vereinigen könne, wenn man annehme, daß derselben eine gedoppelte Art sey, wie solches wirklich also von einigen Gelehrten bemerket worden. Was unter den Wörtern Βάρβαρος und Σκύθης bey Colos. 3, 11. für ein Unterscheid sey, wird allhier gründlich untersuchet, und so wohl gewiesen, daß Paulus auf dasjenige Scythien sehe, das an den äusersten Enden Europens und Asiens gelegen war; als zeige, daß unter diesen Scythen viele gesittete Personen gewest, die man ganz wohl den Barbaren und unmorali-

 sirten

sirten Menschen habe entgegen setzen können. Die folgende acht und dreyßigste Abhandlung nach 1 B. Mos. 14, 14 zeiget, daß die Religionsspötter nichts nöthige, der heiligen Schrift einen geographischen Fehler beyzumessen, und daß man allhier auch nicht die geringste Ursache habe, eine erdichtete Art zu reden anzunehmen. Der Herr Verfasser fällt also Harenbergs Meinung bey, welche Grund genug vor sich hat, daß nemlich Dan, deren Moses auch im fünften Buche Cap. 34, 1 Meldung thut, eine Gegend an dem Jordan, oben bey seinem Ursprunge gewest; bis dahin Abraham seine Feinde, die vier Könige, verfolget hat. Diese Gegend ist dem Stamme Naphthali zugeschlagen worden, und war sehr nahe bey Sidon. In der folgenden Observation giebt der Herr D. über den Schriftort 1 Chron. 2, 15. dem Herrn Oeder recht, welcher die Zeugnisse von den Kindern Isai, Davids Vaters, deren Anzahl verschiedentlich angegeben wird, also vereiniget, daß freylich derselben überhaupt achte an der Zahl müssen gewest seyn, ob schon nach der Zeit ganz gewiß einer gestorben, und darvon gekommen ist, ehe er verheyrathet gewest; daher seine Linie hernach nebst seinen Nahmen, in den Geschlechtsregistern hat wegbleiben müssen. Die besondere Auslegung des Herrn Prof. Michaelis über Predig. 11, 1 u. f. hat den Herrn Verfasser Gelegenheit gegeben in der vierzigsten Abhandlung zu zeigen, daß freylich die

Aus-

Auslegungen anderer Gelehrten, von der Freygebigkeit, sich lange so gut nicht hieher schicken, als wenn man mit Herrn Michaelis behauptet, daß hier von der Schiffarth und dem Handel die Rede sey, welche Salomon hauptsächlich anpreiset, damit man glücklich und gesegnet werde. Der Herr Doctor gehet hier die hebräischen Worte genau durch, und weiset, daß solche Auslegung allerdings sehr wahrscheinlich wird, weil sich Salomon selbst der Schiffhandlung beflissen, und solche unter dem jüdischen Volke bekannt gemacht hat.

Die ein und vierzigste Observation ist über 1 B. Mos. 25, 1 geschrieben, da wider den Herrn Oeder erinnert wird, daß man nicht nöthig habe, mit ihm die Kethura zu einem Kebsweibe Abrahams zu machen, welche er schon bey Lebzeiten der Sara soll gehabt, und mit ihr Kinder gezeuget haben. Es ist dieses allerdings falsch, wie solches die Worte des Textes, derselben Zusammenhang, und die ganze Begebenheit bezeuget. Kethura ist vielmehr die andere Ehefrau Abrahams gewest, und die Zweifel, so dargegen gemacht werden können, sind von geringer Erheblichkeit, welche hier, nebst Herrn Oeders Gegeneinwendungen, gründlich aufgelöset werden. Die folgende Abhandlung über Joh. 4, 48. ist sehr weitläuftig, und untersuchet die verschiedenen Meinungen der gelehrten Schriftforscher gründlich. Zuletzt sagt der Herr Verfasser auch seine Gedanken über diese Rede des Heylandes,

und glaubt, daß diese Geschichte mit der von dem cananäischen Weiblein parallel sey; daher der Heyland gleichfalls mit diesen Worten dem bedrängten Hoffmann einen Einwurf machen, und seinen Glauben und Beständigkeit versuchen wollen. Bey der folgenden Anmerkung wird die besondere Meinung des Herrn von Ludewig widerleget, der bey Matth. 24, 22. Marc. 13, 20. geglaubet, daß die Worte Christi den Verstand haben sollen, die Belagerung der Stadt Jerusalem werde um der Auserwählten willen zeitiger kommen; da doch der Heiland nur so viel saget, daß die Belagerungszeit aus besonderer Güte Gottes abgekürzet werden solle, damit nicht alles Volk in der Stadt umkommen und verderben müsse. Diesen Verstand haben die eigentlichen griechischen Textesworte; und die neuesten und besten Schriftausleger behaupten diese Erklärung. Bey den Stellen Matth. 11, 13. Luc. 16, 16 erzählet der Herr Verfasser die Meinungen der neuen Exegeten, und weiset, man müsse eine sonst bekannte Auslegung annehmen, daß das Gesetz und die Propheten, von den Tagen Johannis und dem Himmelreiche des neuen Test. als etwas zukünftigen, geredet haben. Denn das heißt weissagen, wenn man von einer Sache, als zukünftig redet. Hingegen ist dieses kein Weissagen, das von gegenwärtigen Begebenheiten etwas meldet. So wurde das Himmelreich zu Johannis Zeiten also nicht mehr als eine entfernte Sache

ange-

angesehen, sondern als eine nahe und gegenwärtige. Bey dieser Gelegenheit untersuchet der Herr D. die Stelle Matth. 11, 14. und weiset aus dem griechischen Sprachgebrauche, wie auch aus der Verbindung, daß der Verstand der Rede ganz wohl dieser seyn könne: Wenn ihrs doch annehmen, wenn ihrs doch glauben woltet!

In der folgenden Anmerkung, so auf die Stelle Joh. 1, 13 weiset, werden die Worte des Textes wider Herrn Ansaldi gerettet, und deren ächte Richtigkeit bewiesen. Der Herr D. tritt der Auslegung des berühmten Herrn Heumanns bey, welcher so wohl in der Uebersetzung des N. T. als in seinen Erklärungen, die Sache so ausdrücket, daß die Geburt aus GOtt, nicht von dem natürlichen Geblüte, und zwar weder nach dem Willen des Fleisches, noch nach dem Willen des Ehemannes, sondern von GOtt selbst, geschehe. Daß bey Röm. 13, 11. 12. die gemeine Erklärung die wahrscheinlichste bleibe, daß es nämlich Zeit sey, aus dem Sündenschlafe aufzustehen, und als Kinder des Lichts zu wandeln, wird hier wider Herrn Oeder behauptet, und eine lesenswürdige Paraphrasis über das ganze Stück dieses Briefes mitgetheilet, auch die Moßheimische Erläuterung dieser Stelle, welche ziemlich weitläuftig ist, aus einer Handschrift hinzugefüget. In der folgenden Abhandlung wird wider Hr. P. Michaelis gezeiget, daß durch ἀγάπη in der Stelle Philip. 1, 9. die Liebe gegen GOtt den

Philippenfern empfohlen werde. In der neun und vierzigsten, und funfzigsten, als den beyden letzten Abhandlungen wird bey 1 Thes. 4, 6 wider Herrn Oeder gezeiget, daß nicht von dem Gewissensstricke bey dem ehelosen Leben, sondern von den Sünden des siebenten Gebotes gehandelt werde; und über Matth. 18, 35 wird gewiesen, daß wegen der Frage, ob einem gefallenen Menschen die vergebenen Sünden wider zugerechnet werden? die Meinung der Gottesgelehrten nicht einerley sey; da einige mit Ja, andere mit Nein darauf antworten. Doch giebts auch noch einige, welche, nach Calovii Urtheil, die Mittelstrasse erwählen, und sagen, daß die erlassenen Sünden bey einem gefallenen Menschen nicht vor sich gestraft würden, sondern folgerungsweise, und auf eine zufällige Art. Dergleichen Meinung will auch der Herr Doctor annehmen, wenn man zeigen kan, daß etwas gefährliches in der bejahenden Erklärung stecke.

Nun haben wir noch des dreyfachen Anhanges Erwähnung zu thun. Der erste bestehet in einer philologischen Abhandlung über Matth. 7, 3. 4. Luc. 6, 41. 42. die schon ehemahls in die hamburgische vermischte Bibliothek ist eingerückt worden. Der zweyte enthält einen ungedruckten Brief des ehemaligen churpfälzischen Cammerraths W. C. Kriegsmanns an den seligen Spener, in welchem der Sinn der Worte Offenb. Joh. 13. angegeben wird. Der dritte Anhang enthält eine Probe

von dem hebräischen emphatischen Lexico des sel. Dassov, welche so gut ausgefallen, daß man ein Verlangen haben muß, das ganze Werk durch den Druck mitgetheilet zu sehen. Endlich müssen wir noch gedenken, daß dieses ganze Werk durch die guten Register brauchbar gemacht worden, welche auch von der grossen Belesenheit des Herrn Verfassers ein Zeugniß geben.

III.

The Wisdom of loocking backward.

Dieses Buch ist vor einigen Jahren in Engelland, 1 Alph. und 3 Bogen stark in 8v herausgekommen, und enthält ein Verzeichniß der Schrifftsteller beyder Partheyen, nemlich der Hochkirche und den Jacobiten, wie auch der Dißidenten und niedriggesinnten Kirche, so vom 15ten August 1709 anfängt, und bis auf den ersten August 1714 gehet. Es läst sich aus dergleichen Bücherverzeichnissen kein Auszug machen. Da aber die allhier angeführten Schriften unter uns wenig bekannt, einige derselben iedoch sehr beträchtlich sind, so wollen wir die Ueberschriften der merkwürdigsten, nebst einigen beygefügten Nachrichten mittheilen: so wie wir solche von guter Hand empfangen, da wir das Buch selbst nicht vor uns haben. Solche sind:

1) Sacheverells Sermons and his Trial 1709. Hoadleys Treatises against Non-Resistance seem to have given him Occasion to it; 2) Whom presently defended Fr. Atterbury Dean of Carlisle. W. Tilly, Hillyard, N. Whaley, J. Bagnold &c. His Opposers were, Jos. Woodward, W. Bissel, Wh. Kennet, R. Chapman, R. West &c. mostly in sermons.

3) During his Tryal, Mr. Palmer desird the Peoples prayers for Sacheverell under Persecution, in the Qveens Chappel: for which he was prohibited reading prayers more there. At the Tryal several Divines attended Sacheverell viz. Higgins of Ireland, Atterbury, Stanhope, Milbourn &c.

4) The House of Commons orderd the 25 March 1710. to be bournt: the Rights of the Christian Church asserted &c. Item Defence of the Rigth of &c. It. Clendons Treatise de Persona. In Oxford the Jacobites burnt Hoadleys Treatises wit Dan. Burgess picture.

5) The Queens Supremacy was impugned by Mr. Nokes, formerly a Dissenting Teacher and now a furious High Churchmen, s. tit. Modest Reflexions on the Bp. of Norwich Charge to his Clergy, by a Catholick.

Further appeard Addresses pro & contra.

6) A Sermon for Sacheverells side by Pawlet S. John. Against him appeard D. Rawson the Bp. of Glocesters Charge &c. It. A new Catechism with Dr. Hicks 39.

Arti-

Articles. Lond. 1710. 8. shewing the late Attempts to advance new Tenets, to bring us nearer to Rome, or at least to the Gallican Church, in order to prepare the way for a popish successor.

Dr. Kennet Charge to the Clergy in his Arch-Deaconry. Sermons by J. Lewis and by White Kennet the Dean.; by Gilbert Bp. of Sarum and W. Bisset.

7) The good old Cause or Lying in Truth, (supposed to be Lesleys) * Infering that Addresses for Non-Resistance and hereditary Right must end in restoring James III, and assuming to himself the honour of propagating these Principles in his Rehearsals.

This was refuted in one &c. s. t. the Jacobites hopes revivd.

It. appeard a Treatise of Mr. Eyre printed 1689. against Passiv-Obedience, wich now was reprinted.

8) A. seasonable Apology in behalf of Dr. G. Hicks, 1710, being a Defence of the material Sacrifice in the Lords supper and other new doctrines of the Nonjurors.

On the B side ** appeard: A brief account of A Bp. Grindal against Sachaverells Reizling.

It. the History of Resistance practisd by the Church of Engl. since the Reformation, provd

* Diese folgende Worte sind nicht ein Theil des Titels, sondern referiren nur den Innhalt des Buches; welches auch bey andern zu merken.

** Die Partheyen werden hier distinguirt mit A und B.

provd from Records in defence of the Revolution by J. Urthers.

9) A. A Letter from S. Germain about Methods for setting the Pretender on the Throne, translated from the French by P. Merleau.

B. Sermon by Th. Goddard.

10) A. Goddards Sermon ridiculd in two Letters from N. Boggy.

Sermons of H. Lewis and Th. Coney.

B. the University of Cambridge vindicated from the Imputation of Disloyalty for not addressing, by R. Laughton.

It. W. Fleetwood Bp. of Asaph Articles of Inquiry to the Churchwardens of every parish.

It. the Christian Peacemaker by Jos. Woodward.

11) A. Zeal commended in a Sermon by T. Cornewall.

The good old Cause further discussd in a Letter to the Author of the Jacobite Hopes revivd, (supposd Mr. Lesley).

B. Appeal from the City to the Country, upon occasion of the late Affront, offerd to the Qveen by the People of Banbury and Warwick.

The High Church Mask pulld of.

12) Harley intended to draw a Number of Whigs and Tories into a third party, sufficient to establish a new Ministry, therefore now was publishd, a Pamphlet s. t. Faults on both sides; yet running down the old Ministry. The Bp. of London and Clergy brought their Address; but Dr. Bar-

Barton, Mr. Baker, Dr. Kennet, Bradford, Hancock, and Mr. Hoadley did not sign it.

B. The fears of true Britains, with respect to natural Credit, Interest and religion.

The London Clergymen absenting theirselves from the Address, publish'd their reasons in print, of which Mr. Swinfen was said to be the Penman.

13) A. A Defenve of Passive Obedience and Non Resistance by Ch. Palmer, 8.

The Bp. of Exeter and his Clergy made an Address.

Sermon of Rob. Doyly, complaining of Hoadleys Doctrine against Non-Resistance.

Another by H. Push.

The Lord Ch. Cooper returnd the seals on the 22 7br. 1710, and Trevor was one of the Commission of it in his Room.

B. Raisons against receiving the Pretender.

A Letter concerning Allegiance, presently after the Revolution by B. of L-n, reprinted.

The Voice of the Addressers, or, a short Comment of the chief Things, containd in the late Addresses.

Remarks on the late Address of the Bp. and Clergy of London, in a Letter to D. Smallridge.

A Letter to J. B. (Jos. Banks) by birth a S.. (Swede) now a Member of Parl. concerning the late minehead Doctrine, which was establish'd by a certain free Parleament of Sweden to the utter enslaving of that Kingdom, printed for A. Baldwin.

1710.

1710. A valvable Treatise where the Authors Vertot, Pufendorff and Bp. of Bristol are made Use of, commending also: Tillotson, Tennison, Burnet, Talbot and Wake.

A Test offerd to the Electors of Britain, viz: a List of them, that voted 1702. fiz or against the Protestant succession.

14) A. A Derection of falshood composd on the publick by a paper, cald. a Test &c. subscribid: G. Smallridge &c.

Essay towards the History of the last Ministry and Parl. talking of Favourites, Ministers of State, Parties, Parliaments, Publ. Credit, 8. mentioning the late Lord Treasuret by his Vulgar Nick Name Volpone.

A short Character of his Exc: T. E. of W, LL. of J. during his Government.

B. A Defence of the Clergys Liberty in the Choice of their Proctors for Convocation, and Rights of the Curates of impropriate Churches to vote at Elections, by Fr. Hutchinson.

A sermon of D. Sam. Clarck. It. one of H. Goddard.

The Author of wholesome Advice to the Refugees advising them, to side in Elections with the Courtparty censurd in a Letter.

Two sermons of Gilbert Bp. of Sarum.

15) The 5th of Nov. the Tory Clergy did not celebrate for a duble delivrance, not mentioning King Williams Arrival in Engl.

Tint for Taunt, or Observations on a Sermon of Lumley Lloyd.

A Sermon for arbitrary power by Nelson.

Sac

Sacerdotal power, or, the Necessity of Confession, Penance, and absolution, together with the Nullity of Laybaptism asserted in an Essay occasiond by two Sermons at Salisbury in Nov. 1710. by the Author of Laybaptism invalid, i. e. Mr. Laurence a Bookkeeper in London, who being ashamd of his Baptism among Dissenters, was repabtizd, and then would impose his practice upon others; wherein he was encouragd by Dr. Hicks.

Exhortation to peace, a Sermon, 7 Nov. 1710. by Th. Swift, formerly Chaplain to Sir W. Temple, now Rector; Dedicated to Harley.

B. The 13th Chapter to the Romains vindicated from the abusive senses put upon it; by a Curate of Salop. Supposd to be the Lords Bp. of. S. A. printed, London for Baldwin 1710.

The inferior Clergy being much improvd in a Practice, that began in King Williams time, of using a Collect and Lords prayer only before sermon, so evading the Royal Recognition of the supremacy &c. contrary to an expresss Canon and the Usage of the Clergy since the Reformation. Therefore there was publishd.

A Defence of the 55. Canon in answer of some passages in a boock s. t. Reflexions upon Mr. Bennets History of Joint prayer by J. Bowtell. 8.

16) Dr. Phil. Bisse and D. Robinson were made Bishops of S. Davids e Bristol, Smalbridge made a very commending Speech of Fr. Atterbury the prolocutor.

B. the

B. the Management of the War, in a Letter to a Tory Member 23 Nov. 1710. for Balduin, made to wipe of the aspersion of following Pamphlets, viz. the History of Artus and Adolphus, having the beauty of a tolerable Romance; the Letter from a foreign Minister; the most artful Performance an the Toryside &c.

The management of the War, 2 Letter.

17) A Vindication of Sacheverell from the Aspersions cast upon him in a Pamphlet, calld, the modern Fanatick, in a Dialogue. The Autor is said to be Mr. Ch. Lamb.

Memoires on both sides from 1687. to King James II. Death, with a true State of the Revolution and the Pretenders Birth. A Jacobite Paper.

B. The Case of the present Convocation, stated in Answer to the Examiner, Who NB. was retaind to espouse the Cause of the Lower House against the Bishops.

The History of K. James Ecclesiastical Commission, with a short Account of the Lives e Characters of the Commissioners, printed for Harrison 1711. It did shew, that the very Persons, now thought Patrons of the Church, were then persecutors.

Two Letters of the present Bp. of Rochester en 1689. writ. converning his sitting in the Eccles. Commission.

The History of Hereditary Rights, which is determind by SS. 8.

The deprivd Bishop of Norwich Dr. Lloyd died, he being the last of these Bishops, the

the Nonjurors fell to quarrel. Dr. Hicks war for keeping up the Schism. Dodwell was for Union. He had before declared his Opinion in two papers s. t. Case in View, and: A further Prospect of the Case in View. He now publish'd: The Case in View now in fact; proving separate Communion without Bishops to be Schismatical, and that the depriv'd Bps. had had no right to substitute successors, printed for S. Keble 1711.

18) A search after Principles in a Conference between Timotheus and Philatheus, wherein the Bps. of Lincoln, Asaph &c. are censured for indulging Dissenters, it. is here censured the celebrated Author of Priestcraft in perfection.

Fanatical Moderation or unparalleld Villany displayd, or, a Narration of the Murder committed on a Bishop Sharp by Scotch Puritans in 1679.

The Mitre and the Crown, or, a real distinction between both. Suppos'd to be Lesleys.

A Treatise of Loyalty and Obedience, wherein the Royal Supremacy is asserted, Hereditary right maintain'd &c. by Th. Dawson.

The Curate of Dorsets Answer to the Curate of Salops Exposition of the 13 Chapt. to the Romans in a Dialogue.

B. 1) A Plot discoverd: or, the Protestant Succession in Danger.

2) The new ill designs of sowing Sedition, detected in a Vindication of the Bp. of Sarums speech at Sacheverells Tryal, and

his Sermon of 29 May against the good old Cause of lying in Truth: Printed for J. Baker 1711.

The Modern Fanatick P. II. by W. Bisset.

19) During the late Ministry the Palatines had been receiv'd and supported, of which an Account, and the like Charity to foreign Protestants had been historically deduc'd from the Time of the Reformation, sub tit. The Piety and Bounty of the Qveen of Great-Britain with the charitable Benevolence of her loving subjects towards the Support and Settlement of the distressed Protestant Palatines. London. printed for the Qveens Printers 1709 fol. Yet a Committee was now appointed to enquire, who appointed them over.

A Sermon by Rob. Friend DD. The like by Ed. Archer

A Letter from Dodwell to the Bp. of Sarum, owning his Spiritual Character of Bishop, but not his Temporalty, till the Pretender shall come in, and he swear to him Allegiance. The Bishop in his Answer reproves him for his Novelties and Paradoxes, in his Diss. on S. Cyprian.

B. A Word to the Wise by D. Rawson.

Sacheverell against Sacheverell f. He prov'd unnatural to his own Grandfather by Uncle, when he visited hin on the 30 March 1710, printed by A Balduin 1711.

A Sermon of the Bp. of Asaph for the tender and christian Use of Slaves, preach'd 16 Febr. 1710, pr. 1711.

Sacheverells Grandfather by the Mothers side, Mr. J. Smith was one of the Regicides,

des, and his Grandfather by the fathers side a Non-Conformist, who disinherited his son, because he would be a Divine of the Church of England.

20) A Letter concerning the Affair of Mr, Greenshields, pr. for Baker 1711. It relates the dispute between the Magistrates of Edenburg and him, which lies now before the House of Lords upon his Appeal. He was ordain'd by the late Bp. Ross, an exauctorate Bischop, and the Paper asserts, that the state never divested these Prelats of their Spiritual power; and producing Mr. J. Hearns example, who possesses a Living, tho' ordaind by the depriv'd Bp. of Norwich, without a new Ordination. The Lords gave Judgement, that the Magistrates had not power to incarcerate upon such a Censure of the Kirk Assembly, and the Question about the Validity of Ordination by a depriv'd Bishop, was drop'd.

The Prolocutor with Dr. Stanhope, Stanley, Smallridge, and de Laune, waited on the House of Commons with a Message.

Hereditary Right asserted in a Sermon by R. Bloomer, yet making it limitable by Parliament, preaching passive Obedience and Independency of the Church.

The Jacobites publish'd a new Collection of Memorials about James II. and the Pretender, fine tit.

Bate Amusements serious and Hypocritical.

B. Sermon by J. Jenings. It. Sermon by J. Adams.

21) A Letter of Dodwell complaining against

Enemies, designing against the Church of England, and more directly against the primitive Church: printed in the Account of burning Fr. Ket.

B. Legal, E. Whigtman &c. for the Arian Heresy, 1711 in 8.

The Life and Death of Th. Ken Bp. of Bath and Wells.

A Representation of the State of Religion with regard to the late Growth of Infidelity.

No Queen or no General.

A Sermon preach'd to the University of Oxford by Th. Dorrington, with an Epistle in Defence of the Universities, 8 April 1711 in 8.

The Reverend Shadrak Cook handed about two Papers for Indulgence to the Nonjurors; but it was dropt.

B. A fourth Letter about the Management of the War, suppos'd to be Dr. Hare.

Sermon by the Bp. of Sarum.

Remarks upon a Sermon of Sacheverell in 1709 in defence of the Societies for Reformation of Manners. Suppos'd Mr. Disney.

The Arch Bishop and Bishops address'd against W. Whistons Writings.

A. Vindication of the late Ministry as to the Reception of the Palatines, in a 5th Letter to a Tory Member 8. 1711.

22) The Grounds and Occasions of Mens Offences against the Clergy, a Sermon by J. Jackson.

Miscellanies written by D. Swift, containing

1) a

1) a Meditation upon a Broomstick &c. &c. Printed for E. Curl, 8.

Sermon by Pawlet S. John.

B. The Judgment of Sacheverell concerning Societies for Reformation of Manners by Jos. Woodward.

Sermon by Andr. Snape.

A Letter to the Clergy of Caermartin, by Tenison, A Deacon.

23) H. Dodwell died the 7 Jun. 1711.

The Scotch Medal decipher'd and the new Hereditary right men displayd.

B. An Apologetical Vindication of the present Bps. at 1711.

Some Thoughts on the Representation of the state of Religion of the lower House of Convocation, in a Letter to the Prolocutor, London for S. Baker 1711, 8.

A Letter to the seven Lords, appointed to examine Greay for J. Baker 1711.

24) Brathwait Vice Chancellor of Oxford in a Programma Jul. 27, 1711. approv'd the Presentment of the Grand Jury there of some papers as viz: the Medley No. 41. Jul. 9, 1711, and the Laity remonstrance.

A Letter to the Author of the Lay baptism invalid, i. e. from D. Brett to Lawrence, wherein the popish doctrine of Laybaptism preachd by the Bp. of Sarum the 7 Nov. 1710, is condemnd by the Greek Church, Engl. Church, reformd abroad, and even the English Presbyterians.

A Sermon by W. Richardson a dissenting Preacher, but now canonically ordaind.

B. High Church Aphorisms, written by the Examiner and Abel 1711, 8.

a Sermon by the Bp. of Norwich.

One by Benj. Ibbot.

One by Fr. Hare.

A new Journey to Paris (hinting at Priors Transactions there) by Monſ. du Baudrier. But it is ſuppoſd to be D. Swift the author.

25). A Sermon on remiſſion of Sins by Th. Brett.

Reaſons, why the Nation ought to put a ſpeedy End to the War.

Boyer was taken up, for reflecting on Dr. Swift in the Political ſtate Septembr. 1711.

A Sermon of W. Tilly.

Dr. Brett preachd at Hampton Court, recommended, as the Author thinks, by Mr. Nelſon to the ABp. of York.

B. Sermon by White Kennet.

The Agent for the French Refugees, the Marquis of Rochegude, preſented a Memorial to the Miniſtry.

The Baron of Santry appli'd to the Privy Council of Ireland, to turn Fr. Higgins Clergymen out of the Commiſſion of peace: but the lower Houſe of Convocation atteſted him, to be an Orthodox Divine.

Sermon by W. Stephens.

The Divine right of Civil Government, a Sermon by Joſ. Woodward.

An other by Rob. Lumley Lloyd.

A Sermon preachd Jan. 31, on the whig Side by Will. Stoughton in Ireland, and burnd there by Ordre of the Houſe of Lords.

26) A true Relation of the ſeveral Facts and

Cir-

Circumstances of the intended Riot and Tumult on Qveen Elizabeth's Birthday.

To recommend the Bill against Occasional Conformity, there came out these Treatises: 1) For God or for Baal, a Sermon by Ph. Stubbs, 2) a Challenge to Dissenters, 3) the proceedings of both Houses in 1702, 1703 and 1704. upon this Bill, with all the Speeches for and against it, 8. 1711.

The regular Clergy's sole right to administer Baptism, in a Dialogue by the Author of the Hampstead Conferences, viz. Mr. Sharp, Curate.

The Confession of Sins and Power of Absolution, a Sermon in 1637. by A. Sparrow, Bp. of Norwich, reprinted, but without his recantation.

B. Remarks on the present Negociations of peace, 1712. 8.

The Divinity of our Saviour proved against Whiston, a Sermon preach'd before the University of Oxford by R. Ibbetson 1712. 8.

27) The Post Boy (a weekly Paper) said, that the sudden Death of the Lions in the Tower was interpreted by Dr. Partridge to presage a certain presage of peace, or the dreadful Sign of a Whigplot.

A Sermon preachd by Jos. Trapp, being for peace.

Trap was now Prof. Poeseos at Oxford, and had formerly carried books after Sacheverell, and now he help'd to write the Examiner.

A Sermon by R. Altham.

A Sermon of the Honour of the Christian

 Priesthood

Priesthood and the Necessity of a divine Call to that Office, by Th. Brett.

The Conduct of the Allies and late Ministry, printed for J. Morphew, 1712. 8.

B. a Sermon of G. Smallridge Dean of Carlisle, preachd the 16 Jan. who now doubted on the Goodness of the peace.

a Sermon by Sam. Buckley.

Another, by W. Buttler.

A Sermon by Th. Haytey.

Our Ancestors, as wise as we, 8vo. Treating chiefly on the subject of creating 12 new Peers.

The Dutch Barrier ours 1712. 8.

The Barrier Treaty vindicated.

The Judgment of the Church of England of Laybaptism and of Dissenters Baptism, 8. 1712 suppos'd to be written by the Bp. of S. Asaph.

28) A Bill for Toleration of Episcopal Communion in Scotland, with a Clause limiting it to such Ministers as were ordaind by a Protestant Bishop, and had taken and subscribed the Oaths of Allegiance and Abjuration.

A Toleration in Scotland, no breach of the Union 1712.

The Case of the Church of Scotland with Relation to the Bill &c.

The Scottish Toleration argued: or, an Account of all the Laws about the Church of Scotland, ratify'd by the Union Act. printed for S. Popping 1712. 8.

A Sermon by Th. Gooch.

A Sermon by Pawlet S. John.

The

The Kentish Spy, or: a Memorial of the Calves Head Club, (*) or: three Members absenting themselves from the Parish Church of Westerham in Kent, turn'd into Hudibrastick Verse 1712. said to be writ by Thom. Ward, a profess'd Papist.

B. a Sermon by Robert Lumley Lloyd.

a Sermon by the Bp. of Norwich.

29) a Sermon by Robert Wilson.

Another by R. Pickering.

Oratio Inauguralis a Simone Ocklejo Prof. L. Arab. Harlejo Comiti Exonii a sacris.

A proposal for correcting, improving and ascertaining the English Tongue, in a Letter to the Earl of Oxford by D. Swift.

The Lord Creuw Bp. of Durham died.

Memoirs of the Chevalier de S. George; with some private passages of the Life of K. James II.

B. A Defence of the Doctrine and practice of the Church of England, against some modern Innovations, relating 1) the supremacy of the Crown, 2) the Lords supper a Sacrifice, 3) Laybaptism invalid, 4) Necessity of sacerdotal Absolution. Said to be written by D. J. Turner.

New Dangers to the Christian Priesthood, or. a serious Enquiry in the proper Administrators of Christian Baptism, to the Author of Laybaptism invalid; occasiond

 in

(*) Dieses soll eine Parthey solcher Menschen seyn, so die Enthauptung König Carls des ersten approbiren, und an dem Bußtage, so dieser Enthauptung halber jährlich gefeiert wird, diesen zum Spott in ihrer Versammlung einen Kalbeskopf auf die Tafel setzen.

in separating the Divine Authority of the Christ. Minister from Ordination, by the Author of the Defence of the Principles and practice of the Church of England, printed for J. Morphew 1712. 8.

An Account of two Motions made in the Lower House of Convocation, concerning the power of remitting sins, by R. Cannon, adeacon of Norfolck. London, printed for Sanger 1712.

Reflexions on D. Swifts Letter to the Earl of Oxford about the English Tongue, printed for A Baldwin 1712. Here he is censurd for desiring an Academy of the same Use, as that at Paris.

A Letter against Popery by Sophie Charlotte Qveen of Prussia in Answer to Father Voltas King August Confessors Letter.

The Liturgy used in the Churches of the Principalty of Neufeharel with a Letter from Dr. Jablonski, concerning the Nature of Liturgie: to which is added the form of prayer lately introduc'd into the Church of Geneva. Printed by Jos. Downing 1712. 4.

30) a Sermon by Ed. Chishul.

A full and impartial Discovery of the Discovery of sorcery and Witchcraft practisd by Jane Wenham of Walkern in Hertfordshire, upon the Bodies of Anne Thorn &c. The Witch was sentencd to Death there. The Reverend Chishul recoverd Anne Thorn out of her fits by assisting with the form used in the Office for the Visitation of sick in the Common Prayer.

Nota:

Nota: The Witch was a poor ignorant Creature; the Party bewitched was a Maidservant in Love with a young Fellow.

B. A full Confutation of Witchcraft, in a Letter from Hertfordshire, printed for J. Baker 1712.

The Impossibility of Witchcraft, printed for the same.

3) A Sermon by R. Newton; another by Th. Dibben; it one by J. Potter.

A short History of the Revolution in Scotland. Said to by writ. by Lesley.

A Continuation of the Mitre and the Crown, proving them to be distinct, printed for H. Clements.

The Extent of Christs Commission to baptize, a Sermon by Th. Brett.

Dissenters and other unauthorisd Baptisms null and void by the Articles and Canons of the Church of England, in Answer to the Judgment of the Church of England in the Case &c. by Mr. Laurence, a Bookkeeper to Sir J. L. assisted by D. Hicks.

The Doctrine of Remission of sins, as set forth in a late Sermon, vindicated in Remarks on Dr. Cannons Account of his two Motions in the Lower House, by Th. Brett.

B. a Sermon by the Bp. of Chester.

After the Reformation the first English Treatise upon Necessary Confession by an English Fugitive Will. Allen for the Use of English Papists. Allen was the Projector of English Seminaries abroad, and

and afterwards created Cardinal. The making the Lords supper a Sacrifice, was never heard of before among reformed Churches, till for erecting a new Papacy in the Church of England, Dr. Heylin advanc'd this Doctrine of Sacrifice in his Antidotum Lincolniense, against the Bp. of Lincoln. And it was immediatly censurd in a Discourse s. t. A Dissertation with Dr. Heylin &c. by G. Hackewell 1641. The unchurching of Protestant Churches abroad, was never attempted, till now. D. Mountague was the first, who did not like them, yet intimated a Defect, not so much in the being, as in the perfection of them; whom Carlton Bp. of Chichester answerd; The Nation vindicated fron the Blamish cast on it, in a Pamphlet &c.

A representation of the present state of religion &c. Part. II. with some remarks on the representation of the Irish Convocation pr. for Baldwin 1712. 8.

The present state of Religion in Ireland: Being Addresses of the dissenters there, and their Vindication, printed for Andr. Bell 1712.

Sev. Political Pamphlets. was publishd.

12) The History of the Revolutions in England from 1603 to 1690. in three books, by F. Orleans a Jesuit, 1711.

The Infants Advocate to bring them to Church Baptism 1712. by D. Brett.

Dissenters and others unauthorizd Baptism void by Mr. Laurence (Bookkeeper for sir J. L.) with recommendation of Dr. B--d

B--d and Dr. B--ton Prebendaries of Westminster.

Reasons for the Clergys being employd in the Government 1712. 8.

Salt for the Leach; a Libel against the Bp. of Sarum, whom he took to be the Author of the Reflexions upon the present Posture of Affairs. Supposd to be written by Lesley. The Jacobite now dareth to the Protestant Succession, supposing Lesley would convert the Pretender.

The sacred succession, or a Priesthood by divine right &c. by W. Hume, London. Where he scolds at the divines, Usher, Halls, Browning, Williams, Harckets &c. for their Moderation, as also censures the Reformation.

A second Letter about Mr. Humes boock, call'd sacred succession; Comending it.

B. An Account of Lay Patronages in Scotland, and the fatal differences they have occasion'd betwixt the Church and Laypatrons 1712. Saying that there is scarce a Country in Christendom, where of ancient Laypatronages had so little footing, as in Scotland.

Declaration of the ABishop and Bps. of Canterbury against rebaptizing.

A Sermon by J. Swinten.

Some remarkable Passages relating to ABp. Laud, being the 22th Chapter of Gages survey to the West-Indies, as it was printed in the folio Edition, but suppress'd in the octavo since, printed for S. Popping 1712.

Four Sermons of the Bp. of Asaph. The Preface to it was orderd to be burnt.

31) The

31) The lower House of Convocation refused to consider the Matter of rebaptization, because the Church of England hitherto had avoided to determine the Validity of Laybaptism by a Synodical Declaration.

Religio Libertini, or the faith of a converted Atheist, occasionally set forth by Mr. Burridge, being lately convicted of Blasphemy, his Trial, Abjuration and recantation, writ. by the Author, expressing himself, while he was an Atheist, that he was a Papist, and had he been a Protestant, he would have been a Jacobite.

The 13 Jul. was publishd a Sermon by D. J. Cockburn, maintaining the Romish Articul, that no salvation was to be had out of the Pale of the Church.

B. Popery near a kin to Pagany and Atheism, a Sermon upon the Same occasion (of Mr. Burridge Trials) by Paul Lorraine Ordinary of Newgate, 1712.

The second part of Judgment of the Church of England in case of Laybaptism, for Balduin 1712. Said to be writ by the Bp. of Asaph.

The Dutch better friends then the French to the Monarchy, Church and Trade of England, a Letter printed for J. Clarke 1712.

A Short History of the Attempts, that have been made to convert the Popish Nations of Ireland to the established religion, by J. Richardson, Rector of Annah in the dioecese of Kilmore, for Joh. Drowning 1712.

Der Beschluß folget künftig.

IV. Del-

IV.
Della Origine del Male.
das ist:
Von dem Ursprung des Bösen, ein neues antimanichäisches Lehrgebäude wider Baylen, entworfen von P. Franz Adam Piro, aus dem Orden der Minimer. Neapel 1748. in groß 8, 12½ Bogen.

Die Aufgabe, woher das Böse in der Welt entstanden? hat die Weltweisen seit langen Zeiten beschäftigt, und die Auflösung derselben ihnen sehr viel zu schaffen gemacht. Die verschiedenen Meinungen deswegen sind bekannter, als daß wir nöthig haben solten, solche hieher zu setzen. Auch in unsern Tagen ist diese Frage keinesweges so entschieden, daß nicht wider verschiedene Lehrgebäude verschiedenes eingewendet werden könnte. Denn in demjenigen, wodurch einige die Sache aufzuklären vermeynen, finden, und folgern daraus andere solche Sätze, die der Weisheit und Heiligkeit Gottes zuwider seyn sollen. Auf beyden Seiten vertheidigt man die angenommene Hypothese: und so bleibt die Hauptsache unentschieden. Wir machen unsern Lesern itzt eine Schrift bekannt, deren Verfasser sich gleichfalls hat angelegen seyn lassen, diese wichtige Frage zu untersuchen, und in ein helles Licht zu setzen. Gleich die Ueberschrift zeigt, daß sie hauptsächlich wider das Lehrgebäude der Manichäer von dieser Leh-

re

re gerichtet sey, welche Bayle an verschiedenen Orten vorgetragen, ausgeschmückt und vertheidigt hat. Ob unser Verfasser seinem tiefsinnigen und gelehrten Gegner, mit der gehörigen Gründlichkeit und Scharfsinnigkeit begegnet habe, wollen wir unsern Lesern zu beurtheilen überlassen. Könnten wir dem Vorberichte eines gewissen J. Joseph. Carulli, welcher den Verfasser zum Abdrucke dieser Schrift bewogen zu haben schreibt, und von uns dafür Dank verlanget, Glauben beymessen; so müsten wir zugeben, daß er seinen Zweck vollkommen erreichet, ausser Baylen auch andere Verfechter der manichäischen Lehrsätze bestritten, und ein ganz neues Lehrgebäude aufgerichtet habe. So nennet auch der P. Gerhard de Angelis in einer beygefügten Rede, welche die lezten 1½ Bogen ausmacht, und wovon wir unten noch etwas erinnern müssen, dieses ein bewunderswürdiges, tiefsinniges und gegründetes Lehrgebäude. Ob solche Urtheile Beyfall verdienen, das mögen unsere Leser aus dem Innhalte der Schrift selbst abnehmen.

In der Vorrede von 5. S. giebt der Herr Verfass. Rechenschaft von seinem Unternehmen, und glaubt der erste zu seyn, der sich den Manichäern unter den Alten, unter den Neuern aber dem Bayle, mit einer nach geometrischer Lehrart eingerichteten Schrift widersetzet hat. Er hält diese Bemühung für desto nöthiger, je witziger Bayle und auch Jansenius die allhier bestrittene Meinung vorgetragen, je bekann-

ter ihre Schriften sind, und je mehr sie von Halbgelehrten gelesen werden, die sich an blosse Wörterbücher, Register, gelehrte Zeitungen, Auszüge und Monatsschriften zu halten pflegen. Dabey ist er der Meinung, er solle den Protestanten den Ruhm nicht allein überlassen, daß sie die Feder wider Baylen ergriffen hätten: vornemlich da er aus einem scholastischen Lehrgebäude seine Zweifel weit besser beantworten könne, als diese solches gethan.

Mit der 6. §. hebt sich eine vorausgeschickte Untersuchung über die eigentliche Beschaffenheit der ganzen Streitfrage an, und gehet bis zur 41. §. fort. Er sagt: zu der Classe von Weltweisen, welche zwey gleich ewige, unabhängige, höchste und verständige Urwesen (principia) annehmen, deren das eine gut, und die Quelle des Guten, das andre aber bös, und die Quelle des Bösen seyn soll, verdienen auch diejenigen gewissermassen gezählet zu werden, welche in der Meinung stehen, daß das Böse der Güte und Vorsehung Gottes widerspreche, und daher entweder diese leugnen, wie Epikur mit seinen Anhängern, oder aber, um solche Eigenschaften beyzubehalten, eine besondere Ursache des Bösen, es sey auch, was für eine es wolle, annehmen, z. E. die Heyden, so ausser ihren guten, auch böse Götter verehrten; die alten und neuen Indianer, so die bösen Geister vornemlich anbeten; und diejenigen Christen, so die Gewalt der Teufel allzuweit ausdehnen, und um ihre Laster zu entschuldigen, die Stärke ihrer Begierden, die Nothwendigkeit der Materie, u. s. w. als die Ursache derselben anklagen. Bayle suchte dieses manichäische Lehrgebäude, das er doch selbst für ungereimt hielt, sorgfältig auszuschmücken, durch mancherley Gründe zu unterstützen, auch für das einzige auszugeben, woraus sich alle Fragen wegen des Ursprungs des Bösen zureichend auflösen liessen; ja er behauptete gar, daß noch kein christlich Lehrgebäude aus

Licht getreten, welches das Böse in der Welt so erkläret hätte, daß der Güte des Schöpfers nicht zu nahe getreten würde. Nun ist es zwar allerdings schwer, fährt er fort, die manichäischen Zweifel aus philosophischen Gründen zu heben, wie selbst Origenes in seinen Büchern de principiis erfahren, und gegen den Celsus gestauden hat: allein solches kan doch gar wohl geschehen: theils a priori, wenn man erweiset, daß nur ein Gott seyn kan; theils ex absurdo, weil viel ungereimte Dinge aus der manichäischen Hypothese folgen; theils aus der Verwirrung des manichäischen Lehrgebäudes, welches voll Widersprüche ist *; theils aus den Wirkungen, und zwar den guten die man in der Welt wahrnimmt; theils auch aus den bösen selbst. Dieses kan wider auf eine gedoppelte Weise geschehen: entweder vtcunque, wenn man das Uebel zusammen nimmt, und eine mögliche sich nicht widersprechende Auflösung desselben giebt, warinne ein bescheidener und kluger Mensch beruhen kan; oder systematisch, wenn man ein antimanichäisches Lehrgebäude aufführt, und darinne einen zureichenden Grund von den bösen Wirkungen überhaupt, ohne ein jedes Böses insbesondere zu betrachten, angiebt, so der Güte und Gerechtigkeit Gottes nicht widerspricht.

Von der letztern Art verspricht der Herr Verfasser eine sonst noch unbekannte Probe zu liefern. Hier aber will er blos einen Philosophen abgeben, und sich nicht anders auf offenbare Wahrheiten einlassen, als in so ferne sie dienlich sind, sein Lehrgebäude allgemeiner zu machen, und die aus der Offenbarung entlehnten Zweifel zu bestreiten. Hierauf macht er dasjenige Böse nahmhaft, so die Manichäer und ihre Verfechter, wie auch Jansenius, der Gerechtigkeit

* Vielleicht hätte sich der Herr Verfasser eben so sehr, als durch diese Schrift um die gelehrte Welt verdient gemacht, wenn er diese Widersprüche klar vor Augen gelegt, sonderlich aber durch den Satz des Widerspruchs gezeiget hätte, daß ein böses Urwesen gar nicht möglich sey. Wo wir nicht irren, so hat Bayle seinen Gegnern diese Aufgabe selbst vorgegeben.

keit Gottes zuwider zu seyn glauben. Es ist theils das sittliche, theils das natürliche. Zu jenem zehlet Bayle den freyen Willen und die Zulassung der Sünde; (welche beyde der Herr Verfasser für einerley hält) Jansenius aber die innerliche Begierde, als eine unvermeidliche Ursache des Bösen. Zu diesem werden so wohl die gegenwärtigen als künftigen Schmerzen so uns befallen können, gerechnet. Er verweiset seine Leser auf verschiedene Artikel im Baylens Wörterbuche und vornemlich auf dessen response aux questions d'un provincial und die beygefügten Gespräche, wo er seine Zweifel vorgetragen; rühmt aber auch zugleich verschiedene Abhandlungen des le Clerk in seiner Bibliotheque choisie, Jaquelots Conformité de la raison & de la foi, und Examen de la Theologie de Mr. Bayle, Kings origin of Evil, und vorzüglich des Herrn von Leibnitzens Theodicee, der er den Werth einer halben Bibliothek beylegt, und den Liebhabern der Wahrheit empfielt, sie fleißig zu lesen.

Die alten Weltweisen suchten den Ursprung des Bösen aus verschiedenen Hypothesen zu erklären. Einige leiteten es von der Nothwendigkeit der Materie her, und gaben diese deswegen für unabhängig von Gott und für ewig aus; woraus denn das unvermeidliche Schicksal seinen Ursprung nahm. Andre hielten zwar Gott für den Schöpfer der Welt und der Materie, leugneten aber, daß er wegen Beschaffenheit der letztern, das Böse habe verhindern können: zu welcher Classe der Engelländer King, der Freyherr von Wolf, und der gröste Theil der Naturkündiger von dem Herrn Piro gesellet werden. Noch andere leiteten es, wie Plato, und unter den Christen Origenes, von der Sünde her, so von uns begangen worden, ehe wir in diese Leiber, gleichsam als unsre Gefängnisse gekommen. Mehrere Meynungen führt der Herr Verfasser nicht an, verweiset aber seine Leser auf die allgemeine Welthistorie, wie auch auf des Stanleys und

Brukkers philosophische Geschichte. Er geht alsdann zu dem manichäischen Lehrgebäude besonders fort, redet von dessen Stifter, nennt verschiedene so wohl heydnische als christliche Anhänger desselben, führt die Ursache an, warum es das manichäische Lehrgebäude heißt, und erwähnt verschiedene Kirchenväter und heydnische Weltweisen, so sich dieser Meinung kräftig widersetzt haben. Doch die alten Freunde derselben, fährt er fort, giengen nicht so weit, als die neuern. Sie beklagten sich blos über gegenwärtige Uebel, nemlich über physikalische, und über die böse Begierde; nicht aber wie Bayle, über die Zulassung der Sünde, und die künftig zu befürchtenden Schmerzen. Ob uns aber gleich die Schrift den Ursprung des Bösen lehrt, so darf doch niemand eine philosophische Untersuchung desselben für überflüßig ansehen. Denn erstlich nahmen die alten Manichäer die Schriften des A. B. nicht für göttlich an, und leugneten auch die Erbsünde; dahero denn mit den Waffen der Vernunft wider sie gestritten werden muste. Zweytens zweifelt Bayle, daß sich die manichäischen Schwierigkeiten wegen Zulassung der Sünde, sonderlich des Adams, wider die Güte Gottes, aus philosophischen Wahrheiten auflösen lassen. Drittens behauptet Jansenius, daß die Begierde in uns nichts natürliches sey, sondern der Gerechtigkeit und Güte Gottes ganz zuwider laufe; dahero auch in diesem Streite philosophische Gründe nöthig sind.

In folgenden beschuldigt er den Bayle einer Unbeständigkeit und Abweichung von der Hauptsache in diesem Streite, und daß dieser die gegenwärtigen physikalischen Uebel allzusehr vergrössere, das sittliche Böse nebst der Zulassung der Sünde über ihre Grenzen treibe, die Gewalt der Begierden zu hoch ansetze, die Kräfte des freyen Willens aber entkräfte, ja fast aufhebe. Ungeachtet dieses letztere gar nicht zu dem manichäischen Lehrgebäude gehöret, so haben sich doch fast alle seine Gegner blos

darauf mit ihm eingelassen, ohne solches zu bemerken, und ihm zu zeigen, daß er fast ein ganz neues Lehrgebäude aufführe. Denn die Manichäer behaupteten zur Sünde das Nöthigen eines bösen Urwesens, und sprachen dem Menschen die Freyheit ab. Bayle hingegen gesteht ihnen diese zu, behauptet auch nicht, daß GOtt zur Sünde nöthige, sondern räumt ein, daß er solche bloß zulasse; will aber erhärten, daß GOtt dabey nicht nach dem Begriffe handle, den wir uns von seiner Güte machen. Hieraus ist klar, wie Bayle von den manichäischen Sätzen abweiche, und seine eignen Gedanken habe; folglich auch ganz besonders zu bestreiten sey. Eben so unbillig ziehet derselbe die zukünftigen Strafen mit zu dem manichäischen Lehrgebäude, um das Daseyn eines bösen Gottes daraus zu erweisen. Ihre Grösse und Dauer gehört nicht hieher, sondern deren blosse Existenz, welche aber den baylischen Meinungen ganz widerspricht. Solte alles Böse, ja auch die zukünftigen Strafen von dem bösen Gotte herrühren, so müste Bayle einräumen, daß dieser dasjenige auch bestrafe, worzu er doch gereizt, und die Menschen zur Beleidigung des guten Gottes verführt hat; oder daß es gar kein Gesetz des guten Gottes, folglich keine eigentliche Sünde und Strafe derselben gebe.

Zum Beschlusse macht er kürzlich die Hauptsachen nahmhaft, welche in der Abhandlung selbst in ihr Licht gesetzt werden sollen, und schreibt sich gleichsam Gesetze vor, wie er zu verfahren habe, um über seinen Gegner den Sieg zu erhalten.

Auf der 42. S. hebt sich die in 5. Theile abgetheilte Schrift selbst an. Sie ist nach der geometrischen Lehrart eingerichtet, und schickt also erstlich die Beschreibungen von dem Besten, der Tugend, der Freyheit, der Begierde, den Leidenschaften, dem Vergnügen und Mißvergnügen, der Unruhe, den freyen Handlungen, dem Guten und Bösen, nebst den respectiven Eintheilungen voraus. Die Beschaffenheit

heit der Sache erlaubet es nicht, hiervon einen Auszug zu geben. Nur so viel bemerken wir, daß der Herr Verfasser in vielen Dingen mit den neuern Philosophen übereinkömmt. Damit wir aber auch einige Proben von seiner Denkungsart geben, so wollen wir hierzu die 2te und 3te Beschreibung erwählen, worauf in der Abhandlung das meiste ankömt.

Die Tugend, spricht er, ist eine freywillige (volontaria) und freye Handlung einer vernünftigen Creatur, so mit der rechten Vernunft übereinstimmt; und in der Anmerkung darzu meldet er, daß er durch die rechte (dritta) Vernunft, die höchste Vernunft Gottes vornemlich verstehe, mit welcher die vernünftigen Geschöpfe übereinkommen müsten, wenn die ihre richtig seyn solte *. In der dritten Beschreibung theilt er die Freyheit in drey Gattungen, nemlich der Gleichgültigkeit (d'indifferenza), der Veränderlichkeit (di mutabilita) und der Ueber-

* Diese Beschreibung scheint uns weder ganz richtig noch zulänglich zu seyn. Eine gute Handlung macht nicht gleich eine Tugend aus; sondern es wird zu dieser eine Fertigkeit erfordert, so nicht anders, als durch die öftere Ausübung einer guten Handlung erlangt werden kan. Wir legen z. E. dem Titus die Tugend der Freygebigkeit bey, nicht darum, weil er ein oder etlichemahl eine freygebige Handlung ausgeübet, sondern weil er sich in solchen eine Fertigkeit erworben hat. So verhält sichs auch mit der Keuschheit, Mäßigkeit u. s. w. Dieser Begriff ist also nicht zulänglich. Der zweyte Ausdruck, so mit der gesunden Vernunft, oder wie er sich in der Anmerkung erkläret, so mit der höchsten Vernunft Gottes übereinstimmt, ist auch nicht richtig, wenigstens nicht klar genug, welches doch bey Beschreibungen erfordert wird. Soll die höchste Vernunft Gottes, dessen unendlichen Verstand bedeuten, so kan dieser die Regel und Richtschnur unserer Handlungen nicht seyn, weil wir ihn nicht haben, und als unendliche Geschöpfe auch nicht haben können. Soll aber der Wille Gottes dadurch gemeynet werden, welchen er durch das Buch der Natur und der Offenbarung bekannt gemacht; so sehen wir nicht, warum er denselben ragione, die Vernunft nennt. Vielleicht hätte er die Tugend kürzer und besser, als eine Fertigkeit vernünftiger Geschöpfe beschrieben, alle Handlungen nach dem Willen Gottes einzurichten.

Uebereinstimmung (di corrispondenza). Die erste nennt er das Vermögen beyzustimmen, oder nicht beyzustimmen, wenn man die nothwendigen Bedingungen zu dem einem oder dem andern voraus setzet. Die zweyte das Vermögen eine neue Gedanke oder neue Bewegung des Cörpers zu befehlen, oder nicht anzuordnen, wenn man die nothwendigen Bedingungen das eine oder das andre zu thun, voraus setzt. Die dritte nennt er das Vermögen, die erwähnte Gedanke oder Bewegung, auf solchen Befehl oder Verlangen des Willens wirklich erfolgen zu lassen *.

Aus diesen Beschreibungen zieht er folgende vier Grundsätze: Gott ist geneigt, das Beste zu thun, und zwar aus einer sittlichen Nothwendigkeit, wie es einige Gottesgelehrte nennen: Die Tugend ist das beste an den geschaffenen Menschen: In der Tugend bestehe die Vollkommenheit und der Nutzen der vernünftigen, und in gewisser Absicht, aller Geschöpfe: Wenn der freye Wille, die Zulassung des Bösen, die Begierde, die gegenwärtigen und künftigen Schmerzen, zur Erzeugung der Tugend von allen Arten, entweder unmittelbar oder mittelbar, schlechterdings nothwendig sind, so sind sie in

* Wir können den Grund dieser Eintheilung nicht einsehen, und deren verschiedene Beschreibungen für richtig erkennen. In der ersten redet der Herr Verfasser von beystimmen und nicht beystimmen. Dieses ist das eigentliche Werk des Verstandes, welcher aber nicht nach der blossen Willkühr, sondern nach dem Maasse seiner Einsicht und der vorliegenden Gründe handelt. Sprechen die Gründe für die Wahrheit der Sache, so muß der Verstand derselben beystimmen, und kan sie nicht für falsch erklären. Wo sich aber das Gegentheil befindet, so kan er ihr auch nicht Beyfall geben. Der Verstand handelt nothwendig: und wo er auch falsch urtheilet, oder urtheilen soll, so muß er Scheingründe vor sich haben, warum er so urtheilt. Wir sehen also nicht, was der Herr Verfasser mit seiner Beschreibung will. Man redet in diesem ganzen Streite von der Freyheit des Willens; er aber scheint hier von einer Freyheit des Verstandes zu reden, worinne er viel Gegner antreffen wird.

in ihrem Ursprunge nicht etwas böses, sondern etwas gutes. Diesen 4. Grundsätzen fügt er verschiedenes, zur Erläuterung dieser so wohl, als seiner gegebenen Beschreibungen bey. Wir wollen uns aber hierbey nicht aufhalten, sondern unsern Lesern das Gebäude selbst vor Augen legen, so der Herr Verfasser auf diese Gründe gebaut hat. Gott, spricht er, das vollkommenste Wesen, wolte, daß seine Geschöpfe tugendhaft, d. i. seinem Willen gemäß leben solten. Dieses konnten sie nicht thun, wenn er sie nicht mit einem freyen Willen schuf; wenn es ihnen nicht frey stund, auch sündigen zu können; wenn sie ohne alle Begierden waren; wenn nicht die Drohung gegenwärtiger und künftiger Schmerzen sie davon abschreckte. Folglich hatte Gott einen zureichenden Grund, die Menschen mit einem freyen Willen, mit der Erlaubniß sündigen zu können, u. s. w. zu schaffen. Alle diese Dinge aber, nemlich freyer Wille, Zulassung der Sünde, die Begierden, gegenwärtige und künftige Schmerzen haben die Absicht, einen guten Endzweck, nemlich die Tugend zu befördern: Dahero sind sie an und vor sich selbst nichts Böses. (denn er nimmt dieses als eine unstreitige Wahrheit an, daß die Mittel ihre Güte von dem Zwecke erlangen, dazu sie dienlich sind *). Alle diese Dinge oder vermeinten Uebel müssen von Gott selbst herstammen; wir dürfen also nicht erst ein böses Urwesen des Bösen annehmen,

* In gewissem Verstande läßt sich dieser Satz des Herrn Verfassers vertheidigen: wird aber von sittlichen Dingen gesprochen, so leidet er seine Ausnahme. Kein Mittel, das zu einem sittlichen guten Zwecke was beyträgt, wird darum auch sittlich gut, wenn es nicht an sich selbst gut ist. Z. E. Stehlen bleibt ungerecht, wenn man es gleich thut um Allmosen auszutheilen, bedürftigen Menschen zu helfen, oder Kirchenstiftungen machen zu können. Das Bekehren durch geharnischte Apostel wird nimmermehr sittlich gut werden, wenn man es gleich dem Vorgeben nach thut, um die Irrenden zum Schooße der Kirche zurücke zu führen. Diesen Umstand hätte doch der Herr Verfasser hier wohl erwägen sollen.

men, und folglich ist das manichäische Lehrgebäude ungegründet und falsch.

Bey dieser Vorstellung der Meinung des Herrn Verfassers könnten wir es bewenden lassen, weil sie vermuthlich schon zureichend seyn wird, unsern Lesern von demjenigen einen Begriff beyzubringen, was sie in dieser Schrift zu suchen haben. Es wird aber doch nicht undienlich seyn, noch verschiedenes aus den Auflösungen beyzufügen, die er den besondern Zweifeln des Bayle entgegen gestellet hat.

Im 2. Th. und dessen 1. Abschnitte handelt er von der Freyheit, wovon Bayle sehr zweifelhaft und fast widersprechend redet. Dieser glaubt, daß die Freyheit der Gleichgültigkeit und die Freyheit Böses thun zu können, zur Tugend gar nicht nothwendig, auch in dem Menschen gar nicht befindlich sey; und beruft sich auf Gott und die Seligen, welche beyde tugendhaft wären, und doch weder die eine, noch die andre Freyheit hätten. Hierauf antwortet der Herr Verfasser, das allgemeine Zeugniß aller alten Völker, ja unsre eigene Empfindung stritte für das Daseyn solcher Freyheit in uns Menschen. Diese müssen als Begriffe angesehen werden, so natürlich und ursprünglich von Gott herstammten, welcher nicht zugeben würde, daß sich alle in Sachen betrügen, welche ihre wesentlichen Pflichten, den Grund der Sittlichkeit, und die Regel der Gesellschafft angiengen. Ferner beruheten auf dem Daseyn dieser Freyheit das Verdienst und Verschulden der menschlichen Handlungen; die Grundgesetze aller Republiken und die verschiedenen Belohnungen und Bestrafungen ihrer Glieder. Ueber dieses gehöre das Exempel Gottes und der Seligen gar nicht hieher. Jener sey seiner Natur nach unfähig zur Sünde, dürfe sich auch bey einem andern nicht erst verdient machen: diese aber wären zur Belohnung ihrer Tugend, die sie in dem zeitlichen Leben bey einem freyen Willen ausgeübt hätten, mit einer Befestigung in der Gnade, oder besser zu sa-

gen, der Unsündlichkeit, als der vollkommensten Tugend begnadiget worden. Hier aber würde nicht von dem Schöpfer, sondern von Geschöpfen, und zwar von solchen Geschöpfen geredet, die sich durch die Tugend, als das Beste in dieser Welt, und zwar aus freyen Willen, erst verdient machen solten. Hieraus folgert er den Zusatz, daß die Freyheit gutes oder böses zu wählen, sich wirklich in dem Menschen finde; weil ohne diese kein Verdienst der menschlichen Handlungen, folglich auch keine Tugend seyn könnte, die doch Gott, als das Beste an seinen Geschöpfen, zum Zwecke habe. Die übrigen Einwürfe des Bayle wider die Freyheit, so von der Erhaltung, als einer fortgesetzten Schöpfung, von dem erhaltenden Einflusse Gottes in seine Geschöpfe, von der Unwissenheit der Seele in Erzeugung ihrer Handlungen, und von der Betrüglichkeit des innerlichen Zeugnisses hergenommen sind, führt er zwar an, verspricht auch, darauf zu antworten; allein seine Antworten sind nicht so beschaffen, daß sich ein jeder Leser davon überzeugt halten wird.

Im zweyten Abschnitte dieses 2. Th. handelt der Herr Verfasser von der Zulassung des Bösen. Diese hält Bayle der Heiligkeit Gottes für sehr nachtheilig, und dem menschlichen Geschlechte für höchst schädlich, weil dadurch so viele unglücklich werden: welches beydes nicht geschehen würde, wenn Gott die Zulassung des Bösen verhindert hätte, oder den Menschen bey ihrer Freyheit die er manchmal zugesteht, mit seiner kräftigen Gnade beystünde, daß sie nicht fallen könnten. Hierauf antwortet der Herr Piro in dem 18. und 19. Absatze. In jenem, oder seiner so genannten zweyten Proposition, will er erweisen, daß die Zulassung der Sünde zur Erzeugung aller Arten von Tugend nothwendig sey; wodurch denn die Gerechtigkeit Gottes sattsam gerechtfertigt würde, daß sie den Menschen in solchen Umständen geschaffen hätte. Er schaltet aber vorhero wieder verschiedenes, theils unbestimmtes, theils unzu-

unzulängliches von dem Begriffe und der Schuld der Sünde ein. Er sucht solche so wohl in Ansehung ihrer selbst, als auch in so ferne er sie als eine Gelegenheit zu unzähligen Tugenden ansieht, sehr geringe zu machen, und drückt sich am Schlusse also aus: Das blosse Ermangeln die Tugend auszuüben, ist Sünde. Der Tugend ist Gott zur Belohnung bestimmt, d. i. ein unendlicher Gegenstand; das Böse hat eine Strafe, die ihrer Schwere (gravezza) nach, endlich ist. Die Geschöpfe handeln, wenn sie sündigen, der Beschaffenheit ihrer Natur gemäß, welche aus Nichts hervorgegangen ist; wenn sie aber tugendhaft leben, so handeln sie nach dem Bilde Gottes, über ihre Natur *. Auf diesen Grundsatz baut er den Beweis, daß die Zulassung der Sünde zu Erzeugung vieler Arten von Tugenden diene, und daß ein in diesen Umständen von Gott geschaffener Mensch der beste sey. Er schließt: Wäre der Mensch verhindert worden Böses zu thun, so würde ihm zu gleicher Zeit die Gelegenheit benommen worden seyn, viel Gutes auszuüben; nemlich alle Arten von Tugenden, so aus der Busse über die begangenen Sünden entstehen, z. E. die Erkänntniß seiner selbst, die Busse, die Demuth, die Treu-

* Wir gestehn, daß wir nicht deutlich einsehen, was der Herr Verfasser mit diesen Sätzen sagen wolle. Uns dencht, daß sehr ungereimte Folgen daraus gezogen werden können. Wenn, der Beschaffenheit seiner Natur gemäß handeln, sündigen ist; so müssen wir dieses thun, wenn wir essen, trinken, sehen, hören u. s. w. wenn wir das Gute begehren, das Böse aber verabscheuen. Denn alsdann handeln wir allemahl der Natur gemäß. Ja, muß nicht alsdenn die von Gott geschaffene Natur selbst böse und sündlich seyn? Wann hingegen tugendhaft leben so viel heissen soll, als über die Natur handeln; so wird vielleicht niemand tugendhaft seyn können. Denn über sein Vermögen kan niemand etwas thun, und Gott nichts fordern. Den Ausdruck nach dem Bilde Gottes handeln, wird der Herr Verfasser nicht rechtfertigen; und gesetzt, daß sich solches auch thun liesse; so hätte er sich doch aller zweydeutigen und schwankenden Ausdrücke in einer Schrift enthalten müssen, die auf bloß philosophische Sätze gebaut werden solte.

Creutzigung des Fleisches u. s. w. Strafen, Gerechtigkeit, Klugheit, Mäßigung lassen sich ohne Böses nicht denken, viel minder ausüben. Selbst viele der göttlichen Eigenschaften, seine Barmherzigkeit, Gerechtigkeit, Weisheit würden wir nicht recht erkennen lernen. Ohne die Verrätherey des Judas, die Bosheit der Priester, und die Ungerechtigkeit der Richter, würde das Erlösungswerk nicht ausgeführt seyn worden; ohne die Grausamkeit des Herodes hätten nicht so viele Kinder den Himmel erworben; ohne die Unmenschlichkeit der Tyrannen nicht so viel Blutzeugen zur Siegskrone gelangen können *. Wäre nicht die Anzahl, so wäre doch die Grösse und der innerliche Werth der Tugenden, so bey Gelegenheit der Sünde ausgeübt worden, der Zahl und Abscheulichkeit der Sünden allemahl weit überlegen. Keine Sünde wäre von Gott anders zugelassen, als in so ferne er gesehen hätte, daß sie zu vielen Guten Gelegenheit geben würde. Daher hätte Gott sehr weise und wohl gethan, daß er den Menschen mit Freyheit begabt, und bey der Einrichtung der Welt, die Sünde zugelassen; weil selbst der Mißbrauch derselben zur Ausübung vieler Tugenden Gelegenheit gebe; welche Verknüpfung der Sünde mit der Tugend man in der Betrachtung der Zulassung des Bösen niemals aus den Augen lassen müsse. Weil nun Gott alle Tugenden in der Welt haben wollen, so hätte der Mensch, der gegenwärtige Mensch, welcher der beste ist, nicht nur mit der Freyheit, sondern auch mit der

* Hier behauptet der Herr Verfasser Dinge, welche sehr nach den angenommenen Meinungen seiner Kirche schmecken. Weder die bethlehemitischen Kinder, noch die darauf folgenden Märtyrer haben sich durch ihr Sterben den Himmel erworben. JEsus Christus hat beyden die Seligkeit zuwege gebracht, und ihnen solche um ihres Glaubens willen geschenket. Beyde würden vielleicht auch in den Himmel aufgenommen worden seyn, wenn sie gleich ihr Leben bey den bewußten Gelegenheiten nicht hätten aufopfern dürfen, sondern eines natürlichen Todes gestorben wären.

der Erlaubniß sündigen können, begabt seyn müssen. Dieses erläutert er mit der Sünde Adams, womit das grosse Werk der Erlösung verknüpft war, und räumt verschiedene Einwürfe aus dem Wege, so hierwieder gemacht werden können.

Der folgende 19. Absatz enthält einen Zusatz zu der vorhergehenden Proposition, worinne der H. V. erweisen will, daß die Zulassung der Sünde auch dem Nutzen der Geschöpfe nicht zuwider ist. Er schließt also: Weil die Sünde ein Werkzeug ist, die Tugend zu befördern; die Tugend aber, nach dem dritten Grundsatze, der Nutzen vernünftiger Geschöpfe ist: so kan sie dem Vortheile dieser nicht zuwider seyn, wenn sie sich nur dieselbe recht zu Nutze machen wollen. Thun viele solches nicht, so ist ihr böser Wille Schuld daran. Hierauf beleuchtet er einen andern Einwurf des Hrn. Bayle, worinne dieser behauptet, daß doch viele Menschen ihren freyen Willen nicht mißbrauchen, vielweniger aber gar verlohren gehen würden, wenn GOtt ihnen mit einer gnugsam kräftigen Genade beystünde. Er antwortet: Die Austheilung und Wirksamkeit der göttl. Gnade hange von der Einrichtung der ganzen Welt, und also von unzähligen Umständen ab. Wolte man verlangen, daß GOtt diesem oder jenem eine besondere Gnade erzeigen solte, so würde dadurch der weise Bau der Welt untergraben, und dessen vortreffliche Ordnung unterbrochen werden, in welcher GOtt Zwecke und Mittel auf das genaueste mit einander verbunden hätte.

Dieses wird verhoffentlich zureichend seyn, sich eine Vorstellung von der Gedenkungsart des H. V. zu machen. Ueberdieses ist unser Auszug so angewachsen, daß wir von den folgenden Bogen nur den Innhalt berühren können. Der 3. Theil führt die Ueberschrift: Von der Begierde, und den gegenwärtigen und künftigen Schmerzen. Eine allgemeine Betrachtung des Vergnügens und Schmerzens; welche die göttl. die Kirchen- und weltl. Scribenten

von

von denselben gegeben haben, stellet der 1. Abschnitt an. Er trägt seine Meinung vor und behauptet den Lehrsatz: die Freyheit sey des Vergnügens und Schmerzens, gleichsam als eines Bewegungsgrunds und einer Triebfeder, aus einer wesentlichen und metaphysischen Nothwendigkeit benöthigt. Im 2. Abschnitte wird von der Begierde besonders geredet, und der Vortrag hauptsächlich wider den Jansenius und dessen Meinung von der Liebe und übrigen Leidenschaften gerichtet. Er sucht in verschiedenen Sätzen zu erweisen, daß das Vergnügen, als eine wesentliche Triebfeder, zur Erzeugung einer Liebe gegen einen gewissen Gegenstand, zur Ausübung vieler Tugenden, schlechterdings, und bey der Freyheit sündigen zu können, wesentlich nothwendig ist; daß die Unordnung der Begierde, d. i. eine fehlerhafte Liebe der Creaturen, nicht eine nothwendige Folge der Begierde, sondern eine freye Handlung des Willens ist; daß die Begierde in dem natürlichen Zustande durch den Beystand der blossen Gnade der Natur überwunden werden könne, so wie in dem gegenwärtigen Zustande eine übernatürliche Gnade, so zur Ueberwindung der Begierden zureichend ist, keinem einzigen in der wiederhergestellten Natur mangle. Der 3. Abschnitt handelt von den gegenwärtigen und künftigen Schmerzen insbesondere; und der Herr Verfasser setzet sich vor, in demselben darzuthun: erstlich, daß nicht das Vergnügen allein zureichend sey, den Menschen zu einer Handlung, und zum Gebrauche seines freyen Willens zu ermuntern, wie doch Bayle verlangt, sondern daß auch der Mangel desselben, welchen er Unruhe benennt, zur Uebung der Freyheit der Veränderlichkeit, wesentlich nothwendig sey; zweytens, daß die grossen Schmerzen und Uebel dieses Lebens, so Gott als Folgen der Sünde zugelassen, nicht mit der Güte und Gerechtigkeit Gottes streiten; drittens, daß auch die künftig zu erfolgenden grossen Strafen, so den unbussfertigen Sündern

auf-

aufbehalten werden, diesen Eigenschaften Gottes nicht einmahl zuwider seyn. Leser, welchen das System des Bayle bekannt ist, werden gar leicht sehen, wie und worinne sich der Herr Verfasser solches zu widerlegen bemühet. Der vierte Theil ist der Betrachtung der Erbsünde und ihrer Folgen gewidmet. Wir werden aber hiervon nichts besonders anmerken. Denn hier schreibt der Herr Verfasser nicht eigentlich wider den Baylen; so sind auch die scholastischen Lehrer vornemlich die Säulen, worauf der Verfasser bauet. Der 5te und letzte Theil soll erhärten, daß auch die Schmerzen so die nicht freyen Creaturen empfinden, der Güte und Gerechtigkeit Gottes keinen Eintrag thun.

Dieses ist des Herrn Piro Lehrgebäude, wodurch er Baylens Sätze widerlegt, und so widerlegt zu haben glaubt, als noch keiner vor ihm gethan. Sollen wir unsre Meinung frey davon entdecken, so müssen wir bekennen, daß wir seinem gegebenen Versprechen nach, eine gründlichere Abhandlung und scharfsinnigere Widerlegung seines witzigen Gegners erwartet hätten. Sie ist aber erstlich nicht blos philosophisch, sondern stützet sich hier und da auf Sätze der Offenbarung, und auf die Gedanken der Kirchenväter. Ferner scheint ihr dasjenige Gründliche zu mangeln, welches die gebrauchte geometrische Lehrart versprache. Denn ausser den vorausgeschickten Beschreibungen und Grundsätzen, dawider sich doch noch verschiedenes einwenden läßt, hat sie sehr weniges von der in der strengen Lehrart erforderlichen Verbindung der Folgen mit ihren Grundsätzen. Ueberdieses nimmt der Herr Verfasser nicht selten die Meinungen und Einschränkungen der Scholastiker, wie auch die seiner Kirche eigne Lehre als unumstößliche Wahrheiten an, die ein so scharfsinniger Gegner, als Bayle ist, vielleicht nicht eingestehen, sondern als petitiones principii verwerfen würde. Unterdessen ist doch dieses für uns etwas erfreuliches bey Durchlesung dieser Blätter gewest, daß ihr Herr Verfasser sehr viele neue, auch protestantische Schriftsteller fleißig zu Rathe gezogen hat. Ihm sind des Clercs, Kings, Jaqvelots, Leibnitzens, von Wolfs und andere Schriften nicht unbekannt. Dieses läßt uns hoffen, daß endlich eine freyere und bessere Art zu denken, bey ihm und seinen Landsleuten Wurzel schlagen, und eine Begierde erwecken

werde,

werde, die Wahrheit unpartheyischer zu untersuchen, die Spreu aber der scholastischen Weisheit zu verlassen. Was für herrliche Folgen für die Gelehrsamkeit und Religion würden nicht hieraus erwachsen!

Von der oben erwähnten Rede des P. Gerhard de Angelis, so nichts anders, als ein gelehrter und freundschaftlicher Brief ist, wollen wir unserm Versprechen gemäß, hier noch etliche Worte sagen. Er ist an den Herr P. Piro gerichtet worden, noch ehe dieser seine Abhandlung unter die Presse gab. Er enthält anfangs fast übertriebene Lobreden dieses letztern wegen seines neuen Lehrgebäudes, hierauf über verschiedene Zweifel wider eben dasselbige. Diese kommen darauf an. Wolte Gott, daß die Menschen im höchsten Grade tugendhaft seyn solten, so müste er wollen, daß weder Sünde, noch andre Uebel in der Welt wäre. Es hätte auch unter dem Beystand Gottes also seyn können, wenn er es ernstlich gewolt. Es hätten Helden in der Tugend seyn können, ohne Laster, Sünden, Streit, Kämpfen und Siegen, wie der Herr P. Piro bey seiner Meinung annehmen muß. Daß Gott aus der Zulassung der Sünde etwas Gutes zu ziehen gewußt habe, das sey etwas ganz anders, als daß er solche zugelassen, um die Tugend in der Welt gründen zu können. Bey Annehmung dieses Satzes müste man zugestehen, daß Gott kein andres und besseres Mittel, die Tugend zu pflanzen, gewußt habe, als eben die Zulassung des Bösen. Was nütze es, daß Gott einigen Menschen, die er entweder vorher erwählt, oder denen er mit seiner Gnade besonders beysteht, aus dem Bösen in der Welt vortheilhafte Folgen zuwachsen liesse, da doch unzählige durch ihre Verbrechen unglücklich würden? War die Freyheit nöthig, warum ließ Gott zu, daß der Mensch durch seine gemißbrauchte Freyheit sündigte? Konnte er ihn nicht, ohne Gewalt, bloß durch seine Liebe und Güte, und durch seine Gnade auf der rechten Strasse erhalten? Warum müssen sich die ganz widerwärtigen Triebe der Begierden in uns regen?

Diese Zweifel beantwortet der P. Piro kurz, und verweiset zugleich seinen Gegner auf diejenigen Stellen seiner Schrift, wo er glaubt, dasjenige gesagt zu haben, so zur Auflösung derselben nöthig und dienlich ist. Dieses überhebt uns der Mühe, von dessen Anmerkungen wider seinen Gegner noch etwas beyzufügen. Dasjenige was er sagt, läßt sich leicht aus dem vorhergehenden schliessen.

Innhalt:


Nicolaus Langlet
du Fresnoy .

Zuverläßige Nachrichten

von dem

gegenwärtigen Zustande, Veränderung und Wachsthum der Wissenschaften.



Hundert und sechzigster Theil.

Leipzig, 1753.

in Joh. Friedr. Gleditschens Buchhandlung.



Histoire generale de Languedoc.

d. i.

Allgemeine Geschichte von Languedoc, mit Anmerkungen und zum Beweise dienenden Schriften; nach bewährten Schriftstellern und Originalbriefschaften aufgesetzet und mit verschiedenen Urkunden versehen von zweenen Benedictinern aus St. Maurs Congregation. I bis V Theil. Paris 1730-1745, in Folio, auf 50 Alph. stark, nebst verschiedenen Landkarten und andern Kupfern.



ngeachtet dieses treffliche Werk schon vor vielen Jahren angefangen worden: so hat man doch solches nur erst seit wenig Jahren geendiget, und seit noch wenigerer Zeit in unsern Gegenden völlig be-

Q 2 kom-

kommen können. Wir führen dieses gleich im Voraus an, damit sich niemand wundere, warum wir so spät mit einem Buche erscheinen, von welchem man bereits vor zwanzig Jahren etwas gehöret und gelesen haben mag. Das ist das Schicksal aller großen und kostbaren Werke in auswärtigen Landen. Wir wollen uns aber bey keiner weitern Entschuldigung aufhalten, in dem sichern Vertrauen, es werden uns unsere Leser nicht eine Saumseligkeit zur Last legen, die mehr von den Umständen worinne wir uns befinden, als von unserer wenigen Aufmerksamkeit herrühret, ihnen das Neueste bekannt zu machen, was ihrer Achtung werth ist. Gegenwärtiges Werk verdienet solche vorzüglich; und wir haben daher lieber eine späte, als gar keine Nachricht davon geben wollen.

Die Veranlassung, diese allgemeine Geschichte von einem Lande zu schreiben, welches eine der schönsten und weitläuftigsten Provinzen von Frankreich ist, und vielleicht auch die meisten merkwürdigsten Begebenheiten hervorgebracht hat, rühret von dem verstorbenen Erzbischofe zu Narbonne, de la Berchere, her. Dieser trug die Nutzbarkeit eines solchen Werkes in der 1709 zu Montpellier gehaltenen Versammlung der Landstände vor, welche ihm beypflichteten und ihn zugleich ersuchten, es zu veranstalten, daß dergleichen von jemand ausgearbeitet würde. Er warf daher die Augen auf die Benedictiner von der Congregation

von

von St. Maur; und es wurden die PP. Gabriel Marcland und Peter Auzieres ausersehen, solches zu unternehmen. Sie arbeiteten auch ein jeder für sich viele Jahre lang daran; und nachdem sie aus unterschiedenen Bibliotheken dasjenige genommen, was sie zu ihrer Absicht für nützlich erachtet, so setzeten sie beträchtliche Nachrichten davon auf. Allein, ihr hohes Alter und ihre anderwärtigen Verrichtungen erlaubten ihnen nicht, diese Arbeit fortzusetzen, und auch aus den Archiven die gehörigen Nachrichten zu suchen. Es wurden daher im Jahre 1715 die Patres Vaissette und Claudius de Vic an ihre Stelle gesetzt, wovon aber der letztere nach der Ausgabe des zweyten Bandes den 23sten Jenner 1734 verstorben, und seinem Gehülfen die übrige Ausfertigung allein überlassen hat; welche derselbe auch glücklich zu Stande gebracht.

Um sich eine gehörige Vorstellung von der Wichtigkeit dieses Werkes zu machen, müssen wir anmerken, daß die vornehmste Absicht der Verfasser dabey gewest, nicht nur die in dieser Provinz und den dazu gehörigen Landen vorgefallenen Begebenheiten ausführlich zu erzählen, sondern auch dasjenige, was die Sitten, Gebräuche und Regierung des Volkes betrifft, sorgfältig zu untersuchen, und dessen Gerechtsame und Vorrechte mit beglaubten Urkunden darzuthun. Wie aber diejenige Provinz welche man itzt Languedoc nennet, fast alles das was ehemals Narbonnensis prima

 gewest,

gewest, hiernächst auch ein ansehnliches Theil von dem ersten Aquitanien nebst einem Stücke von dem Viennischen und Novempopulania in sich begreift, und diese verschiedenen Länder erst gegen den Anfang des 13ten Jahrhunderts vereiniget worden: so hat man auch nothwendig die Geschichte dieser alten Provinzen bis dahin mit nehmen müssen, wenn anders die Geschichte von Languedoc von ihrem Ursprunge an, in ihrem gehörigen Lichte hat erscheinen sollen. Man muß über dieses anmerken, daß Narbonne viele Jahrhunderte hindurch die Hauptstadt von dem ganzen Narbonnischen, und Toulouse zu drey unterschiedenen Zeiten, die Hauptstadt eines sehr weitläuftigen Königreiches gewest ist; ingleichen daß das Land der Herzoge von Septimanien oder Markgrafen von Gothien und der Grafen von Toulouse, einen ansehnlichen Theil von den benachbarten Provinzen enthalten hat. Als auch der Name Languedoc im 13ten Jahrhunderte aufgekommen, so wurde bis auf Carl des VII Regierung fast halb Frankreich unter diesem Namen begriffen. Dieses machet denn, daß man gegenwärtiges Werk mehr für eine Geschichte des mittäglichen Theiles des Königreichs, als einer einzelnen Provinz ansehen kan.

In der Vorrede zu dem ersten Bande geben die Verfasser einen kurzen Begriff von den vornehmsten Begebenheiten, welche die Geschichte von Languedoc ausmachen, den wir

unsern

unsern Lesern nicht vorenthalten wollen. Das erste, was darinne vorkömmt, ist der Ausgang ihrer alten Völker, welche den Namen und den Ruhm der Waffen der Gallier, nach Germanien, Pannonien, Illyrien, Griechenland und Thracien gebracht, einen grossen Theil von Klein-Asien sich unterworfen, und ihre Freundschaft oder ihren Beystand vielen Fürsten und Völkern beliebt und nöthig gemacht haben. Die römische Republik brachte darauf diese Provinz nicht so wohl durch die Macht ihrer Waffen, als vielmehr durch die freywillige Unterwerfung der Einwohner, zu ihrer Herrschaft, und ertheilete ihr daher sonderbare Vorrechte. Das Narbonnische, welches bereits zum Theile das wohlgezogene Wesen der Griechen angenommen hatte, putzete solches durch den Umgang mit den Römern vollends aus; und in kurzem konnte man es nicht mehr von den wohlgesittesten Provinzen in Italien unterscheiden. Seine Einwohner waren die ersten, welche von den Galliern mit in den Rath gezogen wurden, und Rom bekam von ihm nicht allein eine grosse Anzahl wohlverdienter Rathsherren, sondern auch verschiedene Kayser, Heerführer, Bürgermeister, andere obrigkeitliche Personen und Gelehrte, die sich auf gleiche Art preiswürdig machten.

Languedoc war eine von den ersten gallischen Provinzen, die den christlichen Glauben annahm, und ihn mit dem Blute ihrer Märty-

rer besiegelte. Nachher gab sie der Kirche so wohl in ihrem eigenen Bezirke, als in den benachbarten Landen und Reichen, viel fromme und gelehrte Bischöfe, drey bis vier Päbste, und viel Cardinäle. Der Mönchsstand, welcher im vierten Jahrhunderte daselbst aufkam, wurde bald sehr blühend: und unter einer grossen Anzahl wohlverdienter Aebte und Mönche, darf man nur den berühmten Benedict von Aniane merken, dessen Verbesserung des Mönchslebens die meisten Klöster in Frankreich im 9ten Jahrhunderte angenommen haben. Diese Provinz erfuhr, so wie die andern Theile des römischen Reiches, die kläglichen Folgen seines Verfalles. Der Kayser Honorius trat einen Theil davon an die Westgothen ab, und die Nachfolger dieses Herrn mußten ihnen auch den noch übrigen Theil überlassen. Diese Völker nahmen so gleich den Sitz ihres Reiches in diesem Lande, erweiterten ihre Herrschaft dieß- und jenseits der Pyrenäen, und richteten ein ansehnliches Königreich auf. Etwa hundert Jahre darnach verloren sie den besten Theil von ihren Staaten in Gallien durch die Franken. Dieses vermochte deren Könige, ihren Sitz nach Spanien zu verlegen. Indessen behielten sie doch Septimanien oder die erste narbonnische Provinz, welche zwischen diesen beyden Völkern auf den Gränzen lag, und also stets der Schauplatz des Krieges wurde, so oft sich eine Zwistigkeit unter ihnen erhob. Im achten Jahr-

hunderte

hunderte wurde das Königreich der Westgothen von den Saracenen zerstöhret, welche sie in Spanien und Septimanien anfielen. Diese Ungläubigen waren nicht damit zufrieden, daß sie die letztgenannte Provinz unters Joch gebracht hatten; sondern sie thaten auch verschiedene Streifereyen in das übrige Gallien. Carl Martell und Eudes, Herzog von Aquitanien, schlugen sie zu unterschiedenenmalen. Der Ruhm aber, sie gänzlich über die Alpen gejaget zu haben, war dem erstern Könige aus dem zweyten Stamme, Pipin dem Kleinen vorbehalten, welcher mit seiner Crone ganz Languedoc vereinigte, wovon seine Vorfahren bis hieher nur einen Theil besessen hatten. Damit dieser Herr die freywillige Unterwerfung der Einwohner dieser Provinz belohnen möchte; so schützte er sie bey ihren Gewohnheiten, Rechten und Freyheiten. Sein Nachfolger Carl der Große erhob einige zeitlang darnach Aquitanien zu einem Königreiche, dessen Hauptstadt Toulouse war, und wovon Septimanien viele Jahre lang einen Theil ausmachte; bis es davon abgerissen wurde, um nebst der spanischen Mark eine allgemeine Statthalterschaft (Gouvernement general) zu machen, wovon es aber nachher wiederum abgesondert wurde. Dieses Königreich endigte sich nach Carls des Kahlen Tode, und wurde mit der übrigen Monarchie vereiniget.

Bis hieher waren die Herzoge und Grafen nur bloße Statthalter gewest: doch muß man

den Eudes und die aquitanischen Herzoge aus seiner Familie, davon ausnehmen, welche in dem 7ten und folgenden Jahrhunderte diese Provinz mit einer fast unumschränkten Gewalt eigenthümlich besessen haben. Es scheint aber, daß das Herzogthum Aquitanien welches Eudes und seine Familie besessen hat, von dem Königreiche Toulouse nicht unterschieden gewest, welches Dagobert der I seinem Bruder, Charibert, abgetreten hat. Da sich die Herzoge und Grafen der königlichen Gerechtsamen und Regalien anmaßeten: so veränderte solches zu Ende des 9ten Jahrhunderts die Gestalt der Regierung in Languedoc. Die Grafen von Toulouse, die Markgrafen von Gothien und die Herzoge oder Grafen von Provence, theilleten die Oberherrschaft über diese Provinz unter sich. Die andern Herren im Lande bemüheten sich, bey den Unruhen im Königreiche und der Schwäche der Regierung, sich ebenfalls frey zu machen. Damit sie sich nun beyderseits in ihrer angemaßten Gewalt erhalten, und sich in den Stand setzen möchten, ihre Streitigkeiten auszuführen, oder die Anfälle ihrer Nachbarn abzutreiben; so sucheten sie sich eine große Menge Lehensleute zu machen; nicht eben durch ihre eigenen Güter, sondern mit der Krone ihren, mit denen sie umgingen, als ob es ihr Erbtheil wäre. Ihre Eifersucht und ihr Ehrgeiz erregeten verschiedene kleine Kriege unter ihnen. Sie waren nicht zufrieden, daß sie den Köni-

gen

gen ihre Krongüter genommen hatten, sondern rissen auch die Kirchengüter an sich. Sie bemächtigten sich unter andern der Bisthümer und Abteyen, die sie gewissermaßen mit ihren Familien vereinigten. Die Grafen von Toulause gelangeten endlich zum Besitze von fast ganz Languedoc, nachdem sie die Markgrafschaft Gothien und Provence mit ihren Landen vereiniget hatten. Ausser diesen Landen besaßen sie noch viel andere in Aquitanien, wovon sie sich Herzoge oder Fürsten nannten. Da sich ihre Familie zu Anfange des zehnten Jahrhunderts in zwo Linien theilete; so theilten sie auch diese Provinzen unter sich. Zu Ende des eilften Jahrhunderts aber kamen alle ihre Länder unter dem berühmten Raymund von St. Aegidius wieder zusammen, welcher sich zuerst Herzog von Narbonne, Graf von Toulouse und Markgraf von Provence nannte, und diese Würde auf seine Nachkommen brachte. Eben dieser Raymund that sich mit den vornehmsten Herren des Landes, bey den Kreuzzügen in das gelobte Land hervor. Seine Nachfolger bezeugeten eben so viel Eifer, wider die Ungläubigen zu streiten, bis Languedoc selbst zu verschiedenen Kreuzzügen wider die Albigenser Anlaß gab, welche sich darinne sehr ausgebreitet. Diese Kriege hatten sehr gefährliche Folgen für das Land. Der größte Theil seines alten Adels kam darinne um, oder wurde genöthiget, seine Güter an Fremde, abzutreten. Fast zwey Drittel

der Provinz wurden mit der Krone vereiniget: und nachdem auch einige Zeit darauf das letzte Drittel nebst viel andern benachbarten Landen dazu kam; so fand sich nunmehr fast alles, was man heutiges Tages Languedoc nennet, unter der unmittelbaren Herrschaft der Könige in Franckreich.

Damit man aber diese neueroberten Länder von ihren alten Staaten unterscheiden möchte: so theileten sie das Königreich in zwo Zungen (langues); nämlich in die Zunge von Oc, Langue d'oc, und in die Zunge von Ouy, Langue d'ouy *. Jenes begriff die zur Linken der Loi-re

* Unter den Anmerkungen des IV Bandes handelt die sechste von dem Ursprunge des Namens Languedoc. Der Verfasser widerlegt darinne diejenigen, welche vorgeben, daß solcher von dem deutschen Worte Land und Gothen herkommen, und so viel als Land der Gothen heissen solle. Er zeiget, daß man von Alters her Gallien schon in zwey Theile getheilet, diese beyden Theile auch eine unterschiedene Sprache und Mundart gehabt, wovon die in dem nordlichen Theile die gallicanische, die in dem südlichen Theile aber die provenzalische genennet wurde. Er führet verschiedene Denkmaale aus dem 13 Jahrhunderte an, daß man nach diesen beyden Sprachen, oder Zungen, das ganze Reich eingetheilet, und die Einwohner darnach genannt habe. Weil aber die Provenzalen statt ouy, nur oc sprachen; so wurde ihre Mundart insgemein nur die Sprache oder Zunge von Oc, und auch im Lateinischen Lingua d'oc genannt. Ja ihr Land selbst bekam diesen Namen. Eine Urkunde von 1290 beweist solches.

re unter ihrer unmittelbaren Gewalt stehenden Provinzen; dieses aber diejenigen, welche zur Rechten gedachten Flusses lagen. Von dieser Theilung hat der Name Languedoc seinen Ursprung, und man kan daraus leicht von seinem alten Umfange urtheilen. Ungeachtet dieser Vereinigung der Provinz mit der Krone, behielt das Volk dennoch seine Privilegien und alten Gewohnheiten. Die Könige liessen es bey der Freyheit, in jedem Seneschallate Versammlungen zu halten, um sich wegen der gemeinschaftlichen Landesangelegenheiten zu berathschlagen. Diesen besondern Versammlungen folgete bald die allgemeine Versammlung der drey Stände der Provinz, die man ordentlich alle Jahre hält. Die Könige ertheileten der Provinz Languedoc auch noch ein anderes eben so wichtiges Privilegium, indem sie daselbst ein Parlement errichteten, vor welchem die im Lande vorfallenden Streitsachen, ohne weitere Beziehung auf ein anderes Gericht, konnten abgeurtheilet werden. Dieses Gericht fand sich schon unter Philipp dem Kühnen, Ludwigs des Heiligen Sohne. Philipp der Schöne ließ es seinen Sitz zu Toulouse nehmen; vereinigte es aber einige Jahre darnach mit dem von Langue d'ouy. Endlich wurde es auf Anhalten der Landleute unter Carls des VII Regierung wieder in Languedoc aufgerichtet, und ist auch von der Zeit an beständig daselbst geblieben.

Weil Languedoc an das Herzogthum Guyenne

ne gränzete, und diese beyden Provinzen lange Zeit verschiedenen Herren zugehöreten, die einander heftig bekriegeten; so machen die verschiedenen Begebenheiten die sich dadurch ereigneten, einen großen Theil von dieser Geschichte aus. Carl der VII eroberte endlich Guyenne von den Engländern, und sonderte darauf von Languedoc dasjenige Stück von Aquitanien ab, welches vordem dazu gehörete. Dadurch wurde es in die drey alten Seneschallate eingeschlossen, aus welchen es heutiges Tages besteht. Unter Ludwig dem XI aber wurde die Provinz in noch engere Gränzen gebracht; indem dieser das ganze Stück von dem Seneschallate Toulouse, welches zur Linken der Garonne liegt, davon absonderte. Von dieser Zeit an hat Languedoc die Gränzen nicht mehr verändert; aber dennoch viel merkwürdige Begebenheiten hervorgebracht. Die reformirte Lehre, welche in der Mitte des sechzehenden Jahrhunderts einen erstaunenden Fortgang daselbst gehabt, verursachte einen bürgerlichen Krieg, welcher in diesem Lande hartnäckiger und grausamer war, als in dem übrigen Königreiche. Auf einer andern Seite wurde die Wuth der Ligue daselbst aufs äusserste getrieben. Heinrich der Große beruhigte das Land auf eine Zeitlang; der Aufstand aber, welcher sich unter Ludwigs des XIII Regierung daselbst erhob, verursachte neue Unruhen, und dieser Herr war genöthiget, in Person dahin zu kommen, um solche zu stillen.

Dieses

Dieses sind die vornehmsten Begebenheiten, welche in dieser Geschichte erzählet werden, die sich mit dem Tode Ludwigs XIII endiget. Ausser denselben hat man noch dasjenige beygebracht, was das Leben und die Thaten derjenigen Personen betrifft, welche Languedoc entweder durch ihre Heiligkeit und Tugend, oder durch Würden, die sie in der Kirche und dem Staate bekleidet haben, oder durch ihre Tapferkeit und Verdienste, oder durch Schriften und Geschicklichkeit berühmt gemacht. Man hat auch nach den verschiedenen Zeiten eine Beschreibung von der Regierung, den Sitten und Gebräuchen der Einwohner, die Geschichte aller daselbst gehaltenen Kirchenversammlungen, der Errichtung und Stifftung der dasigen Bisthümer und Abteyen, nebst einer Folge ihrer Bischöfe und Aebte, den Ursprung und Anwachs der Hauptstädte des Landes, die Geschlechteregister der Hertzoge, Grafen, Vicegrafen und vornehmsten Freyherren, die das Land beherrschet, oder einen Theil davon inne gehabt, geliefert.

Alles dieses ist in gewisse Bücher verfasset, die sich mit einer merckwürdigen Denckzeit anfangen und endigen, deren zusammen drey und vierzig sind. Der erste Band enthält ihrer zehen, in denen die Geschichte von dem zweyten Jahrhunderte der römischen Republik an, bis auf den Tod Carls des Kahlen vorgetragen wird. In dem zweyten Bande sind ihrer achte, und es gehet die Geschichte von Ludewig dem Stamm-

ler an, um welche Zeit die hohen Würden der Herzoge, Grafen u. s. w. in den Häusern der großen Lehens-Leute erblich geworden sind, welche bald darnach auch die königlichen Gerechtsamen an sich gerissen haben. Sie nimmt eine Zeit von dreyhundert Jahren ein, und endiget sich bey dem Anfange der Unruhen welche die Albigenser in dieser Provintz veranlasseten, oder bey der Verdammung ihrer Lehre auf der 1165 zu Lombers in dem Kirchensprengel von Albi gehaltenen Kirchenversammlung. Der dritte Band enthält ebenfalls acht Bücher, und trägt die Begebenheiten von 1165 bis 1271 vor, da die Grafschaft Toulouse mit der Krone vereiniget wurde. Unter denselben nehmen die Unruhen und Kriege mit den Albigensern den größten Theil ein, welche ein wichtiges Stück sowohl in der Kirchenhistorie, als in der Historie des Königreichs Frankreich ausmachen, und vielleicht noch von niemanden so getreulich und unparteyisch beschrieben worden. In diesem Bande trifft man auch eine schöne Nachricht von dem Leben einiger Provenzaldichter an, die aus zwey Manuscripten der königlichen Bibliothek genommen, und von denen Fabeln entblösset ist, womit Johann von Nostradamus ihre Lebensbeschreibungen verunstaltet hat. Der vierte Band fängt mit der Vereinigung der Grafschaft Toulouse mit der Krone an, nach dem Tode des Grafen Alfonsus von Poitiers, eines Bruders Königes Ludwigs des Heiligen, und seiner Gemahlinn Johanna, Gräfinn von

Toulouse

Toulouse. Er besteht gleichfalls aus acht Büchern, und endiget sich mit der letztern Errichtung des Parlements in Languedoc im Jahr 1443. Der Krieg zwischen Frankreich und England in Guienne, welcher über hundert Jahre dauerte, worein auch Languedoc wegen der Nachbarschaft vielfältig verwickelt wurde, ist eine von den Hauptmaterien in solchem. Man trifft auch darinne viel besondere Umstände von dem Ketzergerichte und den Ketzerrichtern zu Toulouse und Carcassonne, nebst ihrem Verfahren an; wie auch den Ursprung und die Folgen von der Streitigkeit zwischen den Häusern Foix und Armagnac wegen der Erbfolge in Bearn, welche fast hundert Jahre lang fortwährete. Der fünfte und letzte Band endlich fasset die Geschichte von zweyhundert Jahren in sich, von 1443 an, bis auf das Absterben Ludwigs des XIII, welche in neun Büchern vorgetragen werden. Das wichtigste Stück darinne sind die Unruhen und Kriege mit den Reformirten, wodurch Languedoc fast auf hundert Jahre lang beängstiget worden, und mehr Blutvergiessen geschehen, als in dem ganzen übrigen Königreiche.

In der Vorrede zu einem jeden Bande zeigen die Verfasser die Schriften und Quellen an, aus denen die Erzählungen geschöpfet worden, und geben eine critische Nachricht von ihnen. Durch das ganze Werk hat man sich angelegen seyn lassen, die Wahrheit der Geschichte durch das Zeugniß der Geschichtschreiber oder

alter Urkunden und Denkmaale zu bestätigen, welche der Verfasser, wider die Gewohnheit der meisten seiner Landesleute, genau und sorgfältig am Rande anführet. Bey der Erzählung der Begebenheiten ist er, so viel möglich, der chronologischen Ordnung gefolget, wodurch aber dieses Werk fast mehr das Ansehen der Jahrbücher, als einer Geschichte erhalten hat; wiewohl man es doch nicht füglich mit dem ersten Namen belegen kann. Wenn sich einige Schwierigkeiten dabey ereigneten, welche eine besondere Untersuchung erforderten, und aufgekläret werden mußten, so hat man solches, um den Zusammenhang der Erzählung nicht zu unterbrechen, in besondern Anmerkungen, oder vielmehr kleinen Abhandlungen gethan, die man zu Ende der Geschichte eines jeden Bandes, und vor den Urkunden die zu demselben gehören, geliefert. Von den Urkunden sind nur diejenigen ganz abgedruckt worden, die man von besonderer Wichtigkeit erachtet hat, und zur Erläuterung und Bestätigung gewisser Begebenheiten nöthig gewest sind. Es finden sich darunter einige bereits gedruckte Stücke, die man aber nur deswegen allhier wieder beygebracht, weil die Bücher worinne sie stehen, selten sind, oder man Gelegenheit gehabt, sie mit den Originalien zu vergleichen, und sie richtiger und vollständiger darzulegen. Von andern gemeinern oder nicht so wichtigen Urkunden, hat man nur einen Auszug in den Beweisen beygebracht, oder auch sie bloß am

Rande

Rande angeführet. An der Spitze dieser Urkunden aber sind bey jedem Bande einige alte Chronicken, oder andere historische Schriften mitgetheilet worden, die zum Theile noch nicht gedruckt gewest, es aber zu seyn verdieneten; zum Theile auch mit den Manuscripten zusammen gehalten, und zu grösserer Richtigkeit gebracht worden.

Nachdem wir also unsern Lesern den Haupt-Inhalt und die ganze Einrichtung dieses Werkes gezeiget haben: so wollen wir ihnen auch ein Paar Proben daraus vorlegen. Es mögen solches einige kurze Stücke aus den dreyerley Arten der Geschichte seyn: und hierzu sollen uns nur die beyden letztern Bände dienen. Wir wollen mit der Kirchengeschichte anfangen, und dasjenige anführen, was uns der Verfasser in dem 28 und 29 Buche von den Fratricellen und deren Ausrottung in Languedoc erzählet. Der Bruder Peter Johannes von Oliva, ein Minorit, gab zu ihren Irrthümern durch seine Schriften Anlaß. Er war zu Serignan in dem Kirchensprengel von Beziers gebohren, und hatte 1259 in dem Kloster zu Beziers die Franciscanerkleidung angenommen. Er that sich durch seinen Verstand, durch seine Fähigkeit und durch seine Liebe zu der genauen Beobachtung seiner Regel hervor: war aber in einigen seiner theologischen und gottseligen Schriften nicht genug auf seiner Hut. Seine Meinungen wurden censiret und verworfen. Er vertheidigte sie mit vielem

Feuer, und zog die meisten Mönche seines Ordens, vornehmlich in der Provinz Narbonne, auf seine Seite, die sich eine Ehre daraus machten, dessen Anhänger zu seyn. Diese Streitigkeiten erregeten eine große Spaltung unter den Minoriten wegen der ordentlichen Observanz. Bruder Peter Johann von Oliva, der sich an der Spitze der Eiferer befand, starb den 16ten März 1297. Beym Empfange der letzten Sacramente that er sein Glaubensbekenntniß, erklärete seine wahren Meinungen, und verdammete die geringste Nachlassung von der Regel des heil. Franciscus. Er hinterließ Erklärungen über die Offenbarung St. Johannis, und über andere Bücher der heiligen Schrift, nebst verschiedenen Schriften, welche in die gemeine Sprache, oder wie es damals hieß, ins Romanische, übersetzet wurden, und zu dem Ursprunge der Ketzerey der Beguinen Anlaß gaben. Nach seinem Tode liessen diejenigen von seinen Ordensbrüdern, die ihm entgegen gewest, sein Andenken durch den General des Ordens verdammen, welcher das Lesen seiner Werke untersagte, und sie zu verbrennen geboth. Nachdem der Pabst Johann XXII seine Auslegung der Offenbarung von verschiedenen Doctoren der Gottesgelahrtheit untersuchen lassen, die solche voller Irrthümer fanden; so verdammte er sie ebenfalls. Dem ungeachtet verfertigte einer von seinen Ordensbrüdern eine Schutzschrift für ihn, und antwortete auf die Artickel, die man für irrig ausgab.

gab. Doch die Ketzerrichter liessen auf Befehl des Pabstes, dessen Gebeine ausgraben, und sie nebst seinen Schriften verbrennen. Die Verbindung, welche Peter Johann von Oliva mit den Einwohnern von Beziers, seinen Landesleuten hatte, war vielleicht Ursache, daß man sie bey dem Pabste Bonifacius dem VIII der Ketzerey beschuldigte. Die vornehmsten Anklagen wider sie kamen darauf an, 1) daß sie die Geistlichen bey den Steuern und andern gemeinen Abgaben mit anlegten, ungeachtet der wider diejenigen bestimmten Kirchenstrafen, welche solches unternähmen; 2) daß sie sich nichts aus dem Kirchenverbothe und dem Banne machten; 3) daß sie übel von dem Pabste und seiner Gewalt redeten; 4) daß sie sich an die Weltlichen wendeten, um von den Kirchenstrafen befreyet zu werden, in welche sie gerathen wären und in welchen sie hartnäckigter Weise über zwey Jahr lang verharreten. Auf diese Anklage schrieb der Pabst am 13ten des Weinmonats 1297 an den Ketzerrichter zu Carcassonne, wider die Einwohner zu Beziers eine Untersuchung anzustellen, und ihnen den Proceß zu machen, wenn sie wirklich schuldig wären.

Indessen nahmen die Beguinen, oder Beguarden, denen man auch den Namen der Fratricellen gab, und die sich von dem dritten Orden der Franciscaner nannten, in dem Narbonnischen und Toulousischen sehr zu. Aeusserlich zeigten sie viel Gottseligkeit. Sie

hatten sich in den Kopf gesetzt, der Antichrist sollte im Jahre 1325 kommen; sie hielten den Bruder Peter Johann von Oliva für einen Heiligen; sie behaupteten, seine Lehre wäre ihm von dem heil. Geiste eingegeben worden, und seine Schriften der Kirche so nöthig, als der größten Lehrer nach den Aposteln und Evangelisten ihre. Sie ehreten die vier Minoritenbrüder, welche zu Marseille lebendig waren verbrannt worden, und alle andere Beguinen, welche dergleichen Strafe ausgestanden hatten, als Märtyrer. Sie hatten alles, was sie von ihren Ueberbleibseln finden können, gesammelt, welches sie sorgfältig verwahrten und verehreten. Endlich sahen sie alle Geistliche von dem Orden des heil. Franciscus, welche flüchtig waren und mit denen sie einerley Meinung hatten, als verfolgete Heilige an. Einer von denen, die im Jahre 1321 zu Pamiers gerichtet wurden, sagete aus, es hätte Peter Trincavel von Beziers, Beguine vom dritten Orden, dem das Beste seiner Brüder der Beguinen, am meisten am Herzen läge, eine ansehnliche Summe Geldes gesammelt, in der Absicht, nach Griechenland und Jerusalem zu ziehen, damit er nebst andern dem Kriege entgienge, der in kurzem das Königreich Frankreich und die fleischliche Kirche, das ist, den römischen Hof zerstören würde. Die Bischöfe überlieferten nebst den Ketzerrichtern eine große Anzahl Beguinen von beyderley Geschlechte, dem weltlichen Arme,

so

so wohl in Narbonne, als jenseits der Rhône und in dem Toulousischen. Diese Hinrichtungen geschahen im 1319 und folgenden Jahren zu Narbonne, Capestang, Lodeve, Lunel, Beziers und Pezenas. Diejenigen, welche an diesem letztern Orte lebendig verbrannt wurden, stiessen viele Schimpfworte und Flüche wider den Bischof und die Ketzerrichter aus; an andern Orten stürzeten sich viele von selbst in die Flammen, in der Ueberzeugung, sie wären Märtyrer. Als der Erzbischof zu Narbonne, und der Ketzerrichter, Bruder Johann von Beaume, im Jahre 1321 einen Beguin oder Bizot zu Narbonne richten wollten; so versammelten sie die Superioren und Lehrer aus den Klöstern und viele Lehrer aus der Stadt, um ihr Gutachten zu vernehmen. Man schrie sehr dawider, daß dieser Beguin, so wie andere von seiner Secte, ausgesagt, Christus und die Apostel hätten weder für sich noch gemeinschaftlich etwas eigenes gehabt. Berengar Talon, Lector in dem Minoritenkloster zu Narbonne, behauptete, der Satz wäre gut katholisch. Der Ketzerrichter befahl ihm, zu wiederrufen: Allein dieser Lector bezog sich auf den Pabst, der ihn anhalten ließ. Diese Streitigkeit hat grosse Folgen bey den Franciscanern, wo sie verschiedene Zänkereyen wegen des Eigenthums und Gebrauchs der beweglichen und unbeweglichen Güter erregete. Der Pabst Johann XXII endigte solche endlich durch sein Decretale Ad conditorem.

Man findet, daß unter den Urtheilen, die man von 1319 bis 1322 in Languedoc wider die Beguinen gesprochen, zu Narbonne einmal dreye, ein anderesmal siebenzehn, und noch einmal einige andere lebendig verbrannt worden. Zu Lunel mußten siebenzehn so wohl Manns- als Frauenspersonen diese Strafe leiden; und zu Beziers einmal zwey, und das anderemal sieben solche ausstehen. Endlich wurde diese Ketzerey in der Provinz durch den Eifer, oder vielmehr durch die Grausamkeit der Bischöffe und Ketzerrichter gänzlich erstickt. Wir merken noch an, daß dasjenige, was heutiges Tages in Spanien eine Glaubenshandlung, Auto da fé, heißt, damals in Toulouse eine öffentliche Predigt oder Rede (sermon public) genannt worden.

Von diesem Stücke aus der Kirchenhistorie wollen wir uns zu der gelehrten Geschichte wenden, und dasjenige beybringen, was in dem 30 Buche von dem Ursprunge der noch itzo zu Toulouse blühenden Academie der Blumenspiele (des jeux Floraux) gemeldet wird. Man hat es aus vielen Stellen dieser Geschichte sehen können, daß die gemeine oder Provenzalpoesie, beständig zu Toulouse, unter dem Schutze der Grafen dieser Stadt, besonders getrieben worden. Diese Neigung erhielt sich daselbst auch noch immer, nachdem sie mit der Krone vereiniget worden. Sieben ihrer vornehmsten Bürger, welche sich einen Zeitvertreib damit machten, und öfters in einem

Garten

Garten der Vorstadt zusammen kamen, fasseten im Wintermonate des 1323 Jahres den Anschlag, die Nacheiferung der Dichter zu erregen und ihnen einen Preis auszusetzen. Sie liessen ein Umlaufschreiben in Provenzalversen ausgehen, worinne sie sich die lustige Gesellschaft der sieben Trobadoren von Tolosa (la gaie societé des sept Trobadors de Tolosa) nenneten, und alle Dichter aus den verschiedenen Landen von Languedoc einluden, sich auf künftigen ersten May zu Toulouse einzufinden und daselbst ihre Werke vorzulesen, mit dem Versprechen, demjenigen ein goldenes Veilchen zu geben, welcher im Romanzischen das Stück vorlesen würde, welches sie für das würdigste hielten, den Preis davon zu tragen. Die Materie sollte geistlich seyn, zum Lobe Gottes, der heiligen Jungfrau oder der Heiligen. Es kamen darauf an dem bestimmten Tage viele Dichter von allen Orten nach Toulouse in den Garten, wo sich die sieben Gesellschafter versammelten. Sie lasen ihre Werke in Gegenwart einer grossen Versammlung der sieben Gesellschafter, der Herren des Raths und der vornehmsten aus der Stadt vor. Diese obrigkeitlichen Personen waren über solche Zusammenkunft und über den glücklichen Erfolg eines so nützlichen Anschlages vergnügt, und versprachen, nachdem sie sich mit der Versammlung deswegen unterredet hatten, jährlich einen solchen Preis auf gemeine Unkosten auszutheilen. Die sieben Gesell-

Gesellschafter wandten den Abend und Morgen des 1sten Mayes an, die Werke der Dichter verlesen zu hören, die um den Preis streiten wollten. Sie untersuchten solche den andern Morgen für sich besonders, und sprachen darauf den 3ten May das goldene Veilchen, welches in dem alten Register la joya de la violetta heißt, dem Meister Arnaud Vidal de Castelnau d'Arri für ein Gedichte zu, welches er zu Ehren der heil. Jungfrau verfertigt hatte *. Sie machten ihn zugleich zum Doctor der lustigen Wissenschaft, das ist, der Dichtkunst.

Diese Gesellschaft oder Academie dauerte in den folgenden Jahren fort, und bestund aus den sieben Gesellschaftern, welche einen unter sich zum Oberhaupte erwähleten, dem sie den Titel Kanzler gaben. Einen andern machten sie zu ihrem Secretär, oder wie sie es damals nenneten, bedeau, und trugen beyden auf, die Statuten und Regeln, nebst einer Abhandlung von der Redekunst und Dichtkunst aufzusetzen, nach welcher man von der Würdigkeit derer Werke urtheilen könnte, welche die Poeten künftig wegen des Preises darbringen würden.

Die

* Man hat das erste Gedichte, welches den Preis davon getragen, noch im Manuscripte; und es führt solches den Titel: Cirventés, la qual fé n'Arnauts Vidal del Castelnau d'Arri, e gazanhet la violetta de l'aur à Toloza, so és assaber la premiera que si donet, e fo en l'an MCCCXXIIII.

Diese beyden Commissarien arbeiteten an den Statuten und der Abhandlung; und nachdem die Versammlung solche gebilliget hatte, so wurden sie 1355 bekannt gemacht. In den Statuten, welche Gesetze der Liebe betitelt sind, wird bemerket, man wolle demjenigen ein Diploma als Baccalaureus in der lustigen Wissenschaft und dem lustigen Wissen ertheilen, welcher einen von den vornehmsten Preisen davon getragen, nachdem die sieben Platz haltenden Herren seine Fähigkeit in Gegenwart ihres Kanzlers und dererjenigen die sie mit in ihren Rath nehmen wollten, untersuchet hätten, und nachdem er an dem Tage, da man die vornehmste Freude oder das Veilchen zusprechen würde, geschworen hätte, wenn man ihn für würdig achtete, Baccalaureus zu werden, daß er die Gesetze der lustigen Wissenschaft beobachten, und jährlich denen Versammlungen beywohnen wolle, worinne man den Preis austheilete. Dieses Baccalaureatsdiploma ward in Provenzalversen ausgefertiget, und mit grünen seidenen Schnüren und Wachs besiegelt.

Aus den alten Registern erhellet, daß die sieben Platzhalter oder Gesellschafter sich noch in eben dem Garten 1355 versammlet; daß man ausser dem goldenen Veilchen noch zwo andere Bluhmen, nämlich eine silberne Feldrose und eine Ringelbluhme im Jahre 1356 den 3 May für die besten Gedichte ausgetheilet; daß man diese Academie das Liebesspiel genannt; daß man

man auch Doctoren in der lustigen Wissenschaft gemacht; daß einer, um zu diesem Grade zu gelangen, die drey vornehmsten Bluhmen davon getragen haben, Baccalaureus in eben der Wissenschaft seyn, und eine öffentliche Prüfung ausstehen müsse; daß diejenigen, die also zu Doctoren oder Baccalaureen aufgenommen waren, Meister in der lustigen Wissenschaft und der Redekunst genennet worden; daß sie das Recht gehabt, den Versammlungen mit den sieben Platzhaltern beyzuwohnen; daß, nachdem die Vorstadt von Toulouse 1356 in dem engländischen Kriege zerstöhret worden, man den Ort der Versammlung der Platzhalter auf das Rathhaus verleget, woselbst diese Academie nachher zusammen gekommen ist; und daß man sie nach der Zeit das Collegium der Redekunst genannt hat. Sie wurde so berühmt, daß der König von Arragonien, Johann, im 1388 Jahre Gesandte an Carln den VI schickte, um ihn zu ersuchen, er möchte ihm doch Dichter aus der Provinz Narbonne, d. i. von Toulouse und den dasigen Gegenden, senden, weil er in seinen Landen die lustige Wissenschaft einführen wollte.

Diese Academie erhielt gegen das Ende des vierzehnten oder im Anfange des folgenden Jahrhunderts, durch die Freygebigkeit eines tousischen Frauenzimmers, Namens Clementia von Isaure, einen neuen Glanz. Da solche ihre Neigung zu den schönen Wissenschaften auf eine besondere Art zu erkennen geben wollte,

te: so vermachte sie in ihrem Testamente die Kosten zu den drey Bluhmen, die man jährlich austheilete, und wies dem Rathhause ein hinlängliches Capital dazu an. Die Gerichtsherren und Einwohner von Toulouse wollten in der Mitte des XVI Jahrhunderts aus Erkenntlichkeit eine weisse Marmorsäule auf dem Grabe dieses Frauenzimmers aufrichten, welches in der Kirche de la Daurade begraben lag. Allein, um ihr noch mehr Ehre zu erweisen, stellete man diese Bildsäule 1557 in einem von den Rathhaussälen auf, wohin die Academie der Bluhmenspiele verlegt war, und woselbst man diese Bildsäule noch itzo sieht, die jährlich den 3ten May, an dem Tage, da man die Preise austheilet, mit Bluhmen gekrönet wird *.

Diese Academie bestund auf solche Art bis 1694, da der Kanzler die Platzhalter und Meister

* Catel, Caseneuve und la Faille, welche von dem Ursprunge der Bluhmenspiele in Toulouse gehandelt haben, wollen von dieser Clementia von Isaure nichts wissen, und geben die Erzählung von ihr wohl gar für eine Fabel aus. Allein der Verfasser zeiget in der 19 Anmerkung des IV Bandes, wo er ihre Gründe anführet, daß solche nichts wider dieses Frauenzimmer bewiesen. Er zeiget aus einem alten Gedichte, welches um den Anfang des 15 Jahrhunderts gemacht worden, daß dieses Frauenzimmer um die Zeit wircklich gelebt; und aus alten Registern, daß man schon im Anfange des 16 Jahrhunderts geschrieben, Clementia hätte diese Academie gestifftet.

ster derselben, nebst dem Schuldheißen und den Gerichtsherren von Toulouse, dem Könige Ludewig dem XIV vorstelleten, es wären die Bluhmenspiele gewissen Unbequemlichkeiten unterworfen; daher sie seine Majestät ersuchten, die neuen Einrichtungen zu bestätigen, welche sie gemacht hätten, um ihren alten Glanz wieder herzustellen, und sie mehr und mehr zu befestigen. Der König ertheilete ihnen demnach im Wintermonate des gedachten Jahres einen offenen Brief, in welchem er erstlich die Bluhmenspiele billigte und bestätigte, solche auch unter den Schutz des Kanzlers von Frankreich und seiner Nachfolger gab. Zweytens errichtete er die gewöhnlichen Versammlungen des Kanzlers und der Platzhalter dieser Spiele zu einer förmlichen Academie, und vermehrete die Anzahl der Platzhalter bis auf fünf und dreyßig, die alten mit darunter begriffen, ohne jedoch den Schultheißen der Stadt, itzo das Oberhaupt des geistlichen Gerichts, oder der erste von den Gerichtsherren, mit dazu zu rechnen, welcher stets seines Amtes wegen Platzhalter ist, und das sechs und dreyßigste Mitglied abgiebt. Drittens bestätigte er die neuen Einrichtungen, die noch itzo beobachtet werden. Viertens verordnete er, es sollten der Schuldheiß und die Gerichtsherren von Toulouse jährlich vierzehnhundert Livres auszahlen, nämlich dreyhundert Livres zum Aufwande für die Academie, und eilfhundert Livres zum Preise der vier Bluhmen, welche eine Amaranthe von

Gold,

Gold, ein Veilchen, eine Feldrose und eine Ringelbluhme von Silber sind; wovon die eine künftig der Preis für ein prosaisches Werk seyn, und die drey andern denjenigen gegeben werden sollten, welche, nach dem Urtheile der Academie, das beste Stück in französischen Versen gemacht hätten. Der König bestätigte auch den Kanzler und die sieben schon vorhandenen Platzhalter, wozu er noch sieben und zwanzig andere ernannte. So bestätigte er auch diejenigen, welche bereits Meister bey den Bluhmenspielen waren, an der Zahl zwanzig, die zu dieser Würde dadurch gelanget, weil sie den Preis davon getragen hatten. Er ernannte für dieses mal, und ohne weitere Folge, einen Moderator oder Kanzler dieser Spiele, einen Submoderator, und einen beständigen Secretär, welches die Beamten der Academie sind. Im Jahre 1725 aber wurde die Anzahl ihrer Mitglieder durch den König Ludwig den XV der französischen Academie gleich gemacht, und auf vierzig gesetzet.

Ehe wir nunmehr das versprochene Stückchen aus der politischen Historie allhier mittheilen, welches die umständliche Beschreibung von der Zusammenkunft seyn soll, die der Kayser Carl der V mit dem Könige Franz dem I zu Aignes Mortes im Jahre 1538, nach dem durch Vermittelung des Pabstes zu Nizza verlängerten Stillestande, gehabt hat, wollen wir noch eines besondern Vorrechts gedenken, welches bey der Universität zu Toulouse merkwür-

dig ist. Als Franz der I im Jahre 1533 sich daselbst aufhielt, gab er den dasigen Professoren derselben, deren damals zwanzig in allen vier Facultäten waren, die Macht und Gewalt, diejenigen, welche die gehörige Zeit auf dieser Universität studiret und gelebt hätten, oder andere, welche sie zur Doctorwürde erhoben hätten, auch zu Rittern zu machen, und sollten ihre Personen mit allen Würden des Doctorgrades und des Ritterordens gezieret seyn. Die Professoren in der Rechtsgelahrtheit hatten schon das Vorrecht, daß sie zu Grafen der Gesetze (comtes ez loix) gemacht waren, wenn sie 20 Jahre lang gelehret hatten. Blasius Auriol, Professor des geistlichen Rechts, war der erste, welcher Kraft des gedachten Privilegii zum Ritter gemacht wurde. Die Ceremonie geschah mit vieler Pracht den 1sten des Herbstmonats besagten Jahres vom Peter Daffis, Professor und Grafen der Rechte, welcher ihm den Degen, den Gürtel und das Wehrgehenk, die vergoldeten Sporen, die Ordenskette und den Ring gab, worinne das Siegel und Wapen desjenigen war, der zum Ritter gemacht wurde. Der Candidat versprach, daß er die Waffen nicht für weltliche und eitele Dinge, sondern allein zur Erhaltung der Kirchenrechte, für den christlichen Glauben und für die gelehrte Ritterschaft brauchen wollte. Peter Daffis lobete ihn unter andern, daß, weil er ein Priester wäre, er Referendarius in der Kanzeley zu Toulouse gewest, und zu-

erst

erst gezeiget hätte, daß man auch im Französischen beredtsam schreiben könne, welche Schreibart bisher noch niemanden bekannt gewest wäre.

Man weis, daß bey der Unterhandlung zu Nizza im Jahre 1538 zwischen dem Kaiser Carl dem V und dem Könige in Frankreich Franz dem I, diese Herren zwar nahe beysammen gewest, aber doch einander nicht gesprochen haben, sondern daß alles durch den Pabst Paul den III ausgerichtet worden. Als nun der Kaiser nach geschlossenem Stillestande wieder nach Spanien gehen wollte, wurde er durch widrigen Wind genöthiget, an der Insel St. Margaretha einzulaufen. Von da schickte er an den König nach Avignon, um ihm eine mündliche Unterredung zu Aigues mortes anzutragen. Der König nahm solche an, und erhob sich nach Vauvert oder Posquieres in den Kirchensprengel von Nismes, wo er auf Zeitung von dem Kaiser wartete. Als er nun Nachricht erhielt, daß solcher den Sontag, den 14ten des Heumonats bey Aigues mortes angekommen wäre; setzete er sich sogleich zu Pferde, und begab sich dahin, welches nur zwo Meilen von Vauvert war. Er ruhete einige Augenblicke in dem Hause des Herrn de la Garde de Franc-conseil, welches für ihn zurecht gemacht war, aus, und stieg darauf in Begleitung des Cardinals von Lothringen und einiger vornehmen Herren seines Hofes, in eine kleine Galeere, um den Kaiser zu besuchen,

S 2 welcher

welcher sich näherte, und ihm die Hand gab, in seine Galeere zu steigen. Nachdem er eine lange Unterredung mit diesem Herrn gehabt hatte, kam er den Abend wieder nach Aigues-mortes, daselbst zu schlafen. Die Königin Eleonora, des Kaisers Schwester und des Königs Gemahlinn, der König von Navarra, der Dauphin und seine Gemahlinn, der Herzog von Orleans, des Königs Prinz und seine Prinzessin Margaretha, der Connetable von Montmorenci, die Herzoge von Lothringen, von Guise und von Würtemberg, viele Cardinäle und Bischöfe, nebst dem Kanzler waren die vornehmsten von der französischen Hofstatt, die den König nach Aigues-mortes begleiteten.

Den andern Morgen, Montags den 15ten des Heumonats, stieg der Kaiser, im Gefolge seiner vornehmsten Hofleute, früh um neun Uhr in eine Fregatte des Königs, auf welcher die Matrosen in rothem Samte gekleidet waren. So bald er im Hafen ausgestiegen war, woselbst der König auf ihn wartete, umarmte ihn solcher, und die Königin, welche sich neigete, umfassete sie beyde über dem Gürtel. Sie giengen darauf durchs Seethor in die Stadt, wo die Bürgermeister und die vornehmsten Bürger mit den Kindern stunden, welche ohne Unterlaß, unter Abfeurung des Geschützes in der Stadt, in dem Hafen und auf der Flotte, schryen: es lebe der Kaiser und der König. Kaum war der Kaiser sechs

Schritte

Schritte in der Stadt und dem Hause Archambalds de la Riviere, von dem die Erzählung von dieser Zusammenkunft herrühret, gegen über, so kam der Dauphin und der Herzog von Orleans noch ganz gestiefelt und gespornet, weil eine Unpäßlichkeit den Dauphin abgehalten hatte, eher einzutreffen. Der Kaiser setzete sich aufs Knie, diese beyden jungen Herren zu umarmen, welche riefen: es lebe der Kaiser und der König; und er bezeigete ihnen viele Freundschaft. Der König nahm den Kaiser bey dem Arme, damit er aufstehen möchte, und führete ihn in das Haus des Herrn de la Garde de Franc-conseil, wo man in einem reich aufgeputzten Saale das Mittagsmahl angerichtet hatte; und die Musik gieng, so lange die Tafel währte. Nach der Tafel führten der König und die Königin den Kaiser durch eine Gallerie aus diesem Hause in Archambalds de la Riviere seines, welches für ihn bestimmet war. Sie liessen ihn in dem Zimmer, wo er schlafen sollte, und welches der König prächtig ausmeubliren lassen. Der Kaiser legete sich aufs Bette, und ruhete etwa eine Stunde. Einige Zeit darauf klopfete die Königinn in Begleitung des Herrn von Montpezat an des Kaisers Vorzimmer, welches ihr aufgemacht wurde, da sie denn dem Könige melden ließ, daß der Kaiser aufgewacht wäre. Der König erhob sich sogleich nebst dem Cardinale von Lothringen, dem Connetable von Montmorenci und einigen andern

Herren, und trat ins Zimmer des Kaisers, den er auf dem Bette fand, wo er mit der Königinn, seiner Schwester, die auf einem Stuhle saß, redete. So bald der Kayser den König sah, trat er aus dem Bette auf die Erde ohne Schuhe. Der König sagte zu ihm: nun, mein Bruder, wie befindet ihr euch? habet ihr wohl geruhet? Der Kaiser antwortete: ja, und er hätte so stark banketiret, daß er wohl schlafen können. Der König erwiederte, er sollte in Frankreich eben die Macht haben, die er in Spanien und Flandern hätte; und gab ihm zum Zeichen der Freundschaft einen Diamant, der auf 30tausend Thaler geschätzet wurde, mit diesen Worten in dem Ringe: Dilectionis testis et exemplum. Der Kaiser steckete solchen an den Finger, nahm seine Mütze ab, und dankete dem Könige dafür, der auch seine Mütze abgenommen hatte. Darauf ergriff er das Ordensband, das er um hatte, und hieng es dem Könige um. Der König nahm ebenfalls seine Ordenskette ab, die er trug, und legte sie dem Kaiser an. Sie umarmeten darauf einander, und liessen jedermann aus dem Zimmer gehen, bis auf den Herrn von Granvella, und den Großcomthur Gouvea auf kaiserlicher Seiten, die Königin, den Cardinal von Lothringen, und den Connetable von Montmorenci auf königlicher Seite. Die beyden Herren unterredeten sich noch eine Stunde mit einander; darauf begaben sie sich in den Saal, wo zur

Abend-

Abendmahlzeit angeschicket war. Nach Vollendung derselben entzog sich die Königin etwas, und sahe nach, ob das Zimmer wo der Kaiser ihr Bruder schlafen sollte, zurechte gemacht wäre. Nachdem sie alles fertig fand, meldete sie es diesem Herrn, und begleitete ihn bis an sein Schlafzimmer, wo sie sich zurücke begab. Den Morgen, Dienstags den 16ten des Heumonats, kam der König in des Kaisers Zimmer, ihm einen guten Morgen zu biethen, und sie giengen darauf in einen Saal, wo man einen Altar aufgerichtet hatte, und höreten die Messe. Nach solcher setzeten sie sich mit einander zur Tafel, worauf der Kaiser wieder zu Schiffe gieng. Der König begleitete ihn bis in seine Galeere, schlief die Nacht zu Aigues-mortes, und reisete den andern Morgen, Mittewochs den 15ten, nach Nismes.

Dieses sind die wahren Umstände von dieser berühmten Zusammenkunft, wie solche von zweyen Augenzeugen beschrieben worden, deren Nachrichten der Verfasser in seinen Beweisen aus dem Manuscripte mittheilet. In der zweyten Anmerkung handelt er von derselben critisch, und zeiget, daß der P. Daniel Unrecht habe, wenn er nach dem Bellay von Langey behauptet, der Kaiser hätte den König zuerst besuchet, welches ihm auch der P. Barre nachgeschrieben. Er weist, daß der spanische Geschichtschreiber, Anton de Vera de Figueroa, dem der P. Daniel widerlegen will, ganz recht gehabt, und daß ihm Belcarius

beystimme. Zugleich merket er auch einige Unrichtigkeiten an, welche Dupleix und Mezeray bey dieser Erzählung begangen haben, und bringt noch einige Umstände aus dem Sandoval, und Cäsar Campana von dieser Zusammenkunft bey. Doch wir müssen hier abbrechen, und versichern unsere Leser zuletzt, daß wir in dieser Geschichte vielen Fleiß, eine grosse Richtigkeit in den Erzählungen, unterschiedene merkwürdige und angenehme Sachen, und einen guten Vortrag derselben angetroffen haben. Man hat es dabey am äußerlichen Schmucke nicht fehlen lassen, und ein jedes Buch hat eine in Kupfer gestochene Anfangsleiste, auf welcher eine darinne vorkommende Geschichte vorgestellet ist.

II.

Histoire des Rois de Thrace.

d. i.

Geschichte der ehemaligen thrazischen, wie auch der bosphorischen Könige, aus alten Münzen erläutert von Mr. Cary, Mitglied der Academie zu Marseille, und zu Cortona. Paris 1752 in groß Quart, 1 Alphabet nebst 6 Kupferstichen.

Der Verfasser dieser Schrift hatte A. 1744 seine Gedanken von den alten Königen im Bosphoro cimmerico, oder welches einerley

nerley ist, in der Chersoneso taurica *, in einer eignen Abhandlung vorgetragen. Nach der Zeit aber haben ihn einige zu Handen gekommene Münzen auf andere Gedanken gebracht, und in den Stand gesetzt, die Folgen und Zeiten gedachter Könige auf einen richtigern und festern Fuß zu setzen. Er hat ihnen auch die Geschichte der thrazischen Könige beygefüget, und gewiesen, daß man bisher ganz irrig diese und jene für eins gehalten, da doch Thracien und der Bosphorus **, jedes seine besondern Könige gehabt hat. Von den thrazischen Königen wird gar viel in den griechischen Geschichtsbüchern gesprochen: und das konnte auch nicht anders seyn, sintemal die Griechen mit ihnen als Nachbarn vielen Ver-

* Heut zu Tage heißt es die krimmische Tartarey. In den mittlern Zeiten hieß es das Land von Cafa, nach der Hauptstadt Cafa, welches eine treffliche Handelsstadt der Genuesen im XIV Säculo war. Zu Busbecks Zeiten, das ist, in der Mitte des XVI. Säculi, bewohnten diese Halbinsel Gothen oder Sachsen, die eine Sprache redeten, welche ein Deutscher noch wohl verstehen konnte; woraus erhellet, woher unsere Vorfahren und unsere Sprache gekommen.

** Es ist zwar noch ein anderer Bosphorus bey Constantinopel, der zum Unterschied des cimmerischen, der thrazische heißt. Wir wollen aber der Kürze halber den cimmerischen, oder die Meerenge bey Assow, von dem in diesem Werke allein gesprochen wird, schlecht weg den Bosphorum nennen.

kehr hatten. Aber von thrazischen Münzen hat man zur Zeit noch wenig entdeckt. Hingegen gedenkt der bosphorischen Könige unter den Alten, außer dem Diodoro Siculo beynahe kein einziger. Jedoch es ersetzt die ziemlich ansehnliche Anzahl ihrer Münzen, die sich bis auf unsere Zeiten erhalten, das Stillschweigen der Geschichtschreiber einiger maßen. Alles nun, was Herr Cary in alten Denkmahlen beyderley Art von beyden Königreichen und deren so berühmten als unbekannten Beherrschern auftreiben können, hat er in diesen Blättern zusammen gebracht. Von vielen hat er, wie leicht zu erachten, wenig mehr als ihre Namen und Lebenszeit ausfindig machen können, und daher alles, was er von ihnen gewußt, beygebracht: von denen aber die mehr Einfluß in die Schicksale der Welt gehabt, und mehr Aufsehens gemacht, nur die vornehmsten Thaten und Begebenheiten berührt, um den Leser an der Schnure der Zeitrechnung fortzuleiten. Am längsten hält er sich bey den Münzen auf, welche 6 Kupfertafeln einnehmen, davon 2 die thrazischen, die übrigen aber die bosphorischen vorstellen.

Wir sind nicht Willens, unsere Blätter mit einer Menge unbekannter gothischer Namen anzufüllen, die nur diejenigen wissen müssen, welche sich auf Untersuchung alter Geschichte, Berichtigung der alten Zeitrechnung, und Erklärung alter Münzen mit Fleiße legen. Vielmehr wollen wir die Einleitung ein wenig nä-

her

her betrachten, welche der Grund ist, auf dem der Verfasser sein ganzes chronologisches Gebäude aufgeführet hat. Man wird nämlich auf den Münzen bosphorischer Könige, eine Jahrzahl gewahr. Nun fragt sich, von welchem Zeitpuncte diese Rechnung anhebe, und was für eine Verhältniß sie mit einer andern bekannten Aera habe? Der Verfasser hält dafür, der Anfang der bosphorischen Rechnung falle in das Jahr Vrbis conditae, oder nach Erbauung der Stadt Rom 457. Diesen Grundsatz soll die vorläuffige Abhandlung (discours preliminaire) oder die Einleitung erweisen. Der Beweis beruhet hauptsächlich auf ein paar Münzen, die beyde auf der einen Seite das Haupt des Kaisers Hadriani, auf der andern aber die Jahrzahl HKY, das ist 428, aufweisen, aber darinne unterschieden sind, daß die eine auf der Afterseite das Bild und den Namen des Königs Cotys, die andere aber des Rhömetalcis hat. Hieraus folgt, daß beyde Könige in einem Jahre regieret haben, und daß folglich dieser jenes Nachfolger gewest *. Nun fragt sichs: wenn ist Cotys gestorben? Arrianus gedenket dieses Zufalls, doch ganz unbestimmend. Nur so viel erhellet aus seinem Periplo ponti Euxini, daß Cotys kurz zuvor verschieden, ehe er, Arrianus,

* Aber kann der Bosphorus nicht in einige kleine Herrschaften, und unter kleine Fürsten vertheilt gewesen seyn, die zu gleicher Zeit regieret?

rianus, in den Pontum gekommen, und gedachten seinen Periplum aufgesetzet. Nun muß ausgemacht werden, wenn solches geschehen. Der gelehrte Zeitberechner Dodwell hat in einer eignen Abhandlung * darthun wollen, Arrianus sey im zwanzigsten Jahre der Regierung Adriani, auf dessen Befehl in dem Ponto umher gezogen, habe die Umstände der dortigen Städte und Gegenden untersucht, und davon anfänglich in einzelnen Briefen, zuletzt aber in seinem Periplo, da er alles zusammen gefaßt, dem Kaiser Bericht erstattet. Weil nun besagtes Vorgeben Dodwells das Lehrgebäude des Verfassers umstößt, so hat er sich gemüßigt gefunden, des Engländers Meinung zu widerlegen, die bisher durchgängigen Beyfall gefunden. Daraus ist die eingeschaltete kleine, aber unumgängliche Ausschweifung von dem Geburthsjahre gedachtes Peripli entstanden.

Dodwell hatte sich auf diesen Schluß gesteifet: Arrianus berichtet, er habe in den pontischen Städten, in deren jeder er sich einige zeitlang aufhielt, die Besatzung gemustert, solcher den Sold reichen, und das gesetzte Gewehr zumessen lassen. Dergleichen zu thun stund niemanden als dem Landpfleger zu. Folglich muß Arrianus, als er im Ponto umherzog, Landpfleger von Cappadocien, darzu der Pontus gehörte, gewest seyn. Nun ist es eine

* Sie steht im ersten Bande der Geographorum minorum Hudsoni.

ne ausgemachte Sache, daß er im 20ten Jahre der Regierung Hadriani Landpfleger von Cappadocien gewest sey. Denn das sagt er an einem andern Orte selber: und in eben demselben Jahre trieb er die Alanen zu paare, die auf Anstiften Pharasmanis, des Königes in Iberien, einen Aufstand erregt hatten.

Nimmt man nun diese Meinung für wahr an, so muß Cotys im 20ten Jahre Hadriani gestorben seyn, und das 428te Jahr der bosphorischen Rechnung in jenes fallen. Allein es finden sich Münzen von Rhömetalces mit Hadriani Brustbilde und der Jahrzahl ΓΛΥ 433. Dieses fiele ins 25te Jahr Hadriani. Nun aber hat dieser Kaiser nicht länger als 21 Jahr regiert: Folglich, da er noch A. 433 muß gelebt haben, und über 21 nicht regiert hat, ferner Cotys A. 428 verschieden ist, Arrianus aber in seinem Periplo von diesem Todesfalle als einer ganz frischen Begebenheit spricht: so kann der Periplus Ponti Euxini unmöglich im 20ten Jahre Hadriani geschrieben, sondern muß im 15ten oder höchstens 16ten Jahre gedachten Kaisers entworfen seyn.

Die Gründe Dodwells werden folgender Gestalt widerlegt. Die Natur der Dinge selbst widerspricht dem Engländer. Ihm zu Folge muß Arrianus in einem Jahre von Rom nach Cappadocien gereist seyn, den ganzen Pontum durchstrichen, von allem was er sahe oder hörte, dem Kaiser Bericht erstattet, ein Kriegesheer zusammen gebracht, solches wider die

Alanen

Alanen angeführt, und diese geschlagen haben. Sollten so viele Dinge in einem Jahre, von einem Menschen haben verrichtet werden können? Vor Eintritt des Frühlings konnte er von Rom nicht absegeln. Ein paar Monate wenigstens brachte er auf seiner Reise von Rom nach Trapezunt zu. Mithin war es schon tief in den Sommer, da er seinen Beschauungszug durch den Pontum antrat. Ueberall wo er hinkam, muste er Amts halber einige Tage verweilen. Manchmal hielt der widrige Wind auch seine Fahrt auf. Mithin wird er wohl schwerlich vor Verlauff des Herbstes seine Umfahrt geendet haben. Sollte er wohl in eben demselben Jahre, bey so später Jahreszeit, noch einen Heerszug in ein rauhes und befrohrnes Land vorgenommen haben? Solches, sagt Mr. Cary, steht nicht wohl zu glauben. Vielmehr ist es wahrscheinlicher, daß die Besichtigung des Ponti und der Zug wider die Alanen, in Ansehung der Zeit gar nicht zusammen gehören, sondern jene viel älter als dieser sey. Arrianus kann ja viele Jahre nach einander Landpfleger in Cappadocien gewest seyn. Damals wurden die Landpfleger, sonderlich in den Kreisen die dem Kaiser, und nicht dem Rathe zugehörten, so gar ofte nicht abgewechselt. Es hat das Ansehen, Arrianus habe damals, als der Kaiser Hadrianus im 15ten Jahre seiner Regierung nach Asien reiste, und sich einige Zeit in Cappadocien aufhielt, nebst vielen andern griechischen Gelehrten, als ein wohl-

gelitte-

gelittener und beliebter Hausgenosse denselben begleitet, und sey damals von dem Kaiser zum Landpfleger gedachter Landschaft bestellet worden. Der Kaiser besahe, da er zu Trapezunt war, das schwarze Meer, und befahl daselbst einen Hafen anzulegen. Es ist nicht wahrscheinlich, daß man ganzer fünf Jahre daran werde gearbeitet haben. Nun aber redet Arrianus in dem Periplo von diesem Hafen, und zwar als von einer Sache, womit man noch damals beschäftiget war. Daselbst, sagt er, lassen **Ihro Majestät einen Hafen anlegen.**

Hierbey läßt es Herr Cary nicht bewenden, sondern bringt noch andere bündige Beweise bey. Man hat Münzen vom Sauromates, mit dem Brustbilde Hadriani und der Jahrzahl ΓΙΤ. 413. Hält man dieselben mit denen vom Rhömetalces zusammen, auf welchen eben dasselbe Brustbild und die Zahl 433 steht, so folgt, daß jene zu Anfange der Regierung Hadriani, und diese gegen deren Ende geschlagen sind, und daß folglich das 428te Jahr auf das 20ste Jahr Hadriani nicht passen kann. Verrückt man diese Grenzen um ein wenig, so fällt das 433ste Jahr über Hadriani Zeiten hinaus.

Trifft nun das 428te Jahr der bosphorischen Rechnung mit dem XVten oder XVIten Hadriani, das ist, mit dem Jahre V. C. 885 oder 886 zu; so müßte der Anfang der bosphorischen Rechnung in das Jahr V. C. 457 oder

458 fallen. Daß aber solcher in das letztere Jahr nicht fallen könne, sondern mit dem ersten zutreffe, beweist er aus einer Münze mit dem Bildnisse Commodi und der Zahl ΘΠΥ 489. Fänge nun die bosphorische Rechnung von A. V. C. 458 an, so müßte Commodus bis gegen das Ende des Jahres 946 gelebt haben. Aber er erreichte den Eintritt desselben nicht, sondern ward in der Neujahrsnacht hingerichtet. Ferner hat man Münzen mit Alexandri Severi Bildnisse und der Zahl ΑΛΦ. 531. Hätte nun die aera bosphorica mit dem A. V. C. 458 angefangen, so müßte das 531te bosphorische Jahr, mit dem September * des Jahres ab V. C. 988 angehen. Allein Alexander ward im Merz gedachten Jahres umgebracht.

Nachdem der Verfasser auf angeführte Weise den Eckstein seines Gebäudes festgesetzt, so geht er weiter, und wirft die Frage auf: Ob diese Jahrrechnung der Bosphoraner, ihnen eigen sey, und ursprünglich von ihnen selbst herrühre, oder ob sie solche von andern Völkern angenommen haben? Die meisten Gelehrten halten das letztere für wahrscheinlich, und Herr Cary pflichtet ihnen bey; hauptsächlich deswegen, weil A. V. C. 457 im Bosphoro ein Fürst regieret, von dem man ohnfehlbar mehr als den blossen Namen wissen würde, wenn

* Herr Cary meynt, die Bosphoraner hätten so, wie alle morgenländische Völker, ihr Jahr mit dem September angefangen.

wenn er was wichtiges gethan, und in seinem Staate eine solche Veränderung vorgenommen hätte, welche die Einführung einer neuen Zeitrechnung nach sich gezogen. Es ist also glaublicher, Mithridates, mit dem Zunamen der Große, habe die in seinen Erblanden, dem Ponto und andern übliche Zeitrechnung damals in den Bosphorum eingeführt, als er dieses Land, nach Abgang des alten königlichen Geschlechts in Besitz nahm. Nimmt man dieses für gewiß an, so folgt, daß Vaillants Meinung, welcher den Anfang der pontischen Zeitrechnung ins Jahr V. C. 448 setzt, unrichtig seyn müsse. Dieser gelehrte Münzkenner steifte sich hauptsächlich auf eine Münze vom Pharnaces, auf welcher man nebst dem Jahre ΖΜΣ das ist 247, auch den Buchstaben Δ erblicket, welcher nach Vaillants Meinung, das vierte Jahr der Regierung Pharaonis bedeuten soll. Dieses vierte Jahr fällt ins Jahr V. C. 695. Denn An. 691 trat er seine Regierung an. Nimmt man nun von 691 die Zahl 247 hinweg; so bleiben 448 übrig. Ueber dieses gedenket Strabo eines Mithridatis, den er κτίστην, den Stifter seines Hauses, oder den ersten Fürsten seines Geschlechts nennet, welcher um das Jahr V. C. 448 gelebt und geherrschet, A. V. 457 aber bereits abgegangen gewest. Nun ist es allerdings nicht unwahrscheinlich, daß eine neue Zeitrechnung eines Volkes oder fürstlichen Stammes, mit dem ersten Stammvater anhebe. Da aber (so beant-

wortet Herr Cary diesen Einwurf) Mithridates, jenes Sohn und Nachfolger, sehr lange und in Frieden geherrscht, auch sein väterlich Erbe sehr vermehrt und ausgebreitet, mithin seinen Vater an Ruhm und Glück übertroffen hat; so kan man gar wohl von diesem, dem Sohne, und nicht von jenem, die Jahre der Herrschaft des mithridatischen Geschlechts im Ponto angefangen haben. Daß aber der einzelne Buchstabe Δ auf gedachter Münze das vierte Jahr Pharnacis andeuten solle, das ist noch sehr ungewiß.

Es giebt mehr dergleichen einzelne Buchstaben auf den pontischen und bosphorischen Münzen, die insgesamt unmöglich die Regierungsjahre der Fürsten andeuten können; wie solches deutlich aus ein paar Münzen Mithridatis des Großen erhellet, welche weiter nicht als zehn Jahre von einander sind. Und dennoch steht auf der ältern der Buchstabe A, und auf der jüngern der Buchstabe M. Wenn nun jener 1, und dieser 40, beyde aber die Regierungsjahre Mithridatis anzeigen sollten, so müßten von beyden Münzen die erstere im ersten Jahre seiner Regierung, die andere aber im 40sten geschlagen seyn. Allein es weiset die erstere auf das Jahr 212, und die andere auf das Jahr 222. Folglich müssen die Buchstaben A und M keine Jahrzahlen, sondern die Anfangsbuchstaben des Münzmeisters, oder der Münze, oder der Stadt wo die Münze geschlagen worden, oder dergleichen etwas seyn.

Ueber-

Ueberdem glaubt Herr Cary nicht, daß Pharnaces den prächtigen Titel: Βασιλεὺς Βασιλέων ὁ μέγας, der große König der Könige, schon A. V. 691 oder 695 geführet habe, da er noch sehr wenig Land und Leute besaß. Es ist vielmehr glaublich, er habe sich dessen erst A. 703 zu bedienen angefangen, da er den Pontum, Armenien und Cappadocien an sich riß, weil Pompejus und seine Gegner wegen innerlicher Unruhe sich der asiatischen Händel nicht annehmen konten. Trifft nun das Jahr Aerae ponticae 247 mit dem Jahre V. C. 703 zu, so ist dieses ein neuer Beweis der Richtigkeit, welche die Zeitberechnung des Herrn Carys anpreiset.

III.

Fortsetzung des Schreibens an die Verfasser der zuverläßigen Nachrichten, worinne des Herrn D. Rönnbergs Systema influxus physici seinem Inhalte nach vollständiger mitgetheilet, und zugleich vertheidiget wird.

Wir haben in dem 158 Theile dieser Nachrichten unsern Lesern den ersten Theil dieses Schreibens vorgelegt. Hier folget nunmehro der Beschluß desselben.

§ V. Da nun alle Substanzen in der Welt, die Seele nicht ausgenommen, ohngeachtet ihre Kräfte zum Denken und Wollen aufgelegt

sind, in einander Veränderungen hervorbringen können; so ist es von ihnen allen, sowohl als von der Seele möglich, daß sie in einander wirken. § 23. 24. Zu diesen undurchdringlichen Substanzen gehören auch die einfachen Wesen, woraus die Körper endlich bestehen, so lange noch ein jedes nach dem Satze des nicht zu unterscheidenden, von dem andern unterschieden seyn muß. Darum sind sie gleichfalls wie die übrigen Substanzen, mit der oberwehnten Kraft versehen. § 25. Aus dieser Kraft der einfachen Wesen, woraus die Körper bestehen, läßt sich auch schon allein die widerstehende Kraft der Körper, vis inertiae, desfalls beweisen, weil sie, so lange der Körper welchen sie ausmachen, den Ort nicht verläßt, der Bewegung aller andern Körper welche auf sie zustossen, hinderlich fallen müssen. § 26. Wenn auch wahr bleibet, daß alles Substantielle eines Dinges bloß in seiner Kraft bestehet § 27, und in einem Körper ausser den einfachen Dingen nichts vom Substantiellen seyn kan: so muß die bewegende Kraft der Körper ohnstreitig die Kraft der einfachen Dinge seyn, woraus sie bestehen § 28. *. Und dennoch ist nur

* Es ist wahr, daß Herr R. allhie von der bewegenden Kraft der Körper auf die bewegende Kraft ihrer Monaden geschlossen hat, wie der Herr Rec erinnert. p. 281. Aber es ist ein wenig besser gefolgert, als, daß er schreiben darf: Dies ist so viel gesagt, als, die Monaden des Bluts müssen roth seyn: weil das

nur eine Kraft bey jedem einfachen Wesen. Deswegen ist die Kraft der einfachen Dinge

das Blut roth ist. Schließt etwa der Herr Rec. also: Die Röthe des Bluts ist etwas für sich bestehendes. Nun sind die Monaden allein alles vor sich bestehende bey demselben. Dahero müssen seine Monaden roth seyn: weil das Blut ganz roth ist. Wenn dieses nicht ist, so ist auch sein Schluß des Herrn R. Folgerung gar nicht ähnlich. Hätte er bedacht, daß sich sicher von der Bewegung des ganzen Körpers, auf die Bewegung eines jeden seiner Theile, und also auch seiner Monaden (denn diese und sonst keines sind die eigentlichen Theile desselben) schliessen liesse; Hätte er erwogen, daß die Bewegung einer jeden Monade in ihr eine Kraft, wodurch sie bewerkstelliget wird, nothwendig erfodert, welche man von ihrer Wirkung eine bewegende Kraft nennet; Hätte er sich erinnert, daß man alle die Kräfte zusammen genommen, als die bewegende Kraft der Körper ansiehet: Ich bin gewiß, er würde um so vielmehr Herrn R. Schluß gebilliget, und ihn mit einem unähnlichen Fall nicht verglichen haben. Herr R. schließt allhie von der Wirklichkeit des Ganzen auf seine Theile. Ist des Herrn Rec. Schluß auch also beschaffen? Kan der Herr Rec. die Röthe des Blutstropfens als ein Ganzes ansehen, welches aus lauter rothen Monaden als seinen Theilen bestehet; so schliesset er mit Herrn R. auf eine ähnliche Weise. Wo aber nicht, wie bestehet denn seine Vergleichung? Sie ist ihm um so viel nachtheiliger, da er selbst von Herrn R. Schluße die richtige Folge zugestehet.

bey den Körpern, wodurch sie undurchdring-
lich sind, auch eben dasjenige, wodurch sie
bald

stehet. Daß in den Monaden Kräfte seyn müssen, aus denen sich die Erscheinungen, die wir Bewegung nennen, herleiten lassen, hat Herr Wolf lange gesagt. Dieses sagt Herr R. auch nur. Warum gefällt denn dieses dem Herrn Rec. an dem Baron von Wolf, und nicht an ihm? Darum. Weil der Herr Verfasser diese Kräfte bewegende Kräfte nennet: denn dieses heißt sich von der Einbildungskraft betriegen lassen, und die Monaden wie Körper; körperliche Erscheinungen aber als was wirkliches vorstellen. Ist dieses wahr, so müssen alle Weltweisen und selbst Herr von Wolf sich von der Einbildungskraft haben betriegen lassen. Denn sie nennen eine bewegende Kraft dasjenige, was die Quelle, der Grund, die Ursache aller Veränderungen oder Bewegungen in den Körpern ist. Heißt dieses nicht so viel, als sie ist nach des Herrn Rec. Mundart, diejenige Kraft, aus welcher sich die Erscheinungen, welche wir Bewegungen nennen, herleiten lassen? Kan man auch was aus dem, was nicht eine Quelle ist, herleiten? Sonst machen wir noch diese kurze Anmerkung, daß es vielmehr von der gar zu grossen Herrschaft der Sinnen über den Verstand zeuget, in den Kräften der Monaden die Ursache der Bewegung zu suchen, welcher der ganze Körper, und eine jede der Monaden von ihm unterworfen ist, und diese Kräfte doch nicht bewegende Kräfte nennen zu können, ohne die Monaden, wie Körper u. s. w. vorzustellen. Denn woher rühret dies

bald der Bewegung widerstehen, bald sie wirken, d. i. eine bald widerstehende, bald bewegende Kraft. § 29. Wäre nun die Kraft der Monaden eines Körpers, auch eine vorstellende Kraft der Welt: so erhellete auch aus ihnen, daß eine widerstehende und bewegende Kraft zugleich mit einer vorstellenden bestehen könte. § 30. 31. Es wären auch alsdenn die Seelen der Menschen und die Monaden der Körper, so weit sie alle oberwehnte Kräfte besäßen, von einerley Gattung, nur nicht von einer Art. § 32. Sie könten in einander wirken § 33: und da der Körper aus nichts, denn diesen Elementen bestehet; so wäre die Seele auch vermögend, in den Körper *, wie dieser in

 sie

dies anders, als daß bey der Herrschaft der Sinnen und Einbildungen der Verstand nicht die Freyheit behält, sich eine Bewegung und ihre Kraft durch ihre eigentlichen Kennzeichen allein zu gedenken, und von dem Zufälligen des Körpers die Gedanken abzulenken?

* Wie dieses zugehen kan, ist dem Herrn Rec. unbegreiflich. Denn er spricht p. 282. Wenn auch dargethan wäre, daß ein einfaches Wesen in das andere wirken kan: so folgte doch daraus noch nicht, daß ein einfaches Wesen in eine Sammlung von vielen zugleich wirken könne. Ein Körper wirket in viele zugleich, wenn ein Theil von ihm in diesen, der andere in jenen wirket. So verhält es sich mit dem einfachen Wesen nicht, das nicht mit einem Theil dahin, mit dem andern dorthin wirken kan, und bey dem also nicht zu begreifen ist, wie dasselbe

sie zu wirken. § 33. 34. Und man müßte zugleich gestehen, daß diese keine Wirkungen von

dasselbe in viel einfache Wesen zugleich nach vielen Richtungen wirken kan. Uns deucht in diesen Worten eine Art zu schliessen wahrzunehmen, bey welcher die sinnlichen Vorstellungen des Herrn Rec. viel zu thun gehabt haben. Er kan die Wirkung eines einfachen Wesens in viele zugleich nicht begreifen, weil er sich dieselben nicht so vorstellen kan, wie er es bey Körpern gewohnt ist. Sollte es fast nicht scheinen, daß man allhie von der Verneinung der einen Art auf die Verneinung aller geschlossen hätte? Wir wollen aber eine Art anführen, wie ein einfaches Wesen in viele zugleich wirken könne, und dadurch die Folge von der möglichen Wirkung eines einfachen Wesens in ein jedes anders besonders, auf die mögliche Wirkung eines einfachen Wesens in viele von diesen zugleich erläutern. Jedes dieser einfachen Wesen hat eine Kraft, welche nach allen Gegenden hin wirksam ist, oder sich bestrebet, woher ich mir nur ein anders auf ihn zukommendes gedenken kan. § 15. 25. Man bilde sich nun ein, daß solches den Mittelpunct eines Circuls einnahm, welchen Fall der Verstand als möglich, deutlich genug einsiehet. Alsdenn werden alle mögliche halbe Durchmesser oder Radien die Gegenden vorstellen, wornach immer andere einfache Wesen auf eine unzählige Art und Weise, wovon jede von der andern unterschieden ist, auf dieses mittlere Wesen zugleich zukommen können, ohne daß eines dem andern hinderlich fällt. Man wird hiedurch begreifen können, in wie viele

von Dingen zu nennen, welche der Gattung nach, toto genere, unterschieden wären: denn sie bleiben doch nur Wirkungen einfacher in einfache Wesen. § 35.

§ VI. Diese Möglichkeit der Wirkungen einfacher Wesen, und also auch der Seele und des Leibes in einander, rettet hierauf Herr R. in dem dritten Capitel von den Zweifeln, welche die beyden grossen Weltweisen, Herr Baron von Wolf und Herr Geheimer Rath Bilfinger, dagegen erreget haben. Er giebt dem Herrn Geheimen Rath, welcher ihre metaphysische Möglichkeit geleugnet hat, alle seine Grund- und Obersätze zu: gehet ihm in dem Untersatze Fuß vor Fuß nach, und widerleget

viele einfache Wesen ein anders zugleich zu wirken vermögend ist. Dennoch machen diese viele nur den geringsten Theil von denjenigen aus, welche gleichfalls an der Wirkung des gedachten einfachen Wesens Theil nehmen können. Der Herr Rec. weiß, welch eine unendliche Zahl von Circuln gedacht werden müssen, die eine Kugel ausmachen, und doch alle einen gemeinschaftlichen Mittelpunct haben. So viele Puncte in dieser Kugel den letztern Mittelpunct berühren, in so viele einfache Wesen kan ein ander einfaches Wesen, ohngeachtet es keine Theile hat, zugleich unmittelbar, und vermittelst dieser in die ganze Kugel, wenn sie auch noch so groß gedacht würde, wirken. Auch nur eine flüchtige Durchsicht des § 45 Abh. würde dem Herrn Rec. der Mühe überhoben haben, diesen Zweifel zu erregen.

nach einer deutlichen Auswickelung, einen jeden Theil desselben. § 36=45. Bey dem entgegen gesetzten Beweise des Herrn Canzlers von Wolf untersucht Herr R. den wahren Sinn der natürlichen Regel, welche dieser Wirkung widersprechen soll. Er verwandelt dieselbe in eine allgemeine metaphysische mit dem Herrn Bilfinger, und zeigt darauf, daß gedachte Wirkung mit ihr in keinem wahren Widerspruch stehe. § 46. 48. Es ist der Vorwurf in diesem Capitel so mannigfaltig, daß auch ein blosser Auszug desselben ohne seine Gründe, schon den bestimmten Raum überschreiten würde: Dahero wir den geneigten Leser zu der Abhandlung selbst verweisen, und uns zu dem 4ten Capitel wenden.

§ VII. Dieses beweiset nun, daß Leib und Seele wirklich, und zwar zur Zeit der Empfindung in einander wirken. Anfänglich werden die Regeln untersucht, wornach die Substanzen in der Natur ihre Wirkungen verrichten. Gewiß ist, daß sie sich unmittelbar gegenwärtig seyn und berühren müssen. § 52. Sollte eine auf die andere stossen, oder eine die andere drücken: so ist ihre Wirkung in einander nicht schwer zu begreifen. § 53=57. Wenn sie sich aber nur bloß berühren, oder unmittelbar gegenwärtig seyn: so ist alsdann schwer auszumachen, ob sie schon in einander wirken. Diese sind unterdessen die drey oder alle Bewegungen, unter welchen sich die Wesen in der Welt berühren. § 55. Körper, in

je

je mehreren Puncten sie sich berühren, desto fester hangen sie zusammen. Dahero müssen ihre Kräfte, und also ihre Monaden, vermöge der Kraft wodurch sie undurchdringlich sind, unter dieser Bedingung schon in einander wirken. § 57-60. Sollte demnach wohl ein Zweifel übrig seyn, daß die übrigen Substanzen in der Welt, welche mit derselben Kraft versehen sind, auch gleich in einander wirken, als sie sich berühren § 61? Der Grund, warum die Monaden der Körper bey ihrer Berührung schon in einander wirken, liegt in ihrer Kraft, nicht aber in derselben Einschränkung. Deswegen ist eben derjenige Grund der Wirkung bey allen Substanzen, bey welchen eine ähnliche ungleich große, oder größere, ja bey welchen eine ähnliche Kraft nur allein wohnet. § 62. Hieraus fliesset nun die Regel der Natur, daß alle bekannte Substanzen in der Welt, welche mit den Monaden eine ähnliche aber weit vollkommnere Kraft haben, in einander wirken, auch, wenn sie sich nur bloß berühren. § 63. 64. Dahero muß auch diese Regel von der Seele gelten, daß sie in andere Substanzen wirken und von ihr leiden würde: wenn es geschehen sollte oder könte, daß sie mit einer Bewegung auf einander kämen, oder sich drückten, oder sich nur bloß berührten. § 65. Und es kömmt alles darauf an, ob die Seele wohl, so lange sie mit ihrem Körper vereinigt ist, in diesen Umstän-

den

den kan betrachtet werden *. Folgende Gründe sind auch hiezu vorhanden: Jedes Wesen ist besonders an dem Orte, und bey demjenigen, worauf es sich am meisten beziehet. Beziehet sich aber die Seele fast allein auf denjenigen Theil oder Punct des Gehirns, wo alle Nerven der Empfindung und Bewegung zusammen stossen **: so hat sie daselbst ihren Sitz,

* Alles, was wir bishero aus diesem Capitel beygebracht haben, hat der Herr Rec. mit diesen wenigen Worten p. 283 ausdrücken wollen: Nach verschiedenen Sätzen von den Wirkungen der einfachen Wesen in einander, welche alle darauf hinaus kommen, als ob die einfachen Wesen einander drückten, stiessen u. s. w. handelt er insbesondere von der Wirkung des Leibes und der Seele in einander. Er lieset allhie wiederum einfache Wesen, wo wir überhaupt Substanzen lesen. Er liest: die einfachen Wesen stossen, drücken u. s. w. einander; wir aber lesen: es sey eine Regel der Natur, daß, wenn die Substanzen einander stiessen, druckten oder sich bloß berührten, d. i. wenn sie auf irgend eine Art unmittelbar ihnen gegenwärtig wären, sie in einander wirken müßten. Er schweigt endlich von der Berührung der Substanzen, als einem zureichenden Grunde, warum sie in einander wirken, und von der Art, wie diese Regel der Natur ausgewickelt ist. Wir sehen aber dieses als etwas an, welches wir anderswo noch nicht gelesen, und dieses Capitel unter andern vorzüglich merkwürdig macht.

** Wie aber, wenn kein solcher Theil des Gehirns

Sitz, und ist so genau mit diesem Theile verbunden, daß sie da anfängt zu seyn, wo er aufhöret, d. i. daß sie ihm unmittelbar gegenwärtig ist und berühret. § 67 : 69 *. Denn wäre

hirns vorhanden ist? Der Herr Rec. leügnet ihn p. 283. Aber die Anatomie zeiget uns keinen solchen Theil des Gehirns, welches der Verfasser des homme machine sorgfältig ausgeführet hat, wie es auch vielleicht die einzige merkwürdige Wahrheit in seinem Buche ist; oder man muß ein solch großes Stück von Gehirne für den Ort der Zusammenkunft der Nerven annehmen, daß die Seele einen ziemlichen Raum auszufüllen hat. Wir antworten hierauf dieses wenige: Schwerlich ist die Zergliederungskunst ein Mittel, diesen künstlichen Bau zu entdecken. Herr Krüger meinet, daß die Nerven, wodurch wir empfinden, eben deswegen den Sinnen unmerklich und verborgen bleiben müssen, weil man vermitteist ihrer nur empfindet. Dahero der Verfasser des homme machine wohl nicht den besten Weg ergriffen hat, entweder diesen Theil des Gehirns zu entdecken, oder gar aus der Welt zu schaffen. Doch es ist allhie nicht der Ort, ihn zu beurtheilen. Er hat sonst seine Widerleger gefunden. Wir wollen nur zur Erläuterung unsers Satzes, Herrn Reuschens gelehrte Abhandlung de cognitione hominis propaedeumatica anführen, und bemerken, daß die Anhänger von allen dreyen Lehrgebäuden, wodurch man die Vereinigung zwischen Leib und Seel zu erklären sich bemühet hat, sich sämtlich gezwungen gesehen, diesen Bau des Gehirnes anzunehmen.

* Hierzu spricht der Herr Rec. p. 284. Herr R. hat

wäre sie einem andern Theile unmittelbar gegenwärtig: so müßte entweder eine oder beyde Bedingungen falsch seyn, welches wider § 67. 69. Berührte sie keinen, und wäre gleichsam in einem leeren Raume von allen Theilen des Gehirnes entfernet: so wäre sie eigentlich bey keinem, welches wider die erste Bedingung § 67, oder in diesem oder jenem Punct des leeren Raums ohne zureichenden Grund, zu geschweigen, daß kein leerer Raum nach den Lehrsätzen der meisten Naturkündiger vorhanden ist. § 70 *. Aus diesen Umständen ist

hat nichts weiter erwiesen, als daß die Seele dem Sensorio gegenwärtig seyn müsse: und gegenwärtig seyn heißt bey ihm berühren. Wie denn gegenwärtig seyn? So, daß wo das Sensorium aufhöret, die Seele, daß ich so rede, anfängt zu seyn; daß zwischen ihnen beyden weder etwas noch ein leerer Raum ist, und seyn kan; daß sie sich einander unmittelbar gegenwärtig sind. Und dieses nennet er auch mit Recht berühren. Der Herr Rec. ziehe hierbey den § 45 zu Rathe: so wird er mit Herrn R. einerley Meinung werden, wo er vermuthlich einen sinnlichen Begriff von der Berührung der Körper nicht vor einen allgemeinen auszugeben gedenket.

* Von diesem Beweise urtheilet der Herr Rec. also: p. 284. Nun bemühet er sich noch zu erweisen, daß die Seele nicht in diesem Platze wie in einer leeren Höhlung sitzet, welches er daraus, daß alles in der Welt voll ist, leicht darthut. Wir wundern uns, daß

ist offenbar, daß die Seele und derjenige Theil des Gehirns welchen sie berühret, in einer beständigen Wirkung sind, wie zur Zeit der Empfindung, und in dem Augenblicke da die Seele empfinden soll, der Leib vermittelst dieses Theils in sie mit einer Bewegung wirket. §71=73.

§ VIII. Hierauf erkläret das fünfte Capitel den Ursprung der Empfindungen und willkührlichen Bewegungen aus der Wirkung des Leibes und der Seelen in einander. Es kömmt alles auf die drey Stücke hauptsächlich an, ob durch die Wirkung des Körpers in die Seele zur Zeit der Empfindung eine Vorstellung der äussern Körper in ihr entstehen müsse? wie sich die Seele derselben bewust werde, und dadurch die Sache so klar und deutlich empfinde? endlich ob und wie aus der Wirkung der Seele in den

daß der Herr Rec. nur bloß diesen Grund anführet, welchen Herr R. für den schwächsten hält, und ausdrücklich nur im Vorbeygehen berühret. Warum führt er nicht denjenigen an, welchen Herr R. für den eigentlichen Beweis achtet, und angenommen wissen will? Warum nicht vielmehr denjenigen, welcher ohne alle streitige Hypothese ist, als welcher noch von vielen großen Naturlehrern und von dem Herrn Rec. selbst, wo ich recht aus seinen Ausdrückungen vermuthe, geleugnet wird? Soll denn alles von dem Herrn Rec. so vorgestellet werden, damit er nicht jederman gefallen möge, weil er ihm nicht gefällt?

den Leib die wirklichen Bewegungen erfolgen? Sind die äußern Körper die Ursache von dem Eindruck der sinnlichen Gliedmaßen; dieser von den materiellen Begriffen oder Ideen in dem Gehirn, und solche wiederum von den Veränderungen in der Seele, welche zur Zeit der Gegenwart der äussern Körper durch die Wirkung des Leibes in sie entstehen; stellen die Wirkungen ihre Ursachen als Ursachen allemal so und so groß vor, wie sie sind: so müssen die äußern Körper zur Zeit ihrer Gegenwart so und so groß von der Seele wegen der Wirkung des Leibes in sie vorgestellet werden, wie und welche Gliedmassen der Sinnen sie berühren. § 74-81. Wie diese Vorstellungen der Körper nichts anders als Veränderungen oder Einschränkungen der Kraft der Seele sind: so kan man sie Leidenschaften nennen, so weit sie von der Wirkung des Leibes herrühren; Handlungen der Seelen, so weit sie Veränderungen sind, welche von der Gegenwirkung der Seele in den Leib entstehen; und endlich Perceptionen, so weit sie in der Seele die Körper, welche die Gliedmassen der Sinnen berühret haben, vorstellen. § 82. 83. Sie sind den übrigen Gedanken in der Seele, ehe sie durch die Aufmerksamkeit und Ueberlegung zu Gedanken geworden, vollenkommen ähnlich: denn sie sind alle gewisse Einschränkungen ihrer Kraft, Vorstellungen ihrer Vorwürfe und Perceptionen. Dahero ist kein Zweifel, daß sie auch nicht gleich den andern in Gedanken solten ver-

wandelt

wandelt werden können, wenn die Seele auf sie merken wollte. § 84. Es ist diese Regel der Seele bey allen Gattungen ihrer Vorstellungen natürlich, daß sie ihre Kräfte dahin richte, und auf dasjenige merke, wohin sie am meisten geneigt ist. § 85. 86. Indem aber bey den Veränderungen in den Gliedmassen der Sinne durch die äußern Körper der Leib in die Seele wirket, ist diese Wirkung ihrer Art nach die größte. Und die Seele ist ihr eine gleiche Gegenwirkung schuldig. Dahero muß sie alle ihre Kräfte dahin wenden, zu diesen Vorstellungen vorzüglich geneigt seyn, darauf ihre Aufmerksamkeit und Ueberdenken richten, und sich dieser Perceptionen der Körper bewußt werden. § 87. 88. Also ist nicht mehr daran zu zweifeln, daß durch die Wirkung des Leibes, Empfindungen in der Seele können erwecket werden, so weit sie die Kräfte der Seelen bestimmet, die äußern Vorwürfe vorzustellen, und die Seele selbst aufgewecket wird, darauf zu merken. Doch der Seelen kommt auch ein großer Theil davon zu. Hätte sie kein Vermögen aufzumerken u. s. w. keine gewisse Regeln, nach welchen sie sich darinne richtete, und wendete sie ihre Kräfte nicht dazu an: so würde durch diese Wirkung niemals in ihr ein Gedanke oder Empfindung entstehen können. § 89. Diese also zur Empfindung gebrachte Seele muß wegen ihrer beständigen Wirksamkeit zu neuen Vorstellungen schreiten, wenn sie auch nicht von außen dazu gebracht

wird: ja sie wird durch diesen ihren vorhergehenden Zustande, nicht, weil er mit dem zukünftigen unähnlich, sondern ähnlich ist, dazu bestimmet. § 91. Da also die Seele bey ihrer Empfindung durch alle ihre Bestimmungen welche sie durch die Wirkung des Körpers erhält, bey den übrigen Gedanken hingegen nur bloß durch die ähnlichen zum Aufmerken u. s. w. gebracht wird; von den Stufen der Aufmerksamkeit aber eine größere Klarheit abhanget: so müssen durch die Wirkung des Leibes in die Seele, die Empfindungen in ihr weit lebhafter, als die übrigen Gedanken, doch undeutlich seyn: weil die Kräfte der Seele durch diese Wirkung auf alles zugleich aufmerksam zu seyn bewogen werden. § 92. 93. Wenn unterdessen die Seele durch die Wirkung des Körpers zu Empfindungen aufgeweckt ist, und zu andern Gedanken wegen ihrer Aehnlichkeit schreitet: so dürfen die in beyden Gedanken ähnliche Bestimmungen oder Bemühungen der Kräfte der Seelen nicht aufhören, sondern nur mit neuern vermehret werden. Jene aber waren vorhero bey der Empfindung dahin gerichtet, wo das Gehirn die Seele berühret, und in sie wirkte. Dahero richtet sie die Seele bey den neuen Gedanken gleichfalls dahin, wirket in das Gehirn, und bringet eine Bewegung, d. i. von jedem zukünftigen Gedanken einen materiellen Begriff in demselben hervor. § 94. Auch die willkührlichen Bewegungen entstehen von der Wirkung der Seele in den Leib.

Denn

Denn nach aller Geständniß nehmen sie ihren Anfang von der Bewegung in dem Theile des Gehirns, wo die Nerven der Empfindung und Bewegung zusammen stossen. Diese muß nun entweder aus einer Bewegung in den Nerven von aussen unmittelbar, oder aus einer Bewegung, welche die Seele als eine materielle Idee ihrer Gedanken gewirket hat; oder bey ihrem Wollen aus einer unmittelbaren Wirkung entspringen. Das erstere aber findet nicht statt: weil diese Bewegung durch die Gegenwirkung der Seele beym Empfinden ganz aufgehoben wird. Dahero muß eines von den letzten Gliedern gelten, und also die Seele entweder unmittelbar oder mittelbar diese Bewegung in dem Gehirne, und durch solche die willkührliche Bewegung wirken. § 96. Es ist fernerhin gewiß, daß die Seele, indem sie den Willen hervorbringt, auch in diesen Theil des Gehirns wirket. Denn sie schreitet von der Vorstellung der Sache zu der Neigung nach derselben, oder zu einem Bemühen ihre Empfindungen hervorzubringen. Dahero gehet in beyden Fällen das Bestreben der Seele auf einerley Sache, und ihre Kräfte und Bemühungen sind bey dem Wollen nicht anderswo, als bey der Vorstellung der Sache, sondern eben dahin und noch stärker gerichtet. Wegen dieser Bestimmung der Kräfte aber wirkte die Seele bey ihrer Vorstellung in den Leib, und brachte in dem Gehirne eine Bewegung und materielle Idee hervor. Dahero muß sie, in-

dem sie will, in diesem Theile des Gehirns eine desto größere Bewegung hervorbringen. § 97. Da nun die willkührliche Bewegung von einer Bewegung in dem Gehirne, welche die Seele hervorgebracht hat, entspringen muß, und doch erstlich nach dem Willen der Seele entstehet: so ist wohl kein Zweifel, daß sie von dieser Wirkung der Seele in den Leib, welche in dem Augenblicke, da sie will, geschiehet, unmittelbar entspringet, um so vielmehr, weil diese Wirkung gleich ist dem Bestreben der Seele, wenn sie empfindet; dieses aber der Wirkung des Körpers mit einem Stoß oder Bewegung, woraus jede Bewegung herrühren könte, völlig gleichet. § 98. 99. Welches noch mehr außer allem Zweifel gesetzet würde, wenn man anzunehmen nöthig achtete, daß die Seele sich von selbst ihrem Willen gemäß in Bewegung setzet, welches die Vertheidiger der vorherbest. Harm. wider ihren Willen zuzugeben gezwungen werden. § 100. 101 *.

§ IX.

* Nach diesem mitgetheilten Auszuge der vornehmsten Sätze aus diesem 5ten Cap. wird jeder billiger Leser von dem Fleiß, Einsicht und Unpartheilichkeit des Herrn Rec. welche er bey diesem sehr wichtigen Capitel bewiesen hat, am besten urtheilen können. Wir dürfen nichts mehr, als seine Worte hersetzen, und den Leser bitten, sie gegen dasjenige, was er gelesen hat, zu halten. Wir sind alsdenn versichert, Herr R. wird von dem ironi-

§ IX. Nachdem also aus der Wirkung Leibes und der Seele in einander die Empfindungen und willkührlichen Bewegungen deutlich aus einander gesetzt sind: untersuchet das 6te Capitel, was zur Erklärung der Uebereinstimmung zwischen Leib und Seele sowohl nach der vorherbestimmten Harmonie, als auch nach dem natürlichen Einfluße gehöre, und welches von diesen Lehrgebäuden die beste geben könne. Bey dem natürlichen Einfluße siehet man bloß auf die Verknüpfung der Ursache und ihrer Wirkung, nexum effectivum, welche zwischen Leib und Seele angenommen wird. § 104.

ironischen Urtheile des Herrn Rec. selbst Ehre haben. Es enthält, spricht er p. 284. dieses Capitel in der That sehr viel lehrreiches, da man vortrefflich einsiehet, wie sich alle Begebenheiten bey dem Leibe in der Seele aus dem physikalischen Einflusse erklären lassen. Z. E. Die Gegenstände, welche die Augen rühren, erregen andere Empfindungen, als diejenigen, welche die Ohren rühren; weil jene in andere Werkzeuge wirken, und dadurch andere Vorstellungen in die Seele verursachet werden. Wir halten es nicht für nöthig, seine Erklärungen weitläuftiger zu erzählen, welche alle darauf hinauskommen, daß durch gewisse Bestimmungen, welche die Kraft der Seele von dem Körper erhält, in ihr diese oder jene Empfindung veranlasset, und gegentheils die Bewegungen des Körpers von der Wirkung der Seele verursachet werden.

In der vorherbestimmten Harmonie aber nimmt man und muß man zween allgemeine Grundsätze annehmen, einmal, daß die Veränderungen sowohl in der Seele, als in dem Leibe, in jedem Wesen vor sich betrachtet, sich wie Ursachen und Wirkungen auf einander beziehen, oder einen nexum effectivum unter sich haben. Zweytens, daß die Veränderungen in der Seele mit den Veränderungen in dem Leibe auch beständig übereinstimmen, und also im nexu typico stehen. Denn nach diesem Lehrgebäude kan man nicht bloß sagen, Gott hat zwey Wesen, welche in ihren Veränderungen übereinstimmen, zusammen gesetzt: (Solches sagt ein Influxist auch) sondern es muß noch fürnemlich die Bestimmung hinzu kommen, daß in einem jeden die Veränderungen aus seinem vorhergehenden Zustande entspringen. § 105 - 108 *. Wer also dieses

* Hierzu spricht der Herr Rec. folgendes p. 286. Das ist der Beweis, daß diese beyde Substanzen (Seele und Leib) auch einen nexum effectivum nebst dem typico in der vorherbestimmten Harmonie haben sollten. Wir überlassen unsern Lesern, denselben zu suchen: Denn wir haben ihn in den angeführten nicht finden können. Und wir auch nicht. Darum rathen wir den Lesern ab, solchen nicht darinne zu suchen, um so vielmehr, da Herr R. ihn gewiß nicht hat geben wollen. Der Herr Rec. hat nur unrecht gelesen. In der Schrift stehet nicht, daß ein nexus effectivus zwischen die beyden Substanzen Leib und

dieses Lehrgebäude deutlich erklären will, der muß 1) in Ansehung der Empfindung zeigen, daß die Seele aus ihrem vorhergehenden Zustande vor sich allein Empfindungen hervorbringen könne, und besonders zur Zeit der Gegenwart der äussern Körper, von ihnen eine Empfindung unter allen bekannten Umständen hervorbringen müsse; 2) In Betracht der willkührlichen Bewegung des Leibes darthun, daß aus der Bewegung in den Nerven der Sinnen eine Bewegung nach der andern in dem Gehirne, welche dem innern Zustande der Seele gemäß ist, und endlich aus dieser eine willkührliche Bewegung entstehen könne, und zur Zeit, da die Seele will, entstehen müsse. § 110. 111. Eben dieses muß ein Influxist aus der angenommenen Wirkung der Seele und des Leibes in einander erklären, und findet sich dazu auch nicht ungeschickt. § 112-116. 122. Ein Harmonist aber kan aus dem vorhergehenden

 Zustande

und Seel, sondern zwischen den Veränderungen der Seele oder des Leibes in jeder Substanz vor sich betrachtet, nach der Harmonie nothwendig seyn muß. Und davon werden die Leser in derselben den Beweis ohne Mühe finden. Der Herr Rec. aber wird nun nicht mehr verlangen, daß jene aus dem, was er gesagt hat, das übrige von diesem Capitel, worinne eine große Blösse der vorherbestimmten Harmonie entdecket wird, abnehmen, noch seinem Urtheil von der ganzen Abhandlung einen gegründeten Beyfall geben sollen.

Zustande der Seele die Empfindung nicht erklären, weil sie aus demjenigen Zustande, nicht, dessen er sich bewust, sondern unbewust ist, entspringen müssen, § 117. 118. und so gar dieser Ursprung den Regeln, welche der Seelen natürlich sind, zu widersprechen scheinet. § 119-121. Er kan auch, wenn man ihn gleich zugeben wollte, daß aus der Bewegung in den Gliedmassen der Sinnen neue Bewegungen in dem Gehirne, und in den andern Theilen des Leibes hervorkommen könten, nicht zeigen, daß diese neue Bewegungen den Veränderungen in der Seele gemäß sind, und zu der Zeit entstehen müssen, wann jene in der Seele vorgehen. § 123. Aber auch die zugegebene Bedingung ist weder aus der Erfahrung und Vernunft wahrscheinlich zu machen, noch einmal möglich. § 124-126. Derohalben ist ein Harmonist nicht so geschickt, wie ein Influxist, sein Lehrgebäude deutlich zu erklären.

§ X. Nun ist endlich Herr R. im Stande, in dem letzten und 7ten Capitel sein Lehrgebäude aus richtigen Gründen darzuthun. Weil man nach demselben den Ursprung der Empfindungen und willkührlichen Bewegungen am besten und natürlichsten erklären kan: so bekömmt es dadurch nach dem Ausspruch des Herrn von Wolff und Jaquelots den höchsten Grad der Wahrscheinlichkeit. § 129-130.

Der

Der Seele ist natürlich, daß sie von einer Vorstellung auf die andere von selbst nicht anders, als wegen ihrer größten Aehnlichkeit kömmt; daß sie nur darauf merkt, wozu ihre Kräfte am meisten geneigt; daß eine erlangte Fertigkeit nicht im Augenblick verlohren gehet; daß in ihr kein Sprung geschiehet. Diesen Regeln vermag die vorherbestimmte Harmonie kein Genüge leisten; dahero kan sie nicht allzuwahrscheinlich gedacht werden. § 131 - 133. Woraus von selbst schon die Wirklichkeit des natürlichen Einflusses erhellet. § 134. Doch man braucht auf den Untergang der Harmonie nicht den natürlichen Einfluß zu bauen, da in dem 4ten und 5ten Capitel aus seinen Gründen dargethan worden, daß sowohl der Leib bey den Empfindungen in die Seele wirket, als diese die willkührlichen Bewegungen in dem Leibe zur Wirklichkeit bringet. § 135.

So sind Herrn R. Gedanken von seinem Lehrgebäude beschaffen. Ist ein Leser nicht von Vorurtheilen eingenommen, noch gewohnt, Schriften von dieser Art mit flüchtigen Augen durchzulaufen; wird er mit dem Herrn Rec. keine sinnliche und körperliche Begriffe darinne antreffen, und von der Einbildungskraft auf die Seele angewandt finden. Er siehet auch leicht aus diesen unsern Anmerkungen ein, aus welchen Quellen das ungünstige Urtheil des Herrn Rec. fliesset. Wir fin-

den daher um so viel weniger nöthig, ihm alles ausdrücklich zur Last zu legen, was sein Auszug nachtheiliges vor ihm verräth, da Herr N. gewiß nicht verlanget, durch anderer Fehler groß zu werden. Nun ist nichts mehr übrig, als daß ich versichere mit aller Hochachtung zu seyn.

IV.

Le Petit-Maitre Philosophe.

b. i.

Reise und Begebenheiten des Genu Saalhat, Chevaliers von Mainvillers, in den vornehmsten Höfen von Europa. Londen, 1, 2, 3, 4 Theil, 8.

Dieses Buch führet seine Aufschrift mit allem Rechte: und wenn man etwas an der ganzen Schrift loben kan, so ist es dieses, daß sie solcher vollkommen Genüge thut. Der Herr Verfasser, der sich eine Ehre daraus macht, ein sogenannter Petit-Maitre zu seyn, erzählet darinne die tollkühnen und theils abgeschmackten Streiche, die er als ein solcher Held ausgeführt; wobey er so viel kalte Bons-Mots und übel angebrachte Scher-

ze einmengt, und zugleich von allen Sachen, ja von den grössten Leuten mit einer so unbändigen Freyheit urtheilet, daß ihm niemand den Namen eines artigen und süssen Herrn in seinem völligen Umfange absprechen kan. In so ferne ist auch kein Zweifel, daß er viel jungen Leuten gefallen werde, die eben so zu denken gewohnt sind. Man trifft zwar verschiedene artige Einfälle und viele Gedanken darinne an, die, wenn sie gleich nicht ganz richtig sind, doch gefallen, und zum Theil nicht ohne Lachen können gelesen werden. Aber überhaupt zeigt sich allhier vollkommen der Character eines aufgeweckten, leichtsinnigen Franzosen, der sich zuweilen eine Ehre daraus macht, von der Art abzugehen, nach welcher kluge Leute zu denken pflegen; der beständig glaubt, er werde von jederman bewundert; welcher der erste ist, der seine Einfälle oder Erfindungen vor artig hält, um andern die Mühe zu ersparen, solches selbst zu thun *. Die Art des Vortrags und die ganze Verbindung ist so beschaffen, daß man leicht erkennen kan, der Herr Verfasser sey voll Ungedult gewest, daß er nicht gleich bey dem Anfange hat können fertig seyn.

Daß

* Daher braucht er immer die Verbindungsart: Repondis-je poliment, adroitement &c.

Daß wir nicht ohne Grund also urtheilen, werden unsere Leser aus dem Inhalte und Anmerkungen ersehen, die wir ihnen mittheilen wollen, ohngeachtet die Geschichte nicht eben von Wichtigkeit ist, oder solches vorzüglich verdiente.

Der junge Herr von Mainvillers hält sich, so bald er das schöne Geschlecht zu kennen anfängt, eine Maitresse; vertheidiget die Ehre seines Vaters gegen einen alten Officier, der ein grösserer Held, als er, im Sauffen seyn wollen; läßt sich von seinem niederträchtigen Freunde bereden, ihm ein Frauenzimmer entführen zu helfen; wird aber von einem andern jungen Herrn belehrt, daß solches wider ihren Willen geschehen. Als ein großmüthiger Ritter hilft er sie sogleich ihrem Räuber wieder abnehmen: Auf Zureden seiner Mutter entschließt er sich ein Geistlicher zu werden, und kommt daher in das Seminarium zu Chartres. Nach etlichen Schulstreichen gehet er heraus. Seine Maitresse wird ihm untreu; wobey er sich so großmüthig, als ein Petit-Maitre, das ist, leichtsinnig bezeiget. Sein alter Vetter nimmt ihn zu sich, mit dem er sich aber sehr wenig vertragen kan. Er liebt die Tochter eines Kaufmanns, dessen Bruder, ein Jesuit, ihm hinderlich ist, weil er seine Absichten einsieht; begiebt sich aus Ver-

druß

druß in die Abtey Trape, und bequemt sich zur rauhen Lebensart daselbst; geht aber in einem Jahre wieder heraus, hält sich wieder bey seinem Vetter auf, und fängt seine vorige Lebensart aufs neue an. Er liebt die Herzogin von Anxi. Seine Feinde, der Baron dem er das entführte Frauenzimmer wieder abgenommen, und seine ehemalige Maitresse, machen ihren Gemahl eifersüchtig. Nachdem er hinter ihre Bosheit gekommen, rächet er sich an dem Baron auf diese Art, daß er mit seinen Freunden eine vom Parlament niedergesetzte Commißion vorstellt, und ihm darinne den Proceß machen läßt. Diese Rache an seinem Feinde bringt ihm die Liebe der Hertzogin zuwege, die er endlich unterbricht, indem er sich mit einem Bürgermädgen vergehet. Aus Verzweiflung zieht er in den Krieg; kommt aber gar bald wieder zurücke nach Paris, da er erfahren, daß ihm die Herzogin sein Vergehen verziehen habe. Sein Aufenthalt währt allda nicht lange. Es wird ihm angezeigt, daß man eine Lettre de Cachet bey dem Könige wider ihn ausgewirkt; er sucht sich heimlich davon zu machen, wird ertappet und auf ein Schloß nach Caen geführt. Die Herzogin wirkt in kurzem seine Freyheit aus; allein er bekömmt Befehl vom Könige, inherhalb zwo Tagen das Königreich zu räumen. Er be-

giebt

giebt sich nach Berlin, wo er Freundschaft mit dem Marquis d'Argens macht. Als ein sehr verschwiegener Freund erzählt er dessen Liebesintriguen mit der Babet Cochois; seine eigenen mit der Madame Cochon, und einiger anderer Herren mit ihren Töchtern. Er berichtet ferner, daß er hier zum Autor worden, und la plume surnoise sur les affaires du tems geschrieben, hierdurch viel Lob erhalten, und selbst dem Marquis d'Argens das Geständniß von der Schönheit dieses Werkes abgedrungen habe. Als ein anderer irrender Ritter unternimmt er eine Reise nach Frankreich, seinem Freunde ein Frauenzimmer das man ins Kloster führen will, befreyen zu helfen. Auf dieser Reise geht er durch Dreßden, wartet ihrer Excellenz dem Herrn Grafen von Brühl auf; kommt in Frankreich an, ohngeachtet er daraus verbannet worden, und führt sein unbesonnenes Vorhaben wirklich aus.

So weit geht die Geschichte des Herrn von Mainvillers. Es scheint, daß noch eine Fortsetzung derselben erfolgen wird, weil sonst der Aufschrift nicht Genüge geschiehet, welche der vornehmsten Höfe von Europa Erwähnung thut. Dasjenige, was uns am meisten an dieser Schrift mißfällt, ist dieses, daß sich der Verfasser nicht scheuet, von den größten und noch lebenden Herren, die er mit

Namen

Namen nennt, Nachrichten zu geben, die ihm vielleicht niemand Dank wissen wird. Gegen seinen Freund, den Herrn Marquis d'Argens, handelt er wenig freundschaftlich, da er verschiedene Spötterenen gegen denselben gebraucht, und Dinge von ihm erzählt, die, wenn sie auch an dem sind, doch nicht brauchten der Welt bekannt gemacht zu werden. Er will mit aller Gewalt ein Freygeist seyn; weswegen er einen ganz rasenden Discours, den er in Gegenwart eines vornehmen Geistlichen gehalten, anführt; auch sehr oft, und zwar gemeiniglich abgeschmackter Weise, mit dem was in der Religion am heiligsten ist, spottet *. Seine Mutter hält ihm

* Z. E. P. II p. 2 redet er von den Reizungen der Herzogin von Anxi, und setzt hinzu: Ein Scepticus habe an ihrem Daseyn zweifeln können; denn es sey gar zu selten, etwas so Angenehmes in der Welt zu sehen, wo wir ohnedem nur wären zu leiden, bis wir dereinst das selige Anschauen im Himmel genössen: dans ce monde, ou l'on dit, que nous sommes faits pour souffrir, en attendant les visions beatifiques du ciel. p. 15 sagt er: Die Familie der Touguets bestehe aus so geschickten Leuten, daß sie sich der geringsten Dinge zu grossen Ausführungen zu bedienen wüßten, indem sie des Grundsatzes der Gottheit eingedenk wären, die durch die kleinsten Dinge die größten hervorbringe. p. 40. An deren Stelle kam die Göttin der Gerechtigkeit; von der

ihm an einem Orte ein langes Gespräch, um ihn zum geistlichen Stand zu bereden, indem sie ihm vorstellt, daß er in solchem seinen Ehrgeiz, Begierde nach Reichthum und Wollust am besten ersättigen, und alles dieses erlangen könne, ohne daß es nöthig sey, Verdienste zu besitzen: welches, wie man leicht siehet, eine Satyre auf die Geistlichen seyn soll, die aber zugleich viel Ungerechtes in sich enthält, indem er einige Geistliche mit Namen nennt, die von dieser Art seyn sollen. Man trifft ausserdem viel falsche Gedanken hin und wieder an. Kommt er aber aufs Philosophiren, so zeigt sich der völlige Petit-Maitre Philosophe.

der der Psalmist saget, daß sie und der Friede einander küssen, um von einander Abschied zu nehmen, und nie wieder zusammen zu kommen. p. 109. Nichts war lächerlicher als seine Klage. Des Jeremias seine konte nicht so herzbrechend herauskommen.

Inhalt:




Johañ Gottlieb Bidermann,
Rector der Schule zu Frey=
berg.

Zuverläßige Nachrichten

von dem

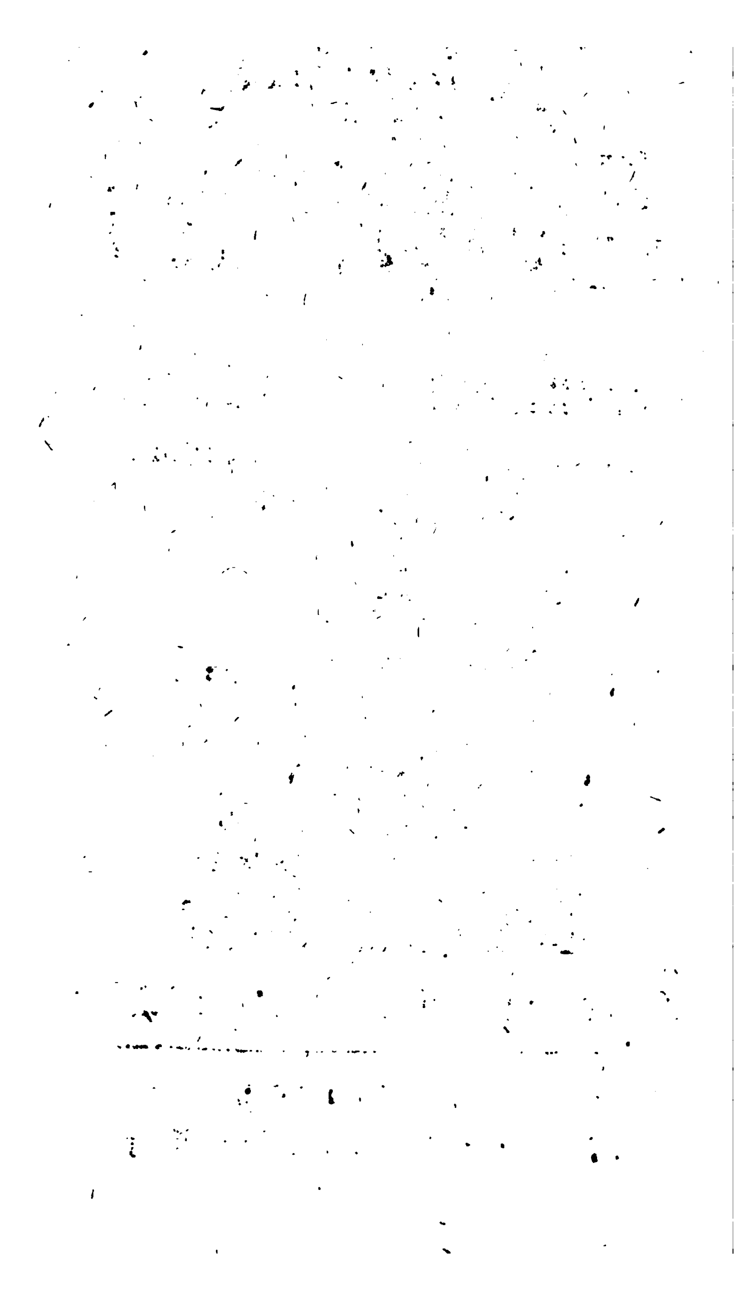
gegenwärtigen Zustande, Veränderung und Wachsthum der Wissenschaften.



Hundert und ein u. sechzigster Theil.

Leipzig, 1753.

in Joh. Friedr. Gleditschens Buchhandlung.





I.
Notæ Græcorum.

§. 1.

Eduard Corsini, Clerici Regularis Scholarum piarum und Prof. Philosophiæ zu Pisa, Abhandlung von den auf alten griechischen Denkmahlen vorkommenden Abkürzungen der Worte und Zahlen. Florenz 1749 Folio. Ohngefähr 3 Alphabet stark.

Daß Herr Corsini ein fleißiger, geschickter, und in den Alterthümern, sonderlich den griechischen, wie auch der alten Zeitrechnung, wohl erfahrner Mann sey, solches wird Lesern unserer Nachrichten von den nächst verstrichenen Jahren zur Genüge bekannt seyn. Daß man ihn aber auch für einen Mann von Urtheil und gesetzten Gemüthe halten müsse, ersicht man aus der Zueignungsschrift dieses Werks an den Herrn Cardinal Quirini. Er

war sie ihm schuldig. Denn der Herr Cardinal hatte ihn zu Ausarbeitung desselben aufgemuntert, und zum Drucke die nöthigen Kosten hergegeben. Solche große Verdienste preiset Herr Corsini mit so kurzen und mäßigen, doch hinlänglichen Ausdrücken, daß man gestehen muß, er gleiche seinen Landesleuten in dem Stücke so wenig, als ein gelehrter Schweitzer, der gleichfalls auf des Herrn Cardinals Unkosten im vorigen Jahre ein großes Werk von einer Kleinigkeit drucken lassen, ihm gleichet (a).

Es geschieht selten, daß Herren nicht eben von der ersten Größe, sich auf eine so ausnehmende Art, als der Herr Cardinal Quirini, milde gegen die Wissenschaften bezeigen. Es giebt im Gegentheil nicht wenig solche Prälaten, welche nichts anders gelernt haben, als ihre Tage in Ruhe und Unwissenheit aller Dinge zuzubringen; welche Bücherlesen und Bücherschreiben vor Holzhackerarbeit ansehen; die lieber mit ihrem Koch und Stallknechte, als mit einem berühmten Lehrer sprechen, den Briefwechsel mit einem Gelehrten bürgerlichen Standes vor eine Beleidigung ihrer Würde, und Umgang mit Ketzern vor eine Todtsünde achten.

(a) Läge das Buch nicht am Tage, so würde es beynahe unglaublich seyn, daß ein Schweitzer mitten in seinem Vaterlande so aus der Art schlagen, so übermäßig, und so ekelhaft schmeicheln könne.

achten. Man hat also des Herrn Cardinals ungemeine Liebe zu den Wissenschaften, dessen unermüdete Sorge vor deren Beförderung, dessen Hochachtung vor die Gelehrten und freundlichen Umgang mit denselben, dessen eigenthümliche weitläuftige Wissenschaft, und großmüthige Verwendung seines Vermögens auf nützliche Anstalten, destomehr zu bewundern und dankbar zu verehren. Laufen gleich etwan Schwachheiten mit unter, so sind sie menschlich; und der Herr Cardinal ist selbst nicht an allem schuld. Daß z. E. einer, der sich sonst nicht würde in der Welt sehen lassen, unter dem Schutze seines Namens auftritt; daß ein anderer, der gerne in eine italienische Secretät kommen, und seinen Titel um eine halbe Zeile verlängern will, ihm die Füsse küsset; davor kan er nicht. Wer weiß, ob er nicht in seinem Herzen über diejenigen ungehalten ist, die ihn durch unmäßige Lobsprüche verhöhnen wollen; ob er nicht über die Eitelkeit solcher Menschen lache, die aus seinen Verdiensten um destomehr Wesens machen, je weniger sie solche kennen. Wiewohl es sind dergleichen Trompeter einigermassen zu entschuldigen. Sie wissen, daß manchmal Standespersonen durch das beständige Geschrey ihrer Anbeter das feine Gehör verlieren, und daß derjenige, welcher sich vor ihnen will hören lassen, sich eine gute Trompete zulegen muß. Läßt der Herr Cardinal aus Eigenliebe fremde gute Bücher drucken; so ist die Wirkung allezeit

 rühm-

rühmlich, es mag im übrigen mit der Ursache beschaffen seyn wie es wolle. Hat er gleich durch seine Mildigkeit gewußt, die Zuschrift eines Werks, das unserm Deutschland Ehre macht und seinen Verfasser verewiget, auf sich zu bringen, da sie sonst, wie es schien, in der Nähe des Verfassers würde geblieben seyn: so gereicht dergleichen Freygebigkeit weder dem Geber noch dem Empfanger zur Schande, und konte nie besser angelegt werden. Eigenliebe und Ruhmbegierde haben vielfältig die grössten, merkwürdigsten und heilsamsten Dinge hervorgebracht, wenn auch gleich die Sittenlehrer erwiesen hätten, daß sie Laster wären.

Doch wir merken, daß wir uns von unserm Vorhaben entfernen, und kehren deswegen zu dem Herrn Corsini zurücke. Sein Werk läßt sich füglich in drey Theile eintheilen; in die Vorbereitungsstücke, das Werk selbst, und einen Anhang. Die Vorbereitung besteht aus sechs Abschnitten, davon der erste die Aufschrift des Werkes betrifft, der zweyte von dem Ursprunge und Alter der griechischen Zeichen, und der dritte von der Griechen ihren Zahlen handelt. Im vierten erweiset Herr Corsini die Nothwendigkeit und den Nutzen sothaner Untersuchungen. Im fünften geht er diejenigen Schriftsteller durch, die ein gleiches mit ihm gethan, oder thun wollen. Und endlich im sechsten giebt er die Ursachen, die ihn zu gegenwärtiger Arbeit veranlasset, ingleichen die Absicht an, die er dabey gehabt, und zeiget,

auf

auf was Weise er sein Vornehmen ausgeführet.

In dem ersten Abschnitte rechtfertiget er seine Aufschrift de Notis Græcorum. Er vermuthete nemlich, es möchten sich Leute finden, die es ihm verargten, daß er nicht vielmehr sein Werk vor eine Abhandlung de Siglis Græcorum ausgegeben. Man macht nemlich einen Unterscheid unter Notæ und Siglæ; und Joh. Nicolai, der von gleicher Materie geschrieben, hat sein Buch de Siglis veterum benennet. Die alten JCti unterscheiden beyde Worte also, daß Siglæ buchstäbliche, Notæ aber willkührliche Zeichen bedeuten. Wir müssen uns deutlicher ausdrucken. Siglæ, sagen sie, sind solche Zeichen, die durch einzelne oder mehrere, entweder Anfangs-, oder Anfangs- und Mittel-, oder auch wohl gar Anfangs- Mittel- und Endbuchstaben, dasjenige Wort, aus welchem die Buchstaben genommen sind, andeuten: Z. E. Wenn man schreibt A. V. C. vor anno urbis conditæ; Q. F. F. Q. S. quod felix faustumque sit, und dergleichen mehr. Warum sie Siglæ heissen, ist noch nicht recht ausgemacht. Einige meynen darum, weil sie singulæ, einzelne Buchstaben von ganzen Wörtern; andere, weil sie, sigilla, das ist kleine signa oder Zeichen von ganzen großen Wörtern sind. Notæ aber heissen bey den alten JCtis solche Zeichen, die mit dem Worte, das sie bedeuten, keine Gleichheit, keine Gemeinschaft haben, und folglich eben so leicht,

mit eben dem Rechte, das Gegentheil von dem, was sie nunmehro nach der willkührlichen Bestimmung ihres Erfinders anzeigen, vorstellen könten. Dergleichen sind die bekannten notæ Tyronis & Senecæ, die man zu Ende des Thesauri Gruteriani findet. Die von ihnen so benannten Notarii oder Geschwindschreiber bedienten sich derselben, wenn sie eine Rede die gehalten wurde, nachschreiben wollten. Zu Folge solches Unterschiedes nun hätte Herr Corsini seinem Werke den Titel de Siglis Græcorum geben sollen. Allein er erweiset mit tüchtigen Zeugnissen alter Schriftsteller, daß man beyde Worte gar oft mit einander verwechselt habe. Weil er auch überdem sich vorgenommen, nicht allein von den buchstäblichen Zeichen der Griechen, sondern auch von deren willkührlichen Zeichen zu handeln, dergleichen in ihren Zahlen und andern Denkmahlen vorkommen; so hat er sich genöthiget gesehen, nicht das engere Wort Siglæ, sondern das Wort Notæ auf dem Titel zu gebrauchen, welches den ganzen Umfang seines Vorhabens gar füglich unter seinen weitläuftigen Begriff bringen ließ.

In den ältern Denkmahlen der Griechen die bis auf uns gekommen, findet man die Zeichen oder Abkürzungen der Worte sehr selten, und viel sparsamer als in den neuern. Neuere Denkmahle nennt man diejenigen, die von den Zeiten herrühren, in welchen alle griechischen Völker, sowohl in Europa als in Asien, dem römi-

römischen Scepter unterthänig waren. Zu den ältesten Zeichen rechnet Herr Corsini die Nachricht, die man beym Xenophon und andern findet, daß die Bürger von Argos auf ihre Schilder ein A, die Sicyonier ein S, die Lacedämonier ein L, und die Macedonier ein M geschrieben. Weiter führt er einen alten Stein von der LXXXsten Olympiade an, auf welchem man die zwey Abkürzungen ΤΡΙΕ vor τριηράρχης, und ΦΙΛΑΡΧ vor Φυλάρχης findet. Das läßt sich noch leichter errathen, als was die beyden Buchstaben Ε. Θ. die gleich zu Anfange des berühmten und merkwürdigen sogenannten Marmoris sandwicensis (b) stehen,

(b) Es wird von seinem Besitzer also genennet. Der Graf von Sandwich, oder Lord Carteret, brachte es von seinen Reisen in die Levante mit sich nach England zurücke. Der berühmte Herr Taylor ließ es in Kupfer stechen, und gab es mit einer weitläuftigen und gelehrten Erklärung ums Jahr 1740 heraus. Es ist dieses Buch sehr selten hier zu Lande; noch seltner aber in Italien. Herr Corsini, der gleichfalls eine Auslegung dieses Steines im Anhange zu gegenwärtigem Werke in der 6ten und letzten Dissertation mitgetheilet, hat seines Vorgängers Arbeit, wenigstens damals da er mit der seinen beschäftiget war, nicht gesehen, und das Marmor nicht aus dem Original, sondern aus einer französischen Monatsschrift, Nouvelle Bibliotheque genannt, entlehnet. Es enthält gedachter Stein die Namen von den unter der Bothmäßigkeit der Athenienser gehörigen Städten, welche die

bedeuten sollen. Herr Taylor legt sie durch εὐνοία Θεῶν, mit Gunst der Götter, aus. Dieses will dem Herrn Corsini nicht gefallen. Er bringt daher drey andere Muthmassungen in Vorschlag, davon die letzte ist ἐκπραχθέντων θέσις, welches so viel heissen soll als *Exactorum supputatio*. Er hätte wohl gethan, wenn er erwiesen, daß θέσις Zusammenrechnung bedeute; daran mancher gar sehr zweifeln wird. Wenn es hiesse ἔκθεσις τῶν ἐκπραχθέντων oder εἰσπραχθέντων, so würde sich niemand leicht daran stossen. Wie aber, wenn man ἐν Θερμοπύλαις läse? Die Amphictyones, oder Generalstaaten der griechischen Provinzien oder Kreise, von denen in dem Marmore viel gesprochen wird, und bey denen der Abtrag geschehen mußte, kamen apud Thermopylas allezeit ums fünfte Jahr zusammen. Doch ist diese Muthmassung so beschaffen, daß sie entweder dem Lehrgebäude das Herr Corsini in der 6ten zu Ende angehängten Abhandlung aufführet, einen grossen Stoß giebt, oder wenn selbiges fest stehet, selbst fallen muß. Zudem findet man diese siglam

Zinsen von den ihnen anvertrauten Geldern des Tempels des Apollinis Delii abgetragen hatten, oder schuldig blieben waren. Es rührt von der hundert und ersten Olympiade her, und enthält nicht allein eine ungewöhnliche Art Zahlen auszudrucken, sondern auch andere Zeichen, die man nicht leicht anderswo findet.

Siglam auch umgekehrt, θ. Ε. in welchem Falle unsere Muthmassung nicht statthaben kan.

Herr Corsini würde wohl gethan haben, wenn er seine Begriffe von den Notis Græcorum, und was er eigentlich dahin rechne, genauer bestimmt hätte. In dem zweyten Abschnitte seiner Prolegomenorum bringt er unterschiedene Exempel aus alten Steinen bey, die seiner Meynung nach Notæ sind, bisher aber von den Schulmeistern in die griechische Grammatic verwiesen, und den Lehrlingen unter den Namen der Apocope, Aphæresis, Synalœphe und dergleichen beygebracht worden sind. Wenigstens ist es ganz was Neues und Unverhofftes, daß man *καθ᾽ ἕκαςον*, *κατ᾽ ἐνιαυτὸν*, *κἀγὼ*, *κἄπρακτος*, vor *καὶ ἄπρακτος*, &c. unter den Notis Græcorum sieht. Es mag ihn wohl dieses hierzu verleitet haben, daß er in den ältern Steinen gerne viel Abbreviaturen gefunden hätte, aber sehr wenig finden können: daher er alles, was nur einige Aehnlichkeit mit den Abkürzungen hatte, wie man sagt, cum pulvisculo & quisquiliis zusammen gescharret. Die verdorbene Lesart eines gewissen Steines ΚΑΤΑΔΒΜΟΘΕΣΙΑΝ hat er auch mit unter die Notas gebracht; hält aber davor, man müsse in zwey Worten ΚΑΤΑ ΔΗΜΟΘΕΣΙΑΝ lesen. Es wäre gut, wenn er auch dazu gesetzt hätte, was er meyne, daß das aus seiner Schmiede gekommene ungriechische Wort *Δημοθεσία* lateinisch bedeute. *Θεσμοθεσία* ist wohl bekannt, und

und heist eine gesetzliche, obrigkeitliche Verordnung! aber δημοθεσία hat vor Herr Corsini niemand gelesen noch gehöret.

Der dritte Abschnitt der Prolegomenorum handelt von den unterschiedenen Arten, die bey den Griechen von Zeit zu Zeit im Schwange gewest, Zahlen schriftlich auszudrucken. Die Sache ist an sich so zart und kützlich, oder vielmehr die Nachrichten davon sind so verworren und widersprechend, daß wir billig ein Stück überschlagen, von dem auch eine noch so kurze Nachricht weitläuftig fallen würde.

Im vierten Abschnitte bemüht sich Herr Corsini zu erweisen, daß die Bemühung, griechische Notas oder Abkürzungen aus den alten Steinen und Tafeln zu sammlen und zu erklären, nützlich und nöthig sey. Es wird niemand leicht an der Wahrheit dieses Satzes zweifeln. Da wir heut zu Tage noch manchen schönen Rest von griechischen Steinen und Tafeln besitzen, an deren Verständniß viel gelegen ist, sonderlich aber die neuern, die sich von der Zeit der römischen Kaiser herschreiben, voll von Abkürzungen sind, von deren Einsicht das Verständniß der ganzen Stücken abhängt, und in welchen manchmal die wichtigsten Nachrichten verstecket worden: so ist es eine ausgemachte Sache, daß man Forschern, Sammlern und Auslegern sothaner unverständlicher Zeichen, vielen Dank schuldig sey. Es gehört gewiß eine weitläuftige Belesenheit, eine große Erfahrenheit in den Alterthümern, lange

Uebung

Uebung und scharfes Nachsinnen darzu, wenn man sagen soll, was diese und jene einzelne Buchstaben, unter so viel möglichen Worten, davon sie die Anfangsbuchstaben seyn können, eigentlich in dieser und jener Stelle vorstellen sollen, und was manchmal ganze mit lauter Abkürzungen geschriebene Zeilen bedeuten. Man darf sich daher nicht verwundern, daß auch die berühmtesten Männer in diesem Stücke verstossen. Es ist einem Menschen nicht gegeben, alles einzusehen, und alles recht zu machen. Wenn niemand Fehler begienge, so würden die Druckerpressen und Buchläden bald eingehen. Manches Buch, mancher elende Schreiber ist alle sein Wesen, sein Bisgen Ruhm, dem Fehler eines großen Mannes schuldig. Herr Corsini thut wohl, daß er einem Scaliger, einem Reinesio, einem Fabretto, Spon, Ducker und andern berühmten Leuten ihre Fehler zeigt; macht aber selbst dabey neue Schnitzer. Alsdenn folgt ein dritter, der ihn meistert. Ohnfehlbar kommt ein vierter über den dritten, der es noch besser weiß, und alles aufs Reine bringet. Sic vita truditur. So kriegen die Leute was zu thun, und die Wissenschaften werden nach und nach durch unmerklichen Zuwachs der Vollkommenheit nahe gebracht. Heut zu Tage wundert man sich, daß Scaliger und Reinesius das L, so man auf den griechischen Münzen gewahr wird, vor den Anfangsbuchstaben des lateinischen Wortes lustrum angesehen; und es weiß jederman, der

nur

nur ein wenig die Nase in die Münzbücher gesteckt, daß es λυκάβαντι heisse, das ist anno. Herr Corsini hält sich über den Fleetwood auf, daß er die Worte von einer gewissen Aufschrift ΣΕΡΓΙΩ ΒΑΣΙΛΙ ΣΠΑΘΑΙΩ, übersetzt hat: *Sergio regi Spathæo*. Seine Anmerkung, daß ΒΑΣΙΛΙ eine Abkürzung von βασιλικῷ sey, und daß man vor ΣΠΑΘΑΙΩ müsse ΣΠΑΘΑΡΙΩ lesen, regio Spathario, hat allerdings ihre Richtigkeit. Er führt aber zum Beweise seiner Verbesserung, ein ander griechisches Denkmahl an, durch dessen Auslegung er seine Unerfahrenheit in den constantinopolitanischen Geschichten und den griechischen Manuscripten bloß giebt. Es ist auch keine natürliche Folge, daß jemand, der in den alten griechischen Schriftstellern und den attischen Alterthümern wohl bewandert ist, es gleichfalls auch in den byzantinischen seyn müsse. Das Denkmahl, wovon wir sprechen, ist ein bleyernes Siegel, auf dessen einer Seite folgende Worte stehen: ΣΤΕΦΑΝΩ ΥΠΑΤΩΣ ΒΑΣΙΛΙΚΩ ΣΠΑΘΑΡΙΩ. Herr Corsini übersetzt sie also: Stephano Consuli . . . , regio Spathario, und hat nicht gewust, was er aus dem Zeichen, so vor βασιλικῷ stehet, und einem lateinischen S gleichet, machen solle. Facile, sagt er zweifelhaft, character S vel Siciliam vel Syracusas vel aliam regionem aut urbem indicaverit, in qua Stephanus ille consulis munere fungebatur, nisi forte potius hic, ut in marmoribus aliis interpunctionis

ctionis loco positus existimetur. Hätte Herr Corsini griechische Manuscripte gebraucht, oder auch nur des du Cange Familias byzantinas durchblättert, und die daselbst vorkommenden Münzen durchgesehen, so würde er gewust haben, daß diese Figur ϗ bedeute. Καὶ βασιλικῷ σπαθαρίῳ & regio Spathario. Viele hundert Stellen sind in unsern gedruckten griechischen Büchern aus eben der Ursache verderbt, weil die Abschreiber diese Figur vor ein S angesehen. Der berühmte Herr Alberti hat daher eine in allen Ausgaben unrichtige Stelle des Briefes Pauli an die Galater, in der Vorrede zu seinem Glossario græco Novi Testamenti verbessert (c). Weiter erhellet aus angeregter Stelle, daß Herr Corsini nicht müsse gewust haben, was ein Hypatus oder Consul der mittlern Zeiten gewest. Er sieht ihn vor einen magistratum municipalem oder decurionem an.

(c) Es ist Wunder, daß Herr Corsini nicht selbst darauf verfallen, da er doch in dem gegenwärtigen Werke unter dem Zeichen Σ p. 62. col. b. zwey verschiedene Abschriften von einer Aufschrift zum Vorscheine bringt, in deren einer der Buchstabe Σ, in der andern aber an dessen Stelle das Wort ϗ stehet. Er weiß nicht, was er aus den letzten Worten angezogener Aufschrift machen soll. Sie müssen unserm Bedünken nach so ausgelegt werden. - - - - Ἐυτυχήτε, ϗ Μ. Αὐρηλία Ἀιμνήστα, ϗ Ἀβιδία, Eutycheti, & M. Aurelii Ajmnesti, & Avidii &c.

an. Aber Consul war damals eine dignitas comitatensis, doch von den untersten, dergleichen die Silentiarii, cursores, mandatores, und dergleichen mehr waren. Sie hatte keine Gewalt; und ihre Würde war nur die erste Stufe zu den andern höhern Würden. Man bemerkt gelehrter Leute Versehen ungescheut, doch mit Glimpf, ohne sich deswegen aufzublehen, oder das geringste von der Hochachtung gegen sie zu verlieren; man bewundert ihre anderweitige Einsicht, deren man sich selbst unfähig befindet; man bedient sich ihrer Entdeckungen, um neue zu machen, und bleibt allezeit eingedenck, daß man ein Mensch und unter Menschen sey.

Unter andern Proben von Fehlern berühmter Leute, die Herr Corsini zu einem Beweisse des Nutzens und der Nothwendigkeit seiner Arbeit anführt, ist auch die Unterschrift des schönen und berühmten Codicis vom Thucydides, den man zu Cassel verwahret (d). Sie zeiget

(d) Es hat dieser Codex vor dem der berühmten heidelbergischen Bibliothek zugehöret, aber das Glück gehabt, der Entführung aus Deutschland zu entgehen. Wenn man zu Cassel fragt, wie es komme, daß dieser Codex nicht mit seinen andern Brüdern nach Rom gebracht worden, so erhält man zur Antwort, er sey eben damals weggeliehen gewest, wie das bekannte Unglück die Stadt Heidelberg betroffen. Auf gleiche Weise seyn viele zu selbiger Bibliothek gehörige Bücher in Deutschland geblieben. Man thut also dem guten Allatio

get das Jahr an, wenn er geschrieben worden, und sieht also aus: ετζ, ςψζπενδ. Herr Ducker hat zwar so viel herausbringen können, daß das erste Wort ἔτει im Jahr, und die nächsten drey Buchstaben 6760 bedeuten; aber aus den vier letztern hat weder er noch Herr Hemsterhuys sich helfen können. Herr Corsini behauptet, und das mit großer Zuversicht, sie bedeuteten πρὸ ε Νώνων Δεκεμβρίων. Nun ist es wohl an dem: man findet in den griechischen Denkmahlen bis auf die Zeiten Justiniani M. die römische Rechnung nach Calendas, Idus und Nonas: aber A. M. 6760 oder A. C. 1252 wusten die Griechen nichts mehr von der Rechnung; und Herr Corsini hätte vielmehr auf die damals üblichen Indictiones denken sollen. Vielleicht heißt es ἔτει, ςψξη. ἰνδ. δ. A. M. 6768 Indict. IV.

Wir haben diese Proben anführen wollen, weil etwas dabey zu erinnern war, und überschlagen die übrigen. Sie zeugen von der Geschicklichkeit und Uebung des Herrn Corsini in diesem Stücke, und beweisen, daß er unter

Y 2 allen

Allatio wohl Unrecht, wenn man ihm mit einigen Schuld giebt, er habe seinem Herrn, dem Pabst Urbano dem VIII, der ihn zu sicherer Ueberbringung der Bibliothek nach Deutschland verschickt, die gehörige Treue nicht bewiesen, sondern sich die Augen blenden, und manchen schönen Codicem durchschlupfen lassen.

allen Italienern die sich auf Untersuchung alter Steine gelegt, der erste sey, der recht Griechisch verstanden. Fabretti, Gori, Muratori und andere haben mit Erklärung lateinischer Aufschriften gutes Glück gehabt, und Ehre eingelegt; aber in Behandlung der griechischen haben sie unverantwortliche Fehler begangen. Es hat auch keiner vor dem Herrn Corsini sich in den Sinn kommen lassen, ein Werk de notis Græcorum zu schreiben, dergleichen Sertorius Ursatus eines de notis Romanorum hinterlassen. Der erste, der auf den Einfall gerathen, die griechischen Abkürzungen zu sammeln, ist Herr Christoph Woltereck, ein gelehrter Hamburger gewest, von dem Herr Fabricius in seiner Bibliographia bezeuget, er habe des Ursati Werk wohl um die Hälfte vermehrt im Manuscript hinterlassen, und sonderlich die griechischen Notas zusammen getragen. Allein seine Arbeit hat das Glück nicht gehabt, ans Licht zu treten. Unterdessen aber, da Herr Corsini mit Verfertigung der seinigen beschäftiget war, kam ein klein Büchelgen vom Herrn Marquis Maffei zu Verona 1746 in 12 unter der Aufschrift de Siglis lapidariis Græcorum heraus. Weil es aber nicht vom Herrn Maffei selbst ausgefertiget, sondern nur von einem seiner Bekannten nach dessen mündlichen Vortrage nachgeschrieben, und in Druck gegeben worden, auch nur ein Einleitungs- und Probestück von einem größern Werke de notis lapidariis tam Græcis quam Romanis

über-

überhaupt ist, folglich vor ein wohl ausgearbeitetes vollständiges Werk nicht kan gehalten werden; so hat sich Herr Corsini an Ausführung seines Vorhabens dadurch nicht hindern lassen.

Damit man sich aber nicht wundere, wie er von den Fastis atticis, davon er noch zwey Theile seinem Versprechen nach, der gelehrten Welt schuldig ist, auf die Notas Græcorum gerathen sey, oder gar auf die Gedanken komme, als wolle derselbe gedachte Fastos gänzlich liegen lassen; so giebt er zum Beschlusse seiner Prolegomenorum die Ursachen an, die ihn zu gegenwärtigem Werke veranlasset. Er muste nemlich die meisten Nachrichten zu seinen Fastis aus den griechischen Steinen holen. Indem er nun solche durchforschte, schrieb er sich die in denselben vorkommenden Zeichen und Zahlen zu seinem eigenen Gebrauche auf. Aus diesem Beginnen ist gegenwärtiges Werk erwachsen.

Es ist nach alphabetischer Ordnung eingerichtet. Die Sigla wird zuförderst hingesetzt; sodann die Sammlung von Aufschriften aus der sie entlehnet worden, angezeiget, auch zuweilen, wenn es nöthig ist, die Aufschrift ganz beygebracht. Die Erklärung wird vorgetragen, und mit Beweisgründen bestätiget. Was vor Fleiß und Geschicklichkeit der Verfasser dabey bewiesen, läßt sich leicht aus den Schwierigkeiten ermessen, welche diese Art von Untersuchungen begleiten. Viele Aufschriften stehen

in verschiedenen Sammlungen; aber in so unähnlichen Gestalten, daß man öfters nicht anders, als durch Rathen entdecken kan, daß es einerley Aufschriften sind. Die Steine sind von unterschiedenen beschauet und abgeschrieben worden, von denen die meisten ihr Handwerk, die rem lapidariam, nicht recht verstanden. Sie konten die lateinischen Aufschriften nicht recht aufzeichnen, geschweige dann die griechischen. Die ältern Abschreiber brauchten die Steine ganz; die spätern aber manche gar nicht mehr, oder nur verstümmelt, und in ärgern Umständen. Aus dergleichen fehler- und mangelhaften Aufschriften brachten die Sammler alter Steine ihre Ausgaben hervor. Und daher kommt es, daß man bey dem einen den einen Stein ganz, bey dem andern ein Stück davon, bey dem dritten wieder ein ander Stück antrifft. Beym Muratori findet man gar oft eine Inscription an mehr als zehn unterschiedenen Stellen; hier ganz, dort ein Stück; da wieder ein Stück, nirgends sich vollkommen ähnlich. Daß es eine nicht gemeine Sache, auch nicht jedermans Werk sey, alte Steine wohl, getreulich und gelehrt abzuschreiben, läst sich daraus abnehmen, daß die alten Steinhauer (gesetzt auch, man habe ganze unversehrte Steine vor sich) ihre Buchstaben manchmal übel und sehr ungestaltet ausgedruckt, schlecht oder gar nicht abgetheilet, die Worte nicht nach der regelmäßigen Schreibart und gelehrten Aussprache, sondern nach ihrer

pöbel-

pöbelhaften Gewohnheit dargestellet, und was dergleichen mehr ist; wie auch daraus, daß manche in diesem Stücke geübte, und beyder Sprachen, wie auch der Alterthümer wohl kundige Leute, dennoch im Abschreiben der Steine gröblich verstossen. Man hat ein deutliches und noch ziemlich neues Beyspiel. Spon und Wheeler, jener ein Franzose, dieser ein Engelländer, thaten, wie bekannt, eine Reise in Gesellschaft nach Griechenland. Sie sahen zu einer Zeit gewisse Steine, und schrieben sie zu einer Zeit ab; dennoch aber findet sich in beyder Abschriften ein merklicher Unterschied. Wer also alte Steine erklären will, muß in allen grossen Sammlungen von Inscriptionibus wohl zu Hause seyn: und wie ein Criticus aus vielen Codicibus, Manuscriptis und variantibus lectionibus, die einige ächte und tüchtige Lesart ausfindig macht; so auch aus unterschiedenen fehlerhaften Abschriften eines Marmors, die wahre Lesart heraussuchen, und den wahren Verstand entdecken können. Ueberdem, gesetzt auch, man habe gute und zuverläßige Abschriften von unversehrten, unverstümmelten, und deutlich ausgedruckten Steinen, oder wohl gar die Steine selbst vor sich; so weiß man darum doch noch nicht, wo der Stein her sey, wo man ihn gefunden, ob er da wo man ihn gefunden, gleich Anfangs gesetzt worden; wer der gewest, der ihn gesetzt, wenn er gelebt; ob der Stein ächt, und wirklich alt sey, ob er je-

mals wircklich vorhanden gewest, oder nur von Betrügern erdichtet worden, und lediglich auf ihrem Papiere bestanden habe. Alles dieses sind Umstände, ohne welche man die Steine nicht verstehen kan.

Herr Corsini hat seine Notas nicht allein aus den ächten, sondern auch aus den verdächtigen und handgreiflich falschen Aufschriften gesammelt. Man bekömmt zuweilen dadurch Gelegenheit, den versteckten und nicht jederman merklichen Betrug ans Licht zu bringen. Er hat sich auch an keine Zeit gebunden, sondern verschiedenes von den urältesten an bis auf die allerneuesten Aufschriften mitgenommen. So findet man hier die Siglas der Inscriptionen, die sich noch von den Olympiaden, Areopagiten und Amphictyonen herschreiben, und wiederum solche, auf welchen sich die Namen der Palæologorum und die Indictiones blicken lassen. Warum er aber bey so grossem Fleisse die griechischen numos hintangesetzt, wenigstens selten gebrauchet, läst sich nicht wohl begreifen. Z. E. Wenn man nachschlägt, wie er die bekannte streitige Siglam, die auf den meisten constantinopolitanischen Münzen stehet, CONOB auslege; so findet man bey ihm nichts davon. Es könten auch unterschiedene Anmerkungen theils über die von ihm angeführten alten Steine und Tafeln, theils über seine Auslegung der Notarum gemacht werden. Doch es ist weder unser Vorhaben, solches zu thun, noch auch hier der bequemste Platz dazu.

Wir

Wir schreiten also, ohne uns bey dem Werke de Notis Græcorum selbst aufzuhalten, zu dessen Anhange. Er bestehet aus sechs Dissertationibus oder Abhandlungen, die alle in Gestalt der Sendschreiben abgefasset sind. Sie haben insgesamt die Erklärung alter griechischer Denkmahle zum Vorwurf. Die erste ist an Herrn Joseph Augustin Dulbequi, Clericor. regular. Scholarum piarum præpositum generalem, gerichtet, und betrifft solche Steine, die von Christen gesetzt worden. Die zweyte ist dem Herrn Innocentio Flisco, einem Patricio von Genua, aus dem Geschlecht der Grafen Savioni, zugeschrieben, und fähret in der vorgenommenen Untersuchung fort. Sonderlich bemühet sie sich, einige die Taufe der alten Christen angehende Dinge zu erläutern. Die dritte ist dem Herrn Salvino Salvini, Patricio und Canonico florentino, einem Bruder des berühmten Antonii Mariä Salvini, gewidmet. Sie handelt von einigen griechischen Inscriptionen, die sich in den Papieren des verstorbenen Herrn Salvini gefunden. Sie waren ihm von dem noch lebenden Bruder zu Handen gestellt worden, und enthielten einige griechische Aufschriften, die der Engländer Gerard Sherhard im Orient gesammelt hatte, und, da er auf seiner Reise durch Florenz kam, dem ältern Herrn Ant. M. Salvini gezeiget hatte. Man hat zwar nach der Zeit viele von der sherardischen Sammlung in England durch den Druck bekannt ge-

 gemacht;

macht; Herr Corsini aber dennoch in den schedis salvinianis, einige die noch nicht heraus gegeben worden, gefunden. Die vierte Abhandlung ist an die Academia Etrusca von Cortona, deren Mitglied Herr Corsini ist, eingeschickt worden. Nach besagter Academie Einrichtung müssen ihre Mitglieder zu gewissen Zeiten Abhandlungen von diesem oder jenem griechischen Feste verfertigen: und wer es am besten macht, bekommt vor seine Bemühung einen Preis. Dem zu Folge handelt Herr Corsini in diesem vierten Aufsatze von einigen Festen und Spielen der Arcadier, deren auf ein paar neuentdeckten Aufschriften Erwehnung geschieht. Sie sind beyde von einem Liebhaber der Alterthümer, dessen Name verschwiegen wird, Anno 1747 zu Tegea in einem alten Tempel gefunden worden. Die fünfte ist gleichfalls eine bey einer italienischen Academie, nemlich bey der sogenannten Columbaria zu Florenz, der Herr Corsini gleichfalls zugehöret, eingesendete Schrift. Sie erkläret ein paar Aufschriften von denen, die der jüngere Herr Fourmont vorgiebt in dem Steinhaufen der alten Stadt Lacedämon in sehr großer Menge gefunden zu haben (e). Die sechste und

(e) In der Histoire de l'Academie des Inscriptions T. IV p. 538 wird berichtet, Herr Fourmont habe zu Sparta über dreyhundert in Marmor gegrabene Aufschriften entdeckt, und solche mit nach Paris gebracht, aus denen

und letzte Abhandlung führet des Herrn Gori Namen auf der Ueberschrift. Er ist in unsern Tagen das Haupt der italienischen Antiquariorum, und verdient die allgemeine Verehrung seiner Landesleute. Sie stellet das berühmte marmor sandvicense, von dem bereits oben gesprochen worden, dar. Herr Corsini hat seine Verbesserungen und lateinische Uebersetzung hinzugefüget; wobey Schade ist, daß er es aus einer monatlichen Schrift nehmen müssen, und aus der rechten Quelle nicht schöpfen können.

Wir wollen von den zwey ersten Stücken und dem letzten, eine etwas genauere Nachricht geben. In dem ersten wird hauptsächlich folgende Aufschrift erwogen, die, weil man sie zu Vienne in Dauphine gefunden, auch zuerst vom Choreri in seiner Historia Delphinatus bekannt gemacht, dann vom Reinesio, doch mit einigem Unterscheide, in seinem Syntagmate Inscriptionum p. 1006, und endlich vom Muratorio in seinem Thesauro p. 405 n. 4 wiederholet worden. Sie lautet beym Choreri und Muratori also:

OIPH-

nen man vollständige Verzeichnisse der spartanischen Könige, der Ephororum, und anderer obrigkeitlichen Personen zusammen bringen könne. Es scheint beynahe aus des Herrn Corsini Worten, daß diese Nachricht bey ihm einigen Verdacht der Eitelkeit erwecket.

ΟΙΡΗΝΗΣ (f) ΕΤΗ
ΤΕϹϹΕΡΑΚΟΝ
ΤΑ ΚΑΙ ΙεΡωϹ Τε
ΛΕΤΤΑ ϹΕΤΑ (g) ΤΗΝ
ΤΠΑΤΙΑΝ ΤΩΝ
ΔΕΣΠΟΤΩΝ (h)
ΗΜΩΝ ΒΑΛΕΝ
ΤΙΝΙΑΝΟΤ ΤΟ
ΠΕΜΠΤΟΝ ΚΑΙ ΑΝΑ
ΤΟΛΙΟΤ ΤΟΤ ΛΑΜ
ΠΡΟΤΑΤΟΤ ΕΝΙΟ
ΝΙ ΠΕΡΙΤΙΟΤ ΕΚΤΗ
ΚΑΙ ΤΗ ΕΡΑ ΟΜΗ ΕΤΟ
ΦΗ ΗΜΕΡΑ ΠΑΡΑϹ
ΚΕΤ ΚΑΙ ΑΝΑϹ - - -
ΕΝ ΤΗ ΗΜΕΡΑ ΧΡΙϹ
ΤΟΤ ΕΣΚΑΜΕΝΟΤ (i).

Es ist allerhand schweres und fehlerhaftes in diesen Worten. Vors erste fragt man billig, warum der Genitivus Εἰρήνης, und nicht vielmehr der Nominativus Εἰρήνη da stehet? doch findet man dergleichen mehr, und läst sich füglich μνημεῖον, monumentum darunter verstehen, welches Wort auch zuweilen oben drüber

(f) Davor steht beym Reinesio ΕΙΡΗΝΗΣ, wie es auch heissen muß.

(g) Jederman kommt darinne überein, daß man davor ΜΕΤΑ lesen müsse.

(h) Hiervor will Reinesius τῶ δεσπότῶ gelesen haben.

(i) An dessen Stelle stehet beym Reinesio ΕΧΑΜΕΝΟΤ: es muß aber ἐρχομένω heissen.

der zu Anfange des Steines, entweder in Abkürzung, oder auch ganz ausgeschrieben stehet. Vors andere mangelt das Wort ἔζησεν, vixit vor ἔτη annos. Und Herr Corsini will es eingerückt haben. Man kan aber auch so construiren: Fuerunt anni Irenæ quadraginta. Vors dritte ist es dem Reinesio ungewöhnlich vorgekommen, daß der Titel δεσπότης, Herr, Befehlshaber, der eigentlich dem Imperatori oder Kaiser zustund, einem Consuli beygelegt werde. Herr Corsini aber hebt den Zweifel mit Zeugnissen anderer Steine, in welchen sowohl solche Consules, die mit Kaisern zugleich das Consulat geführet, als auch solche, die alle beyde von gleichem Stande gewest und regieret, Domini nostri genennet werden (k). Weiter stößt es sich an die Worte ENIONI. Herr Corsini hält davor, es müsse EN MENI gelesen werden, und dieses so viel als ἐν μηνὶ bedeuten. Dabey aber fällt allerhand zu erinnern vor. Erstlich ist es etwas ungewöhnliches, MENI vor MHNI zu setzen: wiewohl sich

(k) So findet man auch in den spätern byzantinischen Geschichten, daß die Patricii, nachdem die consularis dignitas eingegangen, sich des Namens Dominus, κύριος oder κύρις, bedienen durften: daher beym Constantino Porphyrogenneto lib. II de Ceremon. Aulæ byzant. ἡ πατρικιότης, der Stand der *Patriciorum*, κυριώνυμος genennet wird, das ist, ein Stand, dem der Name κύριος mit Rechte zukommt.

sich das noch mit der Unwissenheit des Steinhauers entschuldigen liesse. Vors andere: nimmt man ἐν μηνὶ an, so sollte es billig Περιτίῳ im Dativo, nicht aber Περιτίυ heissen. Wie aber, wenn ehedem auf dem Steine EN BIENH in Vienna gestanden hätte? E und O werden gar ofte auf den Steinen verwechselt, wie auch auf diesem Denkmahle zu ersehen ist. Noch weiter: was soll EPA OMH heissen? Reinesius meynte, es müsse gelesen werden ἐρασμιωτάτη, dem Allerliebsten. Dazu verleitete ihn sein Wahn, da er das folgende Wort Parasceve von dem Charfreytage verstand. Muratori las ὥρᾳ ὀμῇ, in gleicher (das ist, in der sechsten) Stunde. Es ist an dem, die Christen pflegten nicht allein den Tag, sondern auch wohl zuweilen die Stunde, wenn einer von ihren Brüdern entschlafen war, auf den Grabsteinen zu bemerken. Aber ὥρᾳ ὀμῇ ist kein Griechisch. Herr Corsini hat es besser getroffen. Er liest EBΔOMH, und weiter ETAΦH. An beyden wird in Zukunft niemand zweifeln. Daß endlich ἀνάστησεται, und παρασκευῆς müsse gelesen werden, wie er vermuthet, ist eben so gut als erwiesen. Nun war noch ein Knoten aufzulösen. Reinesius hatte, wie schon gedacht, das Wort παρασκευὴ nicht von jedem Freytage, sondern nur allein von dem heiligen, oder Charfreytage verstanden; vielleicht darum, weil das verstümmelte Wort αναστ . . . darbey stehet, das er auf die Auferstehung Christi zog; und dieses um so

vie-

vielmehr, weil unmittelbar darauf folgt ἐν τῇ ἡμέρᾳ χριςῦ, am Tage Christi. Muratori hatte sich von ihm verleiten lassen, dieser Meynung beyzupflichten; doch aber die damit verknüpfte unüberwindliche Schwierigkeit gemerket. Es ist nemlich Peritius der Name eines Monats, der theils in den December, theils in den Januarium der Römer fiel. Es war also keine Möglichkeit, den Charfreytag und das Osterfest in die Mitte des Winters zu bringen. Herr Corsini löst den Knoten so auf: Parasceve bedeutet hier nicht auf eine ausnehmende Weise den Charfreytag, sondern einen andern gemeinen Freytag. Daß aber der Tag Christi nicht den Tag der Auferstehung Christi von den Todten, sondern den Tag der Zukunft Christi zum Gericht bedeute, beweiset er aus einer Stelle des Briefes Pauli an die Philipper Cap. 1 v. 5, 6, 10 und 16. Folglich ist der Verstand der Aufschrift nach Herrn Corsini Einrichtung, und unserer obigen Muthmassung, dieser: Irene lebte vierzig Jahr, und starb in einem heiligen Wandel, nach dem Consulat unserer Herren Valentiniani zum fünften mal (l), und des durchlauchten Anatolii, zu Vienne, am sechsten Tage des Monats *Peritii*; wurde am siebenden, der ein Freytag war, begraben; und wird auferstehen am Tage Christi, wenn er kommt.

Wenn

(l) Im Jahr Christi 441.

Wem des Herrn Corsini Fleiß und Belesenheit bekannt ist, der kan sich leicht die Rechnung machen, er werde eine so schöne Gelegenheit nicht haben verstreichen lassen, ohne allerhand artige Anmerkungen zu machen, z. E. von der macedonischen in dem westlichen Europa eingeführten Jahrsrechnung, vom Unterschiede der macedonischen und syro-macedonischen Monate, von dem Titel unserer Herren, von den unterschiedenen Consulatibus Valentiniani, von der Art der Christen, ihren Todes- und dann auch den Beerdigungstag auszudrucken, von der Heyden Begriff von der Auferstehung der Todten u. s. w.

In der zweyten Abhandlung wird ein vor wenig Jahren zu Rom gefundener griechischer Leichenstein eines Christen betrachtet, dessen Aufschrift man in Holz geschnitten dargestellet. Die Buchstaben sehen ziemlich ungestaltet aus: manche sind von ihrem Worte getrennet, und zu andern fremden geschlagen worden: und was das merkwürdigste bey diesem Stücke ist, so muß man die andere und dritte Zeile versetzen, und die drey letzten Zeilen rückwärts, die letzte zuerst, alsdann die letzte ohne eine, und endlich die dritte vom Ende lesen. Aus diesem Grunde erkläret Herr Corsini einige andere alten Steine, auf welchen der Steinhauer, aus Mangel des Raumes, wie am wahrscheinlichsten ist, eben denselben Fehler begangen, aber dadurch den Ausleger solcher Denkmähle in tau-

send

send Zweifel und Irrthümer verwickelt hat. Wir wollen die ganze Aufschrift hersetzen:

ΑΤΡΗΛΙΟΣ ΕΙΜΕΡΙΣ ΜΕΤΑ ΤΟΤ ΤΙΟΤ ΜΟΤ
ΖΗΘΟΤ
ΕΠΕΙΔΗ ΣΤΝΕΖΗΣΕΝ ΜΕΤ' ΕΜΟΤ ΤΟΤ
ΑΝΔΡΟΣ
Η ΣΤΡΑΤΟΝΕΙΚΗ ΝΕΟΦΤΤΑ ΕΞΗΛΘΕΝ ΕΚ
ΤΟΤ ΚΟΣΜΟΤ
ΕΑΤΤΗΣ ΚΑΛΩΣ ΚΑΙ ΣΩΦΡΟΝΩΣ ΕΤΗ
ΤΡΙΑΚΟΝΤΑ.
ΚΑΙ ΚΑΤΕΘΑΙΜΗΝ ΙΣ ΤΟ ΑΓΕΙΟΝ ΜΑΡ-
ΤΤΡΙΝ ΕΤ ΚΕΙΤΕΙ ΜΕΤΑ ΕΙΡΗΝΗΣ
ΚΑΙ ΕΜΝΗΜΟΝΕΤΣΑ ΑΤΤΗΣ ΤΗΣ ΙΣ ΕΜΕ
ΣΩΦΡΟΣΤΝΗΣ ΚΑΙ
ΠΕΝΤΑΙ
ΕΤΩΝ ΠΕΝΤΗΚΟΝΤΑ
ΕΠΟΙΗΣΑ ΚΑΛΩΣ ΜΕΤΑ ΤΟΤ ΤΙΟΤ ΜΟΤ,
ΚΑΙ ΕΚΤΜΗΘΗ.

Wenn diese Aufschrift in gehörigem Zusammenhange und nach der griechischen Orthographie geschrieben wird, so lautet sie also: Αὐρήλιος Ἱμέριος μετὰ τοῦ υἱοῦ μοῦ Ζήθου. Ἡ Στρατονίκη νεοφύτα ἐξῆλθεν ἐκ τοῦ κόσμου, ἐπειδὴ συνέζησεν μετ' ἐμοῦ, τοῦ ἀνδρὸς ἑαυτῆς, καλῶς καὶ σωφρόνως ἔτη τριάκοντα, καὶ κατέθεμεν (αὐτὴν) εἰς τὸ ἅγιον μαρτύριον, οὗ κεῖται μετὰ εἰρήνης, καὶ ἐμνημόνευσα αὐτῆς τῆς εἰς ἐμὲ σωφροσύνης. Καὶ ἐποίησα καλῶς μετὰ τοῦ υἱοῦ μοῦ. Καὶ ἐκοιμήθη ἐτῶν πεντήκοντα πέντε. Aurelius Himerius mit meinem Sohne Zetho. (habe nemlich diesen Leichenstein aufgerichtet). Stratonice gieng aus der Welt als eine neophyta, nachdem sie mit mir, ihrem Manne, wohl und ehrbar in die

 dreyßig

dreyßig Jahre gelebt hatte. Wir haben sie in das heilige *Martyrium* beygesetzt, wo sie nun im Frieden liegt. Ich denke an sie, wegen ihrer züchtigen Aufführung gegen mich; und habe es hübsch (mit ihrer Beysetzung und Leichensteine nemlich) gemacht nebst meinem Sohne; und sie entschlief in ihrem 55sten Jahre.

Auf diese Weise muß diese an sich selbst ungeschlachtete und pöbelhafte, aber durch des Steinhauers Plumpheit noch vielmehr verworrene Aufschrift, aus einander gesetzt und verstanden werden. Wir sind in einigen Stücken vom Herrn Corsini abgegangen. Da wir die zweyte und dritte Zeile versetzen, so versetzt er die dritte und vierte; und an statt unsers οὗ κεῖται, ubi jacet, liest er εὖ κεῖται, bene quiescat, nach seiner Uebersetzung. Ausser dem ist allerhand bey diesem Denkmahle zu bemerken, und vom Herrn Corsini angezeigt worden. Zum ersten, daß die gemeinen Leute ehedem ἱμέρις, λουκρῆτις, κύρις vor κύριος, ἱμέριος u. s. w. gesprochen. Manche sprechen noch heut zu Tage Cornelis vor Cornelius aus. Eben von der Art ist μαρτύριν vor μαρτύριον. Bey den neuern Griechen ist nichts gemeiner als dieses. Ferner wird die Redensart ἐποίησε vor ἐποίησε μνημεῖον mit der lateinischen gleichgültigen, fecit vor fecit monumentum erläutert; und zugleich eine Inscription, auf der man FECIT TATU

liest,

lieſt, verbeſſert durch FECIT FATUM (m). Daß die Steinhauer ſich öfters verſehen, und die Zeilen verſetzt, das wird mit drey andern Exempeln erwieſen. Davon folgendes das erſte iſt (n).

BENE MCRCNTI IN PACE
VIT (vixit) XX. MCSIS (menſes) VI. DIAES
XVIII.
FELIX FECIT HORIAE QUAE
ANNOS.

Bey dieſer Aufſchrift muß man von der letzten Zeile anfangen, und mit der erſten aufhören. Hierauf wird von der Bedeutung des Wortes martyrium, μαρτυρεῖον, gehandelt, und erwieſen, daß es nicht nur einen Ort wo Märtyrer, ſondern auch einen ſolchen bedeute, wo andere Chriſten, die ein natürliches Ende gehabt, ruhen, dergleichen Oerter man catacumbas, cryptas, arenaria, catabatica, cœmeteria zu nennen pflegte. Zugleich wird von der Gewohnheit der Chriſten, ihre Todten in den Grabſtäten der Märtyrer, und in folgenden Zeiten, auch in den Kirchen beyzuſetzen; ingleichen von der Redensart in pace oder cum pace, und ἔνθα κεῖται oder ἐνθάδε κεῖται, lieget hier, geſprochen. Endlich, bey Gelegenheit, daß die Frau, die in ihrem 55ſten

 Jahre

(m) Man trifft die Redensart facit fatum, vor obiit diem ſuum ſupremum, in den lateiniſchen Aufſchriften gar häufig an.

(n) Steht beym Fabretto p. 566.

Jahre verschieden, dennoch neophyta noch genennet wird. Der Verfasser merket an, daß die alten Christen ihre Taufe bis auf ihre letzte Stunde verschoben, und ihre Kinder nicht eher taufen lassen, bis sie zu reifern Jahren gekommen, oder in den letzten Zügen lagen. Anbey kommt Herr Corsini auf die Inscription beym Grutero p. 1051 n. 9, in der von zwey Brüdern, deren der eine, der 8 Jahr alt worden, neophytus, der andere aber, der im 7ten Jahre verstorben, fidelis genennet wird. Er bringt seine Muthmassung von dem Unterscheid der Wörter neophytus und fidelis vor; und geräth alsdenn (o) auf die Kunstwörter, deren sich die Christen bedienet, zu verstehen zu geben, daß ein Christe daselbst begraben sey. Denn sie durften solches aus Furcht vor den Heyden mit klaren Worten nicht thun. Also setzten sie accepit, oder percepit, oder consecutus est, wenn sie sagen wollten: er ist getauft worden. Die Taufe nennten sie acceptionem, (daher liest man auf einer Aufschrift ex die acceptionis suæ vixit dies LVII) ingleichen gratiam, unctionem, confirmationem. Es würde zu weitläuftig fallen, alles was Herr Corsini dabey erinnert, und die vielen

(o) Die Aufschriften, wo man besagte Worte findet, scheinen von denenjenigen Zeiten her zu seyn, da die Kirche unter den christlichen Kaisern mehr Freyheit, und die Oberhand über die Heyden bekam.

len Aufschriften, auf die er sich berufet, beyzubringen. Wir wollen nur noch gedenken, daß es ihm mit einer Aufschrift, die er aus des Aringhii Roma subterranea, und dem Reinesio p. 954 anführet, nicht sonderlich geglückt sey, und solche ohne fernere Weitläuftigkeit so hersetzen, wie sie allem Ansehen nach muß gelesen und verstanden werden. Wer wissen will, wie er solche auslege, kan pag. XXXIX nachsehen.

ΑΝΤΩΝΙΕ. ϹΥΜΒΙΩ ΓΛΥΚΥ
ΤΑΤΗ. ΚΕ ΤΕΚΝΩΝ ΜΗΤΡΙ.
ΕΖΗΣΕΝ ΜΕΤΑ ΑΛΥΠΙΟΥ
ΑΝΔΡΟΣ ΕΑΥΤΗΣ ΕΤΗ ΕΙ
ΚΟΣΕΙΚΕ ΕΠΤΑ ΒΙΟΝ ΑΛΥΠΗ.
ΦΙΛΙΑ ΒΑΡΗ ΒΑΛΕΡΙ. ΕΠΙΣΚΟΠΟΥ.

Antoniæ conjugi dulcissimæ & liberorum matri. Vixit cum Alypio conjuge suo annos 27 vitam jucundam. Fuit filia Varii Valerii Episcopi.

So viel aus der zweyten Abhandlung. Nun ist noch unserm gethanen Versprechen nach, die sechste und letzte übrig. Sie beleuchtet das marmor sandvicense, wie schon einige mal berichtet worden. Es enthält dasselbe eine doppelte Rechnung, welche die Amphictyones der Athenienser, die in der 101sten Olympiade regierten, währendes ihres Regiments, an Zinsen von gewissen dem Tempel des Apollinis auf der Insel Delus zugehörigen, und sowohl ganzen Gemeinden, als auch besondern Leuten anvertrauten Geldern, sowohl von jenen als von diesen eingetrieben, oder nicht eintreiben können; wie

viel an Zinsen eine jede Gemeinde, eine jede besondere Person abgetragen; was davon auf Veranstaltung der Spiele verwendet worden; was jede Gemeinde oder besondere Person schuldig blieben; und was den Schuldnern vor Strafen zuerkannt worden.

Wir wollen, weil es ein artiges merkwürdiges Denkmahl ist, einen kurzen Auszug daraus mittheilen. Es heißt also: Gleich vom Anfange des Verzeichnisses dessen, was die Amphictyones der Athenienser eingetrieben, zu der Zeit, da der und der zu Athen *Archon* und *Scriba*, auf der Insel Delus aber der und der *Archon* und *Scriba* waren: Nemlich von ganzen Gemeinden haben an Zinsen abgetragen die Myconier drachmas 1260, die Scyrii drachmas 2300. - - - - - - - Summa der von den Gemeinden eingebrachten Zinsen, Talente 3, dr. 3901. Von besondern Leuten haben an Zinsen abgetragen, Aristo aus Delus, drachm. 900. - - Summa der von besondern Leuten abgetragenen Zinsen, drachmæ 10825, oder 1 Talent, 4825 drachmæ. Ferner ist auf Anzeige (p) eingetrieben worden, von dem und dem

(p) Μηνυθὲν, nemlich der Auskundschafter; welche Art von Leuten dem gemeinen Wesen anzeigten, wenn einer entweder schuldig war und nicht bezahlte, oder so etwas verbrach, darauf eine Geldbusse stund. Dergleichen Leute, die vor ihre Anzeige

dem so viel - - - An Pacht von verpachteten Forsten (q) auf der Insel Rhenäa, Talente 2, dr. 1310. - - - An Hausmiethe (r) dr. 295. Ueberhaupt ist zusammen eingetrieben und eingekommen die Summe von 8 Talenten, drach. 4643.

Davon ist ausgegeben worden wie folget. 1500 drachmæ vor eine Crone, die der Gottheit (dem Apolloni Delio) zum Geschenke gebracht werden sollte, das Arbeitslohn für den Goldschmied mit drein

Z 4 gerech-

Anzeige was bekamen, nennte man ehedem sycophantas, in den spätern Zeiten aber curiosos und frumentarios.

(q) Das Wort τεμένη, so man auch Hayne und Gehege geben kan, bedeutet nicht allein Forste oder Wälder, sondern auch Wiesen und Felder, darauf niemanden erlaubt war Holz oder Wild zu fällen, Vogel zu stellen, zu fischen, zu säen oder zu erndten, sein Vieh zu weiden, u. s. w. weil solche allein der Gottheit gewidmet waren.

(r) Nemlich von vermietheten solchen Häusern, die auf der Insel Delus oder anderswo dem Tempel des Apollinis Delii, vermöge alter Gestiffte zugehörten, und davon, wie auch von vorgemeldeten Forsten oder Gehegen, und andern vermachten Ländereyen, die Nutzungen auf Unterhaltung des Tempels und der Priester, ingleichen auf Veranstaltung der Feste gewendet wurden.

gerechnet. Die Dreyfüsse (s) für die Sieger in den Meistertänzen (t) haben, das Lohn für den Kupferschmied mit drein gerechnet, gekostet 1000 drachmas. Den *Architheoris* oder Schaumeistern (u) ist ein Talent eingehändigt worden. Vor Uebersetzung (nemlich aus Athen auf die Insel Delus) der Schauer und der Chöre hat der Admiral Antimachus ein Talent und 1000 drachmas erhalten. Hundert und neun (v) auf das Fest eingekaufte Ochsen haben

(s) In vielen der griechischen Spiele war der Gewinnst ein kupferner Dreyfuß, oder ein kupfernes Schild.

(t) Wer am artigsten tanzen, am lieblichsten singen, und durch beydes die Gottheit verehren konte, der bekam den Preis oder Gewinnst.

(u) Theori oder Schauer wurden die Fremdlinge genennet, die sich in die Insel Delus übersetzen liessen, um das Fest, die Spiele, die Tänze, die Opfer rc. mit anzuschauen. Ihre Vorgesetzten aber hiessen Architheori oder Schaumeister. Und es scheint, als ob jedes griechische Volk, das dem delischen Feste beywohnte, z. E. Athenienser, Corinthier, Jonier rc. jede ihren eigenen Schaumeister gehabt.

(v) Es wurde also dem Apollo eine sogenannte Hecatombe oder Opfer von hundert Ochsen geopfert. Die neun übrigen scheinen darum mit darzu genommen worden zu seyn, daß man aus ihnen die Zahl ersetzte, wenn etwan ein Stück Vieh unterweges drauf gienge,

haben gekostet ein Talent, 2419 drachmas. Auf Goldblätgen und Vergüldungslohn (w) sind 145 drachmæ, auf allerhand zum Opfern benöthigte Geräthschaft (x) sind - - - - auf Uebersetzung der Dreyfüsse und der Ochsen sind - - - - - verwendet worden. Der funfzigste Pfennig (y), das Futter der Thiere, das Holz, das bey dem Opfern verbrannt worden, beläuft sich auf - - - -

Folgen die Städte, oder Gemeinen, die unter unserer Regierung die vier Jahre

ge, oder beym Opfern untüchtig befunden wurde. Das Fleisch von den geschlachteten Thieren wurde den Einwohnern von Delus im Namen ihres Götzen Apollo, Preis gegeben, gleichsam als ob sie Apollo frey hielte.

(w) Es wurde allerhand vergüldet, als die Hörner von den Opferthieren (und in der That muß zu Vergüldung von 218 Hörnern schon etwas gehört haben); Ferner die Lorber- und andere Blätter der Cränze, die theils den Opferthieren um den Hals hiengen, theils auch von den tanzenden und singenden Chören getragen wurden.

(x) Προθύματα, eigentlich Voropfer, d. i. was da seyn muß, oder gebraucht wird, ehe man wirklich opfert. Dahin gehörte Weyrauch, geschrotne Gerste mit Salz vermengt, die man den Opferthieren auf die Stirne streute ꝛc. Uebrigens ist der Stein hier mangelhaft.

(y) Zu Athen mußte von allen ein- und ausgehenden Waaren, der 50ste Pfennig entrichtet werden.

re durch ihre Zinsen hätten abtragen sol-
len, daran aber ermangelt haben. Die
Cii sind schuldig blieben - - - - - -
Von besondern Personen sind schuldig
blieben der und der so und so viel - - - -
Aus dem Tempel des Apollo sind auf
ewig verbannet worden der und der.

Das Ende des Steins ist sehr schadschaft;
doch ersicht man aus den Ueberbleibseln, daß
ehedem ein Verzeichniß der Häuser, die dem
delischen Tempel und dessen Einkünften zuge-
hörten, da mag gestanden haben. Man kan
nunmehro leicht erachten, daß Herr Corsini
werde häufige Gelegenheit gefunden haben,
schöne Anmerkungen über diesen Stein und die
auf demselben vorkommenden alten Gebräuche zu
machen. Unser Vorhaben leidet es nicht ihm
nachzugehen, und läßt uns nichts übrig, als
begierige Leser auf sein gelehrtes Werk zu ver-
weisen. Unterdessen wollen wir doch noch die
Hauptstücken seiner Abhandlung berühren.
Erstlich geht er die Orthographie des Steines
durch, die von dem größten Alter zeuget.
Man findet z. E. nirgends auf demselben ein
ου, sondern an dessen statt ein einzelnes schlech-
tes ο. Die Art Zahlen auszudrucken, die man
auf diesem Steine wahrnimmt, ist auch sel-
ten, und daher merkwürdig. Also sieht man
vor 100 ein Η von ἑκατὸν; vor 1000 ein Χ
von χίλια; vor 500 ein groß Π mit eingeschlos-
senen Η, von πεντάκις ἑκατον; vor 50 wie-
derum ein groß Π mit eingeschlossenen Δ,

von,

von πεντάκις δέκα u. s. w. Ferner stellt Herr Corsini seine Verbesserungen des sehr verdorbenen Steines zur Beurtheilung vor; wobey doch einige Stellen vorkommen, die er durch Rathen nicht hat ergänzen können. Dann sucht er durch allerhand Rechnungen zu erweisen, daß die hin und wieder im Steine selbst mangelnden, von ihm aber in seiner Uebersetzung eingeschobnen Summen, richtig und nöthig sind. Hierauf behauptet er, die Amphictyones, welche die Sorge vor den Gottesdienst des Apollinis Delii auf sich hatten, wären ganz unterschieden von denjenigen Amphictyonibus gewest, die auf dem allgemeinen Landtage von Griechenland, im Frühlinge zu Delphis, und im Herbst in Thermopylis zusammen kamen. Das marmor sandvicense dienet allein zu einem hinlänglichen Beweise, daß es ehedem ganz besondere Amphictyones deliacos zu Athen gegeben, obgleich kein einziger Schriftsteller derselben Erwehnung thue. Beyläufig wird von den andern Amphictyonen und den Pytagoris gehandelt, ingleichen von der Zeit, in welche das delische Fest fiel, von den Verwaltern der Ausgaben, der Beschaffenheit der hier erwähnten Zinsen, ob sie leicht und mäßig, oder hingegen schwer gewest. Der Verfasser meynt, man müsse das fœnus nauticum, das Schiffer- oder Kaufmannsinteresse verstehen, welches sehr hart war (z), weil man

(z) Dergleichen dasjenige Interesse ist, dessen auf

man von demselben hin und wieder Spuren antrifft, daß es in dergleichen Fällen gebräuchlich gewest. Weil aber das Capital nicht bekannt ist, so läst sich auch das Maaß der Zinsen nicht bestimmen. Ferner wird von der goldenen Crone die dem Apollo verehrt wurde, von den Chören die ihm zu Ehren sungen und tanzten, von ihrer Kleidung, von den Schauern und Schaumeistern, von dem Vergolden u. s. w. gesprochen; zuletzt aber die Anmerkung gemacht, der Streit, der zwischen den Atheniensern und Deliern wegen Anordnung des delischen Festes entstanden, müsse später oder jünger seyn, als das marmor sandvicense.

Als eine Zugabe liest man noch eine Abhandlung über ein gewisses, dem vorigen ziemlich gleiches Marmor, das unter den Oxoniensibus oder Arundelianis p. 295, jedoch unvollkommen und schadhaft stehet, in welchem ein gewisses Artemisium erwähnet wird, von dem bisher niemand hat sagen können, was und wo es gewest. Herr Corsini erweist gar wahrscheinlich, daß ein Tempel der Diana zu Smyrna durch gedachtes Wort angedeutet werde.

II.

auf einem marmore corcyrensi gedacht ward, jährlich 50 minæ Interesse von 180 minis.

II.
C. Cornelii Taciti Opera.

d. i.

Die Werke des Cornelius Tacitus, von Joh. Aug. Ernesti durchsehen, nebst denen Anmerkungen Justi Lipsii und Joh. Friedrich Gronov, denen er seine eignen beygefüget hat. Erster Theil, 2 Alphabeth 16 Bogen. Zweyter Theil, 2 Alphabeth 1 Bogen. Leipzig 1752 in groß 8.

Unser berühmter Herr Professor Ernesti liefert hier eine Auflage des Tacitus, welcher man keinen grössern, aber auch keinen gegründetern Lobspruch beylegen kan, als daß solche eine recht critische Ausgabe sey. Nachdem er sich auf mannigfaltiges Anmahnen dererjenigen, welche aus der von ihm besorgten Ausgabe des Suetonius schlossen, was bey einer dergleichen Ausgabe des Tacitus zu erwarten seyn müsse, darzu nicht entschliessen können, endlich aber durch inständiges Anhalten sowohl, als durch den wahrgenommenen Mangel und Abgang an Exemplaren des Tacitus, zu Uebernehmung dieser Mühe bewegen lassen; so hat er vor allen Dingen die nöthige, aber von den Herausgebern des Tacitus verabsäumte Sorge übernommen, nicht nur die Manuscripte, sondern auch vornemlich die beträchtlichsten Ausgaben dieses

Schrift-

Schriftstellers dergestalt, und in solcher Absicht gegen einander zu halten, daß man überall sehen könne, woher eine Lection in diese oder jene Ausgabe gekommen; ob sie aus tüchtigen Abschriften oder aus eigener Verbesserung der Herausgeber entstanden, oder auch wohl gar durch Versehen derer Setzer, erstlich in eine, und aus dieser in verschiedene andere daraus abgedruckte Editionen gekommen. Man kan sich leicht vorstellen, was vor Mühe dieses dem Herrn Professor müsse verursachet haben, die ihm alle diejenigen verdanken werden, welche sich dadurch in den Stand gesetzt sehen, über den Text des Tacitus zuverläßig zu urtheilen, und den wahren Ursprung und Grund einer jeden Leseart einzusehen. Denn da es dem Herrn Professor geglücket, zu seinem Vorhaben einen solchen Vorrath von alten und guten Editionen zusammen zu bekommen, als sich keiner der vorigen Herausgeber, ja auch dererjenigen zu haben oder zu betrachten bemühet hat, die uns doch eine vollständige Nachricht von denen Editionen des Taciti mittheilen wollen; so hat er sich auch dieses ansehnlichen Vorraths darzu bedienet, daß er uns theils in der Vorrede eine genaue, ausführliche und umständliche Beschreibung und Historie sowohl von denen Manuscripten, als insonderheit von denen beträchtlichsten Editionen dieses Geschichtschreibers geliefert, aus welcher man die noch ziemlich mangelhaften und nicht allzusorgfältigen Nachrichten eines Maittaire,

Fabri-

Fabricius, und anderer mehr, in Ansehung des Tacitus, und des Ursprunges, Verschiedenheit und Vollständigkeit derer Ausgaben, vortrefflich ergänzen oder verbessern kan. Theils hat er auch, bey dem Texte selbst, wo es nöthig gewest, den Ursprung, Fortpflanzung, und, so zu reden, die Genealogie einer jeden Leseart, in denen Editionen des Lipsius, Rhenanus, Pichena, u. a. m. sorgfältig angewiesen; wodurch denn ein jeder aufmerksamer und verständiger Leser Anleitung bekömmt, den Werth einer jeden Leseart richtig zu beurtheilen.

Diese vielfältig angebrachten Anmerkungen, zu deren Verstand und Gebrauch man in der Vorrede den gehörigen apparatum literarium findet, bestätigen durch eine Menge Exempel das Urtheil des Herrn Herausgebers, daß man sich oft ein Bedenken gemacht, eine Leseart zu ändern, welche doch weiter nichts als eine vom andern angenommene Muthmassung dieses oder jenes Herausgebers gewest, da hingegen manches als eine Muthmassung oder Verbesserung vorgebracht worden, welches vorlängst in einer Abschrift, oder auch schon in einer gedruckten Edition zu finden gewest; daß auch der rechte Text dieses Scribenten, durch mannigfaltige Zusätze, Erklärungen oder Glossen, theils bey etwas schweren und ungewöhnlichen, absonderlich aber bey kurzen und abgebrochenen Redensarten, auf welche sich dieser Scribent nach Art des Sallustius, sehr viel

zu gute gethan, und dadurch Anlaß gegeben, manche Stelle vor verstümmelt zu halten; ingleichen durch Anführung ähnlicher Stellen aus andern Schriftstellern (davon der Herr Professor in der Vorrede eine große Menge Exempel angeführet hat) auch Zeilen aus denen Poeten, welche gar zwischen die Sylben eines Wortes gekommen, oder andere Worte und Redensarten, die sich etwa einer am Rande seines Exemplares dazu geschrieben, auf vielfältige Art sey verfälschet worden. Man sehe hiervon die Anmerkungen über Histor. 3, 7. 8. German. 8. absonderlich aber über Annal. 16, 2.

Es hat aber dem Hrn. Herausgeber auch nicht an Manuscripten zu seinem Vorhaben gemangelt, ob er schon mit denen Editionen weit glücklicher gewest. Er hat erstlich aus der wolfenbüttelischen Bibliothek eine ganz beträchtliche, wiewohl nicht gar zu alte Abschrift, auch von Herrn Professor Breitingern aus Zürich die Collation von einer etwas neuern, (welche aber nur das Buch von denen Deutschen enthält) ingleichen von Herrn Professor Kappen den von Rhenano gebrauchten Codicem Arnolphi eben dieses Buches bekommen. Der Text in dieser neuen Ausgabe ist aus der Edition J. F. Gronovii abgedruckt worden, welche im Jahr 1675 zu Leiden herausgekommen, und 10 Jahr darauf wieder aufgeleget worden; wiewohl in dieser Edition eine und andere Anmerkung vom Lipsio nicht zu finden ist, welche unser

unser Herr Professor aus der 6ten lipsianischen in die gegenwärtige setzen lassen: z. E. über Annal. 1, 2. Annal. 3. extr. Dem Texte sind die Anmerkungen derer großen Ausleger des Taciti, nemlich Lipsii, und nach ihm J. F. Gronovs, von Wort zu Wort untergesetzet worden.

In seinen eignen Anmerkungen hat der Herr Professor hauptsächlich dahin gesehen: 1) die Anmerkungen dieser großen Männer, wo es nöthig, zu rechtfertigen, zu erweitern, oder auch zu widerlegen; 2) das nöthigste und beträchtlichste aus denen Anmerkungen derer übrigen Herausgeber, de Pichena, Ryckius, Jac. Gronovs, u. a. m. dergestalt beyzufügen, daß man das übrige leicht entbehren kan: wie denn auch dasjenige nicht vergessen worden, was Groslot in seinen Muthmassungen über diesen Scribenten, die er im Jahr 1581 dem berühmten Douza mitgetheilet; ingleichen Nicol. Heinsius in seinen Anmerkungen über die ersten 3 Bücher Annalium merkwürdiges hat, welche von dem d'Orville in seinen Observationibus Miscell. T. 9 aufbehalten sind. Der Herr Professor hat die Hoffnung gehabt, auch die noch ungedruckten Anmerkungen des Heinsius dieser Edition beyzufügen: allein da sie zu spät nachgekommen, und die Zeit zu kurz gewest; so werden solche zugleich mit dem noch zurückgebliebenen Register über die Anmerkungen dergestalt nachkommen, daß man solche dem andern Bande ganz bequem wird beyfü-

 gen

gen können. Am allermeisten aber hat der Herr Professor, wie bereits gemeldet worden, in seinen Anmerkungen darauf gesehen, 3) den Ursprung und die Fortpflanzung einer jeden Leseart gehöriges Ortes anzumerken: dabey man sonderlich lernen kan, wie wenig man sich vor dem Götzen der Unwissenheit, der sogenannten Lectione Vulgata zu fürchten habe, welche z. E. bey dem Tacitus nichts anders gewesi, als der Text erstlich nach der Ausgabe des Rhenani, und hernach des Lipsii: da denn alle Muthmassungen, ja alle Versehen dieser Männer, unter diesem ehrwürdigen Namen sich unverletzlich gemacht haben. 4) Zeiget unser Herr Professor zum größten Behuf der so nöthigen critischen Sorgfalt und Accuratesse, bey jeder Gelegenheit, wie die Ausschreiber von dem rechten oder wenigstens ihnen vor Augen liegenden Texte abgegangen, was vor Worte, Sylben und Buchstaben sie mit einander verwechselt, was sie beym Anfange, Mittel oder Ende derer Worte weggelassen oder überflüßig geschrieben, wie sie zuweilen zwey verschiedene Lesearten zusammen genommen, oder in eine zusammen geschmelzet, und sonst andere Abweichungen gemacht haben, welche man alle, sie mögen so gering scheinen als sie wollen, wenn man den wahren Text nicht übersehen will, nothwendig beobachten muß. Endlich und 5) hat sich der Herr Professor angelegen seyn lassen; diejenigen Ausdrücke aus dem Livius, Sallustius, absonderlich aber aus dem

Virgi-

Virgilius zu bemerken, welche Tacitus im Sinne gehabt, und ihnen nachgeahmet zu haben scheinet: eine Bemühung, welche (obgleich die Sache selbst nicht allemal zuverläßig ist, indem ja ein Scribent, der die Sache sowohl als die Sprache in seiner Macht hat, eben sowohl vor sich auf dergleichen Gedanken und Redensarten gerathen kan) dennoch sowohl zur Erklärung, als auch zu Entdeckung und Bestätigung des wahren Textes, bey dem nachgeahmten Schriftsteller sowohl, als bey dem nachahmenden, gar viel und oft dienen kan.

Dem ersten Theile, welcher die 16. Bücher derer Annalium begreifft, sind erstlich die Excursus des Lipsii über ermeldete Bücher, hernach aber einige Denkmahle des Alterthums oder Schlüsse des römischen Rathes, zu Erläuterung Annal. 3, 62. aus des englischen gelehrten Chishul Antiquitatibus asiaticis beygefüget. Den 2ten Theil welcher die übrigen Bücher enthält, beschliessen 1) die übrigen Excursus des Lipsii; 2) zwey Excursus von dem Herrn Professor selbst, einer über den Namen gewisser Soldaten, welche unter dem Namen derer Vexillariorum bey dem Tacitus zum öftern vorkommen, und, nach dem Urtheile des Herrn Professors mit denenjenigen einerley sind, welche in den ältern Zeiten hastati genennet worden, und die jüngsten, auch schlechtesten in jeder Legion gewest. Der andere betrifft die Stelle Histor. 4, 6. von dem Rathsschlusse, wodurch dem Kaiser Vespasianus die

höchste Regierung ertheilet und bestätiget worden. 3) Ein historisches Register über die merkwürdigsten Personen und Sachen, welches aus der Edition des Ryckius genommen, aber auf mancherley Art vermehrt und verbessert worden. 4) Ein Register über die ungewöhnlichsten und merkwürdigsten Redensarten dieses Scribenten, mit hin und wieder beygefügten Erklärungen: welches theils als ein kleines Lexicon über den Tacitus, theils als eine Tabelle seiner Latinität und Schreibart kan gebrauchet werden; darinne diejenigen Ausdrücke recht in die Augen fallen, aus welchen dasjenige erhellet, was der Herr Professor in der Vorrede angemerket, daß Tacitus nichts weniger als ein recht zierlicher, wohl aber oft dunkler und gezwungener Scribent gewest. Das Register über die Anmerkungen soll mit denen versprochenen Anmerkungen des Heinsius folgen. Wir wünschen einem so wichtigen Geschichtschreiber, der wahren Critic, und der Gelehrsamkeit überhaupt, zu diesem neuen Verdienste dem Herrn Professor Glück, und hoffen, diese Ausgabe werde theils verständige, theils lehrbegierige Leser bekommen, welche den wahren Werth derselben zu ihrem eigenen Vortheile einsehen mögen.

III.

Fortsetzung der Nachricht aus dem Buche the Wisdom of looking backward.

Wir haben in dem 159ten Theile unserer Nachrichten von diesem Buche umständlicher gehandelt, und die darinne bezeichneten Schriften nach den Nummern angeführet, auch versprochen, die Fortsetzung mitzutheilen. Dieses Versprechens entledigen wir uns itzo, und es folgen in der Ordnung:

34) A ſermon by Chiſhul.
Another, by W. Reeves.
The Dangers of Popery began to ſtrike upon the Minds of many ſerious people, therefore on Nov. 5th. a Sermon appeared intimating theſe Fears and Jealouſies were vain.
A Letter excuſing the Clergy, for omitting on Nov. 5th the Collects, relating to King Williams Arrival, becauſe the Whigs had applied theſe Expreſſions to juſtify a Reſiſtance at the Revolution.
A Letter approving the Conduct of the Miniſtry in the Peace, and recommending the Treatiſe, entitled: the three parts of a Caveat againſt the Whigs, or Hiſtorical View of their Tranſactions, ſince the Revolution, 8tavo.

The Hiſtory of the Dutch Uſurpation and their Maxims in point of Government pr. 6. d.

Dutch Alliances, or a proof of their Obſervance of Treatiſe, exemplify'd in the Tranſaction at Amboyna.

On Nov. 24 was printed: The Qveen, the preſent Miniſtry, Lewis XIV and Philip V vindicated in a Letter concerning a Libel, call'd, the Groans of Europe, for J. Morphew 1713.

D. Hamilton (a Tory) and Lord Mohun being kill'd in a Duel, a Sermon was printed againſt Duelling by E. Chiſhul.

Engliſh Proteſtant Diſſenters not under Perſecution, with Notes on ſome of their Sermons, ſince paſſing the late Act againſt occaſional Conformity, by the Author of the Regular Clergys ſole right to baptize, for R. Wilkins 1730, 8vo.

A Letter to the Author of Lay-baptiſm invalid. To which is annex'd the Judgment of the Reform'd in France, extracted out of the Acts of their publick Synods; as alſo of Calvin and other Genevans, concerning Invalidity of Lay-baptiſm, printed for H. Clements, 8vo 1713. Said to be writ by Luke Milbourn, formerly Chaplain at Hamburg, Rotterdam and Harwich.

B. The Caſe of Ordination conſider'd by

by a Catholick, printed for J. Baker, 1712, 8vo.

A Sermon preach'd to the Protestants of Ireland, now in London by S. George, Bp. of Clogher.

A Letter concerning the book: the French King vindicated.

A Memorial to the Protestants on Nov. 5th containing some particular relating to James I, and the Realms deliverance from the Gunpowder Plot, for J. Churchil 8vo. Said to be writ by the Dean of Peterborough. It is very well done, saying that Mary, Qveen of Scots, labour'd to disinherit her son for Heresy, and the Popish Party approved the Bill against occasional Conformity &c.

A Specimen of the Papal French persecution, as also of the faith and patience of the late French Confessors and Martyrs, as; Lewis de Marolles (a); dedicated to Monf. Heinsius in Holland and translated by J. Bion (b), Chaplain to the superbe

Prætermissa:

(a) Councellor to the French King and Receiver of the Consignations in the Baylivvick S. Meneholt in Champaign, from his Condemnation to the Gallies 1686, to his Death 1692.

(b) Sometime Priest and Curate of the Parish of Wisy in Burgundy and Chapelain &c.

perbe Gally in Frenchsewice, printed for J. Downing, 2d. Edit, 1713.

The Case stated in a Conversation between a Lord and Gentleman, printed for G. Strahan, 8vo 1773. The Gentleman is Lesley, and the Lord, the Pretender, whom he seeks to persuade to turn Protestant.

The Case truly stated against the Case restated, printed ibid. 1714.

The Crisis by R. Steele, for which he was expelled.

Account of a Dispute between Th. Willis, a Popish Priest and Emissary in London, and J. Battersby a Gentleman of 21 Years, with a preface, shewing the wiles popish priests use for the perversion of Protestants.

Popery displayd, or the Church of Rome described in its Colours.

The Maxims of the Popish policy in England, with the means to stop its progress; with an Abstract of several Letters, writ by D. Talbot.

The History of the Inquisition, written by one of the Secretaries of the Inquisition.

A faithfull Account of the Cruelties done to the Protestants on board the French Kings Gallies.

An Abstract of the History and cruel sufferings of Louis de Marolles, with the Barba-

Barbarities exercised towards several eminent persons at Montauban.

An Account of the sufferings of Isaac le Fevre, an Advocate, who died at the Gallies.

Account of the Conversion of Fr. de Chalu, Sieur de la Motte, and all his family to the reformed religion, printed for J. Downing.

Church Ornament no Idolatry, a Sermon preach'd Jul. 6. by D. Welton, Parson of S. Mary White Chapel.

The pretended Authority of the Clementine Constitutions confuted, in Answer to D. Whiston, by Smallbrook.

The Case of setting up Images or painting of 'em in Churches, writ by Dr. Barlow, late Bp. of Lincoln, pr. for J. Roberts.

The Modern Fanatick, three parts, by Dr. W. Bisset. For which his Life was three times attempted by Assassins. *

---

* Die Bücher vom obigem Striche bis zu diesem, kommen zum Theil hernach wieder vor: wannenhero bey diesem Manuscript ein Irrthum und Versehung der Ordnung vorgegangen seyn muß. Der eigentliche Ort ist allem Ansehen nach bey Num. 37. Also sind wenigstens diejenigen Bücher, so daselbst stehen, allhier überflüßig, wo sie nicht alle dahin versetzet werden müssen, oder gar wegfallen.

A Sermon of Robert Lumley Lloyd.
A Proteſtant Memorial for the 17 Nov. Queen Elizabeths Inaugurations Day.
A Letter deſiring to know, if there was any Truth, that Col. Hamilton was not kill'd by Lord Mohun, but by Col. Macartney.
A Letter from Macartney to a friend of his in London, dated Oſtend 1712, 15 Dec. pr. for Cl. Baldw. 4to.
A Sholaſtical Hiſtory of the Church, in Reference to Lay Baptiſm, with Remarks on the Hiſtorical part of Mr. Laurences Writings, by Joſ. Bingham.
35) Jus Sacrum, proving that no Prince ought to be deprived of his natural right, on account of Religion, 1713 8vo.
The Bp. of Oxford's Charge conſider'd in reference to the Independency of the Church upon the ſtate.
A proper ſacrifice in the Sacrament of the Lords Supper, Neceſſity of ſacerdotal Abſolution &c. by the Author of Lay-baptiſm invalid; id eſt, Mr. Laurence, he being bred to Accounts in Spain, printed for H. Clements, 1713 8vo.
Nelſon flatte'd the Prime Miniſtre Harley in his Life of D. Bull p. 406.
Compendious Speculations on valid and invalid Baptiſm, by S. Hill, deacon of Wells, concluding Confirmation by

by a Bp. will fill up all the Defects of invalid Baptism, and desiring such a reconciling Office might be inserted in the Liturgy.

A Letter of Complaint, that some of the High Churchmen, who were hearty for a peace, yet began to suspect the terms of it, hated the old, and did not love the new Ministry, were for hereditary right by a Parliam: Settlement, and that they would be call'd Hannoveran Tories. It grounded itself upon a Paper, call'd: Observations upon the state in Jan. 1712-1713, printed for J. Morphew; whose Author must have been a Tory, and yet did not like the peace.

It had been already advanc'd, that people baptiz'd by dissenting Ministers not Episcopally ordain'd, were no Christians. Now a Sermon was publish'd, entitled: Whigs no Christians, preach'd at Putney in Surrey Jan. 30, A. 1713, printed for J. Morphew, dedicated to E. Filmer.

The Christian Altar and Sacrifice, a Sermon making the Lords Table a proper Altar, and the Lords Supper a proper Sacrifice, by Th. Brett, printed for J. Wyat. The preface vindicated Dr. Hickes from Popery.

B. A Letter complaining of the notorious Lies of a Pamphlet, entitled: A prote-

stant

ſtant Monument erected to the Whigs and Dutch, or a full Relation of the la-te plot for firing London, and did fire Southwarck and Wapping.

A Diſcourſe of the paſtoral Care, by the Bp. of Sarum, 3d Edit. with a new preface.

A Diſſuaſive from Jacobitiſm, ſhewing what the Nation is to expect from a popiſh King 8vo.

The ſtate of the preſent Controverſy about the Validity of Lay-Baptiſm, in a Letter to and occaſion'd by a Letter from a Prieſt of the Church of England, whereby the Bp. of Oxfords Charge is conſider'd, printed for J. Morphew 8vo.

Said to be writ by D. J. Turner.

36) An Anſwer to the Exceptions made againſt the Bp. of Oxford Charge by Mr. L. and Dr. Brett, where the Bps Advice to his Clergy is vindicated, as to the Church's not being independent from the ſtate, the ſacrifice in Euchariſt &c. printed for J. Wyat, 1713, 8vo.

Some Sermons preach'd on ſeveral occaſions, and an Eſſay towards a new Book of Homilies in 7 Sermons, prepar'd at the deſire of Tillotſon and other Bps by S. of Sarum, printed for J. Churchil.

Sache-

Sachleverell preach'd again, his three Years silence being expir'd; But there being little Mischief in it, it did not sell much. For his Friends had enjoin'd him, not to create them more trouble.

The Dangers of Relapse, preach'd on the Restorations day by Th. Brett.

Some primitive Doctrines reviv'd, or the intermediate or middle state of departed souls, before the Day of Judgment, plainly prov'd from SS. and the Fathers, with the Judgment of Dr. Hicks concerning this book, printed for S. Keblo 1713. As a Consequence of it, he affirms prayers for the Dead lawful and useful.

The Proceedings of the lower House of Convocation, printed for J. Morphew; suppos'd to be done by Mr. Wesley of the Isle of Axholm.

The blessing of peace, a Sermon by R. Eyre Canon residentia. ep. of Sarum.

Another by Ph Stubbs.

B. Mr. Wheatly being come acquainted with Mr. Laurence, having heard him call'd the Learn'd Layman, brought him to Oxford, and prevail'd with the Proctor of S. Johns College, to propose, to have him made M. A. * without Education or Exercise, which was effected by a surprize upon some, and Cowardice in others.

* Alias Master of Arts.

others. Upon this, when Mr. Withers in his *Caveat* against the new sect of Anabaptists, lately sprung up at Exeter, had appeal'd to the Judgment of the University of Oxford, who in their late Epistle sent to the pastors of Geneva, had own'd they were a reform'd Church, and had true and valid Administration of the Word and Sacraments. Mr. Reeds, the person rebaptized at Exeter, answerd p. 51 of their having made Mr. Laurence M. A.

King Charles I. Bishops no Puritans, occasion'd by Dr. Bretts Sermon, entitled: the Dangers of Relapse, printed for D. Knapton, 8vo.

An Answer to a Pamphlet, call'd the Proceedings of the Lower House and printed for S. Buckley 4to.

Copy of the Declaration in behalf of the reformed Churches of France, given out at Utrecht by the Marquis of Miremont, authoriz'd by her Brit. Majesty, to support the Interest of the Reformed in France.

Sermon by the Bp. of Bath and Wells.

37) The Case stated in a Conversation between a Lord and a Gentleman, printed for G. Strahan. 8vo 1713. The Gentleman represents the Author Mr. Lesley, and the Lord, the Pretender, vid. *supra*.

Sermon

Sermon by Th. Gouch.
Sermon of Th. Cockburn.
Lesley had been at Paris, and from thence was gone to Bar le Duc, where a Chappel was fitted up for the Church of Engl. service.

Two Pamphlets abusing the Elector of Hanovers person on the score of his Memorial.

The Jacobites printed: The Hereditary right of the Crown of Engl. asserted and vindicated from the Misrepresentations of D. Higdens View and Defence, by a Gentleman, printed for R. Smith in a fair folio.

In Ireland King Williams statue at Dublin was defac'd, and sensible Protestants thought it proper to express their Gratitude to King William, by drinking to his Immortal Memory, meaning a true Affection to their Country. In a little time this was the Test of a Whig, wherupon a Bishop gave in Charge to his Diœcese of Cork against it, Nov. 14 1713. s. tit: Of Drinking to the Memory of the Dead, and censur'd it as an Abuse of the Lords Supper.

B. Dr. Brett in his Altar and Sacrifice had call'd upon D. Potters Prof. Theol. at Oxford Book call'd: Answer to the Rights of the Christian Church, falsly.

For

For in that very Book &c. 5, he refutes those Popish fancies.

Les Soupirs de l'Europe, the Groans of Europe, translated from de French 1713, 8vo.

A Sermon with Remarks on Sacheverells late Sermon the 29 May, by Fr. Squire 8vo.

A Recantation Sermon against Popery, preach'd the 20 Sept. 1713, before the Bp. of Oxford 1713 by W. Aylmer, lately Prof. of Div. in the Romish Church Oxford 1713.

A Caveat against the New sect of Anabaptists at Exon, in a Letter, printed for J. Clark. Mr. Read design'd for a dissenting Minister, and bred up at a private Academy, declar'd himself a Churchman, and presented himself to the Bp. of Exeter for Confirmation; who told him, if he was not satisfied with his baptism, he would order him to be baptized by a lawful Minister, which was perform'd a Mile from Exeter by Mr. Jenkinson. The Godfathers were Clergymen, and the Godmother a Dissenter.

A Sermon by J. Ramsay.

A Letter to the Bp. of Carlisle concerning one of his Predecessors, the Bp. Merks, on Occasion of a new Volume for the Pretender, call'd the Hereditary right

right of the Crown of England. Printed London (or rather Buckley) in 8vo. Done by White Kennet.

The present Constitution and Protestant succession vindicated, in answer to the Hereditary Right &c. printed for J. Baker 1714, 8vo. The Author is Mr. Wills Fellow of Oxford.

The Succession of the House of Hannover vindicated against the Hereditary right, by Mr. Asgill for J. Roberts 8vo. Mr. N-n.* had presented to the Queen a Copy fairly bound of the Hereditary Right &c. at Windsor, which lay for some days after in her Closet.

A Sermon of D. Whitgift printed 1474 ** now reprinted with a preface of Dean Kennet, shewing that they writ then Gospel sense, and that there was a degeneracy of preaching and a false Oratory under Charles I, till Tillotson and other Divines restor'd good sense and plain Language.

38) T. Durfey presented a song to the Queen, wherein he told the Princess Sophia, there

* Wird, wie ich muthmasse, Herr Nelson anzeigen.

** Hier ist wohl ein Fehler in der Handschrift in der todten Zahl. Vielleicht ist es 1564 oder 1674.

there was no Hope of her ſucceſſion, in theſe Words:

> Stay, mind Your German Nation,
> Nee thinck of our ſucceſſion,
> Our Crown is too weighty,
> For your Years of eighty &c.

He receiv'd fifty Guineas for it.

The great ſin of Lukewarmneſs, or, the late Notions of Moderation in two Sermons by Bramſton.

True Moderation by Th. Brett.

Sermon of Sacheverell the 10 Nov.

The Examiner on the 25 Nov. complains amongſt others, that the faſts and feſtivals of the Church vindicated by Nelſon, have been burleſqv'd by a new Invention of Mock Holidays; On one day viz. the Remembrance of Queen Elizabeth is made the Watchmaid, and on the 5 of Nov. they rejoice at the Miſſfortune of a crown'd Head.

A Sermon of R. Collure.

Another of R. Fiddes, Chaplain to Harley, Earl of Oxford.

Luke Milbourn preach'd the 30 Jan. 17$\frac{13}{14}$ a Sermon call'd the Traitors Reward, where he excites the People to murder them, and calls King William a Tyrant worſe then Saul, for the murder of the Glencoeman. *Quæritur*: Why Milburn did not ſtay at Hamburg and

and in Holland, and why he was suffer'd in England?

Mr. Lesleys Case stated, was answer'd by the Papists in the Case restated; which he now answer'd s. tit. the case truly stated is fully consider'd, printed for G. Strahan 1714. At the same time despairing now of converting the Pretender, he complains of the Popish Interest in England, and their Liberty of printing books and keeping Verbal Conferences.

B. The Life and Miracle of S. Winefride, together with her Litanies, with some Historical Observations thereon by the Bp. of S. Asaph, 2d Edit. 8vo, There having been of late a more than ordinary resort to that Well. The Papists, could make no direct answer to the book, only the Torytool the Examiner, made Mirth with it.

The Crisis, representing from authentic Records the just Causes of the late happy Revolution, by R. Steele.

Popery and Slavery reviving, or an Account of their Growth in Scotland, in a letter from thence, reprinted in London for A. Bell. 8vo.

The 24 Nov. the Queen fell sick at Windsor.

A Collection of Letters written by General Monk relating to the Restoration,

with an Introduction, proving that Monk projected it in Scotland, printed for J Roberts 8vo.

Account of a Dispute between Th. Willis, a Popish Priest, and Emissary in London, and J. Battersby a Gentleman of 21 Years age, with a pref. Discourse by a Gentleman educated in the Popish superstition, shewing the Wiles, Popish Priests use for perversion of Protestants.

The ABp. of York died the 2 Febr. 1714.

The Principles of the Low Churchmen defended, in following Articles, viz. supremacy, Dissenters Baptism, Necessity of Absolution, the Sacrifice in the Eucharist, Comprehension, Toleration, Moderation, bowing towards the Altar, Divine Appointment of the Lords Day, Passive Obedience and Hereditary right; proving them most agreeable to the Church of England, with reflexions on Dr. Hickes, Brett, Dodwell &c. Writings, printed for J. Philips, 8vo by a Layman constantly conforming to the Church of England.

Popery displayd, or the Church of Rome described in its Colours, the Maxims of the Popish Policy in Engl. with the Means to stop its progress, with an abstract of several letters, written by D Talbot.

The

The History of the Inquisition, written by one of the Secretaries of the Inquisition.

A faithful Account of the Cruelties, done to the Protestants on board the French Kings Gallies.

A specimen of Papal and French Persecution, as also of the late Fr. Confessors and Martyrs.

An Abstract of the History of the Cruel sufferings of Louis de Marolles, from his Condemnation to the Gallies, to his Death in the Dungeon, with the late Barbarities exercis'd towards several eminent Persons at Montauban.

An Account of the Sufferings and Death of the Martyr Isaac le Fevre, an Advocat of Parliament, who after 10 Years Imprisonment died in the Gallies.

An Account of the Conversion of Fr. de Chalu, Sieur de la Mottea, nd all his Family to the reformed Religion, done out of French by Mr. Rawlins, printed for J. Downings.

39) A Sermon of Edward Bough, Parson in Kent, preach'd 1635, and reprinted with a preface of Th. Brett, vindicating him, and the preachers under James I and Charles I from the Reflexions in the preface to Whitgifts, printed for J. Kellie. But this Sermon was so lean of Thought and full of Scraps of Latin, that it did

effectually prove the Degeneracy of preaching, contrary to his endeavours.

The Jacobites now publiſhed their Pſalms of Thankſgiving to be at hand againſt the time expected, ſub tit. The Loyal Mens Pſalter, or ſome ſelect Pſalms in Latin and Engliſh fit for the Times of Perſecution. The Latin was Buchanans Verſion.

A Sermon of Sherlocks.

Steele was expell'd the 18 Mart. 1714 the Houſe of Commons, for writing the Engliſhmen and the Criſis.

Will with a Wiſp &c. concerning the Articles lately exhibited againſt Mr. Whiſton, by a Gentleman formerly of Queens College Oxford (now Schoolmaſter in S. Andreas Holbourn) in Vindication of Dr. Whiſton, printed for J. Woodward 1714.

Now they began alſo to deny Diſſenters Chriſtian Burial, in a Pamphlet: The invalidity of the Lay Baptiſm of Diſſenting Teachers and in Anſwer to a late Pamphlet compil'd chiefly of Collections of the Bp. of Sarum Writings &c. by Mr. Shaw, a diſſenting Teacher in Derby, entitled: the validity of Baptiſm &c. with a Vindication of the Clergys refuſal to read the Burial over unbaptized perſons, by H. Cantrell, with a Letter from Mr. Harris.

Dr.

Dr. Welton Parson of S. Mary White Chapel put up a new Altarpiece or painting of our saviour and his 12 Disciples at the last supper, wherein the beloved Disciple S. John was drawn, as is thought, like the Pretender, and Judas had a band and Gown, as if intended to represent a Dean, one of Sacheverells Brethern. It becoming the publick Discourse, the Bp. of London sent the 17 of April his Chancellor to view it, and then orderdit to be taken down, because the said Picture will by some of the figures there represented, give occasion of scandal and offence. Welton publish'd afterwards Jul. 6 a sermon sub tit. Church ornament no Idolatry. Where he says, the like Representation were to be seen in the Abby at Westminster, S. Peters at Norwich, the Chapter House at Salisburg, the Chapel at Windsor and the Lutherian Church in Wellclose Square.

B. The Lords Addresss for the Discovery of the Author of a Libel s. tit. The Publik Spirit of the Whigs, set forth in their Encouraging the Author of the Crisis, printed for J. Morphew 1714.

A Vindication of the Bp. of Norwich from the Reflexions of Mr. Johnson in his book: The unbloody Sacrifice and Altar unveil'd in a Letter.

The Bread and Wine in Eucharist not a

proper material propitiatory Sacrifice, in anſwer to the unbloody Sacrifice and Altar unveil'd, by J. Lewis Vicary Miniſter in the Iſle Thanet.

40) A large printed Crucifix on a ſheet of Paper was caſt in April into moſt houſes in Weſtminſter, with an Advertiſement on a piece of paper tack'd to it, not to deſpiſe it as a ſuperſtitious Thing, but to put it up near their Room over their Cabinet.

A new Fancy was broach'd. Mr. Swinden Miniſter in Kent publiſh'd an Enquiry in to the nature and place of the Hell, and made the ſun the Receptacle of Damn'd and Devils, ſaying, Dr. Wall, Author of the Hiſtory of Infant Baptiſm have approv'd of his Treatiſe.

The Caſe of Tythefree Eſtates examin'd, according to Principles of Conſcience, printed at Exeter 8tavo, Exhorting them alſo to contribute to Miniſters Maintenance, commending Altarpieces and Church ornaments.

Mr. Bedford, Nonjuror was convicted of writing: the Hereditary Right of the Crown of England aſſerted, folio.

The Church of Engliſh Mans Companion, being an Inſtitution of the Excellency of Common Prayer by Ch. Wheatly 2d Edit 8vo. He gives a new ſenſe of the 20 Article of our Church, contrary

to

to the 19, viz. making the Church to consist only of Bps and Presbyters, exclusive of Magistrates or people in expresse terms. Further makes he the Act of Convocation valid in Conscience without License or Confirmation of the King, & schism is with him in Disobeying the sole independent power of the Convocation. The sense of the Liturgy in the Office of Baptism he perverts, to advance the Doctrine of Lay Baptisms Invalidity. He dedicates the book to Dr. Stanhope the Prolocutor.

B. A Sermon of the Bp. of Sarum; another of Kennet.

The pretended Authority of the Clementine Constitutions confuted by their Inconsistency with SS, in answer to Mr. Whiston by R. Smallbrook.

The Christian Eucharist no proper Sacrifice, prov'd in a Letter to the Bp of Norwich, in answer to the unbloody Sacrifice of Mr. Johnsons, printed for P. Vrial. Said to be writ by D. Turner.

The Case concerning setting up Images, or painting of them in Churches, writ by Dr. Barlovv, late Bp. of Lincoln, upon his suffering such Images to be defaced in his Diœcese, wherein it is disapproved by the statutes, Homilies &c. printed for Roberts 8vo.

The modern Fanatick P. III, being a further Account of the famous Doctor and his brother of like renown, the Director of the new Altarpiece, by W. Bisset.

Bissets Life was three times attempted by Assassination: so much the Highflyers hated him.

A Letter concerning the Bill for preventing the Growth of Schism, by R. Steele.

A Letter on the Bill by a Layman.

Donatus Redivivus, or a Reprimand to a modern Shismatick for his Revival of the Donatistical Heresy of rebaptizing, in a Letter, printed for J. Roberts. In the Dedication to W. Dawes ABp. of York is mention'd, that two young Clergymen came to a Boarding School at Manchester, and there persuaded two young Presbyterian Gentlewomen, to be rebaptized; One baptizing them, the other standing Godfather.

41) The Protestant Religion now began to be banter'd and outcame: Englands Reformation from the time of Henry VIII till the End of Oates Plott, by Th. Ward. In 4 Cantos with large Marginal Notes, full of Scandals pick'd out of Sanders &c. v. gr. Anne Bullens being Henry VIII Daughter &c.

The

The Gun Powder Plot, a Poem by D. Bedel Bp. of Kilmore, with the Life of the Author. For which the writer was presented by the Jury.

IV.

Vermischte Abhandlungen, welche sich mit allerley wichtigen Wahrheiten zur Aufnahme der Wissenschaften und Befestigung der Religion beschäftigen, ausgefertiget von Joh. Friedr. Stiebriz, der Weltweisheit und Oec. öffentl. ordentlichem Lehrer. Halle 1753, 8, 1 Alphab. 8 Bogen.

Der Herr Professor liefert hier ein paar Untersuchungen verschiedener wichtigen Lehren, welches allerdings der Weg ist, in den Wissenschaften zu mehrerer Gründlichkeit und Vollständigkeit zu gelangen. Sein erster Absatz betrifft die Unsterblichkeit der Seele. Er zeiget im ersten Abschnitte, wie unzulänglich die neuesten Beweise für dieselbe sind, die nemlich Herr Professor Müller in Jena, Herr Pastor Lange und Herr Professor Meier in Halle, haben geben wollen. Wir übergehen diese, um zu seinem eigenen Beweise zu kommen, den er im zweyten Abschnitte vorträgt. Herr Stiebriz ist für sich darauf gefallen; gestehet aber, daß er denselben nachgehends bey Herr Canzen berühret gefunden. Er setzt zum voraus, daß in der Welt der bestmöglichst-vollkommenste Zusammenhang

sey,

sey, und macht daraus den Schluß: Wenn es in dieser besten Welt den besten Zusammenhang giebet, welcher, wenn er ganz betrachtet wird, seine letzte Absicht am besten erreichet, und darinne von dem Daseyn des einen, jederzeit das Daseyn des andern abhanget, so daß eben dieser Zusammenhang das Wesen der ganzen Welt feste setzet, und die Welt zu einem großen Ganzen macht, welches aus vielen Theilen bestehet, die ihres Zusammenhanges wegen ihre Gewißheit haben, u. unfehlbar kommen, dergestalt, daß deren keines weder aussen bleibe, noch ganz abgeschaffet werden darf: so folget eben, daß in diesem ganzen Zusammenhange niemals eine einzige Vernichtung eines zu demselben gehörigen Dinges vorgenommen werden könne. Die Nothwendigkeit der Folge scheinet dem Hrn. Verfasser so offenbar, daß er sich nicht bemühet, solche darzuthun, sondern nur die Richtigkeit der angenommenen Bedingung zu erweisen suchet *.

Wenn

* Gleichwohl würden wir, logisch zu reden, connexionem antecedentis cum consequente zu zeigen bitten. Die Bewohner der Erdkugel machen einen Zusammenhang aus, von dem sich alles sagen läßt, was in der Bedingung gesagt wird, wenn man nur Erdkugel statt Welt setzet. Und doch sterben sie, d. i. sie werden in Absicht auf die zurückbleibenden vernichtiget. Der einzige Ausdruck: noch ganz abgeschaffet werden darf, schien uns mehr zu sagen. Wir giengen seines Beweises wegen in den 15 §, und fanden darinne, daß nichts in die Welt komme, was nicht von einem ihrer Theile abhänget; auch alles hinein komme, was von einem Theile derselben abhänget. Wenn nun eine Substanz in der Welt

Wenn also die Seelen, wie Hr. Stiebriz als anderswo erwiesen voraussetzt, einfache Wesen sind, so müssen sie auch unvernichtet fortdauren. Und dieses ist das hauptsächlichste, was Herr Stiebriz zum Beweise beybringet. Denn er will nur denenjenigen antworten, welche die Unsterblichkeit der Seele in Zweifel ziehen, weil sie derselben Vernichtung befürchten. Uebrigens gestehet er zu, daß aus seinen Gründen noch nicht unmittelbar folge, die Seele werde als ein Geist fortdauren; er erinnert aber, daß nach allen Regeln der Wahrscheinlichkeit zu vermuthen sey, der Schöpfer werde das Vermögen deutlich zu denken, das die Seele einmal besitzet, bey ihrer beständigen Dauer nicht ewig ungebraucht lassen.

Im zweyten Aufsatze erkläret Herr Stiebriz den Begriff der Ordnung, und zeiget den Nutzen desselben in der Gottesgelahrtheit, bey dem Gotte der Ordnung und der Ordnung des Heils. Zuerst wird hier der wolfische Begriff von der Ordnung vorgetragen, erläutert, und von einigen Einwürfen befreyet; zweytens aus demselben hergeleitet, wie Gott ein Gott der Ordnung heissen könne, wohin 1 Cor. 14, 33 gezogen wird. Dieser Ausdruck

Welt vernichtiget wird; so ist sie so lange darinne gewest, als ihr Daseyn von den übrigen Theilen abhänget. Wo hat aber Herr Stiebriz dargethan, daß dieses Daseyn beständig von den übrigen Theilen abhängen muß? Wir gestehen gern, daß es wahrscheinlich ist, zu glauben, aus dem größten und besten Zusammenhange könne nichts wegkommen; aber hier ist die Rede von der Gewißheit.

druck läßt sich von Gott behaupten nach seinem ganzen Wesen und allen Eigenschaften insgesammt. Es findet sich darinne bey ihm Aehnlichkeit, und folglich Ordnung, daß nichts als lauter Vollkommenheiten bey ihm angetroffen werden, 2) alle mögliche Vollkommenheiten vorkommen, und keine fehlt, die bey den andern stehen kan, 3) alle im höchsten Grade bey ihm zu finden sind. In seinen besondern Eigenschaften zeiget sich ebenfalls Ordnung, und zwar im Verstande, der sich alle Dinge auf einmal, aufs vollkommenste, nach ihrer Rangordnung rc. vorstellet, ihren Zusammenhang einsiehet rc. in seinem Willen, der nach den Bewegungsgründen, die der vollkommenste Verstand ihnen vorlegt, verfähret: in seinen Handlungen, da in der Schöpfung der Welt alles zum letzten Zwecke abzielet: im Reiche der Natur, da alles so weislich und ordentlich eingerichtet ist, als auch im Reiche der Gnaden, in der Gesellschaft zwischen Christo, dem Haupt und Könige, und den Gläubigen, in welcher sich diese die von jenen erworbnen Güter durch die Wirkung des Heil. Geistes zueignen, und zur künftigen Seligkeit zubereiten lassen sollen. Eben dieses wird im letzten Abschnitte dieses Aufsatzes ausgeführet. Die Heilsordnung ist der Inbegriff derjenigen Sätze, die uns anweisen, wie man beschaffen seyn müsse, wenn man des Heils, der durch Christum erworbenen Seligkeit theilhaftig werden will. Herr Stiebritz erzählt dieselben, und zeiget die darinne befindliche Ordnung, innerlich oder in den Sätzen selbst, welche diese Ordnung ausmachen, und in ihrem Zusammenhange, wo lauter Aehnlichkeit, und kein Widerspruch ist, sondern einer den andern bestimmet und erfordert, z. E. die Reue über das begangene Böse, der Vorsatz, es künftig zu lassen, dieses Vorsatzes Bewerkstelligung durch Bekehrung und Wiedergeburt, welche Bewerkstelligung ohne von oben mitgetheilten Kräften nicht möglich ist u. s. f. Nimmt man eine oder die andere von diesen Lehren weg, so wird was Verstümmeltes übrig bleiben: und

sie

sie gehören nicht nur alle zusammen; sondern ihr Zusammenhang bestimmt auch die Folge derselben. Die Reue der Sünde darf nicht ohne die Zueignung des Verdienstes Christi, und diese nicht ohne ein neues Leben seyn. Die Gottesgelehrten tadeln diejenigen mit Rechte, welche Christum für uns wünschen, und von Christo in uns nichts wissen wollen; wiewohl andere auch im Gegentheile gefehlet haben. Ueber dieses findet sich eine äusserliche Ordnung in diesen Sätzen; theils in Absicht auf Gott, durch dessen Vollkommenheiten sie bestimmt werden, und seiner Weisheit, Heiligkeit, Gerechtigkeit rc. gemäß sind; theils in Absicht auf den Menschen, dessen Seele sie wahrhaftig vollkommen machet, und selbst durch Dämpfung der Lüste, Beruhigung des Gemüthes rc. dem Körper vortheilhaft ist. Hieraus folget, daß die Gnade die Natur nicht aufhebet, sondern verbessert: woraus andere wichtige Schlüsse fliessen, z. E. daß die Busse und Bekehrung nicht zu verschieben ist, weil sie der Natur der Seele gemäß, nicht durch einen Sprung, sondern nach und nach erfolget; daß die Besserung des Verstandes vor der Besserung des Willens vorhergehen muß; daß äusserlicher Zwang bey Ausübung der Religion nichts tauge rc. Ferner, daß die Ordnung des Heils keine Last ist; daß Gott sie ernstlich will, und daß sie sich für alle Menschen schicket. Auch mit dem Grunde des Heils, und mit der Schöpfung und Einrichtung der Welt stimmt die Heilsordnung sehr wohl überein; ingleichen mit allen Wahrheiten der Vernunft und dem Zustande des Menschen. Alles dieses giebt dem Herrn Verfasser zu verschiedenen lehrreichen Betrachtungen Anlaß, z. E. Bälens Gedanken zu widerlegen, als untersagte die christliche Religion den Krieg u. s. w. Im vierten Abschnitte kommen noch einige wichtige Anmerkungen über die Ordnung vor, welche in Gott ist, und die er ausser

sich

sich im Reiche der Natur und der Gnaden gestiftet hat. Die Ordnung in Gott ist nothwendig, im allerhöchsten Grade, u. s. w. die ausser Gott zufällig, aber in vielerley Absicht vortrefflich; wobey insbesondere der Vorzug der christlichen Religion gezeiget wird.

Die dritte Abhandlung betrachtet die Absicht Gottes in Erschaffung der Welt. Es wird dargethan, daß solche die Offenbarung der göttlichen Herrlichkeit sey; wobey der Herr Verfasser des Herrn Hofraths Darjes Einwürfe philosophisch und bescheiden beantwortet. Wir glauben aber, es wird nicht nöthtig seyn, hiervon weitläuftiger zu reden, da wir von Herrn Stiebrizens Vortrage schon bey den vorigen Abhandlungen weitläuftigere Proben gegeben haben, und überhaupt unsere Absicht mehr ist, diesen gründlich und angenehm abgefaßten Schriften, durch eine kurze Anzeige Leser zu verschaffen, als einen vollständigen Auszug aus einem Werkchen zu machen, welches leicht zu bekommen ist, auch ohne Vergnügen und Nutzen nicht gelesen werden kan.

Inhalt:





Michael Christoph Hanow.
der Philosophie öffentlicher Lehrer, und Biblio-
thecarius an dem academ: Gymnasio zu Danzig.

Sysang sc.

Zuverläßige Nachrichten

von dem

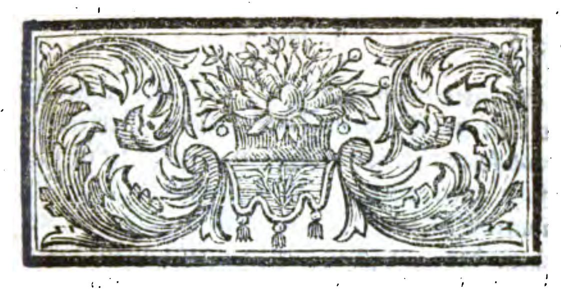
gegenwärtigen Zustande,
Veränderung und Wachsthum
der Wissenschaften.



Hundert u. zwey u. sechzigster Theil.

Leipzig, 1753.
in Joh. Friedr. Gleditschens Buchhandlung.





Julian.
d. l.

Abhandlung von dem Erdbeben und den Feuerflammen, die des Kaysers Julians vorgenommenen Wiederaufbau des Tempels zu Jerusalem zernichtet, ans Licht gestellet von Herr Warburton, Prediger der Gesellschafft zu Lincoln's Inn. London 1751, groß 8. 1 Alphabet.

Die Wahrheit des Christlichen Glaubens hat kein Volk so verwegen angefallen, keines aber auch so muthig vertheidigt, als die Engländer. Ihre Art frey, und dabey edel und scharf zu denken, veranlasset sie dazu. Was die Bemühung von beyden Seiten fruchten werde, muß die Zeit lehren. Unsere Kinder und Kindeskinder werden dem Kampfe zusehen; aber das Ende davon nicht erleben. Doch läst sich so viel zum voraus sagen, daß wohl wenig Spötter durch Herr Warburtons und andere dergleichen

 Schrif-

Schriften möchten bekehret werden. Hat die christliche Religion keine bessern Verfechter, und keine tüchtigern Waffen, so steht sie in Gefahr unterzuliegen. Wir können und wollen ihm die löblichen Eigenschafften nicht absprechen, davon er schon mehr als eine ausnehmende Probe abgeleget. Belesenheit, aufmerksames und tiefes Nachdenken, zuweilen auch gutes Urtheil, leuchten nicht weniger aus vorhabenden Julianus, als aus seiner göttlichen Sendung Mosis hervor. Nur ist es Schade, daß sein Geschmack etwas seltsam ist, und daß er seinen Witz auf unwahrscheinliche Dinge verschwendet, denen er eine Farbe anstreichen will. Das Wunderwerk, welches er in gegenwärtiger, in englischer Sprache verfertigten Schrift retten will, bleibt seinem eignen Geständniß nach, eines der seichtesten. Doch ist sein Eifer lobenswerth, daß er sich dahin stellen wollen, wo der Zaun am niedrigsten ist.

Er theilt seine Schrift in drey Theile; in eine Einleitung und zwey Bücher ab. In der Einleitung zeigt er, wie weit sich die Glaubwürdigkeit der Kirchenväter erstrecke, und daß man ihnen eben sowohl Unrecht thue, wenn man ihnen gar nichts, als wenn man alles glaubt. Wir sind willens von diesem wohl ausgearbeiteten Stücke zu Ende unsers Auszuges mit mehrern zu sprechen. Im ersten Buche aber wird das streitige Wunderwerk nach dem Berichte der Alten, nach allen Umständen erzehlet, und wahrscheinlich gemacht;

im

im zweyten aber die Einwürfe die man darwider vorbringt, oder vorbringen könnte, widerleget.

Im ersten Capitel des ersten Buches wird dargethan, daß der Fall und Vertilgung des Tempels zu Jerusalem, ein so bündiger Beweiß der Wahrheit des christlichen Glaubens sey, daß sein Wiederaufbau den Untergang des Christenthums nothwendiger Weise nach sich ziehen würde. Der ehemahlige Tempel und der alte Bund, oder der jüdische Gottesdienst, waren so genau mit einander verknüpft, daß beyde mit einander stehen oder fallen musten. Da GOtt bey der Ankunft des Meßias, seinem durch die Propheten gethanen Versprechen nach, den alten Bund aufhub und den neuen einführte, muste er auch den Tempel verheeren, und nie wieder aufbauen lassen. Der jüdische Glaube hat sich nur auf eine bestimmte Zeit erstreckt, und nur ein einiges Volk verpflichtet: ist auch an gewisse äusserliche Gebräuche und an den Tempel zu Jerusalem gebunden, und überhaupt nur eine Einleitung und Vorbereitung zum christlichen gewest, der allgemein, ewig, geistlich, keinem Orte, Zeit und äusserlichen Gebräuchen unterworfen bleibt. Da nun das Wesen der Dinge gekommen, so hat der Schatten aufhören müssen. Da die Juden aus dem Lande verjagt, und desjenigen Tempels verlustig worden, ausser dem sie vermöge ihres Gesetzes, GOtt nicht dienen können; so folgt daraus, daß der christliche Glaube derjenige sey, den GOtt an jenes statt einzufüh-

 ren

ren versprochen. Liesse er aber zu, daß die Juden den Tempel zu Jerusalem wieder aufbaueten; so würde er dadurch zu erkennen geben, daß der Meßias noch nicht in die Welt gekommen sey.

Das haben die Juden wohl gewust, und sich daher zu unterschiedenen malen Mühe gegeben, ihren zerstörten Tempel wieder aufzurichten. So ist auch dem abgesagten Feinde der Christen, dem abtrünnigen Kayser Julianus, nicht unbekannt gewest, was für schlimme Folgen für ihre Lehre, die Wiederherstellung des jüdischen Tempels nach sich zöge. Er wuste, daß er, wenn er solchen wieder aufführe, der Lehre Christi Hohn sprechen, und dessen Weissagungen Lügen strafen könne, deswegen erlaubte er den Juden, den Tempel wieder aufzubauen. Wolte nun GOtt seine Ehre retten, und die Wahrheit des christlichen Glaubens darthun, so muste er das arglistige Vorhaben verhindern. Das hat er auch vermittelst eines natürlichen Zufalles gethan, der zwar nach des Verfassers Meinung, an und vor sich nichts unnatürliches und ausserordentliches in sich enthielte: aber doch, weil er GOtt zu Erhaltung seiner, und Hintertreibung der widrigen Absichten dienen muste, unter die Zahl der ächtesten und handgreiflichsten Wunderwerke gebracht zu werden verdienet.

Das ist ohngefehr der Inhalt des zweyten Capitels, in welchem es hauptsächlich über be-

sagten

sagten Kayser scharf hergeht *). Im dritten wird das Wunderwerk kürzlich beschrieben, und die Zeugnisse solcher Personen, die keine Christen waren, und mithin ausser allem Verdacht sind, angeführet. Solche sind Ammianus Marcellinus, Libanius, und der Kayser Julianus selbst. Des erstern Zeugniß steht zu Anfange des XXIIIten Buches seiner Geschichte, und ist so deutlich und den Christen so günstig, daß es viele auf die Gedanken gebracht hat, er sey kein Heide, sondern ein Christe gewest. Aber unser Engländer giebt sich viel Mühe, solches Vorgeben zu widerlegen, und vielmehr zu beweisen, daß Ammianus ein Anhänger und Verehrer Juliani, der ihm nicht leicht etwas, so zur Unehre gereichet, nachgesagt; und ein Mann von gutem Urtheil gewest sey, der sich nicht leicht Unwahrheiten aufheften lassen, noch solche in die Welt hinein geschrieben; der endlich Nachrichten von Dingen die er selbst belebt, hinterlassen habe. **)

*) Man kan dieses ihm als einen Eiferer zu gute halten. Doch glaubt man heutzutage, daß man dem guten Julianus viel zur Last legt, welches man, wenn er ein Christ, oder wenigstens den Christen nicht gram gewest, loben und bewundern würde.

**) So viel Wesens man auch aus diesem Zeugnisse Ammiani Marcellini macht; so wenig beträchtlich ist es doch in sich selbst. Man muß sich wundern, daß noch niemand gemerket, die ganze Stelle sey von einem Mönche einge-

Libanius soll auch ein Zeuge des hintertriebenen Tempelbaues seyn. Aber alle aus ihm angeführte Stellen sagen mehr nichts, als daß ein erschreckliches Erdbeben das ganze gelobte Land kurz vor Juliani Ende erschüttert, und einige Städte gar in den Staub gelegt habe.

Endlich soll Julianus wider sich selbst zeugen. Unter seinen Werken stehet ein Brief (n. 25. p. 396. edit. Spanhem.) an die jüdische Nation, in der er verspricht, ihnen nach seiner glücklichen Zurückkunft aus Persien, die heilige Stadt Jerusalem wieder aufbauen zu lassen, selbst die Kosten dazu herzugeben, alsdenn dahin zu kommen und GOtt mit ihnen zu loben. Ob nun gleich dieser Brief augenscheinlich untergeschoben ist, und man mehr nicht als ihn

eingeschoben worden. Die Ungleichheit der Schreibart verräth den Betrug. Nun ist dieses zwar kein untrügliches Kennzeichen: aber gesetzt auch, die Stelle wäre wirklich von ihm; so beweist sie doch nichts. Kein einziger von allen alten christlichen Schriftstellern giebt die Zeit an, wenn man den Bau soll vorgenommen haben. Ammianus aber thut das, und dafür ist man ihm Dank schuldig. Er setzt ihn in die letzten Monathe von Juliani Leben und Regierung. Aber eben diese Zeitbestimmung ist ein augenscheinlicher Beweiß, daß entweder niemals an einen solchen Bau gedacht worden, oder wenigstens, daß er noch ehe man die gehörigen Anstalten dazu gemacht gehabt, von sich selbst hat müssen ins Stecken gerathen, ohne daß sich GOtt auf eine wunderbare Art ins Mittel geschlagen.

ihn zu lesen braucht, um sich von dem Betruge zu überzeugen *); so will doch Warburton seine Aechtheit behaupten. Was erhält er aber damit? Mehr nicht, als daß Julianus den Wiederaufbau der heiligen Stadt und des Tempels, biß nach vollendetem persischen Kriege, in welchem er blieb, ausgesetzt habe. Ist dem also; so hat man bey seinen Lebzeiten nie Anstalt dazu gemacht. Folglich fällt das Wunderwerk weg; und alles, was man davon vorgiebt, ist erdichtet.

Nun muß noch eine Stelle aus dem Julianus herhalten. Sie ist zwar etwas lang. Wir müssen sie aber doch, damit man die Stärke des Beweises recht fassen möge, ganz hersetzen. Der Leser mag alsdenn rathen, was man daraus folgern könne und solle. Sie ist aus einem gewissen unvollkommenen Aufsatze oder Fragmente entlehnet, steht in der spanheimischen Ausgabe p. 295. und lautet also: „Niemand „zweifle also an dem Wesen der Götter, ob er „gleich sieht und höret, daß manche Menschen „deren Tempel und Bilder verunehren. Es „soll uns auch niemand mit dem Geschwätze

*) Nicht allein die Gedanken durch den ganzen Brief sind ihm unanständig, sondern auch die Schreibart. Solch fürchterlich barbarisch Griechisch schrieb damals kein Mensch; am allerwenigsten aber Julianus, der zu künsteln und attisch zu schreiben gewohnt war. Hat er den Brief geschrieben, so hat gewiß Cicero auch die epistolas obscurorum virorum geschrieben.

„von einer Provinz betriegen oder schrecken.
„Denn was werden die Propheten der Juden,
„die unsern Göttern dergleichen Unvollkom-
„menheiten vorzurücken pflegen *), zu ihrem
„Tempel sagen, τȣ̃ τρίτον ἀνατραπέντος, der
„schon dreymal zerstöhrt und noch diese Stun-
„de nicht wieder aufgebauet ist. Ich werfe
„ihnen das nicht vor, als ob ich sie damit spot-
„ten oder kränken wolte; da ich gar einsmals
„darauf verfallen bin, diesen Tempel so viele
„Jahre nach seinem Verfalle demjenigen GOtt
„zu Ehren, der nach ihm genennet wird, wie-
„der aufrichten zu lassen. Ich habe diesen Ein-
„wurf nur in der Absicht beygebracht, um zu
„zeigen, daß nichts unter den Menschen ewig
„währe, und daß die Propheten so ungereim-
„tes Zeug auf die Bahn bringen, dergleichen alte
„Weiber plaudern. GOtt kan wohl ein gros-
„ser GOtt seyn: nichts destoweniger aber doch
„auch nichtswürdige Propheten und Unter-
„händler haben, die ihr Gemüth durch die
„schönen Wissenschafften nicht haben reinigen,
„und die Schuppen von den Augen wegneh-
„men lassen; die unsinnig ins Gelag hinein
„schreyen, wie Leute, die ein grosses Licht
„durch einen Nebel schimmern sehen,
„und es nicht für ein blosses helles Licht,
„sondern für ein Feuer ansehen; von den um-
„herste-

*) Das ist, welche aus der Zerstörung und Enthei-
ligung der Götzentempel, die Nichtigkeit der
Götzen erwiesen, die sich und ihren Bildern
und Häußern nicht helfen konnten.

„herstehenden Dingen nichts in Erwegung zie-
„hen, sondern nur aus vollem Halse schreyen:
„Leute entsetzt euch, zittert und bebt. Seht
„dort ist Feuer: eine helle Gluth, Tod, Dolch,
„Schwerdt *). Φρίττετε, φοβεῖσθε, πῦρ, φλὸξ, θάνατος, μάχαιρα, ῥομφαία.

Wir sind versichert, in angezognen Worten werde niemand dasjenige finden, was Herr Warburton darinne bloß darum gefunden hat, weil er es da suchte. Was ist aber das? Er hält davor Julianus habe die ihm mißlungene Anstalt mit dem jerusalemischen Tempelbau, auf eine verdeckte Weise andeuten wollen. Auf das frohlockende Geschrey der Christen über seinen vom Feuer verzehrten Tempel, zielten die allerletzten Worte, Feuer, Flamme, u. s. w. **) Ist es erlaubt so auszulegen; so wird es einen nicht schwer fallen, Spuren von den vergebenen Tempelbaue im Reinicke Fuchs, oder dergleichen Büchern zu finden.

Das

*) Nemlich, warten auf euch, oder nähern her- an. Er scheint das Geschrey bey stürmender Eroberung einer Stadt vorstellig machen zu wollen.

**) O Einbildung, möchte man ausruffen, frucht- bare Mutter der Träume! Es würde zu weit- läufig, und ohne Nutzen seyn, wenn wir des Ver- fassers spitzfündige, weit hergeholte, wie Spin- newebe dünne Schlüsse, womit er seine Ver- muthung beschöniget, anführen wolten. Es ist genug, daß wir den Grund umstossen, auf welchem das ganze Gebäude ruhet: Herr Warbur-

Das letzte Zeugniß eines unchristlichen Schriftstellers, das Herr Warburton zum Behuffe der Sage von dem jerusalemischen Wunder.

Warburton hält davor, der Aufsatz, davon obangeführte Worte einen Theil ausmachen, wäre von Juliano auf seiner Reise nach Persien, oder nach Chaldea, zu Papiere gebracht worden. Und er konnte nicht anders. Denn, wie er zum voraus setzt, so hat sich das jerusalemische Wunderwerk unter eben der Reise zugetragen. Wie aber? wenn man darthäte, daß entweder Julianus das Stück gar nicht geschrieben, oder, wenn er ja der Verfasser davon ist, solches lange zuvor muß verfertiget haben? p. 302 zu Ende schreibt er: Der Priester muß sich so lange, als es die Vorschrift anordnet, in dem Tempel aufhalten. τριάκοντα μὲν παρ' ἡμῖν εἰσὶν ἐν Ῥώμῃ, παρ' ἄλλοις δ' ἄλλως, und zwar bey uns zu Rom, 30 Tage: bey andern aber wird es damit anders gehalten. Julianus hielt sich zu Rom lange zuvor auf, als er Kayser wurde. Als Kayser hat er Rom nicht betreten. Er hat also entweder das nicht geschrieben, oder er hat es zu Rom geschrieben. Denn wie hätte er sonst sagen können: bey uns zu Rom. Nimmt man das erstere an, so hat Herr Warburton sich vergebne Mühe gemacht. Im letztern Falle aber muß man sagen, Julianus habe damals von dem jerusalemischen Tempelbau noch nichts wissen können, und sich noch nicht davon träumen lassen, als er das geschrieben. Wolte man gleich sagen, das Wort Roma bedeute da Constantinopel: so wird man doch Roma schlechtweg für Constantinopel nirgends finden. Es heist immer: νέα Ῥώμη nova Roma.

Gesetzt-

derwerke anführt, ist aus Schalschelet Hakkabbala genommen. Er behauptet zwar, der R. Gedalja könne es nicht von Christen erhalten, sondern müsse es von seinen Glaubensgenossen entweder schriftlich oder mündlich bekommen haben. Wie will er aber das beweisen. Haben die Juden nie Christen gelesen und ausgeschrieben? oder sind sie etwa so gewissenhaft, oder von so gutem Geschmacke, daß sie mit Grillen nichts zu thun haben? oder sind sie nicht vielmehr die Erzväter aller Träumer? Wie kan ein Jude aus dem 14 Seculo zum Zeugen von einer so alten Geschichte angeführt werden? Denen Christen dient ein solch Zeugniß nicht. Der Urheber derselben legte es nicht ihnen zu gefallen, als einen Beweiß der Wahrheit der christlichen Religion ab; sondern seine Brüder zum Mitleiden über ihre Flucht, über die Verwüstung Jerusalems zu bewegen.

Wir kommen nun aufs zweyte Buch, in welchem der Verfasser, wie schon oben erwehnet worden, die Einwürfe wider das jerusalemische Wunderwerk widerlegt. Der erste ist dieser. Die Zerstöhrung des Tempels ist zwar total,

Gesetzt aber man fände es; wir wollen es einmal einräumen: so folgte doch daraus, Julianus müsse gleich zu Anfange seiner Regierung, da er sich noch zu Constantinopel aufhielt, das Unglück gehabt haben, den Anschlag mit dem Tempelbaue scheitern zu sehen. Aber das streitet mit unsers Engländers Grundsätzen.

total, nicht aber final; zwar gänzlich, aber nicht endlich gewest. Das ist: GOtt hat zwar seinem Tempel den gänzlichen Untergang, aber nicht zugleich für ewig und zu allen Zeiten, so daß er nie wieder aufgebauet würde, angedrohet. Denn er hat durch die Propheten gesagt: **Jerusalem solle von den Heyden niedergetreten werden, biß auf die Zeit der Erfüllung der Heyden.** Folglich kan man das streitige Wunderwerk als einen Beweiß des christlichen Glaubens anführen. Aber Herr Warburton behauptet, die Tempelzerstöhrung sey beydes, gänzlich und endlich gewest; u. das darum, weil die christliche Religion und die Weissagung des Meßias nicht bestehen könnte, wenn je der Tempel wieder hergestellet würde *).

Der

*) Hadert der Engländer mit Christen, so mag sein Beweiß gehen. Aber er ist zugleich unnütze und unnöthig. Denn sie glauben das so schon, was er ihnen beweisen will. Hat er aber mit solchen Leuthen zu thun, die dem christlichen Glauben eine ewige Dauer absprechen, und noch vor der Welt Ende, auf einen Umsturz in den Religionen, zum Vortheil der Juden oder anderer warten; so taugt sein Beweiß gar nichts. Er beweist gegen dieselben das Gegentheil mit einem Dinge, das sich menschlicher Weise noch wohl einmal zutragen kan, und von dessen Unmöglichkeit weder er noch sonst jemand einen andern Beweiß angeben kan, als die Vermuthung, es werde nicht geschehen. Wer kan von zukünftigen Dingen die Gewehr leisten?

Der zweyte Einwurf betrifft das Zeugniß Ammiani Marcellini. Man will nemlich, er sey keine *Original Evidence*, das ist: kein gültiger Zeuge, der das wovon er zeugt, aus eigener Erfahrung und gewisser Ueberzeugung, sondern nur vom Hörensagen, wisse: Er habe nur ein Mährgen, womit sich die Christen damals trugen, nachgebetet. Er habe den Zufall erst einige und zwanzig Jahre hernach aufgezeichnet, als er sich zugetragen; zu einer Zeit, da die Kirchenlehrer ein natürliches Zeichen durch ihre Declamation oder markschreyerische Beredsamkeit, zu einem Wunderwerke gemacht, und der nunmehr durchgängig gläubigen Welt aufgedrungen hätten. Er antwortet hierauf unter andern: Marcellinus habe sich damals als sich die Sache zugetragen, bey der Armee des Kaysers zu Antiochien aufgehalten, und daselbst in den Winterquartieren gelegen: da er nun von dem Zufalle daselbst sprechen hören, habe er ihn in seine Tage und Gedenkbücher eintragen können; daraus er denn solchen zwanzig Jahre hernach, bey Verfertigung seiner Geschichte entlehnet. Ja er getraue sich zu behaupten, Ammianus habe die eignen Worte wiederholet, mit welchen Alypius den Zufall dem Kayser in seinem Schreiben berichtet *). Auf den Einwurf den man machen könn-

*) Das möchte ihm wohl schwehrer werden zu beweisen, als es ihm geworden ist, solches dahin zu schreiben. Er mag, wenn er kan, Aly-

könnte, daß Marcellinus die Sache schlechtweg als ein Erdbeben, als ein natürliches Zeichen, nicht aber als ein göttliches Wunderwerk be-

Alypii Brief ans Licht stellen. Hat Ammianus das ja geschrieben, so hat er es von den Einwohnern zu Antiochien gehabt, die sich kein Bedenken machten, die heßlichsten Verleumdungen von Julianus auszusprengen, und dessen Majestät auf eine so muthwillige, und Unterthanen, geschweige denn Christen, so unanständige Weise zu verletzten, daß er es mit Antiochien, so wie Theodosius mit Thessalonich hätte machen können. Ueberhaupt hat die ganze Erzehlung, wenn man die Zeitrechnung zu Rathe ziehet, etwas widersprechendes in sich. Julianus kam zu Ende des Sommers im Jahr Christi 362 nach Antiochien. Und da soll er zuerst mit den Juden bekannt worden seyn, auch mit ihnen den Tempelbau verabredet haben. Diese sollen alsobald Anstalt dazu gemacht haben, und die Sache soll so geschwind angefangen seyn, daß Ammianus von deren unglücklichen Erfolge schon in den Winterquartieren noch eben desselben Jahres, oder zu Anfange des folgenden gehört habe. Die Leute müssen damals geschwinder haben bauen können, als man es heutzutage kan. Sie müssen auch anders als wir gebauet haben. Bey uns würde man einen solchen Bau mit Ausgange des Jahres nicht anfangen. Aber in Büchern lassen sich grosse Tempel und Städte in einem Augenblicke und zu allen Jahrszeiten von solchen Leuten aufführen, die nicht bedenken was Bauen sagen will. Wie viel Zeit gehört nicht dazu, den Ueberschlag wegen der Unkosten und den

beschrieben, antwortet er sehr klüglich: Ammianus habe dadurch seiner Erzehlung den Anschein der Echtheit und Glaubwürdigkeit geben, und allen Verdacht entweder eines heimlichen Verständnißes mit den christl. Geistlichen, oder eines mit seiner Erzählung vorgegangenen Betrugs oder Unterschubs vermeiden wollen: weßwegen er auch von seiner Erzehlung allen Rednerschmuck weggelassen, worein er die Erzehlung von einem andern völlig ähnlichen Unfalle, nemlich von dem Erdbeben das die Stadt Nicomedien umgekehret, eingekleidet

den Grundriß zu machen, oder die Baumaterialien herbeyzuschaffen. Hat es den König Salomo so viel Zeit gekostet, den benöthigten Bauvorrath zu besorgen, und die Vorbereitung zum Baue seines Tempels zu machen, da er doch zu Jerusalem Oberherr war, die Kosten selbst hergab, auf freyen Grund und Boden baute, und niemand zu Rathe ziehen durfte: wie viel Schwierigkeiten muß nicht Julianus bey seinem Vorhaben gefunden haben: der einen Aufstand der Christen zu Jerusalem befürchten muste, der erstlich den Christen ihre Häuser, die auf dem ehemaligen Grunde und Boden des Tempels stunden, wegnehmen und abtragen lassen muste; der sich erst nach einem Verleger der Unkosten, nach einem Baumeister umzusehen hatte. Wie viel war nicht erst darüber hin und her an die Synagogen im Morgen- und Abendlande zu schreiben, und eine so wichtige Sache mit Zuziehung des sämmtlichen durch die ganze Welt zerstreuten jüdischen Volkes, reiflich zu erwegen? Anderer Bedenken mehr zu geschweigen.

hatte *). „Das blosse Zeugniß eines Heiden
„(das sind Herr Warburtons eigne Worte
„p. 113.) von einem so wichtigen Zufalle, es sey
„auch noch so kahl und unumständlich, kan
„uns versichern, es sey ein göttliches Wun-
„derwerk **); so wie das Zeugniß eines Papi-
„sten von einem ganz nicht erheblichen Wun-
„derwerke, ein Betrug ist.„

Nun kommt der Verfasser im dritten Capi-
tel des zweyten Buchs auf die Zeugnisse der
Kir-

*) Sie steht im XXVI. Buche, und dessen 10ten Capitel.

**) Ist der Schluß richtig; so muß das auch ein göttliches Wunderwerk gewest seyn, was Herodotus im ersten Buche, Cap. 174 erzehlet, und dem jerusalemischen Wunder, wie es Ammianus angiebt, völlig ähnlich sieht. Er berichtet nemlich, die Cnidier hätten den schmalen Streif Landes, der ihre Halbinsel mit dem festen Lande vereinigte, durchgraben wollen: aber alle ihre Mühe wäre vergebens gewest. Denn ob sie gleich eifrig daran arbeiten lassen, und viele Mannschaft darzu gestellet; so hätten sie doch davon abstehen müssen, weil die Stücken Steine den Gräbern auf den Leib, und sonderlich in die Augen auf eine übernatürliche, ja göttliche Weise gesprungen wären. Beyde Erzehlungen sehen einander gleich. Beyde Geschichtschreiber sind Heiden und glaubwürdige Leute. Beyde Geschichte sind also, Herr Warburtons Satze zufolge, göttliche Wunderwerke. Wozu hat denn GOtt das Cnidische geschehen lassen? oder vielmehr, solte nicht das eine sowohl ein Mährgen seyn als das andere?

Kirchenlehrer, und die darwider gemachten Einwürfe. Man wirft ihnen vor, daß sie mehr als Ammianus von dem Wunderwerke erzehlen, vieles davon berichten das gar nicht glaublich ist, sondern mit der gesunden Vernunft zu streiten scheint; endlich, daß sie nicht auf einer Rede bleiben, und der eine das, der andere jenes wunderbare von diesem Wunder erzehlet. Die Kirchenväter, deren Ehre zu retten Herr Warburton sich zu einer solchen Zeit bemüht, da ihr Ansehen mit einemmal gefallen, sind hauptsächlich Gregorius Nazianzenus, Ambrosius und Chrysostomus aus dem 4ten, und die sogenannten scriptores historiæ ecclesiasticæ, als Socrates, Sozomenus rc. aus dem 6ten Jahrhundert. Jene sind, als Zeitverwandte des Wunderwerks, beträchtlichere Zeugen als diese. Ambrosius schreckt den Kayser Theodosius in einer seiner Zuschriften mit Juliani Beyspiele. Ep. XL. Er sagt: Non audisti, Imperator, quia, cum jussisset Iulianus reparari templum Hierosolymis, quod divino; qui faciebant repagulum, igne flagrarunt *).

*) Auf das Zeugniß kan man allerhand antworten. Ambrosius hat es bloß vom Hörensagen gehabt, und nicht selbst gesehen, auch nicht im gelobten Lande, noch in dessen Nachbarschafft gelebt. Er war ein ungestümer gewaltsamer Geistlicher, der sogar die Kayser unter seinem Joche halten wolte, und nach Recht und Billigkeit nicht fragte. Daraus, daß

Chrysostomi Zeugniß ist nicht gar umständlich. Er sagt nur: die Arbeiter wären von Feuer an ihrem Werke gehindert worden. Und darum hält sich Herr Warburton dabey nicht auf.

Aber Gregorius Nazianzenus erzehlt die Geschichte unter allen am umständlichsten und prächtigsten. Unter andern sagt er: Es hätte ein wilder Sturmwind und wallendes Erdbeben die Arbeitsleute mitten in ihrer Arbeit überfallen, und sie genöthiget, nach einer nahen Kirche zu flüchten. Allein, obgleich deren Thore sperrangelweit offengestanden, so hätten sie doch nicht hineingekonnt. Der Sturmwind hätte also einige erstickt; das Feuer hätte andere gefressen; andere wären verstimmelt geworden. Es hätte sich ein Creutz *) am Himmel sehen lassen, und auf alle daherum stehende wären schwarze Creutze herunter gefallen, die man noch

daß er den Kayser Theodosius mit einer Geschichte schrecket, davon der Kayser vielleicht nichts, oder das Gegentheil gewust hat; folgt noch nicht, daß sie sich würklich zugetragen. Vielleicht war das damals die allgemeine Sage unter den an Macht und Anzahl überlegnen Christen, denen die Heiden nicht widersprechen durften. Wer weiß was Theodosius darauf geantwortet hat, oder würde geantwortet haben, wenn er gedurft hätte.

*) Damals gieng schon die Creutzsucht an, und die Leute schwärmten drauf folgende Jahrhunderte hindurch, da die Creutzfarthen angiengen, von nichts als Creutzen.

noch zu seiner Zeit auf den überbliebenen Kleidern sehen könnte. Von allen diesen Ereignungen giebt Herr Warburton natürliche Ursachen an. Feuerflammen, sagt er, begleiten beynahe alle Erderschütterungen. Creutze am Himmel seyn ein gewöhnliches Luftzeichen, daraus man heutzutage nichts mehr macht, und davon man die natürlichen Ursachen angeben kan. Zugleich verweist er den Leser auf Herr Fabricii Abhandlung de cruce Constantini M. die im 6ten Bande der Bibliothecæ græcæ zu Anfange steht. Es sey auch endlich nichts ungewöhnliches, sondern etwas ganz natürliches, daß Creutze zugleich mit dem Blitze aus dem Himmel fallen, und an denenjenigen haften bleiben, die der Blitz umleuchtet. Er führt bey der Gelegenheit eine sehr merkwürdige Geschichte an, die sich im Jahre 1610 zu Wells einer Stadt in England zugetragen, da alle Leute die in der Kirche beysammen waren, nach einem entsetzlichen Ungewitter, schwarze Creutze entweder auf ihren Kleidern, oder auf ihrer Haut nach Hause brachten. Meric Casaubonus hat sie zuerst aus seines Vaters Eintragebüchern (adversariis) in seinem Buche of Credulity and Incredulity bekannt gemacht. Ferner führt Herr Warburton aus den Oeuvres de Bayle Vol. IV. p. 293. eine Erzehlung von gewissen Creutzen an, die sich bey einem feurigen Ausbruche des Berges Vesuvius, im Jahre 1660 im Königreiche Neapel hervorgethan und auf Linnen-Zeug gesetzt.

Bey den Zeugnissen der folgenden Zeiten des Socratis, Theodoreti, Philostorgii, Theophanis u. s. w. wollen wir uns nicht aufhalten. Sie setzen bald dieses, bald jenes von dem ihrigen hinzu, und erzehlen manches anders, als die Alten. Vielleicht besannen sie sich nicht recht auf das, was sie bey den Alten gelesen hatten. Vielleicht meinten sie GOtt und dem Glauben, mit Erdichtung neuer Wunder einen Dienst zu erweisen. Man darf sich darüber nicht wundern: damals war eine Zeit da man um soviel witziger zu seyn schiene, je lächerlicher man dichten konnte. Ueberhaupt bemerkt Herr Warburton: nicht jeder Widerspruch verschiedener Schriftsteller in einer Erzehlung sey ein Beweiß der Unwahrheit; so wie nicht jede Uebereinstimmung ein Beweiß der Wahrheit ist. Jeder Erzehlung die durch viele Hände geht, und über viel Zungen springen müsse, klebe etwas fremdes und unrichtiges an. Und so sey es auch mit der jerusalemischen Geschichte gegangen. Sondere man den Zusatz ab, so behalte man das lautere und wahre, die würklichen Umstände dieser Geschichte, die kein Mensch in Zweifel ziehen könne, nemlich das Erdbeben, die Feuerflammen, das Creutz am Himmel und die Creutze am Kleidern, zurück. Das seyn zwar alles natürliche Begebenheiten, die sich vielmals ganz ohne einige bemerkliche Absicht GOttes zutragen. Weil sie sich aber eben damals, zu einerley Zeit, an einem Orte, und in einer Hand-

lung

lung ereigneten, wo die Ehre GOttes leiden, die Wahrheit seiner Zusagen verhöhnet, und die christliche Religion beschimpft und zernichtet werden solte: so müsse man sie als ein Wunderwerk ansehen, mit welchem GOtt sich ins Mittel schlug, die Hoffärtigen und Vermessenen demüthigte, den Nothleidenden aber zu Hülfe kam.

Im fünften Capitel kommt Herr Warburton auf Herr Basnagens Einwürfe, der diese Geschichte in seiner Histoire des Iuivs am allerstärksten bestritten hat. Sein hauptsächlicher Einwurf ist dieser, der auch von sehr grossem Gewichte bleibt. Er spricht: Julianus hat, wie man sagt, den Juden, bey seinem vorhabenden Zuge wider die Perser erlaubt, den Tempel wieder aufzubauen. Weil nun dieser Zug für ihn und sein Heer unglücklich ablief, und eifrig christliche Kayser an seine Stelle traten, auch die Christen nun wieder die Oberhand bekamen; so konnte es nicht anders seyn: der Tempelbau muste ins Stecken gerathen, da dessen Urheber und Beförderer weg war; ja man brauchte so viel erdichtete Wunderwerke gar nicht. Ein anderer harter Streich, den Basnage diesem Wunderwerke beybringt, ist folgender. Er sagt, Cyrillus war damals an Ort und Stelle, wie das Wunderwerk soll geschehen seyn; und er soll seine Gemeinde bey bevorstehender Drangsal aus dem Daniel getröstet und versichert haben, der Tempelbau würde nicht zu Stande kommen. Dennoch aber

erwähnt er des Wunderwerks in seinen Schriften mit keinem Worte; ob er gleich ein Liebhaber der Wunderwerke war, und viel zur Bekehrung der Juden schrieb, auch ihnen viel geringschätzigere Wunderwerke die sie weniger als dieses angiengen, vorhielt. Wie wir nicht alle Einwürfe des gelehrten Franzosen angeführet; so wollen wir auch die meisten der mühsamen, ängstlichen und meistentheils unzulänglichen Antworten des Engländers übergehen, und nur so viel bemerken, daß er auf den Satz seines Gegners: der Tod Juliani, und nicht die Wunderwerke haben das Vorhaben zurück getrieben; so seicht geantwortet, daß man wohl sieht, es sey ihm ein rechter Ernst gewest wenn er schreibt, obangeführter Einwurf sey einer von den allerstärksten. Basnage hatte aus den Worten κελεύει τάχος κτίζεσθαι τὸν Σολομῶνος ναὸν καὶ αὐτὸς ἤλαυνεν ἐπὶ τοὺς Πέρσας geschlossen, daß Julianus gleich nach ertheiltem Befehle zum Tempelbau, von Antiochien aufgebrochen wäre. Hierauf antwortet Herr Warburton, man könne die Worte auch so auslegen, als ob Julianus nach ertheiltem Befehle von Constantinopel aufgebrochen wäre, und folglich die Nachricht von dem unglücklichen Erfolge in Antiochien erfahren können *). Daß Juliani Tod das Werk ins Stecken

*) Man kan und will nicht in Abrede seyn, daß man die Worte Socratis so verstehen könne. Aber was gewinnt man damit? Eine Zeit von

cken gebracht habe, ist, sagt er, eine blosse Meinung, die mir nicht wahrscheinlich vorkommt, *) welche selbst Ammiani Marcellini und Juliani Zeugnisse widerlegen **). Ehedem hätten die Juden zu Hadriani, und nachmals auch zu Constantini Zeiten einen Versuch

von etwa zwey Monathen, in welcher Julianus von Constantinopel nach Antiochien übersetzen konnte. Er konnte in eben der Zeit, ja noch eher zu Antiochien, als sein Befehl zu Jerusalem seyn: aber die unüberwindlichen Schwierigkeiten wegen der nöthigen Anstalten, bleiben allezeit noch übrig. Man kan nicht einwenden, das Wunderwerk habe sich beym Aufgraben des Grundes zugetragen! Nein. Herr Warburton gesteht es p. 238 zu, man wäre mit dem Tempelbau schon halb fertig gewest, als sich GOtt mit seinem Wunderwerke darzwischen gelegt: und Socrates sagt mit ausdrücklichen Worten ἡμιτελὲς τὸ ἔργον καταλιπόντ. Zudem behauptet Herr Warburton überall, das Wunderwerk habe sich im Jahre 363 zugetragen. Das muß also im Januarius, oder Februarius geschehen seyn. Denn im Merz gieng Julian von Antiochien weg. Wer wird aber im strengsten Winter bauen?

*) Es sey eine Meinung. Kan er sie nicht widerlegen; so wird sie zu einer Wahrheit. Alle im Wesen der Dinge gegründeten Meinungen und Aussprüche, sind Wahrheiten.

**) Ammianus sagt nirgends, Julian habe die Nachricht von seinem mißlungenen Vorhaben zu Antiochien erhalten. Eben so wenig gedenket Julian dieses Zufalles irgendwo in seinen Schriften. Es hat ihm nie davon so geträumet, wie dem Engländer.

such gemacht, den Tempel wieder aufzubauen. Aber jenes Staatsabsichten, und dieses Eifer für die christliche Religion hätten die Sache beydemal zernichtet. Ganz eine andere Bewandniß hätte es mit Julians Vornehmen gehabt. Er als ein Feind GOttes und seines Meßias, hätte sich mit andern Feinden seiner Art verbunden, den Höchsten zu verhöhnen und seine Weissagungen Lügen zu strafen. Daher hätte sich GOtt nicht mehr mit gemeinen Zufällen, als Todesfälle grosser Herren sind, sondern mit noch viel mehr in die Augen fallenden, dergleichen grosse Bewegungen in der Natur sind, müssen ins Mittel schlagen. GOtt habe vorher verkündigen lassen, der Tempel werde nie wieder aufgebaut werden: und man könne solches für ein Verboth ansehen, er solle nie aufgebauet werden. Solches Verboth hätten Julian und die Juden vorsetzlich übertreten wollen. Weil nun auf jede Uebertretung eine Strafe gesetzt ist, und unausbleiblich folgt; so hätte auch GOtt solchen Frevel auf eine sichtbare Weise strafen müssen.

Auf den Einwurf den Cyrillus betreffend, antwortet Herr Warburton: gedachter Bischoff habe alle seine Werke die biß auf uns gekommen, vor dem Jahre 363 geschrieben, da das Wunder sich soll zugetragen haben. Er habe zwar biß ins Jahr 368 gelebt. Aber in der Zwischenzeit, allem Ansehen nach nichts geschrieben. Wäre ja etwas von ihm verfertigt worden; so hätte das mit dem Wunderwerke

keine

keine Verwandniß gehabt. Denn wenn er dasselbe füglich wo anbringen können, würde er es nicht unterlassen haben. Es ist aber nichts davon auf uns gekommen. Wenn er die Geschichte des Tempelbaus irgendwo umständlich erzehlt; so würden die Geschichtschreiber der Kirchenhistorie nicht vergessen haben, sich auf sein Zeugniß zu beruffen, da sie sich seiner Schriften bedienet, und ihm seine Nachrichten abgeborget. Sie hätten es ja eben so mit Chrysostomus und Gregorius Nazianzenus gemacht. u. s. w. Uebrigens entschuldigt er Herr Basnage, und urtheilt von ihm, er habe mit seinen Einwürfen nicht die Wahrheit der christlichen Religion untergraben wollen, sondern es habe ihm die gründliche Einsicht in diesem Stücke gemangelt, weil er sich von seinem Vorurtheile wider die Kirchenlehrer verleiten lassen, die er überall für Betrüger angesehen, wo sie Wunderwerke predigen *). Wir wollen es hierbey voritzo bewenden lassen, und damit unser Auszug nicht zu viel Platz hinweg nehme, den übrigen Theil der Nachricht von diesem Buche, für den künftigen Theil aufheben.

II. Un-

*) Herr Basnage wußte gar wohl, daß der christliche Glaube keiner solchen Waffen, und solcher Verfechter bedürfe; daß derselbe sich nicht erhalten könne, wenn er nicht auf festern Grundsätzen ruhe, als erdichtete Wunderwerke sind; daß diejenigen ihn verunehren, die ihm dergleichen Pfosten unterziehn, und daß sie ihn nicht recht kennen, wenn sie meinen, daß andere darum einigen Haß verdienen, weil sie ihn von solchem Unrathe befreyen.

II.

Unpartheyische und vollständige Critic über die heumannische Uebersetzung des neuen Testaments, mit einer Prüfung der von andern Gelehrten hierüber angestellten, und öffentlich ertheilten Anmerkungen, herausgegeben von M. Joh. Friedrich Frisch, der heiligen Schrift Baccal. und Diac. zu Taucha bey Leipzig. I Th. I Alph. 18 Bog. 1750. II Th. II Alph. 3 Bog. in 8. Leipzig, 1752.

Der ehrwürdige Verfasser dieser Schrift, welcher schon aus verschiedenen schönen Proben seiner theologischen Gelehrsamkeit bekannt ist, hat sich durch dieses Buch an eine Arbeit gewaget, die seiner Bemühung würdig ist. Wir haben zu anderer Zeit von des berühmten Herrn D. Heumanns neuer deutschen Uebersetzung des N. T. Nachricht gegeben. Mit derselben ist Herr M. Frisch nicht allenthalben zufrieden; weswegen er die Stellen, bey welchen er anders denkt als gedachter berühmte Lehrer, in gegenwärtiger Schrift angezeigt und abgehandelt. Wie er hiermit einen neuen Beweis seiner Einsicht in die Lehren des Evangelii, sowohl als in die Sprachen und Auslegekunst gegeben, so ist die Prüfung selbst mit aller Bescheidenheit geschehen, die man einem so grossen Manne schuldig ist.

Da

Da sich dieses ganze Buch in zween Theile von selbst zergliedert, so wollen wir von jedem besonders einige Erwähnung thun. Die Vorrede zeiget theils die Verfassung dieser gelehrten Arbeit an; theils setzet sie verschiedenes der heumannischen Vorrede zu dem ersten Theile der neuen Uebersetzung, entgegen. Unser critischer Schriftforscher behauptet, daß man sehr behutsam bey neuen Bibelübersetzungen verfahren müsse, und, daß hauptsächlich eine ganz neue Einkleidung der biblischen Haupt- und Machtsprüche, ohne wichtige Ursachen, nicht wohl zuläßig; ja, daß es noch viel weniger billig sey, aus einer Kirche eine alte gute Uebersetzung auszumerzen, oder derselben eine ganz neue entgegen zu setzen, wenn die alte nur einiger Verbesserungen bedarf. Herr Heumann hatte erinnert, daß ein deutscher Uebersetzer die Sprache des Originals sowohl als die Sprache der Uebersetzung, in seiner Gewalt haben müsse. Unser Verfasser zeiget, daß solches freylich eine nothwendige Eigenschaft eines guten Uebersetzers sey; erinnert aber, daß sich Herr D. Heumann nicht allezeit nach dieser Vorschrift gerichtet, da er den griechischen Ausdruck, oft fälschlich nach hebräischen Idiotismen beurtheilet, und den deutschen Ausdruck nicht richtig und rein gesetzet; wie solches aus verschiedenen Exempeln erhellet, auf welche sich der Herr Doctor in seiner Vorrede besonders bezogen, Herr Mirich aber solche allhier bescheiden untersuchet hat.

Das

Das griechische Wort ἀρχιερεὺς übersetzte der Herr Doctor gemeiniglich durch Oberpriester. Darüber wird hier geurtheilet, daß die Sache worauf mit dieser Benennung gezielet werde, seine Richtigkeit habe, da es sehr wahrscheinlich kan gemacht werden, daß im neuen Testamente nicht allemal Hohepriester unter diesem griechischen Ausdrucke, sondern die Obersten unter den Priestern, angezeiget werden; gleichwohl aber diese Art der Benennung bey den Deutschen nicht so bekannt und gebräuchlich, wie bey den Holländern sey, denen solche der Herr Doctor abgeborget habe. Ob schon an etlichen Orten Oberpfarrer, und Oberprediger bekannt sind; so will sich doch solches nicht recht auf die jüdische Priesterschaft schicken. Man kan daher am allerleichtesten, nach Luthers Uebersetzung 2 Chron. 36, 14 die Obersten unter den Priestern *), übersetzen, wenn nemlich der Verstand des Evangelisten dahin geht, daß man nicht den Titel eines Hohenpriesters, sondern der Vornehmsten unter den Priestern, anzeigen soll.

Daß Herr Heumann ὁ χριστὸς, der Messias, der Christus, verdeutschet habe, hält unser Schriftsteller für sehr gut. Er erweiset, daß es Luther selbst etlichemal also gesetzet habe, als z. E. Matth. 16, 20. Luc. 9, 20. Apog. 9, 22.

*) So kan man es gar fein, wenn sonst die Sache ihren guten Grund hat, nach der hebräischen Redensart geben, welche שרי הכהנים heisset.

9, 22. 18, 5. 28. 19, 4. Doch will man sich auch hierbey sehr verwundern, daß der Herr Doctor an verschiedenen Orten dieses übersehen habe, ob er schon deßhalben in der Vorrede eine besondere Anmerkung gemachet hatte.

Daß ἀποκριθεὶς im Deutschen oft solle weggelassen werden, will unser Criticus nicht billigen. Er versichert daher in seiner Vorrede, daß er sich an allen Orten bemühet habe *), solches im Deutschen beyzubehalten, und auf die rechte Idee zu führen. Auf diese Weise glaubt er mit gutem Grunde, ἀποκριθεὶς oftmals also zu übersetzen: er fieng an zu reden; daher es bey εἶπε hernach auch nicht überflüßig ist, weil sich das Antworten auf die vorhergehende Frage, das Reden und Sprechen aber auf den äusserlichen Vortrag der Antwort beziehet, und man also sehr wohl im Deutschen sprechen kan: Er antwortete und sagte; Wie man denn dergleichen im gemeinen Leben, ganz ohne Fehler sagen höret.

So gehet es auch mit dem Wörtlein ἤρξατο, welches Herr Heumann gerne im Deutschen

*) Ueberhaupt haben wir bemerket, daß Herr Frisch sehr genau und pünctlich in seinen Verbesserungen verfahren, und auch nicht leicht eine griechische Partikel in seinen eigenen Uebersetzungsproben übersehen. Er hält es mit denen, welche wider den gemeinen Haufen behaupten, daß kein Wörtgen vergebens und umsonst, oder ohne Bedeutung gesetzet sey.

schen, als etwas überflüßiges wegzulassen pfleget, ob er schon manchmal, z. E. Matth. 4, 17. 11, 7. 20. und an etlichen andern Orten, dasselbe im Deutschen ausgedrücket hat: daher unser Verfasser mit Recht fraget: wo man eine Regel habe, aus welcher man beurtheilen möge, wenn man dieses griechische Wort im Deutschen ausdrücken solle oder nicht? Es ist wohl am richtigsten, wenn man hiervon also urtheilet, daß ein solches Wort, wenn es an einem Orte etwas bedeuten solle, auch an dem andern müsse übersetzt werden.

Was die Beschaffenheit dieser Critic selbst anbetrifft, so ist überhaupt zu wissen, daß der Verfasser nicht allein die schlechtgerathenen Stellen der heumannischen Uebersetzung beleuchtet, und, nach seiner Einsicht bescheidentlich zu verbessern gesuchet; sondern auch die guten und schön gerathenen Stellen angemerket, und denselben dasjenige Lob ertheilet hat, welches Herr Doctor Heumann bey seiner Arbeit verdienet, und die ihm kein vernünftiger Mensch absprechen kan. Nächst dem hat er die Verbesserungen der zweyten Ausgabe der heumannischen Uebersetzung, welche erheblich und nöthig schienen, zugleich mit angebracht. Die Art und Weise, wie er bey seinen Beurtheilungen verfahren, und gelehrter Exegeten Schriften, oder andere zu diesem Endzwecke gehörige Bücher, treulich zu Rathe gezogen, ist sehr löblich, und hier in der Vorrede umständlich angezeigt worden. Ausser

[illegible]

dem allen ist der Verfasser zugleich bedacht gewest, seine eigenen Anmerkungen über die Bücher neuen Testaments mitzutheilen; wie er denn versichert, daß ihm über die heumannische Uebersetzung eine Beurtheilung zu schreiben, niemals in Sinn würde gekommen seyn, wenn er nicht zugleich etwas zur Auslegung und Verbesserung der deutschen Uebersetzung der Schriften des neuen Bundes hätte beytragen wollen. Daß er dabey die Ehre der lutherischen Version, so viel sich solches thun lassen, allenthalben zu retten gesuchet, das wird ein aufmerksamer Leser schon wahrnehmen, obwohl bey wirklichen Fehlern, der Wahrheit nichts ist vergeben worden.

Man wird hieraus sehen, warum der Verfasser seine Schrift unpartheyisch und vollständig nennet. Das letzte geschiehet aus der Ursache, weil er nicht allein die ganze Uebersetzung Herrn D. Heumanns beurtheilet, da andere Gelehrte nur einzelne und wenige Stellen davon untersuchet; sondern auch die bereits vorhandenen Critiken anderer gesammlet, und zugleich allhier mitgetheilet hat. Namentlich sind dieselben aus der berlinischen Bibliothec, aus den Sammlungen zur Kirchengeschichte und theologischen Gelehrsamkeit, aus dieser Monatsschrift selbst, aus den weimarischen gesammleten Nachrichten von den neuesten Kirchengeschichten, und aus Herrn L. Kohlreifs Anmerkungen über die heumannische Verdeutschung genommen. Von dieser letzten

Schrift urtheilet der Verfasser, daß sie an verschiedenen Stellen allzuhart sey.

Folgende Proben aus dem ersten Theile werden die Leser weiter von dieser Schrift unterrichten. Gleich bey Matth. 1, 1. kommt eine ziemlich weitläuftige und gegründete Anmerkung wider Herrn D. Heumann vor, da er βιβλος γενεσεως, das Buch von den Geschichten JEsu Christi, übersetzet hatte. Ueberhaupt wird allhier erinnert, daß eine solche Art zu reden griechisch Deutsch sey, da sonst die Deutschen lieber, eine **Lebensbeschreibung**, ein **Geschichtsbuch**, **Leben und Thaten**, als gewöhnliche Titel gebrauchen. Der Herr D. beruft sich auf die griechischen Dollmetscher, welche ספר תולדות, eben also übersetzen, wie hier Matthäus schreibet. Hernach sucht er einen Grund darinne: weil der Evangelist v. 18. keinen neuen Titel mache und setze, so müste er hier überhaupt die Beschreibung der Thaten Christi anzeigen. Auf das erste aber wird geantwortet, daß Herr Heumann hier bittweise annehme, was noch nicht bewiesen ist. Denn gesetzt, daß die alten Griechen eben die Redensart gebraucht haben, deren der Evangelist sich bedienet; so entstehet doch die Frage: ob sie damit ein Geschlechtregister, oder eine Lebensbeschreibung haben anzeigen wollen? Der eine behauptet dieses, der andere jenes. Wer soll nun die Sache entscheiden? Der Beweiß muß es ausmachen. Der fehlt aber Herr Heumannen. Gleichwohl solte er da seyn,

wenn

wenn er seine angenommene Meinung rechtfertigen will *). Unser Schriftsteller zeiget aus den Exempeln alten Testamentes, daß die griechischen Dollmetscher ein Geschlechtregister verstanden haben: Er weiset, daß dieses der Gebrauch des griechischen Wortes im N. T. sey; daß Matthäus offenbar die Vorfahren des Heilandes erzähle, und also ein Geschlechtregister allhier darstelle; ja daß endlich v. 18. die Geschichte von der Geburt Christi verschiedentlich angegeben werde; da denn das Aber die unterschiedene Sache deutlich anzeige, ohne daß es nöthig war, einen neuen Titel herzusetzen, dergleichen Matthäus und die übrigen Evangelisten, sonst sehr oft nöthig gehabt hätten.

Matth. 2, 13. wird gewiesen, daß die Partikel αν **) ganz wohl zur eigentlichen Uebersetzung also könne gebracht werden: Bis ich dirs einmal sage. Uns dünket, daß dieses im gemeinen Leben also ausgeredet werde: Biß ich dirs zu seiner Zeit sagen werde. Herr Heumann hatte es in der ersten Auflage also gegeben: Biß ich dir (weiter) befehle; Und in der zweyten: Biß ich dir (neuen) Befehl gebe. Also hatte er diese griechische Partikel, welches auch sonst mehrmalen geschehen ist, in der Uebersetzung weggelassen, weil die Worte, die im Einschlusse stehen, nicht eigentlich zur Ue-

 ber-

*) Wie aus den heumannischen Erklärungen zu ersehen ist.

**) So auch Cap. 7, 12. was ihr nur (αν) wollet.

bersetzung, sondern zur heumannischen Erklärung gehören, wie unsere Leser schon wissen werden.

= = = v. 22 zeiget unser Beurtheiler, daß nach dem griechischen ακȣσας, die Uebersetzung also ausfallen solle: Als Joseph hörete, daß Archelaus = = = so furchte er sich, daselbst wegzugehen. Nemlich, Joseph war aus Egypten ins jüdische Land, und wenigstens in die Grenzen desselben, etwa im Stamme Simeon angelanget, und wolte vermuthlich weiter in das Land des Stammes Juda gehen, zu welchem er, und seine Frau Maria gehörete. Als er aber Nachricht von der Regierung des Königs Archelaus bekam, trug er Bedenken, daselbst, wo er sich jetzo befand, wegzugehen; biß endlich GOtt durch einen Traum die Reise Josephs weiter veranstaltete. Demnach braucht man nicht, mit Hrn. D. Heumann zu übersetzen: So fürchtete er sich dahin zu kommen. Bey eben diesem Verse saget unser Schriftsteller mit Grunde, daß eigentlich γη Ιȣδα, das Land Juda, und Ιȣδαια, durch Judäa solle übersetzet werden, welches andere nicht fleißig genug beobachtet, und ohne unterschiedene Anzeige immer das jüdische Land übersetzet haben. Der Grund dieser Sache ist ganz richtig allhier angezeiget worden.

Daß Matth. 4, 11 die Uebersetzung nicht eigentlich nach dem griechischen Grundworte eingerichtet gewest, da Herr D. Heumann setzet: da traten die Engel zu ihm und brach-

ten

ten ihm Speise, wird hier aus der Bedeutung des Wortes und andern Beweisen, richtig erhärtet. Es ist auch, unserm Bedünken nach, kein Zweifel, daß sich der Evangelist ganz anders würde ausgedrückt haben, wenn er uns jenen Gedanken hätte mittheilen wollen; wie solches ganz leichte aus andern Schriftstellen kan gezeiget werden. Bey Matth. 5, 19 finden sich hier auch gar feine Anmerkungen.

Ueber das griechische επιορκειν Matth. 5, 33 stehet hier eine gute Betrachtung, da der Verfasser zeiget, daß es nicht eigentlich, wie es Herr Heumann übersetzet hat, falsch schwören bedeute, sondern anzeige, bey jeder Sache, bey jedem Worte schwören. Weil man den griechischen Gebrauch dieses Wortes aus den Profanscribenten nicht eigentlich weiß, und selbst ein Paar alte Critici sich ehemals darüber gezanket haben; so hat der Verfasser aus der Etymologie den Beweiß geführet, welchen man in diesem Falle kan gelten lassen. Er nimmt daher dieses Wort in der Uebersetzung also an: Du solst nicht so leichtsinnig schwören rc.

Daß εν an statt εις gesetzet sey, will unser Verfasser, so viel wir im Durchblättern gefunden haben, fast an keinem Orte zugestehen. Er sucht daher auch im Deutschen die Redensarten also einzurichten, daß sie dem eigentlichen griechischen Fürworte nahe kommen. So stehet z. E. bey Matth. 6, 4. der in dem Verbor-

genen siehet. Herr D. Heumann hatte es mit Luthero in das Verborgene gegeben. Es gehet aber sehr wohl, nach dem griechischen Ausdrucke an, daß man sagen kan, GOtt sehe auch in dem Verborgenen rc.

Matth. 8, 32. hat Herr Heumann in seiner neuen Auflage gesetzet: die ganze Heerde der Schweine. Unser Schriftsteller weiset, daß er hier, wie auch an etlichen andern Orten, seine Uebersetzung verschlimmert habe, da man ja nicht im Deutschen, die ganze Heerde der Kühe, sage. Doch wird über dieses an eben diesem Orte noch gewiesen, daß Herr Heumann κατα τȣ κρημνȣ in seiner Uebersetzung aussengelassen, allwo es nur heisset: die Heerde stürzete sich in das Meer. Vorher aber setzet er: Sie fieng an zu laufen. Am genauesten solte es also nach dem Grundtexte lauten: Und siehe, die ganze Heerde Schweine stürzete, den jähen Ort herab, in das Meer. Dahin gehet, bey eben dieser Geschichte, der Herr Doctor selbst, Marc. 5, 13. Luc. 8, 33. wenn es daselbst heisset: die Heerde stürzete sich von oben herunter in die See. Daher glaubt unser Verfasser, daß seine Beurtheilung, nach des Herrn Doctors Zeugnisse selbst, gegründet seyn müsse.

Bey Matth. 9, 18. saget unser Schriftsteller, Herr D. Heumann habe sehr schöne übersetzet: HErr, meine Tochter lag schon in den letzten Zügen (als ich von ihr gieng) aber komm, und lege deine Hand auf sie, so wird

sie

sie bey *) dem Leben bleiben. Dergleichen günstige Urtheile haben wir oft bey wohlgerathenen Stellen angetroffen.

Cap. 11, 16. wird gesagt, daß γενεα nicht gewöhnlich genug nach dem Deutschen durch Geschlecht gegeben werde. Wenigstens sey dieser Ausdruck nach dem griechischen Worte zweydeutig und ungewiß. Daher sey es besser im Deutschen zu sagen: Wem soll ich die Leute dieser Zeit vergleichen? Wir geben dem Herrn Verfasser Beyfall, wenn er hinzusetzet, daß diese, oder eine andere derselben ähnliche Bedeutung, aus dem ganzen neuen Testamente, bey dem Worte γενεα, könne bewiesen werden, wie er solches auch an jeglichem Orte ziemlich glücklich gezeiget hat. Wir müssen aber solches nachzusehen, um nicht weitläuftig zu werden, dem Leser selber überlassen. Bey v. 25 will unser Verfasser das αποκριθεις, welches Hr. Heumann, wie gewöhnlich, weggelassen hatte; also übersetzen: zu der Zeit redete JEsus weiter, und sprach. Er beruft sich hierbey auf den grossen Griechen, Erasmus Schmid.

Cap. 14, 35. lautet es bey Herrn D. Heumann: Als nun die Leute an demselben Orte es erfuhren; rc. Dieses ändert Herr Frisch also: da sie ihn erkannten. Nach der Zeit hat Herr

*) Unsern Gedanken nach könnte es noch geschickter und dialogischer heissen: So wird sie am Leben, beym Leben, bleiben. Und dieses ist gut Deutsch.

Heumann bey der zweyten Auflage, seinen Fehler selber verbessert, und also diese Beurtheilung ohne sein Wissen für gültig und gerecht gesprochen. Bey Matth. 16. findet sich eine Menge ausführlicher Anmerkungen als bey v. 8. 13. 18. 22. 23. 26. 28.

Cap. 24, 30. hatte Herr Heumann gesetzet: da werden alle Geschlechte auf der Erden heulen. Unser Beurtheiler sagt, daß es besser also solte übersetzet werden: Alle Stämme des Landes. Denn es stehet im Grundtexte πασαι αι φυλαι. Da haben nun einige Gelehrte besonders angemerket, daß dieser griechische Ausdruck am nächsten auf die Jüden gehen müsse, weil dieselben in Stämme eingetheilet wurden. Der Context weiset auch, daß solches also seyn müsse, und daß hier nicht vom jüngsten Tage geredet werde: Daher unser Verfasser gleich darauf v. 34. die heumannische Version auch nicht loben will, wenn es heisset: Es wird dieses Volk nicht untergehen, bis dieses alles wird geschehen seyn. Es soll vielmehr nach seiner Meinung heissen: diß Mannes Alter wird nicht vergehen: Die Leute dieser Zeit, die Menschen von diesem Lebensalter ꝛc. *)

Bey

*) Man siehet leicht ein, wohin der Herr Verfasser allhier ziele. Der nunmehro sel. Herr Prälat Bengel hat es in seiner Harmonie ausgerechnet, daß die Zerstöhrung Jerusalems noch in demselbigen Mannesalter geschehen

Bey Matth 26, 71. lautet es bey Herr Heumannen also: als er aber zur Thüre hinausgegangen war. Dieses soll aber, wie Herr Frisch saget, nicht gelten, da es weder das griechische Wort, noch der Context billige. Es soll vielmehr also stehen: Als er aber an die Thüre hinausgieng, sahe ihn rc. Es wird auch dieses der richtige Verstand seyn: Denn es stehet εις darbey. Es mag der Herr Doctor solches nach der Zeit selbst eingesehen haben, da er in der neuen Auflage gesetzet, in den Vorhof; Ob schon diese Verbesserung, unsern Gedanken nach, nicht eigentlich nachdem griechischen Wortverstande lautet.

Bey Marc. 3, 8. kommt ein Exempel vor, wie bedachtsam der Verfasser die Unterscheidungszeichen des neuen Testaments, und auch anderer gelehrter Männer Meinungen untersuchet habe. In dem zweyten Theile seiner Critic finden sich dergleichen Exempel sehr häufig, welche zur Erklärung und Uebersetzung des neuen Testaments ein Licht aufstecken können.

Diese Proben werden dem Leser die Absicht und Art der Ausarbeitung dieses ersten Theiles genugsam abbilden können, da es ohnmöglich ist, einen Auszug aus solchen gelehrten Arbeiten vollständig mitzutheilen, welche eine so grosse Menge Anmerkungen zu dem neuen Testa-

heysey. Das deutsche Vorbeygehen, Vorübergehen, würde sich am besten hieher schicken.

Testamente in sich halten. Wir wollen uns also lieber zu dem zweyten Theile wenden, wenn wir vorher erinnert haben, daß zu diesem Theile ein gedoppelter Anhang gekommen sey. In dem ersten Anhange stehen aus den gesammleten Nachrichten von den neuesten Kirchengeschichten, die Critiken über die heumannische Uebersetzung, zu welchen unser Verfasser seine Anmerkungen hinzusetzet, und bey aller Gelegenheit den Herrn D. Heumann gut vertheidiget hat. Ausführliche Betrachtungen kommen hier besonders für bey Matth. 1, 20.*) 13, 20. Luc. 2, 10. Im andern Anhange stehet die zweyte Sammlung von kurzen Anmerkungen über die heumannische Uebersetzung des neuen Testaments, welche in den Sammlungen zur Kirchengeschichte und theologischen Gelehrsamkeit zu befinden ist, und erst an das Licht kam, wie der erste Theil von Herrn Frischens Critic bereits die Presse verlassen hatte. Auch

*) Da stehet eine schöne critische Beurtheilung über die Uebersetzung von dem griechischen Worte γεννηθεν. Herr Frisch glaubet, daß man freylich nach Herrn D. Heumanns Uebersetzung, es durch gezeuget übersetzen müsse, wenn man ein Mittel-Wort annehmen wolte, oder müste. Er selbst aber, will es also übersetzen: Denn ihre Leibesfrucht (die Leibesfrucht, die in ihr ist) ist vom heiligen Geiste. So kan man demjenigen Streite ausweichen, den man vor einiger Zeit wegen des Zeugungswerkes des heiligen Geistes bey der menschlichen Natur Christi geführet hat.

Auch hier findet man eigene Beurtheilungen des Herren Verfassers über jene Anmerkungen.

Der zweyte Theil welcher seine besondere Vorrede hat, zeiget fast noch mehr Gelehrsamkeit und Geschicklichkeit in Beurtheilung der heumannischen Uebersetzung, als der erste; je mehr sich allhier Gelegenheit findet, bey oft vorkommenden schweren Schriftstellen, seinen Verstand zu gebrauchen und zu zeigen.

In der Vorrede gehet das Hauptwerk dahin, daß der Verfasser auf dasjenige antwortet, was Herr Heumann in der Vorrede zu seinem zweyten Theile vorgetragen hatte, welcher die Briefe der Apostel, und die Offenbarung Johannis, in sich fasset.

Hr. Heumañ hatte in seiner Vorrede behauptet, er glaube in den meisten Stellen den Verstand der heiligen Schrift eingesehen, und deutlich ausgedrückt zu haben. Darzu saget unser Verfasser, daß er es nicht wisse, ob die Anzahl der guten und richtig übersetzten Stellen, die geringen und unrichtigen überträfe, weil er sie nicht gezählet, und aus gutem Vorbedacht dergleichen unnütze Bemühung nicht über sich nehmen wollen, da er sein Urtheil darüber keinem andern aufdringe, aber auch sich nichts aufdringen lasse.

Es erhellet ferner aus dieser Vorrede, daß Herr D. Heumann behauptet, es habe in den neuern Zeiten der grosse Fleiß so vieler Exegeten wenig übrig gelassen, welches nicht von seiner Dunkelheit in der heiligen Schrift be-

frey-

Schrift urtheilet der Verfasser, daß sie an verschiedenen Stellen allzuhart sey.

Folgende Proben aus dem ersten Theile werden die Leser weiter von dieser Schrift unterrichten. Gleich bey Matth. 1, 1. kommt eine ziemlich weitläuftige und gegründete Anmerkung wider Herrn D. Heumann vor, da er βιβλος γενεσεως, das Buch von den Geschichten JEsu Christi, übersetzet hatte. Ueberhaupt wird allhier erinnert, daß eine solche Art zu reden griechisch Deutsch sey, da sonst die Deutschen lieber, eine **Lebensbeschreibung**, ein **Geschichtsbuch**, **Leben und Thaten**, als gewöhnliche Titel gebrauchen. Der Herr D. beruft sich auf die griechischen Dollmetscher, welche ספר תולדות, eben also übersetzen, wie hier Matthäus schreibet. Hernach sucht er einen Grund darinne: weil der Evangelist v. 18. keinen neuen Titel mache und setze, so müste er hier überhaupt die Beschreibung der Thaten Christi anzeigen. Auf das erste aber wird geantwortet, daß Herr Heumann hier bittweise annehme, was noch nicht bewiesen ist. Denn gesetzt, daß die alten Griechen eben die Redensart gebraucht haben, deren der Evangelist sich bedienet; so entstehet doch die Frage: ob sie damit ein Geschlechtregister, oder eine Lebensbeschreibung haben anzeigen wollen? Der eine behauptet dieses, der andere jenes. Wer soll nun die Sache entscheiden? Der Beweiß muß es ausmachen. Der fehlt aber Herr Heumannen. Gleichwohl solte er da seyn,

wenn

wenn er seine angenommene Meinung rechtfertigen will *). Unser Schriftsteller zeiget aus den Exempeln alten Testamentes, daß die griechischen Dollmetscher ein Geschlechtregister verstanden haben: Er weiset, daß dieses der Gebrauch des griechischen Wortes im N. T. sey; daß Matthäus offenbar die Vorfahren des Heilandes erzähle, und also ein Geschlechtregister allhier darstelle; ja daß endlich v. 18. die Geschichte von der Geburt Christi verschiedentlich angegeben werde; da denn das Aber die unterschiedene Sache deutlich anzeige, ohne daß es nöthig war, einen neuen Titel herzusetzen, dergleichen Matthäus und die übrigen Evangelisten, sonst sehr oft nöthig gehabt hätten.

Matth. 2, 13. wird gewiesen, daß die Partikel αν **) ganz wohl zur eigentlichen Uebersetzung also könne gebracht werden: Bis ich dierß einmal sage. Uns dünket, daß dieses im gemeinen Leben also ausgeredet werde; Biß ich dierß zu seiner Zeit sagen werde. Herr Heumann hatte es in der ersten Auflage also gegeben: Biß ich dir (weiter) befehle; Und in der zweyten: Biß ich dir (neuen) Befehl gebe. Also hatte er diese griechische Partikel, welches auch sonst mehrmalen geschehen ist, in der Uebersetzung weggelassen, weil die Worte, die im Einschlusse stehen, nicht eigentlich zur Ue-

*) Wie aus den heumannischen Erklärungen zu ersehen ist.

**) So auch Cap. 7, 12. was ihr nur (αν) wollet.

bersetzung, sondern zur heumannischen Erklärung gehören, wie unsere Leser schon wissen werden.

, , , v. 22 zeiget unser Beurtheiler, daß nach dem griechischen εκει, die Uebersetzung also ausfallen solle: Als Joseph hörete, daß Archelaus , , , so furchte er sich, daselbst wegzugehen. Nemlich, Joseph war aus Egypten ins jüdische Land, und wenigstens in die Grenzen desselben, etwa im Stamme Simeon angelanget, und wolte vermuthlich weiter in das Land des Stammes Juda gehen, zu welchem er, und seine Frau Maria gehörete. Als er aber Nachricht von der Regierung des Königs Archelaus bekam, trug er Bedenken, daselbst, wo er sich jetzo befand, wegzugehen; biß endlich GOtt durch einen Traum die Reise Josephs weiter veranstaltete. Demnach braucht man nicht, mit Hrn. D. Heumann zu übersetzen: So fürchtete er sich dahin zu kommen. Bey eben diesem Verse saget unser Schriftsteller mit Grunde, daß eigentlich γη ιουδα, das Land Juda, und ιουδαια, durch Judäa solle übersetzet werden, welches andere nicht fleißig genug beobachtet, und ohne unterschiedene Anzeige immer das jüdische Land übersetzet haben. Der Grund dieser Sache ist ganz richtig allhier angezeiget worden.

Daß Matth. 4, 11 die Uebersetzung nicht eigentlich nach dem griechischen Grundworte eingerichtet gewest, da Herr D. Heumann setzet: da traten die Engel zu ihm und brachten

ten ihm Speise, wird hier aus der Bedeutung des Wortes und andern Beweisen, richtig erhärtet. Es ist auch, unserm Bedünken nach, kein Zweifel, daß sich der Evangelist ganz anders würde ausgedrückt haben, wenn er uns jenen Gedanken hätte mittheilen wollen; wie solches ganz leichte aus andern Schriftstellen kan gezeiget werden. Bey Matth. 5, 19 finden sich hier auch gar keine Anmerkungen.

Ueber das griechische ἐπιορκεῖν Matth. 5, 33 stehet hier eine gute Betrachtung, da der Verfasser zeiget, daß es nicht eigentlich, wie es Herr Heumann übersetzet hat, falsch schwören bedeute, sondern anzeige, bey jeder Sache, bey jedem Worte schwören. Weil man den griechischen Gebrauch dieses Wortes aus den Profanscribenten nicht eigentlich weiß, und selbst ein Paar alte Critici sich ehemals darüber gezanket haben; so hat der Verfasser aus der Etymologie den Beweiß geführet, welchen man in diesem Falle kan gelten lassen. Er nimmt daher dieses Wort in der Uebersetzung also an: **Du solst nicht so leichtsinnig schwören** 2c.

Daß ἐν an statt εἰς gesetzet sey, will unser Verfasser, so viel wir im Durchblättern gefunden haben, fast an keinem Orte zugestehen. Er sucht daher auch im Deutschen die Redensarten also einzurichten, daß sie dem eigentlichen griechischen Fürworte nahe kommen. So stehet z. E. bey Matth. 6, 4. der in dem Verbor-

genen siehet. Herr D. Heumann hatte es mit Luthero in das Verborgene gegeben. Es gehet aber sehr wohl, nach dem griechischen Ausdrucke an, daß man sagen kan, GOtt sehe auch in dem Verborgenen rc.

Matth. 8, 32. hat Herr Heumann in seiner neuen Auflage gesetzet: die ganze Heerde der Schweine. Unser Schriftsteller weiset, daß er hier, wie auch an etlichen andern Orten, seine Uebersetzung verschlimmert habe, da man ja nicht im Deutschen, die ganze Heerde der Kühe, sage. Doch wird über dieses an eben diesem Orte noch gewiesen, daß Herr Heumann κατα τε κρημνε in seiner Uebersetzung aussengelassen, allwo es nur heisset: die Heerde stürzete sich in das Meer. Vorher aber setzet er: Sie fieng an zu laufen. Am genauesten solte es also nach dem Grundtexte lauten: Und siehe, die ganze Heerde Schweine stürzete, den jähen Ort herab, in das Meer. Dahin gehet, bey eben dieser Geschichte, der Herr Doctor selbst, Marc. 5, 13. Luc. 8, 33. wenn es daselbst heisset: die Heerde stürzete sich von oben herunter in die See. Daher glaubt unser Verfasser, daß seine Beurtheilung, nach des Herrn Doctors Zeugnisse selbst, gegründet seyn müsse.

Bey Matth. 9, 18. saget unser Schriftsteller, Herr D. Heumann habe sehr schöne übersetzet: HErr, meine Tochter lag schon in den letzten Zügen (als ich von ihr gieng) aber komm, und lege deine Hand auf sie, so wird

sie

sie bey *) dem Leben bleiben. Dergleichen günstige Urtheile haben wir oft bey wohlgerathenen Stellen angetroffen.

Cap. 11, 16. wird gesagt, daß γενεα nicht gewöhnlich genug nach dem Deutschen durch Geschlecht gegeben werde. Wenigstens sey dieser Ausdruck nach dem griechischen Worte zweydeutig und ungewiß. Daher sey es besser im Deutschen zu sagen: Wem soll ich die Leute dieser Zeit vergleichen? Wir geben dem Herrn Verfasser Beyfall, wenn er hinzusetzet, daß diese, oder eine andere derselben ähnliche Bedeutung, aus dem ganzen neuen Testamente, bey dem Worte γενεα, könne bewiesen werden, wie er solches auch an jeglichem Orte ziemlich glücklich gezeiget hat. Wir müssen aber solches nachzusehen, um nicht weitläuftig zu werden, dem Leser selber überlassen. Bey v. 25 will unser Verfasser das αποκριθεις, welches Hr. Heumann, wie gewöhnlich, weggelassen hatte; also übersetzen: zu der Zeit redete JEsus weiter, und sprach. Er beruft sich hierbey auf den grossen Griechen, Erasmus Schmid.

Cap. 14, 35. lautet es bey Herrn D. Heumann: Als nun die Leute an demselben Orte es erfuhren; ꝛc. Dieses ändert Herr Frisch also: da sie ihn erkannten. Nach der Zeit hat Herr

*) Unsern Gedanken nach könnte es noch geschickter und dialogischer heissen: So wird sie am Leben, beym Leben, bleiben. Und dieses ist gut Deutsch.

Heumann bey der zweyten Auflage, seinen Fehler selber verbessert, und also diese Beurtheilung ohne sein Wissen für gültig und gerecht gesprochen. Bey Matth. 16. findet sich eine Menge ausführlicher Anmerkungen als bey v. 8. 13. 18. 22. 23. 26. 28.

Cap. 24, 30. hatte Herr Heumann gesetzet: da werden alle Geschlechte auf der Erden heulen. Unser Beurtheiler sagt, daß es besser also solte übersetzet werden: Alle Stämme des Landes. Denn es stehet im Grundtexte πασαι αι φυλαι. Da haben nun einige Gelehrte besonders angemerket, daß dieser griechische Ausdruck am nächsten auf die Jüden gehen müsse, weil dieselben in Stämme eingetheilet wurden. Der Context weiset auch, daß solches also seyn müsse, und daß hier nicht vom jüngsten Tage geredet werde: Daher unser Verfasser gleich darauf v. 34. die heumannische Version auch nicht loben will, wenn es heisset: Es wird dieses Volk nicht untergehen, bis dieses alles wird geschehen seyn. Es soll vielmehr nach seiner Meinung heissen: diß Mannes Alter wird nicht vergehen: Die Leute dieser Zeit, die Menschen von diesem Lebensalter rc. *)

Bey

*) Man siehet leicht ein, wohin der Herr Verfasser allhier ziele. Der nunmehro sel. Herr Prälat Bengel hat es in seiner Harmonie ausgerechnet, daß die Zerstöhrung Jerusalems noch in demselbigen Mannesalter geschehen

Bey Matth 26, 71. lautet es bey Herr Heumannen also: als er aber zur Thüre hinausgegangen war. Dieses soll aber, wie Herr Frisch saget, nicht gelten, da es weder das griechische Wort, noch der Context billige. Es soll vielmehr also stehen: Als er aber an die Thüre hinausgieng, sahe ihn ꝛc. Es wird auch dieses der richtige Verstand seyn: Denn es stehet εις darbey. Es mag der Herr Doctor solches nach der Zeit selbst eingesehen haben, da er in der neuen Auflage gesetzet, in den Vorhof; Ob schon diese Verbesserung, unsern Gedanken nach, nicht eigentlich nach dem griechischen Wortverstande lautet.

Bey Marc. 3, 8. kommt ein Exempel vor, wie bedachtsam der Verfasser die Unterscheidungszeichen des neuen Testaments, und auch anderer gelehrter Männer Meinungen untersuchet habe. In dem zweyten Theile seiner Critic finden sich dergleichen Exempel sehr häufig, welche zur Erklärung und Uebersetzung des neuen Testaments ein Licht aufstecken können.

Diese Proben werden dem Leser die Absicht und Art der Ausarbeitung dieses ersten Theiles genugsam abbilden können, da es ohnmöglich ist, einen Auszug aus solchen gelehrten Arbeiten vollständig mitzutheilen, welche eine so grosse Menge Anmerkungen zu dem neuen Testa-

heysey. Das deutsche Vorbeygehen, Vorübergehen, würde sich am besten hieher schicken.

Testamente in sich halten. Wir wollen uns also lieber zu dem zweyten Theile wenden, wenn wir vorher erinnert haben, daß zu diesem Theile ein gedoppelter Anhang gekommen sey. In dem ersten Anhange stehen aus den gesammleten Nachrichten von den neuesten Kirchengeschichten, die Critiken über die heumannische Uebersetzung, zu welchen unser Verfasser seine Anmerkungen hinzusetzet, und bey aller Gelegenheit den Herrn D. Heumann gut vertheidiget hat. Ausführliche Betrachtungen kommen hier besonders für bey Matth. 1, 20.*) 13, 20. Luc. 2, 10. Im andern Anhange stehet die zweyte Sammlung von kurzen Anmerkungen über die heumannische Uebersetzung des neuen Testaments, welche in den Sammlungen zur Kirchengeschichte und theologischen Gelehrsamkeit zu befinden ist, und erst an das Licht kam, wie der erste Theil von Herrn Frischens Critic bereits die Presse verlassen hatte.

Auch

*) Da stehet eine schöne critische Beurtheilung über die Uebersetzung von dem griechischen Worte γεννηθεν. Herr Frisch glaubet, daß man freylich nach Herrn D. Heumanns Uebersetzung, es durch gezeuget übersetzen müsse, wenn man ein Mittel-Wort annehmen wolte, oder müste. Er selbst aber, will es also übersetzen: Denn ihre Leibesfrucht (die Leibesfrucht, die in ihr ist) ist vom heiligen Geiste. So kan man demjenigen Streite ausweichen, den man vor einiger Zeit wegen des Zeugungswerkes des heiligen Geistes bey der menschlichen Natur Christi geführet hat.

Auch hier findet man eigene Beurtheilungen des Herrn Verfassers über jene Anmerkungen.

Der zweyte Theil welcher seine besondere Vorrede hat, zeiget fast noch mehr Gelehrsamkeit und Geschicklichkeit in Beurtheilung der heumannischen Uebersetzung, als der erste; je mehr sich allhier Gelegenheit findet, bey oft vorkommenden schweren Schriftstellen, seinen Verstand zu gebrauchen und zu zeigen.

In der Vorrede gehet das Hauptwerk dahin, daß der Verfasser auf dasjenige antwortet, was Herr Heumann in der Vorrede zu seinem zweyten Theile vorgetragen hatte, welcher die Briefe der Apostel, und die Offenbarung Johannis, in sich fasset.

Hr. Heumañ hatte in seiner Vorrede behauptet, er glaube in den meisten Stellen den Verstand der heiligen Schrift eingesehen, und deutlich ausgedrückt zu haben. Darzu saget unser Verfasser, daß er es nicht wisse, ob die Anzahl der guten und richtig übersetzten Stellen, die geringen und unrichtigen überträfe, weil er sie nicht gezählet, und aus gutem Vorbedacht dergleichen unnütze Bemühung nicht über sich nehmen wollen, da er sein Urtheil darüber keinem andern aufdringe, aber auch sich nichts aufdringen lasse.

Es erhellet ferner aus dieser Vorrede, daß Herr D. Heumann behauptet, es habe in den neuern Zeiten der grosse Fleiß so vieler Exegeten wenig übrig gelassen, welches nicht von seiner Dunkelheit in der heiligen Schrift befrey-

freyet, und in gehöriges Licht gesetzt worden. Hiewider wendet Hr. Frisch ein, daß zwar unter den exegetischen Arbeiten viele, aber nicht alle gut sind; daß Herr Heumann sich selbst widerlege, da er so viel Erklärungsbände nur über das neue Testament herausgäbe, welches ja unnöthig wäre, wenn jenes richtig sey. Auf solche Weise würden diejenigen, welche als Sterne der ersten Grösse unter den Gottesgelehrten prangen wolten, sehr schamroth gemacht werden, wenn sie sich rühmen, vielen Schriftstellern noch täglich und immerfort ein neues Licht aufgesteckt zu haben; welches alles nicht seyn könnte, wenn uns wenig dunkles übrig geblieben. Es saget auch unser Verfasser, es würde nicht gut seyn, wenn Herr Heumanns Satz wahr wäre, weil sonst die Gottesgelehrten nichts in der biblischen Erklärungsarbeit würden zu forschen finden. *)

Die

*) Es scheint freylich, GOtt habe die Bibel in vielen Stücken schwer zu verstehen gemacht, damit die Schriftgelehrten von Zeit zu Zeit im biblischen Fleisse eifrig seyn mögen. Es könnte auch vielleicht aus Dan. 12, 4. und andern Stellen bewiesen werden, daß es biß ans Ende der Welt also seyn solle. Freylich hat die Arbeit der Weingärtner, wie die Geschichte weiset, sowohl ihre gesegneten als schlimmen Perioden gehabt. Wenn aber die künftigen zwey Jahrhunderte so glücklich in der exegetischen Arbeit seyn werden, als die verflossenen, so wird noch viele Dunkelheit bey der Schrifterklärung wegfallen.

Die folgenden Anmerkungen wollen wir übergehen, und auf die drey Stellen kommen, die Herr Heumann unter die allerdunkelsten gezählet, und durch seine Uebersetzung helle gemacht hatte. Die erste stehet in dem andern Briefe Petri am andern Capitel, da Herr Heumann den 19 Vers übersetzet: Und wir haben also das prophetische Wort ⸗ ⸗ ⸗ und ihr thut wohl, wenn ihr auf dasselbe aufmerksam seyd, als auf ein Licht, welches in einem dunkeln Orte schien, biß in euren Herzen der Tag anbrechen, und der Morgenstern aufgehen würde. Unser Verfasser machet dargegen vielerley Einwendungen, und behauptet, daß diese petrinische Stelle gar nicht dunkel sey, wenn man sie also erkläre und übersetze: Und ihr thut recht, wenn ihr darauf achtung gebet, als auf ein Licht, welches an einem dunkeln Orte scheinet, biß daß es Tag werde, und ein Morgenstern in euren Herzen aufgehen möge.

Die zweyte Stelle ist Röm. 9, 20. 21. zu befinden, wo Herr D. Heumann die schwere Rede Pauli, durch einige Zusätze leicht zu machen glaubet, die aber, wie unser Schriftsteller saget, nicht gegründet genug seyn.

Bey der dritten und letzten Stelle, so Röm. 8, 19 ⸗ 23. vorkommt, hat sich der Verfasser am weitläuftigsten aufgehalten, und wider Herrn Heumann gewiesen, daß das griechische Wort κτισις, den menschlichen Leib, oder die menschlichen Leiber im Grabe, nicht bedeute, noch bedeuten könne; welches man nach Be-

lie-

lieben weiter nachsehen kan. Nach seine Meinung soll κτισις die leidenden Heiligen überhaupt anzeigen, da Paulus ja überhaupt von der Herrlichkeit rede, welche auf das Leiden folgen solle. Die Gründe, warum Paulus sich in diesem Falle eines solchen Ausdruckes bediene, sind vierfach, und gewiß würdig, daß man seine Aufmerksamkeit darauf richte. Es sind folgende: 1) Paulus will dadurch die ganze Gemeine der Christen bezeichnen, welche in Christo JEsu zu guten Werken geschaffen sind. 2) Weiter will er den Unterscheid unter den zum Christenthum bekehrten gläubigen Seelen, und unter den vollendeten und verherrlichten gläubigen Kindern GOttes damit anzeigen. 3) Ferner nennet er sie darum also, weil sie erkennen, daß sie durch die geistliche Schöpfung aus Gnaden GOttes Kinder geworden, und also nach seinem Willen die Eitelkeit ertragen sollen. 4) Endlich sagt Paulus πασα η κτισις; um dadurch anzuzeigen, daß die ganze *) auserwählte Gemeine Christi;

*) Es scheint dieses der richtigste Verstand zu seyn, wenn gleich andere, vielleicht aus Mangel einer sattsamen Ueberlegung, dieses aus v. 23. leugnen wollen. Man hat hier gar nichts wider den allgemeinen Ausdruck einzuwenden. Denn dasjenige, was v. 23. stehet, bekräftiget eben dieses, da Paulus, zu mehrerer Ueberzeugung, auch so gar diejenigen nicht ausnimmt, welche die besondern Geistes-Gaben wunderbarlich empfangen hatten:

Christi; Juden und Heyden, dadurch solle verstanden werden, weil es in diesen Stücken allen gleichdurch auf einerley Art und Weise gehen solte, daß sie leiden, und nach dem Leiden die Verherrlichung erlangen. Denn das Evangelium ist ja πασῃ τῃ κτισει, welches der ganze völlige Ausdruck Pauli ist, nach Marc. 16, 15. geprediget worden. Die übrigen Verbalgründe, aus denen die Möglichkeit dieser behaupteten Sache weiter erhellet, übergehen wir mit Stillschweigen. Sonst erkläret sich unser Verfasser in allen Puncten sehr wahrscheinlich über die ganze Stelle; wie er auch bey der Unterwerfung unter die Eitelkeit wohl zu denken scheint, wenn er saget, daß GOtt die Heiligen in eine vergängliche und eitele Welt gesetzet, und sie der Eitelkeit, der Vergänglichkeit, den innerlichen und äusserlichen Leiden, zu ihrer Prüfung, aus guten und weisen Absichten, nemlich zu der Hoffnung einer bessern Welt, übergeben habe. Unterdessen kan es GOtt wohl dulden,

ten: Denn das müssen diejenigen seyn, die απαρχην τυ πνευματος bekommen haben. Er schließt auch sich, und die übrigen Apostel des HErrn nicht aus; welches die nächste und natürlichste Bedeutung von ημεις αυτοι seyn muß. Man solte glauben, daß dieses der richtigste Sinn sey, den man noch erläutern kan, wenn man saget, daß sowohl die gläubigen Zuhörer, als die gläubigen Lehrer, weil sie die ewige Kindschaft erwarten, sich nach des Leibes Erlösung sehnen.

dulden, wenn sich die Heiligen hierbey rechtmäßig nach dem Himmel sehnen, und gerne in dem vollkommenen und unvergänglichem Dienste GOttes seyn wollen, da sie sehen, daß sie in der Welt allemahl mit Schwachheit umgeben bleiben, und vielerley Fehlern und Gebrechen, wie auch vielen Beschwerungen, wegen der Boßheit der Gottlosen unterworfen sind.

Doch es ist Zeit, daß wir von dem Inhalte der Vorrede abbrechen, und noch einige Proben aus dem andern Theile selbst geben. Bey Röm. 1, 16. will unser Verfasser die heumannische Uebersetzung, welche mit den gemeinen Versionen übereinstimmet, nicht gelten lassen, daß GOtt erst die Jüden, und hernach auch die Heyden, wenn sie dem Evangelio glauben, selig machen wolle. Er bestreitet den Vorzug nicht, welchen die Jüden, in Ansehung der Beruffung zum Reiche GOttes, vor den Heyden gehabt haben; sondern weiset nur, daß hiervon in dieser Stelle die Rede gar nicht sey, weil Paulus offenbar lehre, daß die Kraft des Evangelii bey Jüden und Heyden einerley sey. Er will derhalben die Worte also übersetzen: Einen Jüden sowohl zuerst, als einen Griechen, macht das Evangelium selig. Es ist da keine Vorzüglichkeit zu finden. Wer zuerst glaubet, dem macht es zuerst selig. Endlich meint er, daß wohl ὄντι könne aussengelassen seyn; nach dessen Ergänzung man die Stelle auch also geben könne: Er mag sowohl zuerst ein Jude, als ein Heyde gewest seyn. Hierbey

bey erinnern wir, daß der Verfasser sehr oft nur mögliche Verbesserungen und Uebersetzungen an die Hand giebt, die er sich aus Bescheidenheit nicht sicher genug zu behaupten getrauet, sondern lieber andern solche zur Prüfung überlässet.

Röm. 9, 3. hatte die heumannische Uebersetzung also gelautet: Denn ich eben derselbe (Paulus) wünschete vormals von Christo durch einen Bann entfernet zu bleiben, um meiner Brüder willen, die meine Geschlechtsverwandte sind nach dem Fleische. Der Verfasser zeiget hier in einer ausführlichen und gründlichen Anmerkung, daß Hr. D. Heumann durchaus allhier nicht übersetzet, sondern eine ihm eigene Erklärung in den griechischen Text geschoben, und also seine eigenen Einfälle im Deutschen ausgedrücket habe. Er zeiget, daß im Deutschen verschiedene Unzierlichkeiten, zumal bey den Fürwörtern vorkommen; daß **entfernet bleiben** nicht im Originale stehe; daß eben dieses kein **vormals** habe u. s. w. Er will selbst lieber zum Theil derjenigen bekannten Erklärung beytreten, nach welcher er die Uebersetzung also machet: Denn ich selbst wolte wünschen, daß ich von Christo zu einem Fluche (oder Banne) für meine Brüder gemachet würde. Sonst glaubt er, Pauli Sinn gehe vielleicht dahin, daß er alles nur mögliche Elend und Trübsal, so die Verbanneten betrifft, gerne um seiner Brüder willen ausstehen wolte, wenn es der Heiland verlangete, und

solches zur Bekehrung der Jüden eine Anleitung und Förderung geben könnte.

In diesem Capitel bey v. 22. hat er die deutsche Uebersetzung also verbessert: Wenn nun GOtt, da er seinen Zorn beweisen, und seine Macht bekannt machen wollen, mit vieler Gedult die Gefässe des Zorns, die zum Verderben fertig waren, getragen hat ꝛc. Es wird auch gezeiget, daß die heumannische Uebersetzung hier keinen feinen Zusammenhang habe.

Einen richtigen Einschluß weiset unser Schriftsteller bey 1 Cor. 2, 15. da es also heisset: Der geistliche Mensch beurtheilet alles. Er aber kan von keinem (fleischlichen Menschen) beurtheilet werden. Was hier in Parenthesin gesetzet wird, ist sonder Zweifel, wie es hier heist, die richtige Meinung des Apostels. Dergleichen Parentheses hat der Herr Verfasser fleißig angezeiget, ob sie schon nicht eigentlich zur Uebersetzung, sondern zur richtigen Erklärung gehören. Bey dieser Gelegenheit will derselbe nicht glauben, daß die moßheimische Erklärung richtig sey, nach welcher der geistliche Mensch, statt der geistlichen Lehre stehen solle. Er behauptet, daß der Herr Canzler hier und im folgenden wohl zu weit gehe. Der Herr Verfasser hat die neuen Exegeten über die Briefe der Apostel, Baumgarten, Moßheim, Michaelis, und andere fleißig zu Rathe gezogen, und nach Befinden der Umstände sie bald gebilliget, bald getadelt.

Der-

Dergleichen finden wir beym dritten Capitel des Briefs Pauli an Titum, da Herr Professor Michaelis die Wiedergeburt beschrieben hatte, daß sie eine gerichtliche Handlung GOttes sey, vermöge welcher er einen für einen Sohn Abrahams dem die Verheissungen gegeben sind, erkläret. Unser Verfasser wendet verschiedenes dargegen ein, welches gar gründlich ist. Unter andern sagt er, es könnten von Adam biß Abraham keine wiedergebohrne Söhne nach der Meinung des Hrn. Prof. Michaelis gewest seyn; denn sie hätten ja nicht für Abrahams Söhne können gehalten werden. Wie würde es nun noch mit den Töchtern aussehen?

Bey 1 Petr. 2, 7. wird eine schöne Anmerkung gemacht über den Eckstein und Grundstein, in wie ferne diese verschiedentlich nach den Stellen der heiligen Schrift müssen betrachtet, und auf Christum gedeutet werden.

1 Petr. 3, 19. hatte Herr Heumann übersetzet: In demselben (Geiste) ist er auch (vorzeiten) zu denen (Seelen) die (jetzt) in dem Gefängnisse sind, hingegangen. Wobey fragt der Verfasser: Ob den Geistern, oder den Menschen zu Noä Zeiten sey geprediget worden? Obs vernünftig sey, daß man vorzeiten, und jetzt, in eine Uebersetzung annehme, da der Grundtext nichts davon *) sagt? Er

 erklä-

*) Es ist auch ungegründet, wenn man aus v. 20. dergleichen herbeyholen will. Denn wenn

erkläret übrigens die Sache kurz, auf eine dem Heylande anständige und geziemende Art.

Aus diesen Stellen kan man urtheilen, was von der Arbeit unsers Verfassers zu halten sey, da er durchaus der Wahrheit dienen, und sein Pfund bey der Uebersetzung des neuen Testaments nicht vergraben wollen: welches eine sehr lobenswürdige Sache ist.

III.

Philosophie morale, ou melange raisonné de principes, pensées et reflexions.

d. i.

Sittenlehre, oder Mengsel von Vernunftschlüssen, Grundsätzen, Gedanken und Betrachtungen. Von Hr. S** ꝛc. London 1751. 12. 368 Seiten.

Ein andrer Titel heißt:

Die Sittenlehre, auf ihre Grundsätze gebracht, oder Versuch des Herrn S. über das Verdienst und die Tugend. Neue Ausgabe mit Gedan-**

wenn Petrus πορε in v. 20. und iv. in v. 21. gesetzet hat, so würde er es auch hier in v. 19. haben thun können, und nothwendig thun müssen, wenn er die Idee, vorzeiten und jezt, als ein genauer, ja göttlicher Scribent, den Lesern an diesem Orte hätte beybringen wollen.

danken und Betrachtungen vermehrt.

Ludicra pono
Quid verum atque decens juro & rogo,
& omnis in hoc sum. *Hor.* ep. 10.

Venedig, durch die Gesellschafft der Buchhändler, 1751.

Der Verfasser hat gefunden, daß es bey der Vollkommenheit in welcher andere Wissenschaften stehen, noch an einem Lehrgebäude der Moral fehle. Die Alten haben, wie er erinnert, die Sittenlehre als den wichtigsten Theil der Philosophie angesehen: und daher diente ihre Philosophie, Staatsmänner zu bilden, welches bey uns von den Staatsleuten als eine eitle Beschäftigung verachtet wird. Ein junger Mensch kömmt von der Universität in eine Welt voll Gottesleugner und Gottlose. Von den Eingenschaften der subtilen Materie und von den Wirbeln ist er vortrefflich unterrichtet: Aber von der Tugend weiß er nichts mehr, als das wenige, was ihm sein Lehrmeister gesagt; und von der Religion nur das, was er aus dem Catechismus gelernet hat. Diesem Mangel einer gründlichen Sittenlehre will der Herr Verfasser abhelfen. Die Einrichtung seiner Sittenlehre kömmt darauf an: Er will zeigen, daß keine Tugend ohne die Kenntniß GOttes, und keine Glückseligkeit ohne die Tugend ist. Dieses sind die Grundsätze eines Theisten,

welchen der Verfasser von den so verhaßten Deisten darinne unterscheiden will, daß der letztere ein Feind der geoffenbarten Religion; der erstere aber dieselbe anzunehmen geneigt, und darzu durch die natürliche Erkenntniß GOttes vorbereitet sey. Der Grund des Werkes ist aus einer englischen Schrift genommen, die wir aber nicht deutlich angezeigt finden; und der französische Schriftsteller hat solche nur in mehrern Zusammenhang gebracht und mit Anmerkungen erläutert.

Der erste Theil enthält die Grundsätze. Der Verfasser suchet zuerst darzuthun, daß unter den verschiedenen Lehrgebäuden derjenigen, die einen GOtt, oder viel Götter glauben, derer die keinen GOtt glauben, derer die ein oder viele mächtige, aber dabey boshaftgesinnte Wesen als Regenten der Welt erkennen, die er Dämonisten nennet, u. s. f. der Theisten ihres am meisten gegründet ist. Die Art, wie er solches ausführet, ist ganz gründlich und lebhaft; allein wir halten nicht für nöthig, solches weitläuftig vorzutragen, weil wir nichts darinne finden, das ein Deutscher nicht in philosophischen Schriften könnte gelesen haben. Denn wenn der Zustand der Sittenlehre in Engelland und Frankreich so schlecht ist, als er in der Vorrede beschrieben wird, so scheinet er in Deutschland besser zu seyn. Doch es dünket uns, daß wir eben diese Betrachtungen schon in einer fremden Schrift gelesen haben. Nach diesem wird im zweyten Capitel untersuchet,

was

was die Tugend oder die sittliche Güte ist und solche darinne gesetzet, daß ein vernünftiges Wesen seine Handlungen nach der Verbindung, in welcher es mit dem ganzen Zusammenhange aller Dinge stehet, einzurichten strebet, und also eine gehörige Neigung für die Gegenstände der Gerechtigkeit hat. Folglich wird die Tugend zu unterdrücken erfordert, daß einem vernünftigen Wesen die Empfindungen und natürlichen Vorstellungen des Unterschiedes unter Ungerechtigkeit und Billigkeit benommen, oder diese Begriffe in ihm verfälschet; oder daß endlich wieder diese Empfindung, andere Leidenschaften erreget werden. Gegentheils wird, die Grundsätze der Tugend zu stärken, erfodert; daß diese Empfindung unterhalten und gestärket, in ihrer völligen Reinigkeit erhalten, und jede andere Neigung ihr unterworfen werde. Der Verfasser untersuchet nun im dritten Capitel, was jede der verschiedenen Hypothesen von der Gottheit, die man annehmen kan, hierbey zu thun vermögend ist. Die natürliche Empfindung des Unterschieds unter Guten und Bösen, lässet sich nicht dergestalt unterdrücken, daß man diese beyden Dinge gar nicht unterscheide: doch so viel läst sich bewerkstelligen, daß der Unterschied keine Macht über uns hat, unsere Handlungen zu regieren. Dieses aber entstehet nur aus einem langwierigen Zwange, den man der Natur hat anthun, und solche Fertigkeit sich dadurch erwerben müssen. Gewohnheit und

Erziehung können auch diese natürlichen Empfindungen des Rechts und Unrechts verderben. In dieser Absicht ist die Gottesverleugnung nicht so schlimm als der Aberglaube. Ein Gottesleugner kan durch seinen Irrthum in eine lange Gewohnheit von Verbrechen gerathen seyn; seine Begriffe von der Gerechtigkeit und Redlichkeit können ungemein seyn verdunkelt worden: aber die Gottesverleugnung an sich selbst führet ihn nicht dahin, eine schändliche Handlung als schön und vortrefflich anzusehen. Hingegen ist nichts so abscheulich und schrecklich, das man nicht als eine rühmliche und heilige Handlung vornehme, so bald es ein verderbter Götzendienst verordnet.

Was endlich die Empörung der Leidenschaften gegen die natürlichen Empfindungen des Guten und Bösen betrifft; so bemerkt der Verfasser zuerst, daß ein vernünftiges Wesen, ohne an GOtt zu denken, von dem Unterschiede zwischen Recht und Unrecht gerührt werden könne. Den Einfluß aber zu beurtheilen, welchen die Erkenntniß und Anbetung eines Gottes hierinne hat, muß man erwegen, ob dieser GOtt blos als ein mächtiges Wesen betrachtet wird, von dem wir Wohlthaten hoffen oder Uebel fürchten? oder ob derselbe sich uns auch als ein vollkommenes Wesen vorstellet, dem wir nachzuahmen streben? Die erste knechtische Furcht kan zu keiner Tugend führen. Allenfalls bringet sie zu einer Aufführung die vor den Menschen untadelhaft ist; bey GOtt aber

aber verdient sie nichts mehr als diejenige würde verdienet haben, da man sich ohne Scheu allen Lüsten überlassen. Ein Geschöpfe das so lebet, hat nicht mehr Gottesfurcht, Redlichkeit und Heiligkeit, als ein Affe den man unter der Geisel hält, Unschuld und Enthaltung; oder ein gefesselter Tiger, Sanftmuth und Gelehrigkeit besitzet. Je fertiger ein solcher Gehorsam, je tiefer dergleichen Unterwürffigkeit ist; desto niederträchtiger und verächtlicher ist die Gesinnung mit der solche ausgeübet wird. (Wenn der Sclave einem Meister voller Güte, nur aus heuchlerischer Furcht gehorchet; so zeigt solches eine desto boshaftere und eigennützigere Gemüthsart bey dem Sclaven an. Betet aber ein Volk seinen GOtt als ein höchst vollkommenes Wesen an; verehret es besonders dessen Güte, auch ohne Absicht auf seine Macht; zeiget sich in der Vorstellung, welche die Lehrer der Religion von ihrem Gotte machen, eine vorzügliche Gewogenheit gegen die Tugend, und eine allgemeine Liebe für alle Wesen: so muß ein so schönes Vorbild natürlicher Weise zum Guten aufmuntern, und die Liebe zur Gerechtigkeit wieder entgegengesetzte Meinungen stärken. Noch ein anderer Bewegungsgrund kömmt zu diesem grossen Beyspiele. Ein Verehrer GOttes erkennet ein höchstes und allmächtiges Wesen, das die Aufführung der Menschen betrachtet, und alles siehet was in der Welt vorgeht. In der dunkelsten Höle, in dem entferntsten Orte sieht ihn sein GOtt. Alle

seine

seine Handlungen gehen in Gegenwart eines Wesens vor, das viel ehrwürdiger ist, als die ansehnlichste Versammlung von der Welt. Wie könnte er da was vornehmen, das dem allgegenwärtigen Wesen zuwider wäre? Was für ein Vergnügen für ihn! die Tugend im Beyseyn seines GOttes auszuüben; gesetzt auch, daß die Verleumdung ihn zum Abscheu der menschlichen Gesellschafft gemacht hätte. So beförderlich ist also die Erkenntniß GOttes der Tugend, und die Gottesverleugnung ist mangelhaft, da ihr eine so grosse Beyhülfe fehlet. *)

Die ewigen Strafen und Belohnungen können nur eine knechtische Furcht erzeugen. Wenn diese Hoffnung und Furcht die wichtigsten

*) Wenn ein Ohngötter Tugend ausüben soll, so muß er sich nach dem Begriffe des Verfassers, einen Zusammenhang aller Dinge, vorstellen; sich als einen Theil derselben, und besonders als ein Mitglied einer Gesellschafft empfindender und denkender Wesen betrachten, und das zu thun geneigt seyn, was den Absichten dieser Gesellschafft und dem gemeinen Wesen gemäß ist. Aber kan man sich einen solchen Zusammenhang, eine solche Gesellschafft vorstellen, wenn das, was man für wirklich hält, durch ein blosses Ohngefähr zusammengestossen, oder durch eine blinde Nothwendigkeit verbunden worden ist? Die Tugend eines Ohngötters kan sich schwerlich auf etwas anders gründen, als auf seinen eigenen Nutzen, oder auf einige natürliche Triebe, z. E. die Liebe zu den Anverwandten, 2c.

sten Bewegungsgründe der Religion sind, so entstehet daraus die Neigung, daß man alles auf seinen Eigennutz ziehen und alle Gütigkeit nur auf sich, oder wenigstens sehr enge einschränket: ein Fehler, der allen Religionseiferern eigen seyn soll *). Man schließt gleichsam

*) Dieser Fehler entstehet wohl nicht aus der Vorstellung ewiger Strafen und Belohnungen; sondern daraus, daß man das Wesen der Religion mehr in gewisse Lehren, als in Ausübung der Tugend setzet, und sich einbildet, GOtt werde nur urtheilen wie man geglaubet; nicht aber wie man gelebet habe. So richtig übrigens der Satz ist, daß die blosse Furcht für künftigen Strafen, nur einen knechtischen Zwang wirket; so wenig läßt sich dieses ohne Einschränkung von der Hoffnung der Belohnungen behaupten. Zwar wenn wir uns künftige Belohnungen im eigentlichen Verstande vorstellen; wenn wir uns einbilden, GOtt den Himmel abzuverdienen: so finden eben diese Begriffe statt, und der Mönch, der durch sein Singen die Seligkeit zu verdienen glaubt, ist nicht besser als der Tagelöhner, der nur sein gesetztes arbeitet. Aber der wahre Geist des Christenthums giebt uns hiervon andere Vorstellungen. Wir können eine ewige Glückseligkeit erlangen. GOtt ist sie uns nicht schuldig: er will sie uns aber geben, wenn wir uns hier bestreben derselben fähig, und des Beystandes, den er uns darzu verleihen will, nicht unwürdig zu werden. Behaupten, daß die Vorstellung dieser Glückseligkeit kein Bewegungsgrund unserer Handlungen seyn soll: wäre eben so viel als behaupten,

sam einen Vertrag mit GOtt, des Innhalts: Ich trete GOtt das jetzige Leben und die gegenwärtigen Ergötzlichkeiten ab, mit dem Bedinge, dafür künftig andere zu bekommen, die unendlich mehr werth sind. Doch gestehet der Verfasser dieser knechtischen Furcht und Hoffnung den Nutzen zu, daß sie den heftigen Gemüthsbewegungen das Gegengewichte halten können, die sich sonst der Seele bemeistern, und die Triebe zur Tugend überwältigen würden. Er bekennet zuletzt selbst, daß die christliche Religion allein solche zukünftige Belohnungen verspreche, die der Bemühung der Menschen darnach würdig sind. Diese Belohnungen bestehen selbst in der Ausübung oder Betrachtung der Tugenden; und es ist also klar, daß die Sehnsucht nach ihnen schon ein tugendhaftes Gemüthe voraus setzet. So

haupten, daß wir das, was die stärkste Triebfeder unserer Handlungen ist, nicht sollen wirksam seyn lassen. Diese Vorstellung ist weit von einem Eigennutze, von einer strafbaren Einschränkung der allgemeinen Liebe entfernt. Der GOtt, der uns ewig glückselig machen kan und will, kan und will solches für alle Menschen, wenn sie sich nicht selbst daran hinderlich sind: und unsere Glückseligkeit wird dadurch, daß andere eben dergleichen erhalten, nicht verringert, sondern vielmehr vergrössert, da uns die Schrift selbst die Chöre der Auserwählten, welche mit vergnügter Entzückung GOtt preisen, vorstellet. Also ist diese Hoffnung künftiger Belohnungen, von dem knechtischen Zwange weit unterschieden.

So sind keine andern Religionen beschaffen. Der Jude begnüget sich mit der zeitlichen Glückseligkeit: der Egyptier lebet tugendhaft, um in einen weissen Elephanten verwandelt zu werden; der Grieche und Römer in die elysäischen Felder zu kommen, und Nectar zu trinken; der Mahomedaner sich mit Mägdchen zu erlustigen. Der Christe wird seinen GOtt anschauen!

Der Verfasser untersuchet die Wirkungen der zukünftigen Belohnungen noch weiter. Ihre Vorstellung unterstützt uns in der Ausübung der Tugend, auch da, wo es uns jetzo widrig gehet. Die wundervolle Erwartung unaussprechlicher Güter eines andern Lebens, könnte uns so weit einnehmen, daß wir alle Bemühungen um das vergängliche des gegenwärtigen Zustandes vergässen. Ein Geist, der von jenem ihm so eigenen und so grossen Vortheilen eingenommen wäre, könnte vielleicht alles übrige für nichts achten, sich nur mit seinem ewigen Wohl beschäftigen, und das Angenehme der Freundschaft, die Gesetze des Geblüts und die Pflichten der Menschlichkeit, als verächtliche Zerstreuungen, als niedrige, irdische und augenblickliche Leidenschaften ansehen. Eine Einbildungskraft, die hiervon zu stark gerührt ist, wird den Werth der zeitlichen Belohnungen der Tugend allzusehr niederschlagen, das jetzige Glück der Gottlosen allzusehr erheben, und in der Hitze ihres übertriebenen Eifers ausruffen: „Ohne die Erwartung der

„zu-

„zukünftigen Güter, und ohne die Furcht der „ewigen Strafen würde ich der Gottesfurcht „entsagen, und mich den Ausschweifungen „der Lüste völlig überlassen.„ *) Eben als wenn ein Baumeister ein Gebäude, das nach einer Seite zusinket, daselbst so stark stützen wolte, daß es nach der gegenüberstehenden fallen müste.

Wir haben diese Stelle ausführlich hersetzen wollen; sowohl die Art zu denken des Verfassers, als die Art sich auszudrücken, durch eine Probe zu weisen. Uebrigens wird es nicht nöthig seyn, den Inhalt des folgenden weitläuftig zu erzählen. Diese ganze Sittenlehre suchet darzuthun; daß die wahre Tugend auf gefällige Eigenschaften, und auf das Bestreben das gemeine Beste zu befördern ankömmt, welches mit vieler Gründlichkeit und Lebhaftigkeit ausgeführet wird.

Wir wenden uns zu dem zweyten Theile, welcher Gedanken und Betrachtungen in sich fasset.

*) Nach den Begriffen die uns Vernunft und Religion von der zukünftigen Glückseligkeit geben, muß derjenige der sie erhalten will, in einer solchen Gemüthsverfassung stehen, daß lasterhafte Ausschweifungen ihm kein Vergnügen geben. Also würde er diese unterlassen, wenn er auch von jenem Glücke nicht versichert wäre; denn er unterlässet sie nicht, um dadurch das künftige Glücke zu verdienen; sondern er hoffet des künftigen Glückes fähig zu seyn, weil er in diesen Ausschweifungen kein Glücke findet.

fasset. Sie führen die Ueberschrift: Unsere Tugenden sind oft nichts als verkleidete Laster. Hier stehen einige davon. Was man für Tugenden erkläret, ist meistens nur eine Sammlung verschiedener Absichten und Vortheile, welche das Glück oder unsere Geschicklichkeit und Mühe zu vereinigen wissen. Es ist nicht allemal die Tapferkeit, welche macht, daß die Mannspersonen tapfer; nicht allemal die Keuschheit, welche macht, daß die Weibsbilder keusch sind rc. Jene grossen und einnehmenden Handlungen, die unsere Augen so blenden, werden uns von den Staatsleuten als Wirkungen grosser Absichten vorgestellet; da es doch ordentlich nur Wirkungen der Gemüthsart und der Leidenschaften sind. August und Antons Krieg den man ihrem Ehrgeitze zuschreibet, daß jeder allein Beherrscher der Welt seyn wollen, rührte vielleicht von der Eifersucht her *). Die Gnade der Fürsten ist oft nur eine Staatsklug-

*) Diejenigen, welche ihn dem Ehrgeitze zuschreiben, leugnen ja auch nicht, daß er von einer Leidenschaft hergenommen sey. Die Leidenschaften strengen uns an, Entwürfe zu machen, nach denen wir die Absichten ausführen, welche uns die Leidenschaften eingeben. Also hätte der Verfasser nicht die Leidenschaften den grossen Absichten entgegen setzen, sondern allenfalls nur so viel sagen sollen: Man schreibe oft etwas einer edlen Leidenschaft zu, das von einer viel schlechtern herstammet. Man hat die Liebe ebenfalls für eine Triebfeder des italienischen Kriegs den Franciscus I. unter-

Klugheit, der Völker Herzen zu gewinnen. Diese Gnade, daraus man eine Tugend macht, rühret bald aus einer Eitelkeit, bald aus einer Trägheit, oft aus Furcht, und meistens aus allen drey Ursachen zugleich her. Die Standhaftigkeit der Weisen ist nur die Kunst, die Unruhe in ihrem Herzen zu verbergen ꝛc. Die Philosophie triumphiret leichte über vergangenes und künftiges Uebel; aber das gegenwärtige triumphiret über sie. Die Sonne und den Tod kan man nicht mit unverwandten Augen ansehen.

Nicht alle Gedanken sind so betrübt. Einige andere z. E. heissen so: Manchmahl ist es ein Vergnügen für einen Mann, eine eifersüchtige Frau zu haben. Er höret immer von demjenigen reden, was er liebet. ; ; ; Wie ist ein Frauenzimmer zu beklagen, wenn sie zugleich Liebe und Tugend hat? ; ; ; Eine redliche Frau ist ein verborgener Schatz, wer sie findet, thut wohl, wenn er nicht sehr damit prahlet. Nur diejenigen Personen verdienen, daß man ihrentwegen eifersüchtig ist, die sich hüten, Eifersucht zu veranlassen. ; ; Es fällt nie schwerer wohl zu reden, als wenn man sich schämet zu schweigen. ; ; ; Man ertheilt andern Rathschläge; aber man giebet ihnen nicht zu-

unternahm, angegeben; und dieser König hat selbst die Maitresse eines seiner Vorfahren mit einer Grabschrift beehret, durch deren Zureden derselbe ermuntert worden, Frankreich vor der Eroberung der Engelländer zu schützen.

zugleich die Weisheit solche recht zu nützen. = = Freundschaften, die man von neuen wieder aufgerichtet hat, erfordern mehr Sorgfalt als solche, die nie sind unterbrochen worden. = = Ein Mensch, dem gar niemand gefällt, ist viel übler dran als derjenige, der gar niemanden gefällt.

Diesen folgen: Andere Gedanken, die vielleicht nicht allen Leuten gefallen werden, die man aber für nichts bessers ausgiebt als sie sind, und hier nebst der Abkürzung einiger darauf ertheilter Antworten liefert. Dieses sind die von uns zu anderer Zeit angezeigten Pensées Philosophiques. Wir können nicht sagen, wie dieselben eben hieher kommen, da sie öfters sind gedruckt worden, als nöthig wäre, auch niemand blos derselben wegen dieses Werk kaufen wird; übrigens aber die Meinungen des übrigen Theils dieses Buches, wenigstens nicht offenbar so wider alle Religion zu seyn scheinen. Was die vorigen Gedanken betrifft, so wird man leichte sehen, daß unter denselben viel artiges, viel mittelmäßiges, und auch nicht alles hier zum erstenmale gesagt ist. Das Lehrgebäude der Moral an sich selbst aber ist so beschaffen, daß man seine Gründe als richtig muß gelten lassen. Ob aber dergleichen in Engeland und Frankreich noch nicht zum Vorscheine gekommen sey; das wollen wir denen überlassen, die einige Belesenheit in solchen Schriften haben. Der Grundsatz davon stehet wenigstens ziemlich deutsch in Catonis Abbildung, so wie Lucan sie schildert:

 Non

Non sibi, sed toti se natum credere mundo.

Und so richtig es überhaupt ist, daß jeder Bürger der Welt, das Wohl des ganzen Staats zu dem er gehöret, so wie jedes Geschöpfe die Absichten des Schöpfers, zu befördern streben soll: so schwer fällt die Anwendung von diesem Befehle auf verschiedene besondere Fälle, wo die Absichten des Schöpfers, und das was zu dem gemeinschaftlichen Besten des ganzen gehöret, schwer zu sehen sind. Wenn man mit diesem Grundsatze nur einigermassen strenge verfahren will, so wird man seine Anwendung gar für unmöglich erklären, weil wir von dem ganzen Zusammenhange aller Dinge viel zu unvollkommene Begriffe haben, und also desselben gemeinschaftliche Absichten weniger zu beurtheilen im Stande zu seyn scheinen, als ein Knabe dasjenige einsiehet, was zum gemeinschaftlichen Besten des H. R. R. gereichet. Die Beantwortung dieses Einwurfs, und die Mittheilung solcher Regeln, wie der allgemeine Grundsatz auf die besondern Umstände des menschlichen Lebens anzuwenden ist, würde vielleicht in dieser Sittenlehre seyn verlangt und erwartet worden. Aber ob sich dieses gleich von einem so philosophischen Geiste, wie der Verfasser seyn will, hätte bewerkstelligen lassen; so hat man doch leichter befunden, sechshundert artige Einfälle über moralische Materien zusammen zu lesen; und weil man damit die bestimmte Anzahl der Bogen noch nicht erfüllen konnte, die erbaulichen Pensées philosophiques beyzufügen. Dergleichen Werke verkaufen

uns

uns die Ausländer für treffliche moralische Schriften, und die Deutschen, welche französische Bücher haben müssen, wissen nicht, daß man eben dieses unendlich besser im Deutschen findet.

IV.

Orthotomia Credendorum.

d. i.

Rechte Theilung der Glaubenslehren, oder kurze Vorstellung der ganzen lutherischen Gottesgelahrheit, herausgegeben von D. Martin Grulich, aus Pommern, Oberpfarrherr und Superintendent zu Torgau. Torgau 1753, in 8. 9 Bogen.

Die kleine Schrift so wir gegenwärtig bekannt machen, tritt jetzt zum zweytenmale an das Licht. Die Liebe zur studirenden Jugend, nebst dem Eifer ihr Wachsthum in den Wissenschaften zu befördern, sind die Ursachen gewest, welche den Herrn Verfasser derselben bewogen haben, sie auszuarbeiten und herauszugeben. Damals befand er sich noch in Freyberg, und hatte die löbliche Gewohnheit, einigen auf dasiger Stadtschule studirenden Jünglingen, die in seinem Hause wohnten, oder bald auf hohe Schulen zu gehen gesonnen waren, wöchentlich etliche Vorlesungen zu halten, in welchen er die theologischen Wahrheiten zu wiederholen, und sie diesen jungen Gemüthern mehr aufzuklären und tiefer einzuprägen pflegte. Um nun einen Leitfaden zu

haben, welchem er in seinen Stunden folgen könnte, entwarf er diese Blätter, und gestehet, daß er darinne den Fußstapfen Königs, Bayers, und Hollazens nachgegangen, und weder etwas neues gesagt, noch auch sagen können. Doch schmeichelt er sich, der alten Wahrheit an vielen Orten ein besser Licht aufgesteckt zu haben, z. E. in den Lehren von den göttlichen Eigenschaften, dem Glauben, der Rechtfertigung und der Ordnung des Heils; welche Gedanken er bescheiden, billigen Richtern unterwirft.

Aus diesen Umständen, welche der Herr Verfasser selbst erwähnet hat, kan man ein richtiges Urtheil von seiner Arbeit fällen, und hat weder tiefsinnige Beschreibungen und metaphysische Beweise, noch weit hergesuchte Schrifterklärungen und seltsame Bestimmungen theologischer Sätze darinne zu suchen. Denn da die Absicht bey deren Entwerfung blos dahin gieng, Jünglingen, so mit den höhern Wissenschafften noch nicht bekannt waren, einen Begriff von der Gottesgelahrheit beyzubringen: so muste er nothwendig alles dasjenige mit Stillschweigen übergehen, was über ihre Einsicht zu seyn scheinen mochte. Unterdessen hat er doch vieles geleistet, was man in andern Büchern von dieser Art vergeblich suchet, und was Leuten, so hohe Schulen beziehen wollen, nicht undienlich seyn kann. Hieher rechnen wir dasjenige, was er im 1 Cap. von den verschiedenen Gattungen der Gottesgelahrheit, z. E. den natürlichen, catechetischen, dogmatischen, exegetischen, polemischen, symbolischen u. s. w. und im 2 Cap. von

den

den in die dogmatische Theologie einschlagenden Büchern saget. Denn aus jenen können sie sich einen Begriff machen, was in diesem oder jenem Theile der Gottesgelahrheit abgehandelt wird; diese Nachricht aber bringt ihnen eine Kenntniß der nöthigsten Bücher bey, woraus sie sich mehreres Raths erholen, wie auch die Lehren der reformirten, päbstlichen, arminianischen u. socinianischen Kirche schöpfen müssen, und diese folglich näher kennen lernen. Hier und da wird auch aus der Gelehrten- oder Kirchengeschichte kürzlich etwas angeführet, so nach Beschaffenheit der Umstände nöthig zu seyn schien.

Im 3 Cap. dieser Prolegomenorum beweist er das Daseyn GOttes, und zwar, wie er sich ausdrückt, aus dem Buche des Gewissens, Röm. 2, 14; aus dem Buche der Natur, Röm. 1, 19; und aus dem Buche der Schrift, 1 Joh. 5, 7; Ebr. 11, 36. Er meldet ferner, daß die Scholastiker solches auch via causalitatis, negationis und eminentiae, neuere Gottesgelahrten über dieses noch via motus, contingentiae ac necessitatis finium u. s. w. gethan *), und han-

*) Wir können nicht leugnen, daß uns diese Art das Daseyn GOttes zu beweisen, nicht völlig Genüge geleistet habe. Denn es ist dieser Beweis ohne deutliche Aufklärung der Wörter, und klare Auseinandersetzung der Beweiskraft sehr dunkel, zumal für solche Leute, für die das Buch geschrieben ist. Ueber dieses beruft man sich darinne auf die Schrift, ohne bewiesen zu haben, daß solche eine göttliche Offenbarung sey. Wie kan aber das Daseyn GOttes aus einem

handelt im 4ten Capitel von der göttl. Offenbarung, den verschiedenen Arten, wie sich GOtt geoffenbaret, und den Kennzeichen der Offenbahrung; im 5ten Capitel von der heil. Schrift, deren Eigenschaften, Ansehen, Absicht und Verstande; im 6ten Cap. von der christl. Religion, deren Namen in der Schrift, den verschiedenen Arten deren gegentheiligen Religionen, und den Religionsübeln (malis religionis) wie er sie nennet, worunter er die Deisterey, Indifferentisterey u. s. f. verstehet, nebst den Stiftern derselben und den Schriften, worinnen sie ihr Gift vorgetragen; und endlich im 7ten Cap. von den Glaubensartikeln, und ihren bekannten Eintheilungen; wobey er zugleich die Glaubensbücher nahmhaft macht, aus welchen die Lehren unserer, der reformirten, arminianischen, römischen, socinianischen u. jüdischen Kirche geschöpft, u. nach welcher jede dieser Kirchen beurtheilt werden muß.

Mit dem zweyten Abschnitte dieses Werkgens fängt sich das theologische System des Hrn. Verfassers selbst an. Es ist in der analytischen Lehrart abgefaßt, und nach der von Calixtus und Höpf-

Buche erwiesen werden, von welchem ich, wenn ich jenes gleich richtig dargethan, noch erhärten muß, daß es einen göttlichen Ursprung habe? Ueberhaupt wäre zu wünschen, daß man bey Einschärfung dieser zwey wichtigen Wahrheiten, dem Daseyn GOttes und der Göttlichkeit der Offenbarung, ordentlicher und überzeugender seyn möchte, als man fast durchgängig zu seyn pflegt. Die meisten unter uns glauben, daß ein GOtt und eine göttliche Offenbarung sey, weil es ihnen ihre ersten Lehrer gesagt haben.

Höpfnern beliebten Art in drey Theile getheilt; wovon der erste von dem Zwecke, der zweyte von dem Vorwurfe der Gottesgelahrheit, der dritte aber von den Gründen (principiis) Ordnung und Mitteln der Seligkeit handelt. Der erste dieser 3 Theile handelt in 3 verschiedenen Capiteln von dem dreyeinigen GOtte dessen Werken, und dessen seligen Genuß; wobey deren Gegentheil, nemlich die ewige Verdammniß erwähnt wird. Weil der Hr. Verfasser, wie wir oben erwähnt haben, hoffet, die Lehre von den göttlichen Eigenschafften in ein mehrers Licht gesetzt zu haben; so können wir nicht umhin, seine Gedanken hiervon anzuzeigen. Er sagt S. 29. die göttl. Eigenschaften sind theils wesentliche 1 Chron. 30, 11. ff. 1 Tim. 6, 15. 16; theils sittliche 2 Mos. 34, 6; 5 Mos. 32, 3, 4; Ps. 45, 8; theils auch nothwendige (absoluta): die letztern sind entweder unthätige (quiescentia), z. E. die Ewigkeit, oder thätige (operativa), z. E. die Allmacht. Diese Eigenschaften werden GOtt beygelegt, entweder in so ferne er GOtt ist, z. E. die Unabhängigkeit, 2 Mos. 3, 4; Röm. 11, 35. 36; oder in so ferne er der HErr ist, z. E. die Allgegenwart, Jer. 23, 24; Ps. 139, 7, und die Allmacht; oder in so ferne er Vater ist, z. E. die Gütigkeit, Matth. 19, 17; Ps. 145, 9. u. Barmherzigkeit, Jac. 5, 11; Ps. 103, 13; und endlich in so ferne er Richter ist, z. E. die Weisheit, Hiob 12, 13; Röm. 11, 33; Jer. 10, 12; Röm. 16, 27, und die Gerechtigkeit, Ps. 7, 12; 5 Mos. 32, 4; Jer. 11, 20. Dieses sind seine Gedanken von dieser Lehre; und wir überlassen solche un-

sern Lesern zu eigener Beurtheilung. In den folgenden handelt er von den unterschiedenen Eigenschaften der drey göttlichen Personen.

Im 2ten Cap. so von den göttl. Werken überschrieben ist, werden erst einige Eintheilungen derselben vorausgeschickt, u. hierauf von der Schöpfung, den Engeln und Menschen, als den vornemsten Geschöpfen, wie auch von der Vorsehung gehandelt. Wie der Hr. Verf. überall sehr kurz ist, und sich bestrebet, den orthodoxen Lehren unserer Kirche nichts zu vergeben, so wird uns dieses der Mühe überheben weitläuftiger zu seyn, und bekannte Dinge daraus herzusetzen. Wir wollen daher, sowohl aus diesem Cap. als aus den folgenden, nur seine Gedanken von diesen oder jenen Dingen anführen, um seine Gedenkungsart dadurch bekannt zu machen. Z.E. die Frage: ob diese Welt die beste sey? entscheidet er also: Sie kan mit gleicher Sicherheit bejahet und verneinet werden. Jenes kan, in Absicht auf den Schöpfungswillen GOttes; dieses aber in Absicht auf die göttl. Verheissungen von der Herrlichkeit und Vortrefflichkeit der künftigen Welt, geschehen. Die Präexistenz der Seelen hält er für einen Irrthum, und ist dem Einflusse der Seele günstig; getrauet sich aber nicht, denselben zu bestimmen. Die bejahende Antwort auf die Frage: ob die Seligen GOtt dermaleins mit körperlichen Augen sehen werden? hält er für die sicherste.

In des zweyten Theils zweyten Absatze behauptet er, daß gar keine Ueberbleibsel des göttlichen

Eben-

Ebenbildes in uns übrig seyn*), und beruft sich auf Es. 1, 5. 6; bey dem 6ten Absatz aber redet er von der Sünde wider des Menschen Sohn und den heil. Geist. Von jener nimmt er die bekannte Meinung an; von dieser sagt er, daß sie in einer Lästerung der Handlungen, so unmittelbar von dem heil. Geist herstammen, wie auch in vorsetzlicher Verachtung der Wunder Christi bestehe. Er hält sie nicht schlechterdings, sondern nur in einer gewissen Einschränkung für unvergeblich, weil nemlich keiner derjenigen, so Christi Wunderwerke dem Teufel vermegenerweise zuschrieben, dessen Lehren für gottlos hielten, auch dessen Reden und Weissagungen der Lügen und Unwahrheiten beschuldigten, ohne vorhergehende ernste Busse über eine solche ausserordentliche Lästerung, Vergebung erlangen könne.

In

*) Hierinne wird der Herr Verfasser verschiedene Widersacher auch in unserer Kirche haben. Nur etwas anzuführen: wie kan Jacobus Cap. 3. 9. von dem gegenwärtigen Menschen sagen, daß er nach GOttes Bild gemacht sey, wenn gar keine Ueberbleibsel von demselben übrig sind? wie kan Paulus von den Heiden sagen, daß sie GOtt erkannt, und daß das Werk des Geistes in ihren Herzen beschrieben gewest, Röm. 1 und 2, wenn sie nicht das Vermögen haben, GOtt und das Gesetz aus den Werken der Schöpfung zu erkennen? Ist nicht das Vermögen Wahrheit zu erkennen, selbst ein Stück des göttlichen Ebenbildes? Uns dünkt also, man könne mit Recht behaupten, daß wir noch Spuren dieses göttl. Bildes an uns haben; ob wir gleich nicht in Abrede seyn, daß wenige sich selbst gelassene Menschen diese Kräfte recht brauchen, oder brauchen wollen.

In dem dritten Theile hat er wieder 3 Abschnitte gemacht, wovon der erste, und zwar im 1 Cap. von der allgemeinen Gnade des Vaters und der daher fliessenden Erwählung zur Seligkeit; im 2ten aber von unserer Erlösung durch JEsum Christum, und den damit verbundenen Lehren; im 3ten Cap. von der zueignenden Gnade des heil. Geistes, und im 4ten Cap. von der Rechtfertigung des Sünders durch den Glauben handelt. Der Hr. Verfasser verfährt hier eben wieder so, wie wir oben gesagt haben. Wir wollen nur einige besondere Gedanken desselben erwähnen. Von der Salbung Christi durch den heil. Geist urtheilt er, daß sie zu drey verschiedenen malen geschehen sey, im Mutterleibe, Luc. 1, 35; in der Taufe, Matth. 3, 16; und nach seiner Auffahrt in den Himmel, Apg. 2, 33. *) Das dreyfache Amt Chri-

*) Uns dünkt, dieser Gedanke sey nicht genugsam gegründet: Die angeführten Schriftörter scheinen auch nicht zu beweisen, was sie sollen. Luc. 1, 35 wird blos von der Empfängniß Christi gesprochen, wie aus der Frage der Maria klar ist. Folglich muß die daselbst erwähnte Handlung des heil. Geistes auch von derjenigen Beschäftigung verstanden werden, die er bey der Bildung der menschlichen Natur JEsu gehabt hat. Wenigstens ist dieses der Hauptbegriff. Aus der andern läßt sich nicht viel schlüssen. Die dritte aber ist wohl ganz anders anzunehmen. Denn hatte JEsus am Creutze alles vollbracht, und hatte er vor seiner Auffahrt alle Gewalt im Himmel und auf Erden bekommen; so bedurfte er ja nicht nach seiner Himmelfahrt erst noch gesalbt, d. i. mit göttlicher Macht und Gewalt nach seiner

Christi will er aus Offenb. 3, 7. erweisen, allwo das Wort ἅγιος das priesterliche, ἀληθινὸς das prophetische, u: ὁ ἔχων κλεῖς das königl. Amte andeuten soll. Zu dem hohenpriesterlichen Amt rechnet er die Unterwerfung unter das Gesetz durch die Beschneidung, Gal. 4, 4; und die Gnugthuung durch den thuenden und leidenden Gehorsam *). Von dem Opfer Christi sagt er: Christus sey in Ansehung seiner menschl. Natur das Opfer, in Ansehung der göttlichen aber Hoherpriester gewest.

ner Menschheit geschmücket zu werden, um das Werk der Erlösung ausführen zu können. Folglich ist die Stelle Apg. 2, 33 blos von der, der Menschheit nach vollbrachten Leiden, versprochenen und wirklich verliehenen Macht, den heil. Geist über die Apostel auszugiessen, und sie durch besondere Gaben zur Führung ihres Amtes tüchtig zu machen, anzunehmen, welche wohl nicht zur eigentlichen Salbung Christi gehöret.

*) Wir sehen nicht ein, wie die Unterwerfung Christi unter das Gesetz durch die Beschneidung, zu dem hohenpriesterlichen Amte gezogen werden kan. Es wurden ja die Propheten und Könige der Jüden eben sowohl beschnitten, als die Priester: folglich könnte die Beschneidung zu allen dreyen gerechnet werden. Eben so gehört der leidende und thuende Gehorsam nicht blos zu dem hohenpriesterlichen Amte. Christus muste sowohl als Prophet und als Hoherpriester Gehorsam leisten. Vielleicht wäre es besser, wenn die Lehre von dem eigentlichen Erlösungswerke und der Gnugthuung Christi, zu welchem der Gehorsam Christi gehört, abgesondert vorgetragen würde, um eine gewisse Verwirrung zu verhindern, wie verschiedene Lehrer sehr wohl zu thun pflegen.

west *). Zum Stande der Erniedrigung wird die Empfängniß und Geburt Christi mitgezählt **), von der Höllenfahrt aber nichts bestimmet.

Im dritten Cap. allwo von der zueignenden Gnade des heiligen Geistes hauptsächlich die Rede ist, wird etwas von dem Gnadenzuge des Vaters eingeschaltet, und dahin gerechnet, 1) daß die Lehrer der Kirche mit den Verwaltungs- und Heiligungsgaben versehen u. in die Welt ausgeschickt werden, 1 Cor. 12, 28; Matth. 9, 38; 2) daß der Ruff vom Evangelio und der Schall desselben sich immer weiter ausbreiten, Röm. 10, 18; 3) daß Fürsten erwecket werden, die Gränzen der Kirche zu vertheidigen, Es. 49, 23; 4) daß sich auch gewisse

*) Könnte nicht etwa aus diesen Worten des Herrn Verfassers jemand schliessen, es sey ein bloß menschliches Opfer für uns dargebracht worden?

**) Solches thun sehr viele Lehrer: allein unserm Bedünken nach nicht mit Grunde. Denn ist die göttl. Natur Christi aller Veränderung dergestalt unfähig, daß sie weder erhöht noch erniedrigt werden kan; so folgt, daß die menschliche Natur allein der eigentliche Gegenstand der Erniedrigung ist. Hat dieses seine Richtigkeit, so muste die menschliche Natur schon existiren, ehe sie erniedrigt werden konnte. Denn non-entis nullae sunt affectiones. Allein in der Empfängniß fieng diese erst an zu bestehen; folglich kan diese nicht mit zur Erniedrigung gehören. Nicht minder liesse sich verschiedenes von der Geburt Christi sagen; welches man aber gar leicht aus dem vorhergehenden schlüssen kan. Die armseligen Umstände können hierbey in Betrachtung gezogen werden, ohne daß man sich einer allzuweiten Ausdehnung derselben schuldig machet; weil sich nicht wenig herrliche Umstände dabey ereignet, welche die Majestät des gebohrnen Erlösers sattsam an den Tag legen.

se verborgene Wege äussern, die Feinde der Kirche zu bezwingen, und die Ketzereyen auszutilgen, Ps. 1, 1-4; Gal. 5, 12. Hierauf wird die zueignende Gnadenhandlung des heil. Geistes gewöhnlichermassen beschrieben und eingetheilet: Im 4ten Capitel aber die Lehre von der Rechtfertigung vorgetragen, nach den Grundsätzen unserer Kirche erklärt und vertheidiget, auch die entgegengesetzte Meinungen irrender Lehrer oder Kirchen kürzlich angezeigt. Wir halten uns aber dabey nicht auf, weil wir nichts besonders zu erwähnen finden. Was andere mit mehrern Worten sagen, das drückt der Verf. manchmal kurz in scholastischen Ausdrücken aus, die aber ohne Erklärung denjenigen Leuten sehr undeutlich seyn müssen, für die er sein Werk vornemlich geschrieben. Der Glaube, sagt er z. E. durch den wir gerechtfertiget werden, ist in dieser Handlung anzusehen nicht in prædicamento actionis, noch in prædicamento qualitatis, sondern vielmehr relationis. Wir zweifeln, daß Leser welche er vor Augen gehabt, solches ohne weitläuftige Erklärungen verstehen werden.

Des dritten Theils zweyter Abschnitt handelt die Lehre von der Heilsordnung kürzlich ab, und zählt zu solcher neun besondere Stücke. Viere derselben gehen vor der Rechtfertigung vorher, die übrigen folgen auf dieselbe. Jene sind die Beruffung, Erleuchtung, (die er in simplicem und prægnantem eintheilt, jene auch Unwidergebohrnen, diese aber blos Wiedergebohrnen zuschreibt, und auch die geistliche Salbung nennet) die Bekehrung oder grosse Busse, und die Wiedergeburt. Zu diesen zählt er die Kindschaft bey GOtt und die Vereinigung mit GOtt. Diese erklärt er theils verneinend, theils bejahend, und leitet aus derselben die geistl. Gemeinschaft her. Er zählet davon drey Gattungen: die erste, kraft welcher sich Christus die Plagen der Gerechtfertigten, diese hingegen jenes Schätze sich zueignen; die zweyte, kraft welcher die Weisheit, Gerechtigkeit, Tod und Auferstehung Christi von den Frommen gesagt wird; die dritte, kraft welcher die Gläubigen, Propheten, Priester und Könige genennet

net werden. Sodann folgen die Erneuerung oder tägliche Busse, die Versiegelung nebst dem Zeugnisse des heil. Geistes, und endlich die Verherrlichung.

Der 3te Abschnitt dieses 3ten Theils ist zu den Mitteln des Heils bestimmt. In diesem handelt das erste Cap. von dem Worte GOttes; wobey wir nichts zu erinnern finden, als daß der Hr. Verf. das Gesetz erstl. in ein absolutes oder nothwendiges, u. sodann in ein positives oder willkührliches eintheilt. Jenes, sagt er, gab GOtt als GOtt; und es ist unveränderlich. Dieses gab er als Herr, u. es kan von GOtt geändert werden, Ps. 119, 152. Das 2te Cap. handelt von den Sacramenten, welches wir mit Stillschweigen übergehen. Das 3te vom Glauben, dessen 3 Grade oder Stücke er also unterscheidet: die Wissenschafft ist dasjenige, wodurch wir etwas als wahr und glaubwürdig erkennen; der Beyfall dasjenige, wodurch wir etwas als nothwendig und heilsam erkennen; das Vertrauen aber das, wodurch wir etwas als unser, und uns eigen und zuständig erkennen. Die übrigen 4 Cap. handeln von der Kirche, dem obrigkeitlichen u. häuslichen Stande, den Dienern des göttl. Worts, u. endlich von den sogenannten 4 letzten Dingen. Hierinne kommen wieder verschiedene feine u. gute Sachen vor, welche zwar nicht gänzlich neu, doch solchen Personen für die das Buch vornemlich geschrieben worden, nützlich und lehrreich seyn können.

Hiermit beschlüssen wir unsere Nachricht von diesem in der That guten u. brauchbarn Handbüchelchen; wünschen auch dem Hrn. Verf. bey dem angehenden Alter, Gesundheit u. dauerhafte Kräfte, damit er bey seinem redlichen Eifer und gelehrten Arbeiten, der Kirche noch ferner treue Dienste möge leisten können.

Inhalt:




Melchior Cardinal
de Polignac.

Zuverläßige Nachrichten

von dem

gegenwärtigen Zustande,

Veränderung und Wachsthum

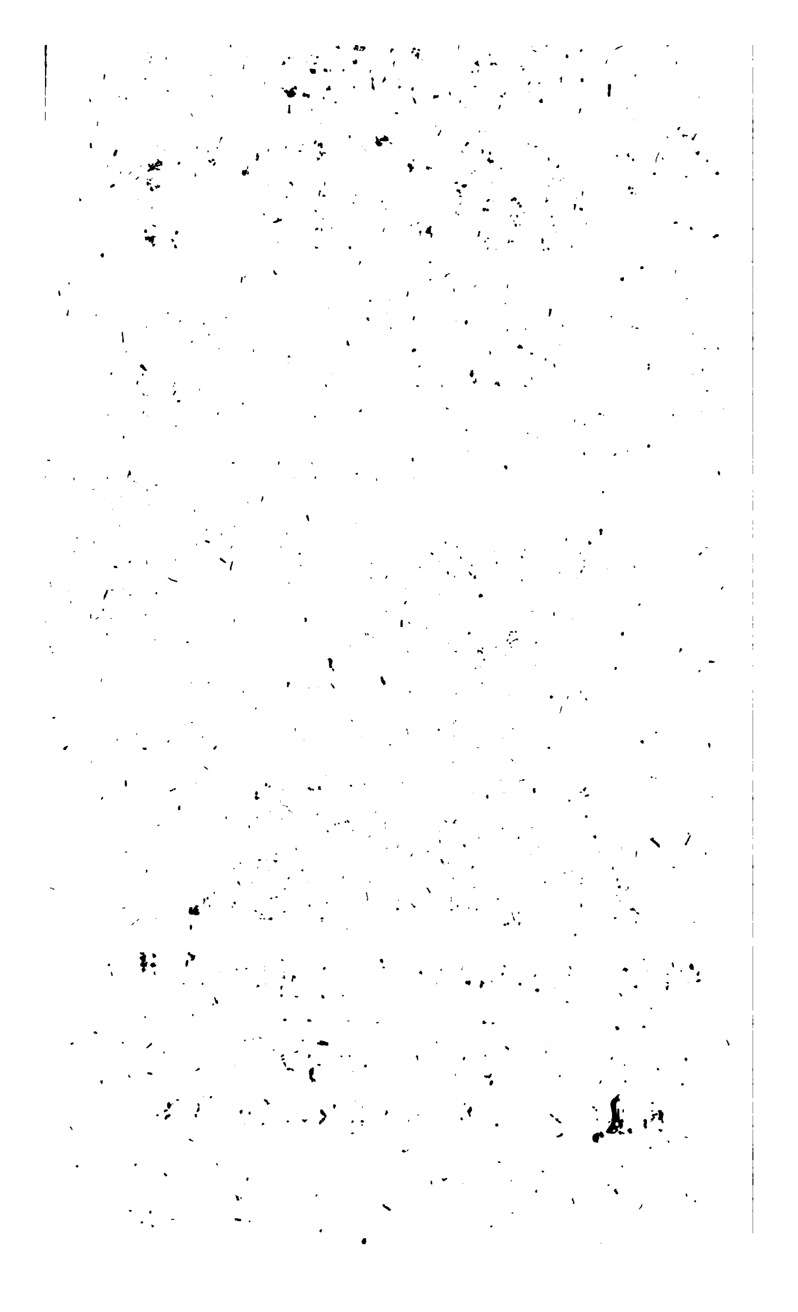
der Wissenschaften.



Hundert u. drey u. sechzigster Theil.

Leipzig, 1753.

In Joh. Friedr. Gleditschens Buchhandlung.





I.

Peutingeriana Tabula Itineraria.

§. 1.

Der so genannte peutingerische Wegweiser, aus einer alten pergamentenen Rolle, die heutzutage in der kayserlichen Bibliothek zu Wien aufbehalten wird, unter der Aufsicht Hrn. Franz Christoph von Schayb, getreulich in 12 Kupferstiche gebracht, und mit dessen Einleitung und Registern begleitet. Wien 1753, in groß Folio, 12 Bogen Kupfer, und 1 Alph. 2 Bog. gedrucktes.

Man hat Ursache sich zu erfreuen, wenn man sieht, daß das Licht der Erkenntniß und ein guter Geschmack auch an solche Orte eindringt, davon man vor dem keine gute Hoffnung hatte. Es ist solches ein Beweiß der Macht der Wahrheit, und der Nutzbarkeit der Wissenschafften, welche aller Hinderniße, alles Widerstandes ungeach-

tet, dennoch endlich Vorurtheile, Haß, Irrthum und Unwissenheit besiegen. Die Wissenschafften haben so wie alle andern Dinge, ihre Schicksale; und wandern von einem Lande, von einem Orte zu dem andern. Das gegenwärtige Werk ist hiervon eine neue Probe, welches der Stadt Wien und dem Verfasser Ehre macht: ob es gleich nicht ganz vollkommen ist. Es mangelt ihm nichts an äusserlicher Pracht, an angebrachten Fleiß und Brauchbarkeit, um das Lob eines schönen Werkes zu verdienen. Der Verfasser hat seinem Vorsatze ein Gnüge gethan; und Wien hat gewiesen, daß es weder gegen gute Wissenschafften und den Ruhm, den man mit Studiren erwirbt, unempfindlich, noch geschickte und fleißige Leute hervorzubringen unvermögend sey.

Die von ihrem ehemahligen Besitzer so genannte Tabula Peutingeriana ist schon seit geraumer Zeit unter den Gelehrten im Ruffe. Seitdem Marx Welser, Bürgermeister zu Augspurg, sie in Kupfer stechen, und durch Abraham Oerteln zu Antwerpen ans Licht stellen lassen, haben sich viele gefunden, durch deren Vorsorge sie wieder aufgelegt worden. Aber jemehr Editores darüber gekommen sind, jemehr ist sie von ihrer ersten Gestalt abgewichen. Da die erste Ausgabe an sich fehlerhafft war, und die spätern Herausgeber keine Gelegenheit hatten die Urschrift nachzusehen, man auch nicht sagen konnte, wo sie anzutreffen sey, vielmehr vermuthete, daß solche verlohren gegan-

gangen: So konnte es nicht anders seyn, die neuern musten die Fehler ihrer Vorgänger häufen. Da es sich aber gefüget, daß dieses berühmte Stück in die kaiserliche Bibliothek gekommen, so hat der durch seine Theresiade schon bekannte Herr von Schayb es der Mühe werth geachtet, solches aufs neue mit aller möglichen Sorgfalt und Richtigkeit in Kupfer stechen zu lassen, und es der gelehrten Welt vorzulegen.

Wie er damit verfahren sey, erzehlt er selbst in der Vorrede, welche auf die Zuschrift an Ihro Kayserl. Majestät die jetzige Kayserin und Königin von Ungarn folgt. Er berichtet, daß er schon seit geraumer Zeit seine müßigen Stunden auf Forschung der alten Geographie verwendet; da er denn auf besagte Tab. Peut. gerathen, und als er von Ihro Kayserl. Königl. Majest. durch den Herrn van Swieten die Erlaubniß erhalten, sich der Urschrift zu bedienen, einen geschickten Zeichner, (Ingenieur) und Baukünstler, Herr Kleinern aufgetragen habe, sie abzuzeichnen. Dieser hat mit Baumöhl getränktes Papier genommen, solches auf die pergamentne Rolle gelegt, und mit der grösten Vorsicht alle Züge sowohl der Schrift als der Bilder nachgemahlt. Nach dieser Zeichnung, über die der Herr Herausgeber selbst ein wachsames Auge gehabt, ist das Werk in Kupfer gebracht, vorher aber noch einmal mit der Urschrift zusammengehalten, und nach derselben verbessert worden.

Um unsern bisherigen Bericht und dessen Verfolg in ein besser Licht zu setzen, müssen wir dem Leser von der Beschaffenheit und Absicht dieser Tabulae peutingerianae einen kurzen Begriff machen. Es ist eine pergamentene, 21 Wiener Fuß lange, und 1 Fuß breite Rolle, auf welcher alle in dem ganzen römischen Reiche, wie solches zu Kaysers Theodosii Zeiten war, befindliche Meere, grosse Flüsse, Heerstrassen, und die an denselben gelegenen Städte, welche die Soldaten auf ihrem Zuge berühren musten, nebst der Entfernung der Städte von einander, theils gemahlt, theils auch schriftlich ausgedruckt worden. Alle Wege sind mit rothen, überall geradaus laufenden, niemals krummen, aber wohl eckigten Linien gezeichnet. Sie gehen alle von Rom aus, und auf Rom zu; und es sind deren vierzehen an der Zahl. Da diese Rolle so ungeheuer lang, und nach dem Maase unverhältlich schmal ist; so kan man leicht erachten, daß es keine solche Landcarte, dergleichen Mathematici und Geographi verlangen, sondern nur ein Wegweiser für Kriegesheere und Feldherren sey, dergleichen man von Feldmessern erwarten kan, die in der Stern- und Erdkunde keine Erfahrung haben. Die natürliche Gestalt der Landschafften hat bey solcher Einrichtung nicht können beybehalten werden. Manches hat man verengen und zusammenschieben, oder auch nach Gelegenheit ausdehnen müssen. Soldaten aber bekümmerten sich nicht, ob ein Land

spitz

spitz u. länglich, breit u. kurz, oder wie weit dieses oder jenes Land, da sie nichts zu schaffen hatten, von ihnen entfernt sey, u. ob es ihnen zur Rechten oder Linken liege. Aber daran war ihnen gelegen, zu wissen, auf welchem Wege man von der Stadt aus, wo jeder stand, an den Ort oder in das Land komme, da er hin muste, es sey nun um daselbst in den Winterquartieren zu stehen, oder im Felde wider den Feind zu dienen.

Es sind daher die Urtheile der Gelehrten über diese Tafel oder Rolle getheilet worden. Einige haben zu viel Wesens daraus gemacht; andere aber solche desto mehr verachtet. Zu den erstern scheint der Herr von Schayb zu gehören: Unter den letztern aber, wird insonderheit der Franzose Bergier, von dem man ein schönes Werk von den Heerstraßen der Römer hat, widerlegt; und im Vorbeygehen bekömmt auch zu Ende der Einleitung, der berühmte wittenbergische Professor Herr Bose seine Abfertigung. Diesem rückt er eine gegen seine Landsleute unbillige, und unbescheidene oder übertriebene Gefälligkeit gegen die Franzosen vor, die nur auf Erhaltung eigenes Lobes von Fremden abziele, welches von Einheimischen zu empfangen ihm zu wenig sey. Der Herr von Schayb ist gut österreichisch, und läßt nicht leicht eine Gelegenheit vorbey, da er seinen Unwillen auf ein wahren Deutschen mit Recht verhaßtes Volk kan blicken lassen. Darum muste auch ein französischgesinnter Deutscher einen derben Verweiß erhalten, dessen

Namen man sonst in einer Schrift von dieser Art zu finden, nicht leicht würde vermuthet haben. Den Bergier aber, und zum Theil auch Herr Professor Bosen widerlegt er hauptsächlich damit, daß er sagt: Man müsse diese Rolle nicht zu etwas machen, was sie nicht sey; man müsse von ihr nichts verlangen, nichts bey ihr suchen, was sie weder habe, noch verspreche. Sie sey keine nach mathematischen und geographischen Regeln eingerichtete Landcarte. Die Alten hätten zweyerley Landcarten gehabt: deren einige nach der Kunst von Mathematicis; andere aber ungekünstelt und blos zum Gebrauche von Feldmessern gemacht worden. Zu der letztern gehöre die peutingerische Rolle. Leuten, welche in Beschauung der alten Welt ein Vergnügen fänden, und die Namen alter Städte, nebst ihren Entfernungen von einander wissen wolten, wäre sie so brauchbar, ja so unentbehrlich, daß selbst ihr abgesagter Feind nicht habe leugnen können, er würde sein Werk von den römischen Heerstrassen ohne dieselbe nicht haben verfertigen können. Hätte sie, sagt der Verfasser, einem Peiresc zugehöret, so würde Bergier sie eben so sehr gepriesen haben, als er sie nur bloß darum herunter setzt, weil man sie Deutschen zu danken hat. Diese Vermuthung ist nicht ohne guten Grund.

Wir gaben vorhin zu verstehen, der Herr von Scheyb scheine in Hochachtung dieser Rolle zu weit zu gehen. Man muß ihm die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß er die Grenzen

der

der Nutzbarkeit dieses Alterthums gar wohl wisse, und sich in denselben halte. Aber ihr Alter treibt er zu weit. Man ist nicht gesonnen, seinen Hauptsatz, den er mit vieler Gelehrsamkeit wahrscheinlich macht, für jetzo anzugreifen oder umzustossen. Die Einrichtung und die Worte dieser Rolle mögen von Theodosio dem grossen, oder seinen Leuten herrühren, und in spätern Zeiten aus einer ältern Handschrift auf dasjenige Pergament übergetragen worden seyn, das man zu Wien aufbehält, und von dem hier die Rede ist. Wir wollen solches bis zu anderweitiger Erörterung für wahr annehmen. Aber daß er die gelehrte Welt bereden will, eben dieses Pergament sey in Theodosii des grossen Händen selbst gewest, und dieser Kayser habe es auf seinem Zuge wider den Aufwiegler Eugenium, kurz vor seinem Ende mit sich von Constantinopel genommen, und nach Meyland oder Aquileja gebracht; das wird er allem Ansehen nach so nicht gemeinet haben. Die Sprache der Hofleute weicht von der gemeinen ab. Es herrschet mehr Anmuth und schmeichelhaftes, als Wahrheit in derselben. Sie ist nicht das Bild des Herzens: und wer sie dafür hält, verräth den Mangel seiner Erfahrung in der Welt. Solte der Herr von Scharb seiner Herrschafft ein so einnehmendes Compliment wohl aus einer andern Absicht gemacht haben, als anzuzeigen, man habe auf der kayserl. Bibliothek zu Wien ein Manuscript, dessen Alter man kein anders, auch nicht

einmal zu Paris, entgegen setzen könne? Er scheint grosse Herren wohl zu kennen, welche nutzbare Irrthümer nicht einzusehen viel zu erleucht sind, und solche nicht zu hegen, allzuviel Eigenliebe besitzen. Wenigstens rauscht er über den Beweiß, daß man schon zu Theodosii des grossen Zeiten Mönchsschrift eingeführet habe, dergleichen man im Jahr 1265 zu Colmar schrieb, oder daß die Schrift, die auf der peutingerischen Rolle, und nunmehr auf gegenwärtigen Kupfern steht, keine Mönchsschrift sey, so eilig hin, daß man gar bald einsieht, er vermeide es auf alle Weise, diesen Zweifelsknoten zu berühren, und sehe es gerne, wenn man ihn nicht nöthige solchen aufzulösen. Es ist zu wünschen, daß sich niemand finde, der seinen Satz mißbrauche sich darüber lustig zu machen; sondern jedermann mit uns die Bescheidenheit habe, ihn für einen von Gefälligkeit abgenöthigten gelehrten Scherz anzusehen. Der Herr von Schayb hat schon bey diesem Werke soviel Fleiß, Aufrichtigkeit, Gelehrsamkeit, guten Geschmack, Liebe zum gemeinen Besten, mit einem Worte soviel Verdienste gezeiget, daß solche dieses kleine Vergehen bey billigen Gemüthern verdecken müssen. Seine Belesenheit hängt zusammen. Manche seiner Nachrichten sind neu, beträchtlich und reitzend. Ist seine lateinische Schreibart gleich dunkel, uneben, und seltsam; so wird sich auf catholischen deutschen hohen Schulen der gothische Geschmack schon verliehren, wenn man

an statt des heil. Thomas von S. Aqvino, anfangen wird, Griechen und Lateiner von der besten Art zu lesen, und würdigen Mustern nachzuahmen.

Bevor wir die Einleitung ein wenig durchgehen, müssen wir von der Sorgfalt des Herausgebers bey dieser Ausgabe noch erwähnen, sie sey so weit gegangen, daß, da die Pergamentrolle mit unterschiedenen Farben gemahlt ist, er die Verfügung getroffen, daß man eben die Farben auf sein Exemplar auftragen, und solches auf diese und noch eine andere Weise, von der wir bald reden werden, der Urschrift kan ähnlich machen lassen. Er hat nemlich die Farben mit Strichen, nach Vorschrift der Wappenkunst anzeigen lassen. Z. E. das Grüne der Flüsse und Meere deuten unterwärtsgehende Striche von der linken zur rechten; das Gelbe der Wände an den Häusern deuten solche Striche an, die das Gelbe in der Heraldick vorstellen; und wieder andere das Rothe der Dächer, und noch andere ein anderes Roth, womit die Wege oder Heerstrassen gezeichnet waren. Das Schwarze auf der Rolle ist auch hier im Abdrucke schwarz, nemlich in der Schrift. Man kan aber noch auf eine andere Art diesen Abdruck der Rolle gleich machen. Die Rolle soll aus 11 aneinander geleimten Häuten, oder Stücken Pergament bestehen. Es werden deren aber wohl 12 seyn, oder die Rolle ist nicht ganz. Denn sie ist ohnstreitig eben dieselbige, von welcher der ungenannte Verfasser der Annalium

nalium Colmariensium beym Urstisio Rer. German. T. I. p. 2. ad ann. 1265 sagt. Anno MCCLXV. mappam mundi descripsi in pelles duodecim pergameni: Oder es müste in dieser Stelle für duodecim, undecim gelesen werden. Aber warum hätte man denn in dieser Ausgabe 12 Kupferstiche daraus gemacht, wenn nicht eben so viele aneinander geschossene Pergamentflecke, die Urschrift ausmachten? Dem sey aber wie ihm wolle, so hat man eine solche Verfügung getroffen, daß jemand der auch eine Rolle haben will, die Kupferstiche kan an einander leimen lassen.

Auf die Vorrede folgen Zeugnisse von den beyden Custodibus der kayserl. Bibliothek, daß der Abdruck mit der Urschrift in allen Stücken übereinstimme. Solches muste des Hrn. von Schayb Beichtvater auch bezeugen. Auszüge aus dreyer hochangesehener Männer, des Hrn. Cardinals Paßionei, Herr P. Hieronymi Pezens, und Herr P. Frölichs Schreiben, sollen den Herrn Verfasser und sein Werk der gelehrten Welt anpreisen. Den Beschluß machen des Hrn. van Swieten Billigungsschrift, und des Hrn. Grafen von Sautau Unterschrift zu Erlaubniß des Druckes. Hierauf folgt auf 18 Bogen eine in 6 Abschnitte vertheilte Abhandlung, die wir vorhin einigemale eine Einleitung genennet; welche Benennung der Auszug, den wir daraus machen werden, rechtfertigen soll. Alsdenn folgt das Register der Städte, Länder u. s. w. die auf dieser Rolle

vor-

vorkommen, ohne welches man sie wenig würde gebrauchen können. Auslegungen über dieselbe sucht man hier vergebens; und der Herr Verfasser verweist die Liebhaber solcher Untersuchungen auf des Herrn Wesselings Comment. über das Itinerarium Antonini, der in dessen Sammlung alter Reisebeschreibungen steht.

Wir vermeinen hiermit einen hinlänglichen Begriff von dem Ursprunge, der Einrichtung und der Absicht dieses Werkes ertheilt zu haben. Nun wollen wir auch die Einleitung vor uns nehmen, und von dem vielen in derselben vorgetragenen Guten etwas mittheilen. Sie besteht, wie gesagt, aus sechs Abschnitten. Davon sucht der erste die Spuhren alter Landcarten, Wegweiser und Reisebücher, in den Geschichten auf. Der zweyte bemüht sich darzuthun, daß die peutingerische Rolle zu Kayser Theodosii des grossen Zeiten, und zwar im Jahr Christi 393 aus alten Reisebüchern ausgezogen und auf das noch übrige Pergament gemahlt worden. Der dritte erzählt die Schicksale, die diese Rolle von obbesagtem ihrem vorgegebenen Geburtsjahre an, bis auf gegenwärtige Zeit soll gehabt haben, und gröstentheils gehabt hat. Der vierte zeiget den Vorzug dieser Ausgabe der peutingerischen Rolle vor den ältern an, widerlegt der irrigen ihre nachtheiligen Meinungen, und leget die Lobsprüche dar, die sie von den meisten Gelehrten erhalten hat. Der fünfte lehret, wie man sich derselben bedienen müsse; und endlich bemerket der sechste, warum man

diese

diese Rolle dem sogenannten Itinerario Antonini vorziehen müsse. Wir wollen uns insonderheit an den zweyten und dritten Abschnitt halten.

Der Herr Verfasser bestimmet erstlich die Zeit, da diese Rolle nicht verfertigt worden. Sie ist nicht vor Christi Geburt gemacht, und das Chronicon Ferrariense, beym Muratori Script. Rer. Ital. T. VIII. p. 474. welches ein Itinerarium erwähnet, daß ein Antoninus 30 Jahre vor Christi Geburt soll entworfen haben, zielet nicht auf diese Rolle, sondern auf das bekannte Itinerarium Antonini ab. Dabey trägt der Verfasser eine Muthmassung von dem Alter des unvergleichlich in den alten Geschichten bewanderten ungenannten Autoris des besagten Chronici Ferrariensis vor, die wenig Grund hat, und hier, nebst einigen andern Anmerkungen, anzuführen unnöthig ist. Ferner sagt der Verfasser, man könne diese Rolle der Regierung des Kaysers Augusti nicht gleich schätzen, ob man gleich auf derselben die Alpes Cottias, und ein daselbst errichtetes trophæum Augusti fände. Sie sey aus ältern Reisebüchern zusammengetragen, und die angeführte Stelle könne aus einem solchen Reisebuche beybehalten worden seyn, das zu Augusti Zeiten verfertigt worden. Der Name Francia, der auf der Rolle vorkomme, sey viel zu neue. Der erste Geschichtschreiber welcher der Franken gedenke, sey Vopiscus. Dieser erzähle etwas, das sich mit ihnen im Jahr

Christi

Christi 244 zugetragen habe: Folglich wären die Franken erstlich um die Zeit bekannt geworden: Mithin könne man das Alter der Rolle über das zweyte Seculum nicht hinaussetzen. Aber es müsse dieselbe noch viel jünger seyn, weil die Namen der Stadt Constantinopel u. der S. Peterskirche zu Rom auf derselben vorkämen, welche beyde von Constantino M. herrührten. Sie könne also nicht zu Constantini M. Zeiten, ja nicht einmal vor dem Jahr Christi 368 verfertigt worden seyn, weil in selbigem Jahre Brittannien dem römischen Reiche noch zugehörte, und von Theodosio, Theodosii M. Vater, regiert wurde, kurz drauf aber verlohren gieng, und von den Schotten und Pickten überschwemmt wurde: Daher es dann komme, daß man nur einen sehr geringen Theil dieser Insel, nemlich bloß die eine Ecke die biß nach London reicht, auf dieser Rolle, welche das römische Reich vorstellen solle, erblicke. Hätte Brittannien, (so schliest der Verfasser) zu der Zeit, da diese Rolle gemacht wurde, den Römern noch zugehört, so würde man es auf derselben nicht übergangen haben. Folglich kan ihr Alter über Theodosii M. Zeiten nicht hinausgesetzt werden. Aber sie kan auch nicht jünger seyn, sondern muß ihren Ursprung besagtem löblichen Kayser, und dessen Veranstaltung zu danken haben. Und warum das? Gleich nach dem Hintritte dieses Herrn wurde das römische Reich durch den Einfall der Barbaren so geschwächet und zerstücket, daß wenn

auch gleich ein Kayser den Entschluß gefasset, Heerstrassen durch Gallien, Germanien, Dacien, Illyrien, Africa, Syrien, u. s. w. zu führen, oder alles abmessen und zuverläßige Landcarten verfertigen zu lassen, er solches nicht würde haben thun können; da die Barbaren in kurzer Zeit alles überschwemmten, alle gute und beqveme bürgerliche Anstalten überall vernichteten, die Römer biß nach Italien verfolgten, ihre Herrschafft in die Enge trieben, Rom endlich gar belagerten, gewannen, und das römische Reich über den Haufen warfen. Wolte man gleich sagen, diese Rolle wäre unter einem derjenigen Kayser die zwischen Constantino M. und Theodosio M. regierten, gemacht worden; so leidet nach des Verfassers Meinung, solches die damalige Verfassung nicht. Die Gebrüder und Söhne Constantini M. lagen einander in den Haaren: und da endlich Constantius das Glück hatte, den Thron allein zu besitzen, so machten ihm die Perser soviel in den Morgenländern zu schaffen, daß er an Ausbesserung und Ausmessung der Heerstrassen in den Abendländern, und an Verfertigung richtiger Reisecarten nicht gedenken konnte. Eben dieses und die Kürtze der Regierung hielte die Kayser Julianum und Jovianum davon ab. Das Geschlechte Valentiani hatte eben dergleichen Beschäfftigungen auf dem Halse. Valentem erschlugen die Sarmaten und Jütten bey Adrianopel, und nahmen ganz Thracien weg; daher endlich der Kayser Gratianus, Theodo-

sium

sium aus Hispanien zu sich berief, und solchen nach Thracien schickte; da er denn die Barbaren zurücke trieb, diese Landschafft wieder an das römische Reich brachte, und sich selbst dadurch die Kayserwürde verdiente. Da man nun Thracien auf dieser Rolle findet, so muß solche nothwendig zu einer Zeit, da Thracien den Römern zugehörte, das ist unter Theodosio M. gemacht seyn. Aber in welchem Jahre ist solches geschehen? Theodosius hat von 17 Januar. im Jahr Christi 379, biß auf den 17 Januar. 395, mithin funfzehn Jahre regiert. In dieser ganzen Frist findet sich zu Bewerkstelligung eines solchen Vornehmens, als die Berichtigung der Kriegsreisecarten ist, keine bequemere Zeit, als die drittehalb Jahre, die Theodosius vor seinem letzten Zuge nach Italien zu Constantinopel mit Einrichtung des Policeywesens, Verbesserung der Gesetze, und Verfertigung seines Codicis Theodosiani zubrachte. Denn die übrige Zeit hatte er entweder mit dem Aufrührer Maximo, oder mit den Grothingen zu schaffen. Daß Theodosius die Wissenschafften geliebt, welche einen Einfluß in das gemeine Beste, und insonderheit in das Soldatenwesen haben, das erhellet aus dem Vegetio. Vegetius soll nach Aussage alter Handschriften, dem Kayser Valentiniano II. seine Schrift de re militari zugeeignet haben. Dieser Herr kam im 20ten Jahre seines Alters auf verrätherische Weise durch den Strang ums Leben, nachdem man ihn zuvor mehr wie einen

 Scla=

Sclaven, als wie ein Kind gehalten hatte, und ihm keinen Theil an der Regierung nehmen lassen. Kan nun einem solchen Herrn Vegetius ins Gesichte sagen? er habe auf seinen Befehl ein Werk von der Kriegszucht, nicht sowohl zu dessen Unterrichte, da ihm als einen Bezwinger aller Barbaren von der ganzen Kriegskunst nichts verborgen seyn könne, als vielmehr zu Verewigung seiner Siege und grossen Thaten geschrieben: Er habe sich bemüht aus dessen Thaten allgemeine Regeln zu ziehen, und sie als ein Muster vorzustellen: Er, der Kayser, habe von ihm, Vegetio, Beyspiele aus dem Alterthume verlanget, da er doch alle löblichen Thaten der Vorfahren selbst erneuert, und solche seinen Zeiten an sich gewiesen habe: Er lege neue Städte an, oder erweitere die alten, und sey immerfort bedacht, das gemeine römische Wesen mit neuen Vortheilen zu vermehren, oder die alten beyzubehalten und wieder herzustellen. Dergleichen Lobsprüche, sagt der Verfasser, kommen nicht einem Jünglinge zu, von dem die Geschichte und Genealogie mehr nichts als den Namen wissen. Daher sey es ihm wahrscheinlich, Vegetius rede von Theodosio, und dieser habe jenem zu Verfertigung seines Werkes veranlasset. Diese sehr wahrscheinliche Meinung hat er vom Tillemont entlehnt. Nun gedenket Vegetius Lib. III. c. 6. eines von ihm selbst verfertigten Meilen- und Wegweisers, und zeiget daselbst die Nothwendigkeit und Brauchbarkeit eines solchen Buches an. Es

ist

ist also leicht zu erachten, Theodosius der grosse habe auf dessen Einrathen eine solche Reise- und Landcarte, mit Zuziehung der schon vorhandenen ältern verfertigen, und diese letztern theils berichtigen, theils nach den damaligen Zeiten einrichten lassen. Die vielen und schleunigen Märsche, welche Theodosius mit seinen Heeren thun muste, die immerzu und überall entstehenden Empörungen, haben ihm auch eine zugleich richtige und bequeme Reisecarte unentbehrlich gemacht. Beatus Rhenanus müsse auch von einer solchen von Theodosio dem grossen herrührenden Carte gewust haben; indem er in der Vorrede zu Procopii Geschichten edit. Basil. 1531 schreibe, man habe zwey Erdbeschreibungen, davon die eine auf Theodosii des jüngern Befehl verfertigt worden, die andere aber etwas jünger sey. Man dürfe, fährt der Verfasser fort, nicht glauben, daß Rhenanus damit den gemeiniglich sogenannten Theodosium juniorem, Arcadii Sohn und Nachfolger gemeint habe, indem einestheils dessen Großvater Theodosius mit Recht könne junior genennt werden, da dessen Vater auch so geheissen; anderntheils man von Arcadii Sohne eine allgemeine Reisecarte durch das römische Reich nicht vermuthen könne, da derselbe in den Abendländern nichts zu sagen gehabt habe, und sein Vetter Honorius selbst den von allen Orten und Enden hereinbrechenden Barbaren nicht widerstehen können. Die Zeiten wären damals so beschaffen gewest,

daß man an Versendung römischer Feldmesser ausser Italien, nicht habe gedenken können *). Aber wo mag Rhenanus die Nachricht von Theodosii Reisecarte hergehabt haben? Ihm muß nothwendig eine Stelle aus einem Irrländer, mit Namen Dicwil, von der wir alsobald mit mehrern werden sprechen müssen, bekannt gewest seyn. Es verhält sich damit also.

Welser gedenket derselben zuerst **). Er nahm die Nachricht aus einem Mst. das sich in der

*) Diese Gründe lassen sich noch eher hören, als Herr Schöpflins sein Schluß, der aus den Worten Dicwils, secundum illorum auctoritatem, quos sanctus Imperator Theodosius ad provincias prædictas mensurandas miserat - - - folgern will, weil es hiesse sanctus Theodosius, so müsse der erste unter den Kaysern dieses Namens, und nicht sein Enkel daselbst verstanden werden. Allein Sanctus gehört nicht zu Theodosius, sondern zu Imperator; nicht zu dem eignen Namen, sondern zu dem Namen der Würde. Allen Kaysern ohne Ausnahme kam der Titel Sanctus Imperator zu; so wie die Bischöffe, die noch höher seyn wolten, den Titel Sanctissimi in Besitz zu nehmen, sich gelüsten liessen.

**) Welsers Worte lauten in einem Schreiben an Höscheln also: De antiquitate tabulæ itinerariæ quærebas. Eam in exemplo quo nos usi sumus (ist das nunmehrige wienerische) propter creberrimos & crassissimos errores, summam praestare vix ausim, etsi aspectu talis sit;

der königl. Pariser Bibliothek befindet, von welchem er durch seinen Freund den Casaubonus einigen Gebrauch machen konnte. Diese Nachricht war auch Salmasio und Jacobo Gothofredo bekannt, und dieser letztere brachte sie bey seinem Comment. ad Lib. VII. tit. VIII. Lib X. C. Theodos. de Metat. an. Sie will kürzlich soviel sagen: der Kayser Theodosius habe im 15ten Jahre seiner Regierung, missis suis, durch seine Bothen, den Erdkreiß in die Länge und Breite messen lassen. Darauf wird die Zuschrifft des Berichtes den die Bothen abgestattet, welche in Versen an den Kayser Theodosius gerichtet ist, angeführt; darinne es unter andern heist:

> Supplices hoc famuli dum scribit, *pingit* & alter,

sit; primum vero autographum concinnatum existimabam, Theodosio juniore imperante, consulatu ejus XV. Caussam huius sententiae cognosces, si ineptissimum & mendosissimum libellum de mensura orbis terræ a Dicvil, nescio quo Hiberno, monacho opinor, conscriptum u. s. w. Welser hat vollkommen Recht, und ein jeder uneingenommener wird ihm darinne beystimmen, daß der Stoff von der Tabula Peutingeriana, das ist die Einrichtung und die Worte, wohl vom IV oder V Seculo herrühren mögen; aber der Großvater im hunderten Gliede des Kalbes, auf dessen Haut sie noch heutzutage steht, und zu Wien verwahrlich liegt, kaum damals im Pfluge gegangen seyn mag.

In melius reparamus opus, culpamque priorem
Tollimus, ac totum breviter comprendimus orbem.

Weil das Wort pingit sich auf keines der alten bißher bekanntgewesenen Itinerariorum schickt, deren kein einziges mit Gemählden und Landcarten versehen ist; so hat man nicht gewust, wo man diese Stelle hindeuten soll. Der Herr von Schayb aber gründet und steift sich auf dieses bedenkliche Wort pingit, und folgert aus demselben, die gemahlte Tabula Peutingeriana sey eben dasjenige Werk, worauf diese Verse abzielen. Allen Zweifel zu benehmen, daß solches nicht von dem Irrländer Dicwil, der zu gleicher Zeit mit Carolo M. lebte, sondern von Theodosii Boten selbst herrühre, rückt der Herr Verfasser ein Schreiben von dem berühmten Herr Schöpflin ein, darinne dieser ihm von Pariß aus, nähere Nachricht von des Dicwils Buche, de mensura prouinciarum orbis terræ genannt, ertheilet.

Aus diesen allen macht der Herr Verfasser den Schluß, Theodosius, erster Kayser dieses Nahmens, habe alle vorhändige Hülfsmittel, daran man damals keinen Mangel hatte, zur Hand nehmen, solche durchsehen, verbessern, verkürzen, erweitern, und nach seinen Absichten in eine solche Gestalt bringen lassen, dergleichen die heutige Tabula Peutingeriana hat. Daß damals dergleichen Hülfsmittel vorräthig gewest, läst sich nicht allein von selbst ermessen, wenn

wenn man die Weitläuftigkeit des römischen Reichs, die vielen in demselben vorfallenden Begebenheiten und Neuerungen, die Anstalten mit den Posten, die Verlegung und Umsetzung der Legionen aus dem einen Lande in das andere, die Entrichtung der Zölle und Steuern, die Handlung unter so vielen einem Haupte gehorchenden Völker erweget, die man ohne Landcarten nicht einmal kennen, geschweige denn regieren kan: sondern der Herr Verfasser beweist es auch mit einem merkwürdigen Beyspiele. Eumenius, ein gallischer Redner, gedenket in der Lobrede, die er im Jahre 298 am Hofe des Kaysers Constantii, des Vaters Constantini M. zu Lyon ihm zu Ehren hielt, einer in weissen Marmor auf vier Seiten gegrabenen und in den verdeckten Gängen der Schule zu Autun aufgestellten Weltcarte, die man ehedem dazu gebraucht, die lernende Jugend in der Geographie zu unterrichten. Diese steinerne Weltcarte (wenn es erlaubt ist so zu sprechen) hatte sich biß auf unserer Väter Zeiten an Ort und Stelle erhalten. Im Jahre 1706. sahe sie noch ein Jesuite, der darüber ein Sendschreiben an den Sammler der Memoires de Trevoux ergehen ließ; welcher es auch in eben dem Jahre seinen Memoires p. 2097 einverleibte. Als der Herr von Schayb von ohngefehr darüber gerieth, konnte er sich für Freude über ein so unverhofft entdecktes Denkmahl der alten Geographie, davon kein Mensch zuvor etwas gewust hatte, nicht enthalten, an seinen

ehemaligen Lehrer und guten Freund den Hrn. Schöpflin zu schreiben, um durch ihn, wo möglich eine Abschrift davon zu erhalten. Doch nach langen Warten und vieler von dem Straßburgischen Gelehrten vergeblich angewendeten Mühe, erfuhr man endlich so viel mit grossem Mißvergnügen, daß die wegen ihrer Gelehrsamkeit und Hochachtung für alte Patres so berühmten Benedictiner Mönche, oder, daß wir recht sagen, vielmehr die Benedictiner Nonnen, in so aufgeklärten Zeiten und in einem so artig gesitteten Lande, zu Barbaren geworden wären, und den marmornen Block mit sammt seinen gelehrten seltenen Schätzen in den Grund eines Klosters das sie vor einiger Zeit aufführten, einmauren lassen. Diese schlimme Nachricht ertheilt Hr. Schöpflin seinem Freunde in einem hier eingedruckten Schreiben; der Herr von Schayb hingegen mahnet ihn an, (und das werden auch alle Verehrer des Alterthums stillschweigend thun) es durch das Ansehen darinne er bey seinem Hofe steht, und durch solches in der Elsaß ganze Berge habe abtragen, ganze Wälder ausrotten, ganze Thürme umwerfen können, es dahinzubringen, daß der Grund eines unnützen Klosters aufgerissen, und ein so wichtiger Vorwurf der Neubegierde und Bewunderung der Antiquariorum gerettet werde.

Hierauf führt er noch einige andere Geographos und Reisebeschreiber an, die um Theodosii Zeiten gelebt haben, und beantwortet zuletzt

letzt den Einwurf: Hat der Kayser Theodosius ein so wichtiges und ansehnliches Werk verrichtet, als die Versendung geschickter Feldmesser, und die Berichtigung der Heerstrassen und der darangelegenen Städte, und ihrer Entfernungen von einander ist: woher kömmt es dann, daß man davon nicht die geringste Spur bey den Geschichtschreibern findet? Er antwortet darauf: die Geschichte dieses Kaysers sey sehr mangelhaft. Er habe nicht einen rechtschaffenen Geschichtschreiber oder Lobredner daselbsten gefunden. Was andere von ihm berichten, sey Stückwerk, und man gedenke seiner nur im Vorbeygehen. Der einzige Zosimus spreche von ihm etwas umständlich, aber mit grosser Parthenlich- und Bitterkeit; daher man ihm als einem Feinde und Lästerer, wenig Glauben beymessen könne.

Wir haben bißher die Gründe angeführt, warum der Herr von Schayb nicht allein in dieser Tabula Peutingeriana die Tabulam Theodosianam finden will, sondern auch dieselbe für eben das Pergamen ausgiebt, das die Feldmesser des Kaysers Theodosii ihm sollen vorgelegt haben. In Ansehung des letztern darf er sich keine Rechnung machen, daß ihm jemand beytreten werde, so lange er nicht beweist, daß man im 4ten Seculo Mönchsschrift gebraucht habe. Ob Kayser Theodosius eine Landcarte dergleichen diese ist, jemals habe verfertigen lassen, das bleibt allezeit ungewiß, wie sehr man auch darüber klügelt, und sich bemühet,

solches

solches zu erweisen, da man weiter keinen Grund als das Zeugniß eines unwissenden Mönchs aus einem Seculo hat, in welchem derjenige am gelehrtesten war, der am meisten lügen und schwatzen konnte. Die vorgegebene Zuschrift der Feldmesser an den Kayser Theodosium, ist aus eben der Schmiede. Gesetzt auch, besagter Kayser habe eine dergleichen Carte jemals machen lassen: so folgt doch nicht daraus, daß eben dieses eine Abschrift von einer theodosianischen Carte sey. Der Herr von Schayb hätte nicht bey der Schale stehen bleiben, noch sich bey Beweisen aufhalten sollen, die wenn sie auch alle so richtig, überzeugend und unwidersprechlich wären, als sie es nicht sind, dennoch gar nichts beweisen, so lange noch die Frage kan aufgeworfen werden: Ist dieses denn auch die vorgegebene theodosische Carte? Es ist nicht genug, solches zu bejahen. Man hätte auch als ein Criticus aus ihren innerlichen Kennzeichen seinen Satz darthun, und zeigen sollen, daß gewisse Städte, deren Namen man auf der wienerischen Rolle findet, der übereinstimmenden Aussage der Geschichtschreiber ohngeachtet, nicht erst viele hundert Jahre nach Theodosio erbauet worden, sondern schon zu seinen Zeiten auf ihrem jetzigen Grunde und Boden gestanden haben. Man hätte zeigen sollen, wie es möglich sey, daß Feldmesser, geschworne Leute, kayserl. Bothen, einen und denselben Ort zu zwey biß drey malen auf unterschiedenen Stellen aufzeichnen, Oerter viele

hundert

hundert Meilen Weges weit versetzen, aus einer Stadt die zu unterschiedenen Zeiten zwey verschiedene Namen gehabt hat, zwey verschiedene Städte machen. Das kan wohl ein Mönch thun, der aus einem Aethico, oder Itinerario Antonini, zu Colmar hinter dem Ofen eben so leicht eine Landcarte, als eine Chronik verfertigt. Aber jemand, der von dem was er gesehen und untersucht hat, getreulichen und pflichtmäßigen Bericht erstattet, würde ganz andere Nachrichten hinterlassen haben. Und wo kommen denn die barbarischen Bildungen der Kayser, in Ansehung ihrer Cronen, und der übrigen Tracht, bey den Städten, Rom, Constantinopel und Antiochien her? Warum ist die vierte Hauptstadt des römischen Reiches weggeblieben, wir meinen Alexandrien? Gewiß aus keiner andern Ursache, als weil sie damals, da diese Carte verfertigt wurde, unter den Saracenen eingegangen, und von ihr nichts mehr übrig war, als der Pharus, der sich allein auf der Rolle auf dem Flecke zeigt, wo Alexandrien stehen solte. Woher kommen ferner die entsetzlichen Schreibefehler, die diese Tabulam Peutingerianam nicht allein höchst verdächtig, sondern auch so lange unbrauchbar machen, biß sich ein Gelehrter die Mühe nimmt, sie auszubessern? Sind sie nicht ein Beweiß von der unglaublichen und unbeschreiblichen Unwissenheit ihres Verfassers, der aus unrichtigen Handschriften seiner alten Geographorum, die er nicht lesen konnte, noch viel unrichtigere

Lesar-

Lesearten ausbrütete, die von einer gänzlichen Unkunde alter Geschichte zeigen? Verstattete es unser Vorhaben, weitläuftig zu seyn, so würden wir noch vielmehr Beweise des weit jüngern Alters dieser Rolle, und der Unwissenheit ihres Verfassers anführen können. Wir wollen aber, in der Absicht andern auf die Spur zu helfen, von einer ziemlichen Anzahl solcher Beweise, die uns im Ueberlaufen etlicher der vorhabenden Kupferstiche vorgekommen sind, nur einige wenige anführen.

Die bekannten uns näheren Länder mögen andere untersuchen. Wir wollen uns in den unbekannten Morgenländern ein wenig umsehen, ob wir etwan auf dieser Rolle, von den Saracenen erbaute Städte, und von denselben eingeführte Namen irgendswo erblicken. Es wird uns daran nicht mangeln. Segmento X. liest man gleich hinter Damaspo (soll Damasco heissen,) Ad Medera. Der Ort soll hinter Damascus 10 Meilen nord= oder ostwärts liegen. (Denn auf dieser Rolle geht man zugleich ost= und nordwärts, wie auch west= und südwerts zugleich.) Nun aber ist Medera das مطرية Matarea, ein von dem alten Memphis oder heutigen Alcayro in Egypten, etwan eine halbe Stunde gelegenes und wegen des Balsambaumes berühmtes Dorf, welcher der einige in der Welt seyn, und sich durch die Kraft der Windeln Christi erhalten haben soll, die Maria, als sie für dem Herodes nach

Egypten

Egypten flohe, daselbst soll gewaschen und zum trocknen aufgehangen haben. Alle Reisebeschreibungen von Egypten gedenken dieses Dorfes, und es kan nicht eher als nach dem 6ten oder 7ten Seculo bekannt worden seyn, da das gewissenlose und rohe Wesen der Geistlichkeit den blinden und zur Abgötterey geneigten Pöbel durch die unerhörtesten und thörigsten Fabeln in dem Dienste der Heiligen steifte, bey dem es seine Rechnung fand. Weiter ostwärts hinaus, 15 Meilen davon, soll Adarin, und eben so viel Meilen weiter Ocorura liegen. Wer sieht nicht, daß der Verfasser irgendwo die alte heut zu Tage in den neuesten Streitschriften wieder auferbaute Stadt Rinocorura gefunden habe, die ehedem auf der äussersten Gränze der Wüsten zwischen Egypten und Syrien lag. Diese verlegt der Urheber der peutingerischen Rolle mitten in Syrien, nachdem er sie schon vorher Segmento X auf dem Wege aus Egypten nach Palästina angeführt, und nicht weiter als 15 Meilen von Ascalon entfernet hatte, davon sie doch etliche Tagereisen abgelegen ist. Allda nennt er sie Rinocorora, und hier (Seg. X.) macht er zwey Städte draus, eine Adarin, und die andere Ocurura. Ein Eckgen weiter hin, immer weiter nach Osten zu, liegt Cehere, das ist القاهرة Alcayr, die Hauptstadt von Egypten, die ohngefehr um das Jahr Christi 966 erbaut wurde. Der theodosianische Feldmesser muß also wohl eine Erscheinung gehabt haben, da er sie 500 Jahr zuvor, und

zwar

zwar mitten in Syrien fand. Weiter über Cehere hinaus, soll Danova 20 Meilen, und noch weiter Mehala 43 Meilen davon liegen. Nun ist ja Mehalla Dacala eine einige Stadt auf der äussersten westlichen Gränze von Egypten, nicht aber zwey Städte in Syrien. Mehalla محلة heist eben so viel als Stadt, oder Ruhe, Weig, oder Weyk, oder Weil, in den zusammengesetzten Namen der Städte, als Neustadt, Carlsruhe, Braunsweick, Rapoltsweil u. s. w. Behauptet man aber, aus Danova müsse Dancula oder vielmehr Duncula gemacht werden; so ist solches die Hauptstadt von Nubien, und noch weiter von Syrien entfernt. Zudem auch Mehallah ein arabisch Wort, das die Araber gegen das Ende des 7ten Seculi mit sich nach Egypten gebracht, und mehr als hundert Orten daselbst beygelegt haben. Weiter hinaus in gerader Linie nach Osten zu, steht Risape. Das ist das arabische رصافة. Viel arabische Städte haben diesen Namen, der eine gepflasterte Stadt andeutet, z. E. wenn man sagte: Lithostratos. Denn die meisten der orientalischen Städte sind ungepflastert. Mit den beygefügten Namen der Erbauer unterscheiden die Araber eine jede von der andern. Aus der Lage des obangeführten Risape erhellet, daß Risapet Hischam gemeinet werde. Dieser Chalife regierte vom Jahr Christi 724 biß 742, und legte diese Stadt an, die von ihm den Namen hat. Wir gehen in einem Striche auf Segm. XI

fort,

fort, und kommen auf die paludes, oder die Seen, darinne sich der Euphrat zum Theil verliehrt. Ein schwarzer Krengel, in dem die Worte Diotahi Derta stehen, soll sie anzeigen. Das ist auch wieder ein arabischer Name, der aber Bataïh Herta بطايح الحيرة muß geschrieben und gelesen werden, die Seen von Herta oder Hirta. Auch diese Benennung kan vor dem 7ten Seculo nicht im Brauche gewest seyn, weil die arabische Sprache damals erst anfieng den Griechen bekannt zu werden. Für Roschirea, nicht weit davon, muß Raschidea gelesen werden. Das ist eine Vorstadt von Bagdad, die derjenige Harun Raschid anlegte, welcher die berühmte Gesandschaft an Kayser Carln den Grossen um das Jahr Christi 800 schickte, die Regino Prumiensis beschreibt, der ihn Aaron rex Persarum nennt. Diese Stadt heißt auch sonst Risaper Raschid, das ist lithostrotus Raschidi. Auf eben dieser Carte finden wir Nisibin an drey unterschiedenen Orten. In den Seen die der Austritt des Tigris macht, soll eine Insel mit Namen Nil liegen. Das ist aber eine Stadt am Euphrat, nicht gar weit von Bagdad, die der beym Theophanes so oft erwehnte grausame Tyranne, der zu Ausgange des 7ten Seculi in Chaldea herrschte, mit Namen χαγαγ (wie er ihn nennet) oder الحجاج anlegte. Bostra, das in dem steinigen Arabien liegt, trifft man hier nahe bey Edessa an. Der Fons Scaborâ kommt wohl zweymal vor.

Es ist der Chaborras *) oder Aborras Veterum: Charrä, wo Crassus die Niederlage erlitten, liegt einmal vor, und dann hinter Edessa, und endlich tief in Persien, weit über den Tygris hinaus. Tesiphun (soll Ctesiphon seyn) das am westlichen Ufer des Tygris, so wie Seleucia am östlichen lag, auf dem Flecke, wo Bagdad heutzutage steht, setzt der zu einen theodosischen Feldmesser gewordene colmarische Canonicus, an das von ihm sogenannte Flumen Persiä, in das heutzutage sogenannte Chuzistan, sonst Elimais, auf einige hundert Meilen weit in Morgen hinein von Seleucia, der es gegen über stund: Seleucien aber setzt er von Babylonien, das ist Bagdad, und zugleich vom Tygris, 44 Meilen weg. Die Unterscheids Namen läst er von Nahar weg, das einen Fluß bedeutet. Es giebt einige Städte, die an Gräben liegen welche mit Menschenhänden gemacht waren, darein der Tyger und Euphrat getreten: Als Nahar Malec, Königsfluß oder Malecafluß, und Nahar Isa, das ist Isasfluß, nach ihren Urhebern, davon trifft man auf unserer Rolle nur Naharra zweymal an. Birrah das am Euphrat auf der Grenze von Syrien liegt, setzt er mitten in Mesopotamien über den Chaborras.

Anteba

*) Der Verfasser dieser Rolle sprach nemlich als ein Nachbar der Franzosen das *Ch* wie ein *Sc* *Sch* aus. Für Chaborras las er Schaborras. Das ist auch ein Merkzeichen seines Alters.

Anteba (عين تاب . Ain Tab) das bey Haleppo oder Beroea und Antiochien liegt, bringt er in groß Armenien, einmal jenseit des Tygris, und das andere mal jenseit des Flusses, den er flumen Persi nennt, und den kein Mensch in der Welt entdecken wird, nahe bey dem Berge Taurus. Eben daselbst hat er vier Städte in einer Reihe nach einander, einander gegenüber in gleich weiter Entfernung zweymal wiederholt, als Catispi, Soruc, Anteba, Nasabi. Sammachi soll ohnfehlbar Schammachia seyn, das am caspischen Meere liegt. Das bringt er mitten in Mesopotamien, dißseit des Tygers. Thalbasaris ist das erstlich durch die Franken in 12ten Seculo bekannt gewordene Turbessel. Adipte und Tzamandu, hier Thamandu, Soruc, Mihana (dafür man Byhanas hier liest) und unzehlich andere Namen, die man hier erblicket, sind erst lange nach Theodosio aufgekommen, und stehen nur beym Theophanes, Cedrenus, Constantinus de administrando imperio, und gleichen Schriftstellern. Dahin gehören auch Segmento IX die Städte, z. E. Ammurio die erst zur Zeit des Kaysers Theophili, der daher gebürtig war, bekannt wurde: Ingleichen Paduando (soll Podondon heissen) Sabatra, (ehemals Sozopetra) Lulla, Zorlanis (heut zu Tage Zorli) und andere mehr. Meletiana (Segm. VIII.) bey Constantinopel ist das berühmte Closter Studii, das Theodorus Studita zu Ausgange des 8ten Seculi anlegte. Heracka und Perinthus ist sonst eine

Stadt: hier aber liegt jenes am Meere, und dieses eine Ecke davon im festen Lande. Wir übergehen andere dergleichen Exempel, um dem Leser nicht beschwerlich zu fallen. Die angeführten können demselben schon einen Begriff von dem Alter, der Richtigkeit und Brauchbarkeit dieser peutingerischen Tafel beybringen. Eben die Besorgniß zu weitläuftig zu werden, nöthiget uns hier abzubrechen, und an statt des versprochenen Berichts von den Schicksalen und verschiedenen Aufenthalte, auch Besitzern dieser berühmten Rolle, auf die Qvelle selbst zu verweisen. Man wird daselbst viel artige Nachrichten, zum Theil auch unnöthige Muthmassungen, die nunmehr von selbst wegfallen, antreffen. Ist gleich nicht alles dem Herrn Verfasser eigen, so ist es doch manches. Fleiß und Belesenheit kan man ihm nicht absprechen; die Gelehrten werden auch davon Gebrauch machen können. Ob aber die peutingerische Rolle so vieler Mühe und Aufwand werth gewest sey, davon mögen andere den Ausspruch thun.

II.

Compendium theologiæ purioris, in quo justis definitionibus veritates theologicæ determinantur.

d. i.

D. Israel Gottlieb Canzens, Prof. Publ. zu Tübingen, kurzer Inbegriff

griff der reinern Gottesgelahrheit, in welchem die theologischen Wahrheiten in richtigen Erklärungen bestimmet, aus den Zeugnissen heiliger Schrift bewiesen, und die Schriftstellen gerettet werden. Tübingen 1752, 3 Alph. 5 Bog. in 8.

Es fehlet zwar an kurzen Lehrbegriffen der Gottesgelahrheit nicht: es folgt aber daraus keinesweges, daß alle neue Bücher dieser Art überflüssig sind. Verschiedene Ursachen können dieselben erfordern; und es gereicht also dem nunmehr seligen Herrn D. Canz zum Ruhme, daß er sich dieser Arbeit unterzogen.

Wir wollen von seinem Buche anfangs einen völligen Abriß geben, und hernach einige Artikel besonders vor uns nehmen. Voran stehet eine Protheorie, welche überhaupt von der Theologie, und von der Religion handelt. In dem Compendio selbst wird zuerst von dem Erkenntnißgrunde der geoffenbahrten Gottesgelahrheit gehandelt. Hier findet man vier Abhandlungen; von der Offenbahrung, derselben Möglichkeit, Existenz und Kennzeichen: Weiter von der heiligen Schrift überhaupt, und endlich von den Theilen der Schrift, nemlich dem Gesetze und dem Evangelio. Hierauf folgt die ausführliche Betrachtung von dem wesentlichen Grunde der geoffenbarten Theologie, nemlich von GOtt, als einem einigen,

und von GOtt, als einem dreyeinigen Wesen. Alsdenn wird von den Wirkungen GOttes gehandelt, darinne er sich als einen GOtt geoffenbaret hat, nemlich von der Schöpfung und der Providenz oder Versehung desselben. Ferner kommen die Werke in Betrachtung, welchen GOtt das Daseyn durch seine Wirkung gegeben hat, dergleichen die Engel und die Menschen sind. Nach diesen trägt der Herr Verfasser die Lehre von der Sünde vor, welche den vernünftigen Werken GOttes anhanget. Da kommen fünf Abhandlungen vor: von der ersten Sünde Adams, von der Erbsünde, von der wirklichen Sünde, von der Sünde wider den heiligen Geist, und von der Sünde wider des Menschen Sohn. Hierauf folgen die Lehren von dem Werke der Erlösung, dadurch wir von der Sünde sind befreyet worden. Alles was hieher gehöret, ist nach der Ordnung der Personen in der Gottheit, welchen verschiedene Werke zur Erlösung beygelegt werden, abgehandelt. Also kommt bey dem Vater sein Rathschluß zur Erlösung der Menschen, der von Ewigkeit her abgefasset worden: seine Berufung u. s. f. vor. Hernach wird vorgetragen, was der Sohn bey diesem Werke der Erlösung verrichtet: da denn von der Person des Sohnes GOttes nach seinen beyden Naturen; von desselben dreyfachen Amte, und gedoppelten Stande, nemlich dem Stande der Erniedrigung und Erhöhung, gehandelt wird. Hierauf kommen die Verrich-

tungen

rungen des heiligen Geistes zum Vorscheine, die Wiedergeburt und Bekehrung, der Glaube, die Rechtfertigung und deren Folgen, nemlich die guten Werke, und die geistlichen Verrichtungen. Von den Siegeln durch welche das Werk der Erlösung bekräftiget wird, handelt das folgende, da von den Sacramenten überhaupt, von der Beschneidung, von dem Osterlamme, von der Taufe und dem heiligen Abendmahle, die göttliche Lehre vorgetragen wird. Nun folget die Theologie in concreto, oder, wie man solche bey den vornehmsten Ständen in der Christenheit zu betrachten hat. Da wird nun von der weltlichen Obrigkeit, von dem geistlichen Stande, von der Kirche überhaupt, und vom Ehestande, als dem Pflanzgarten der Kirche geredet. Endlich machen die letzten Dinge den Beschluß, um derer willen die Gottesgelahrheit ist offenbaret worden. Dahin gehöret die Lehre von dem natürlichen Tode, von der Auferstehung, von dem jüngsten Gerichte, von dem Ende der Welt, von dem ewigen Tode, und endlich vom ewigen Leben. Dieses ist die Ordnung, in welcher der Herr Verfasser die theologischen Wahrheiten vorgetragen, und bey jeglichen Stücke besonders gezeiget hat, warum er diese und keine andere Verbindung angenommen. Im übrigen gehöret auch dieses mit zur allgemeinen Einrichtung des Buches, daß die Wahrheiten nach kleinen Paragraphen vorgetragen sind, da allemal ein Satz vorausgeschicket, und hernach

Erläuterung, Erklärung, Beweiße und dergleichen, darunter gesetzet werden.

Nun wollen wir einige Stücken besonders durchgehen. Bey der Abhandlung von der Theologie findet man zuerst die Frage: was die Theologie sey? Die Antwort heist darauf: Paulus habe dieselbe bereits so beschrieben, daß man keine genauere Idee, nach Tit. 1, 2. als diese angeben könne: Die christliche Gottesgelahrheit ist die Erkenntniß *) der Wahrheit zur Gottseligkeit, welche mit der Hoffnung des ewigen Heils verbunden ist. Gleich darauf zeiget der Herr Doctor, daß die Theologie ein Habitus, eine Fertigkeit, oder eine fertige Geschicklichkeit sey, welche geübte Sinne erfordert, und durch öftere Uebungen zu erlernen ist: daß sie ein practischer Habitus sey, und daß dieselbe das Heil allein in Christo suche, und was dergleichen bekannte Sätze mehr sind, welche hier nach

*) Vielleicht hätte eine solche aus Paulo hergenommene Erklärung, mit dem Worte gründlich können erhöhet werden. So hätte man auch hierbey dem Sprachgebrauche aufhelfen können, nach welchem eine Theologie schon an sich keine gemeine, sondern eine gelehrte Erkenntniß der heilsamen Wahrheiten anzeiget: Es mag auch wohl angehen, daß das griechische ἐπίγνωσις diese eigentliche Bedeutung in einer Erklärung leide, da es eine gründliche Erkenntniß anzeiget, und also die Theologie, als eine Fertigkeit damit bezeichnet werde.

nach einander ausgeführet, und kürzlich abgehandelt folgen. Die Erkenntniß der Wahrheiten, welche nahe *) oder entfernt zur ewigen Seligkeit etwas beytragen, wie auch die gründliche Einsicht der Beweise durch welche die Wahrheit bestätiget wird, heißt bey ihm die dogmatische Gottesgelahrheit. Die Moraltheologie nennet er diejenige Erkenntniß GOttes nach der Offenbarung, welche die Mo-

*) Wenn dieses die differentia specifica seyn soll, so ist die Definition wohl nicht ganz richtig, weil sie viel zu weit gefasset ist und die Moraltheologie nothwendig unter sich begreifen muß; sintemal die Lehren der christlichen Moral ja unentbehrlich zur Seligkeit in der Uebung erfordert werden. Selig seyd ihr, so ihrs thut, was ihr von GOtt und dem Heilande wisset. Joh. 13, 17. Also müssen sie doch auch das ihrige, es mag nun entfernet, oder nahe seyn, darzu beytragen. Folglich ist diese Erklärung nicht vollständig, und genau genug: wie denn auch bey der folgenden Definition die theologische Moral viel zu enge eingeschränket wird, wenn sie nur die Motiven, oder Bewegungsgründe aus der Dogmatik, zur Gottseligkeit vortragen soll; da sie ja vielmehr auch die Gottseligkeit selbst, oder die Pflichten der Christen, und alle dahin gehörigen Stücke erklären, erläutern, beweisen und ausführen muß. Wir können hier die leichteste und bequemste Induction aus des Herrn Verfassers eigenes Moraltheologie machen, die zu Berlin in 4. 1749 herausgekommen ist, in welchem nützlichen und guten Werke gewiß mehr Dinge als blosse Bewegungsgründe vorkommen.

ſiven zu den Pflichten gegen GOtt an die Hand giebt.

Bey der Eintheilung der Theologie, in die verschiedenen Arten derselben, wird die catechetiſche Theologie, die allgemeine und wenig genauere Erkenntniß der Wahrheit genennet: die acroamatiſche aber die genauere, dergleichen ein Lehrer der Wahrheit haben und beſitzen soll. Uns dünket, es ſey nicht ganz richtig geurtheilet, wenn man theils keinen Unterſcheid zwiſchen der catechetiſchen Theologie, und der catechetiſchen Erkenntniß überhaupt machet; theils aber auch ſich bereden will, daß zu einer catechetiſchen Theologie eine nicht eben genaue Erkenntniß gehöre: da es doch vielmehr auſſer Zweifel iſt, daß ein jeder, auch gemeiner Chriſt, eine genaue Erkenntniß haben ſoll und muß, wenn er ſelig werden will. Allein das iſt der Unterſcheid, daß er nicht alles wiſſen muß, was ein gründlicher Theologus zu wiſſen nöthig hat; ſondern er ſoll nur die unentbehrlichen Glaubens und Lebenswahrheiten, jedoch genau und recht erkennen. Jener, der Theologus, muß vielmehr, und ſolches nicht allein genau und recht, ſondern auch gelehrt wiſſen. Hier unterſcheidet ſich alſo die gemeine und theologiſche Erkenntniß, durch ein gelehrtes Wiſſen, da man das was man weiß, mit den ſchärfſten Gründen darthun, auf das geſchickteſte erklären, und ſolches gegen die Einwürfe behaupten kan, u. ſ. f. Wir merken hier noch an, daß Herr Canz ſage, die dogmatiſche Theologie werde alſo darum genennet, weil hier

die

die heilsame Wahrheit aus dem geschriebenen Worte GOttes zu demonstriren sey. Allein ist dieses nicht auch bey der exegetischen, polemischen, moralischen und andern Arten der Theologie zu thun? Die practischen Anwendungen sind hier sehr rührend und lebhaft, z. E. wenn es heist: Die Gottesgelahrheit muß aus dem Kopfe herunter steigen. Man muß nicht sagen: Ich bin kein Theologus. Du bist aber doch ein Mensch, ein sündiger Mensch: Waffne doch GOttes Zorn nicht wider dich, u. s. w.

Bey der folgenden *) Betrachtung von der Religion zeiget der gelehrte Herr Verfasser, daß die wesentliche Idee der natürlichen Religion darinne bestehe, daß man die Verbindlichkeit einsehen lerne, GOtt als einen Schöpfer zu verehren, dabey sich aber doch keine Kraft zeiget, dasjenige auszuführen, was sie angiebt und befiehlet. Wir setzen hier noch hinzu, daß, wenn auch ein Mensch dasjenige was die natürliche Religion saget, thun könnte, solches doch nunmehro nicht hinlängl

*) Hier setzet Herr Canz die Verschiedenheit zwischen der Theologie und Religion darinne, daß die Theologie die Erkenntniß der Wahrheit sey: die Religion aber die Verbindlichkeit anzeige, GOtt, nach dem Vorbilde dieser Wahrheit zu verehren, wie solches das Wort selbst, nemlich religio, bedeute. Wir geben dem Herrn Doctor hierinne willig Beyfall, wenn er solches auf die christliche Religion allein anwenden will. Ausserdem aber muß man diesem Worte einen weitläuftigern Verstand geben, weil es überhaupt die Obliegenheit GOtt zu verehren, anzeiget.

länglich zur Seligkeit sey. Daher saget Herr Canz gleich in folgenden nicht mit Unrecht, daß der Naturalismus, wie man es gemeiniglich also heisset, oder die Lehre, durch welche man bey der natürlichen Religion die Seligkeit erlangen könne, ein recht pestilentialischer und entsetzlicher Irrthum sey. Hier werden auch drey verschiedene Grade des Naturalismus angegeben, welche Aufmerksamkeit verdienen. Der erste Grad desselben, oder der noch erträgliche und zu leidende Naturalismus ist, wenn man der natürlichen Religion die Kraft der Seligkeit nur bey denjenigen zuschreibet, welche der christlichen Religion nicht theilhaftig werden können. Der zweyte Grad, oder der gefährlichere Naturalismus ist, wenn man fälschlich vorgiebt, daß die christliche Religion überflüssig, die natürliche aber hinreichend zur Seligkeit sey. Endlich der dritte Grad, oder der allergröste Irrthum ist, wenn man, wie Toland gethan, verleumderischer Weise vorgiebet und lästert, daß die christliche Religion nur ein Cappzaum und Betrügerey vor den Pöbel sey.

Unterdessen giebt es doch eine wahre Religion in der Welt, welche man, da noch vielerley andere und falsche Religionen sind, an gewissen Kennzeichen erkennen muß. Der Herr Verfasser erkläret dieselben insgesammt, und wendet solche richtig zum Beweiß der Wahrheit der christlichen Religion an.

Von den übrigen Religionen ausser der christlichen, ist zu wissen, daß die heydnische eine

eine abgöttische Religion ist, weil man da den Teufeln dienet. Die türkische Religion ist eine naturalistische, wenn man die mahomedischen Zusätze wegnimmt; doch gehet sie auch in so ferne von der natürlichen Religion ab, in so weit solche viele Fabeln in sich enthält, die man bey den Türken als Glaubenslehren annehmen muß. Die jüdische *) Religion ist heute zu Tage nicht mehr eine wahre Religion, ob sie es schon

*) So lautet es nach des Herrn Doctors Ausdrucke. Es scheint aber eine kleine Zweydeutigkeit zu seyn, wenn man von der jüdischen Religion also überhaupt redet; da man besser die heutige, oder die neue jüdische Religion sagen, und solche der alten entgegen setzen solte, weil es nicht einerley jüdische Religion ist, dergleichen man doch in der That sagt, wenn es heist, daß die jüdische Religion heute zu Tage nicht mehr die wahre sey, ob sie es schon vor diesen gewest ist. Ja, vor diesen sahe es mit derselben ganz anders aus. Die neue jüdische Religion hat so viel Zusätze bekommen, daß sie der alten gar nicht mehr ähnlich ist; zum Theile fehlet ihr auch so vieles, daß man sie nun gar nicht wie die alte, eine wahre, nennen kan, ob gleich die Jüden noch eben die Nation sind, welche sie ehemals waren. Den neuen Jüden insgesammt, sie mögen Rabbaniten oder Karäer, und dergleichen, seyn, fehlet der Glaube, daß diejenige Person, die nach den Kennzeichen der Schrift, als der wahre Meßias, offenbaret worden ist, auch in der That derselbige sey. Also verwerfen sie die Religion der Alten, welche diesen Glauben hatten.

schon in den alten Zeiten gewest ist, da man den wahren Messiam in derselben erwartet, und als zukünftig geglaubet hat.

Die Lehre von der Religion ist von grosser Wichtigkeit. Denn ein Mensch, der die Religion für nichts achtet, ist seiner Seligkeit ungewiß. Die Religion zu üben ist eine wichtige Beschäftigung, da man hierdurch zu dem Schöpfer gelanget, und zu desselben Dienste verbunden wird: Die Religion hilft auch in der menschlichen Gesellschafft viel Gutes stiften, und solche recht nützlich und stark machen: wer die Religion leugnet, und nach keiner Art GOtt zu dienen trachtet, der kan auch nicht glauben, daß nach diesem Leben ein ander Leben sey. Wie kan ein Mensch, der durchaus ohne Religion ist, als ein ehrlicher Bürger, oder als ein redlicher Soldat sein Leben für das Vaterland lassen? wenn er glaubt, daß hievon kein Vortheil auf ihn kommen kan. Solte die Ambition so viel ausrichten können? Ja! wie viele Menschen sind in der Welt, die einen solchen hohen Grad der Ambition haben, und denselben auch bey allen Zeiten und Gelegenheiten besitzen? Es wird alles unsicher und ungewiß, wo man nicht auf die wahre Religion bauet. Kommt doch schon auf die natürliche Religion vieles an. Sie ist zwar zur Erlangung der Seligkeit nicht zureichend: aber dem ohngeachtet bleibt sie sehr gut, weil sie uns eine vorläufige Idee von der Theologie, von GOtt, und dessen Vorsehung, von der Got-

tes

tesgelahrheit, u. s. w. beybringet. Sie macht den Menschen zur Annehmung der Offenbarung fertig, so, daß er keine Entschuldigung haben kan, wenn er einer höhern Offenbarung nicht Glauben beymessen wolte, weil ihm alsdenn seine Vernunft selbst die Strafe deshalben bestimmen würde. Besonders ist die christliche Religion von grosser Wichtigkeit, weil das Heil allein in Christo zu suchen ist, und weil man keine Gnade GOttes haben kan, wenn man von der Lehre des Heilandes abtritt, nach welcher man den Sohn eben sowohl als den Vater ehren muß.

Ist die christliche Religion die wahre, so muß man in einer ordentlichen Lehrart am meisten auf diejenigen Quellen sehen, aus welchen die Wahrheiten derselben genommen werden. Diese Quelle ist die Offenbarung, oder wenn man auf die schriftliche Verfassung derselben siehet, die heilige Schrift. Diese Offenbarung aber ist eine Bekanntmachung der zum wahren Gottesdienste unentbehrlichen Wahrheiten, wie sie ohne Beyhülfe einer natürlichen Erkenntniß, durch unmittelbare göttliche Veranstaltung gemacht worden ist. Sie ist von der göttlichen Eingebung unterschieden, sintemal dieselbe eine unmittelbare Wirkung GOttes bleibet, auch die bekannten Ideen in der Seele zu erwecken; da jene, die Offenbarung nemlich, die unbekannten Wahrheiten zum Vorwurfe hat.

Die vollständige Beschreibung der heiligen Schrift ist also eingerichtet: Sie ist das Wort GOttes, so entweder aus der unmittelbaren Offenbarung oder Eingebung GOttes entstanden, und von Mose, den Propheten, und übrigen Schreibern oder Verfassern des alten Bundes, in hebräischer, von den Evangelisten und Aposteln des neuen Bundes aber in griechischer Sprache aufgezeichnet und verfasset ist, damit es zu einer Richtschnur des Glaubens und des Lebens dienen möchte, welche unverfälscht, unbetrüglich, deutlich und kräftig zur Seligkeit ist, wenn man solches recht gebrauchet; auch einen gnugsamen Richter in heiligen Streitsachen abgiebet, da es keines persönlichen, unbetrüglichen Richters vonnöthen hat und bedarf. Dieses ist die Definition von der heiligen Schrift, die uns aber ein wenig zu lang gerathen zu seyn scheinet, weil verschiedene Sätze aus derselben hätten wegbleiben können, die in denen angeführten Sätzen schon liegen.

Weil die ganze Schrift aus dem Gesetze und Evangelio bestehet, so wird bey dem Herrn Verfasser anfänglich von dem Gesetze gehandelt, welches überhaupt im allgemeinen und theologischen Verstande, sowohl eine göttliche Vorschrift vor das Herze *) als vor die Sitten ist, da solches nicht allein auf die äusserlichen, sondern auch auf die innerlichen Thaten gehet. Das

*) Dieses klingt etwas undeutlich. Vielleicht wäre es deutlicher, eine Vorschrift des Thun und Lasens, genennet worden.

Das göttliche Moralgesetz insbesondere ist eine Vorschrift des Herzens und der Sitten, die dem natürlichen Gesetze nicht zuwider ist; welche auch den Patriarchen, wo es nöthig gewesen, hin und wieder durch göttlichen Wink, in verschiedenen Geboten übergeben; auf dem Berge Sinai aber öffentlich vor dem ganzen Volke Israel, auf das feyerlichste gestellet und bekannt gemacht worden. Die Ausführung, daß die Liebe gegen die Feinde, ingleichen daß die Verleugnung sein selbst, die willige Aufnahme des Creuzes Christi, und die Nachfolge des Heylandes, keine neuen Gesetze sind, wird sehr deutlich und kurz gemacht. Mose hat schon Ebr. 11, 25. die Schmach Christi höher geachtet, denn alle Schätze Egypti, und also damit bewiesen, wie man sein Fleisch creuzigen, JEsu nachfolgen, und dessen Creuz auf sich nehmen solle.

Vom Gesetze des Sabbaths schreibt unser gelehrter Schriftsteller, daß solches in verschiedener Absicht, ein natürliches, ein offenbartes, und ein Ceremonialgesetze sey. Denn das kan auch die Natur erkennen, daß man GOtt mit einem äusserlichen Dienste zu gewissen Zeiten verehren soll. Allein es ist ebenfalls als ein positives Gesetze anzusehen, in so ferne der Umstand hat müssen offenbaret werden, daß genau und pünctlich ein Tag aus sieben Tagen dem öffentlichen und äusserlichen Gottesdienste hat gewidmet seyn sollen. Weiß man aber dieses aus der unmittelbaren Offenbarung GOttes,

tes, daß er am siebenten Tage geruhet hat; so wird man daher auch natürlicher Weise schließen müssen, daß man einen Tag aus der siebenten Zahl zu feyern habe. Endlich ists auch ein Ceremonialgesetz, in so ferne der Sonnabend darzu als etwas vorbildliches, auf die Ruhe Christi ist bestimmet worden.

Den andern Haupttheil der Schrift macht das Evangelium aus, welches in der kräftigen Botschafft von der Gnade GOttes bestehet, so die durch Christi Verdienst erworbenen Wohlthaten durchaus allen Menschen anbietet, und denenjenigen wirklich mittheilet, die der Gnade nicht widerstehen. In dem alten Testamente ist das Evangelium in den Weissagungen vom Meßia zu finden; wie denn auch die Bundes-Formel: Ich will dein GOtt seyn, alle evangelische Wohlthaten in sich hält. Die Opfer waren Vorbilder von den geistlichen und evangelischen Wohlthaten. Im neuen Testamente haben Christus und seine Apostel das Evangelium aufs herrlichste verkündiget.

Bey der Lehre von GOtt wird die Einigkeit desselben nicht allein aus der Schrift, sondern auch aus der Vernunft folgender Gestalt bewiesen: Wenn zwey Götter sind, so müssen beyde entweder einen unermeßlichen Raum einnehmen, oder einer muß dieses, und der andere jenes Spatium inne haben. Nimmt man das erste an, so muß folgen, daß die Substanzen durchdringen einander; und dieses ist ungereimt: Nimmt man das letzte an, so muß

man

man entweder zwey unermeßliche Spatia se- tzen; oder man muß sagen, daß ein jeder von diesen beyden Göttern einen endlichen Raum einnehme. Das sind aber alles sehr ungereimte Dinge. Am allermeisten ziehet der Verfasser den Beweiß an, welchen man daher nimmt, daß nicht vollkommen gleiche Dinge existiren: zween Götter aber wären zwey vollkommen ähnliche Wesen. Uns scheinets, als ob der Grund aus den physicalischen Betrachtungen, wie dieser letzte Beweiß ist, nicht vollkommen auf die metaphysischen Sätze angewendet wer- den könne.

In dem Artikel von der Schöpfung, die als ein äusseres Werk des dreyeinigen GOttes be- schrieben wird, nach welchem er allen Geschö- pfen in der Welt, so ferne sie zugleich möglich *) sind, die Existenz geschenket hat, wollen wir anmerken, daß der Herr Verfasser eine genaue Eintheilung von den thätigen Handlungen GOttes angegeben habe. In Ansehung des Objects, sind es entweder solche, die GOtt selbst (ad intra) zum Gegenstande haben; oder die

Ll 2 ausser

*) Quousque fuerunt compossibiles. Dabey heist es in der Anmerkung, welche etwas dun- kel vorgetragen ist, daß ein jedes zuerschaffen- des Werk, welches mit der gegenwärtigen Ordnung der Geschöpfe nicht dergestalt zu vereinigen gewest, daß die Ordnung in den Dingen die da sind, nicht gestöret würde, nach dem System der Natur, und nicht nach dem gleichgültigen Willen GOttes, von der Schöpfung ausgeschlossen werde.

ausser GOtt (ad extra) auf ein Object gehen. Ferner sind sie, in Ansehung des Principii, entweder in wesentliche, oder persönliche einzutheilen. Jene gehen auf das göttliche Wesen selbst: diese aber auf die göttlichen Personen. Diese letztern sind entweder von Ewigkeit her, oder in der Zeit allein zu bemerken. Endlich sind in Ansehung der Wirkungen diejenigen Werke, die ausser GOtt ihr Object haben, entweder als ruhende (immanentes) oder, als wirkende (transeuntes) anzusehen; diese letztern sind entweder als reine in ihrer Art (pure tales) zu betrachten, wie z. E. alle Werke der Macht, und Gerechtigkeit GOttes: oder es sind vermischte Handlungen, welche in Ansehung des nächsten Subjects der Wirkung, in einer Person der Gottheit gegründet sind. Uebrigens aber haben wir uns hierbey gewundert, daß der Beweiß von dem dreyeinigen GOtte, als dem Schöpfer der Welt, nicht aus dem ersten Capitel des ersten Buches Möse ausgeführet, sondern ganz und gar ausgelassen worden, da er doch aus dieser Stelle sehr leicht, gründlich, und vollständlich wäre zu erörtern gewest.

Aus dem Artikel von der Vorsehung wollen wir das Moment dieser Lehre anmerken, da es heisset, solche sey deswegen von grosser Wichtigkeit, weil, wenn diese göttliche Vorsehung geleugnet wird, auch alle Kraft aus den Herzen der Menschen hinweggenommen werden muß, welche die Existenz, oder das Daseyn GOttes beweisen soll. Was hülfe es, einen

GOtt

GOtt glauben, der nicht für die Menschen und Geschöpfe sorge, sie erhalte, und auf ihr Wohlseyn und Glückseligkeit bedacht sey?

Von den Engeln wird unter andern gesagt, daß die guten Engel, wie es sehr wahrscheinlich sey, in den heiligen Versammlungen die Herzen zur Anhörung des göttlichen Wortes disponiren, wie der Herr Verfasser zu reden beliebet. Den Beweiß nimmt er aus Ps. 103, 20. allwo es heisset, daß die Engel die Stimme des göttlichen Wortes hören. In diesen Worten glaubet der Verfasser die Wahrheit gefunden zu haben, daß die Engel, auf besonderm Befehl GOttes Anstalt machen müssen, damit die Zuhörer in der Gemeine genau auf das Wort GOttes merken. *)

*) Es gehöret dieses mit zu der Frage einiger Gottesgelehrten, wie weit sich die Verrichtungen der Engel bey der Anwendung der göttlichen Gnade erstrecken? Unserm Bedünken nach, wenn wir auch die Sache einigermassen in ihrem Werthe liessen, scheinet doch dieses biblische Zeugniß nicht zureichend zu seyn, da es nur saget, daß die Engel die Stimme des göttlichen Wortes hören; nicht aber, daß sie solche auch andere Menschen hörend machen. David sagt, daß die Engel GOttes Befehl ausrichten, sobald sie die Stimme desselben vernehmen. So kan לשמע ganz füglich erkläret werden. Uebrigens hat man Ursache, diese Frage behutsam vorzutragen, damit den Wirkungen des heiligen Geistes kein Eingriff geschehe.

Die Lehre von der ersten Sünde Adams, oder der ersten Eltern, die man sonst unter dem Falle derselben vorträgt, wird ganz füglich von der Erbsünde abgesondert, und in besondern Abhandlungen vorgetragen. So wird auch die Erbsünde sehr gut also erkläret, daß sie der elendeste Zustand des menschlichen Geschlechts ist, da die Menschen ohne Furcht und Liebe zu GOtt gebohren werden, und zu den irdischen Dingen von Natur sehr geneigt sind: Welche böse Neigung eine Feindschaft wider GOtt ist.

Die Sünde wider den heiligen Geist ist eine solche, da man in Worten und in Werken muthwillig, offenbar und beständig der Wahrheit widerstrebet, ob man schon die Grundsätze und Beweise vor die christliche Religion auf das vortrefflichste erkennet und vorher eingesehen hat. Daß die beharrliche Boßheit biß ans Ende, und der Unglaube nicht eben allemal eine Sünde wider den heiligen Geist sey, beweist der Herr Verfasser daher, weil ein Sünder, wenn er auch biß ans Ende ungläubig gewest, dennoch Gnade und Vergebung der Sünde erlangen könne, welches aber bey der Sünde wider den heiligen Geist nicht statt findet, da man schlechterdings bey Verleugnung der Grundsätze der christlichen Religion, auch alle Möglichkeit des geistlichen Lebens verliehret. Daher waren die Zöllner und Sünder viel leichter zu bekehren, als die Pharisäer, weil diese den Grundsätzen der christlichen Religion

wider-

widersprochen, und solche, ob sie gleich die Wahrheit sahen, dennoch nicht erkennen wollten. Dergleichen thaten aber jene nicht: Folglich konnten sie eher zum Reiche GOttes gebracht werden. Dieser Sünde wird die Sünde wider des Menschen Sohn entgegen gesetzet, welche darinne bestehet, daß man JEsum von Nazareth als einen Menschen verlästert, ohne darbey eine Ueberzeugung von dessen göttlichen Ursprunge, oder von dessen göttlichen Natur zu haben, in welcher er als ein Mensch existirt.

Bey dieser Lehre überhaupt, sagt Herr Canz, gehe das Moment in diesem Falle nicht sowohl auf die Lehre, als auf die Praxin. Es kan jemand in der Lehre von der Sünde wider den heiligen Geist ziemlich unwissend seyn, und dieselbe nicht wohl verstehen. Dieses wird ihm an seiner Seligkeit nicht schaden; es wäre denn, daß noch andere bößartige Dinge darbey einschlügen. Hingegen ist diese Lehre in der Praxi sehr wichtig, daß man über den entsetzlichen Zustand der bösen Menschen erstaune, welche so erschrecklich wider die göttliche Wahrheit streiten; und daher mit Furcht und Zittern seiner Seligkeit wahrnehmen lerne, damit das Gemüth auf keinerley Art verhärtet und verstocket werde.

Doch wir eilen und gehen auf die Lehre von Christo. Hier wird das hohepriesterliche Amt des Erlösers in der Gnugthuung und Vorbitte feste gesetzet und eingeschränkt. Die Gnugthuung

chung ist diejenige hohe Verwaltung und Beschäftigung des Erlösers, nach welcher er die Anforderungen GOttes erfüllet hat, welche derselbe an das menschliche Geschlechte hatte; oder, wie es hernach heisset, da er für die Sünden der Menschen den beleidigten GOtt versöhnet hat. Die Vorbitte Christi ist diejenige hohe und vornehme Handlung des Erlösers, nach welcher er den Vater im Himmel bittet, daß er kraft seines Verdienstes, die Erlöseten zu Gnaden annehmen möge, wenn sie der Ordnung des Heils folgen. Wir hoffen durch diesen Vortrag den Sinn des Herrn Doctors darzustellen, ob seine Schreibart gleich ziemlich dunkel und schwer allhier, wie in vielen andern Stellen zu seyn scheinet. *) Unter dem Reiche der Gna-

*) Auf diese Weise läßt Herr Canz das Segnen als den dritten Theil der hohenpriesterlichen Verrichtungen Christi, hinweg. Es thun dieses viel Gottesgelehrte, und manche behaupten, daß sie daran recht thun. Sie erwägen aber die Sache nicht wohl, sonst würden sie nicht so unvollständig von dem hohenpriesterlichen Amte reden. Ists nicht wahr, daß Christus die Strafen der Sünder auf sich nehmen, aber auch GOttes Gnade verdienen muste? Geben nicht alle Gottesgelehrte zu, daß das Verdienst des Erlösers zu dem hohenpriesterlichen Amte Christi gehöre? Ist denn der Seegen etwas anders als sein Verdienst? Gehöret also solches nicht nothwendig zu seinem hohenpriesterlichen Amte? Wenn er den Seegen nicht erworben, oder, welches einerley ist, die Gna-de

Gnaden verstehet er diejenige Verwaltung des königl. Amtes Christi, da sich der Heyland die folgsamen Herzen der Menschen vereiniget und zueignet, nachdem er ihnen die Vergebung der Sünden im Evangelio vorgetragen, und in den Sacramenten versiegelt, auch ihnen daher die Kraft des heiligen Geistes zugeeignet hat, daß sie in dem Guten rechtschaffen geleitet werden können.

Bey dem Stande der Erniedrigung Christi erkläret sich der Verfasser nach den Lehrsätzen der tübingischen Gottesgelehrten also: Der Zweck der Erlösung Christi habe nicht erfordert, daß Christus, als ein Mensch, alle verliehene Gewalt über die Geschöpfe ablege, (ut se directo idiomatum usu evacuaret); sondern nur, daß er sich desjenigen Gebrauches entäusserte, welcher seinem Tode, Leiden und Sterben im Wege stande, welches usus reflexus genennet

 wird.

de GOttes zur Busse, Glauben und heiligen Leben, u. s. f. nicht verdienet hätte, so wäre ja sein hohepriesterliches Werk unvollkommen. Also thut Herr Canz nicht recht, wenn er das Verdienst Christi gar hinweglässt, und gleichwohl in der Vorbitte des Heylandes desselben gedenket. Gnugthuung und Verdienst ist zweyerley. Doch ein anders ist es, wenn von der Verwaltung und Austheilung dieses Seegens gehandelt wird. Denn das gehöret zum königlichen Amte Christi. Der Seegen aber selbst, oder die Erwerbung der göttlichen Gnade, bleibt ein nothwendiges Stück des hohenpriesterlichen Amtes.

wird. Da habe der Heyland freylich sich also bezeigen und verhalten müssen, als ob er ganz und gar leer von den göttlichen Eigenschafften sey. Wolte man sagen, daß auf solche Art der Stand der Erniedrigung nur in einer blosen Verbergung des Gebrauches der göttlichen Eigenschafften bestanden habe; so würde man diese Meinung verdrehen. So vertheidiget der Herr Doctor die Tübinger, in welchen Streit wir uns nicht einzulassen gedenken, da er schon genung getrieben worden.

In der Lehre von der Gnade GOttes durch welche die Menschen bekehret werden, ist sehr wohl angemerket worden, daß man einen vierfachen Irrweg habe, welcher der heilsamen Lehre entgegen stehe. Denn man nimmt entweder an, daß die Freyheit unsers eigenen Willens allein alles in dem Werke der Bekehrung thue; und das ist der pelagianische Irrweg: Oder man sagt, der freye Wille des Menschen trage doch etwas, und einige Stücke hierzu bey, da der Wille z. E. den Anfang in der Bekehrung macht, und hernach im Fortgange durch die Kraft der Gnade weiter fortfahre; und dieses nennet man den Semipelagianismum: Oder man behauptet, die Gnade mache wirklich den Anfang der Bekehrung, gehe aber hernach mit Beyhülfe der Kräfte des freyen Willens vergesellschafftet, weiter fort; dieses ist der alte Synergismus: Oder man sagt endlich, der Anfang der Bekehrung werde zwar durch die Gnade GOttes gewirket, im Fortgange

aber sey er mit dem freyen Willen zu verbinden, der jedoch durch die übernatürlichen Gnadenkräfte getrieben und beweget werde; Dieses ist der neue Synergismus. Die übrigen Lehrgebäude, welche dem wahren entgegen stehen, wenn noch einige sind, können alle unter diese Arten und Bestimmungen gebracht werden.

Zum Beschlusse wollen wir noch die Erklärung des Sacraments hören, da der Hr. Verfasser schreibet: Ein Sacrament ist eine Handlung des äusserlichen Dienstes gegen GOtt, wie er von demselben nach besondern Umständen vorgeschrieben ist; da durch ein sichtbares Element, als durch ein Mittel, welches bey den Kindern kräftig, und bey den Erwachsenen stärkend ist, die heilsame Gnade, nemlich die Vergebung der Sünden, und die Gabe des heiligen Geistes, wo keine Hinderung in den Weg kommt, einem Menschen zugeignet wird. Von dieser Definition soll keine Idee abgenommen, noch eine andere hinzugethan werden. Das letztere wird ohnedem überflüßig seyn, da diese Erklärung bereits lang genung gerathen ist. Wir erinnern nur dieses, daß nicht alles bey einem Sacramente zu dem äusserlichen Gottesdienste gehöre; indem GOtt z. E. nicht allein die äusserliche Handlung, sondern auch den Glauben bey derselben haben will. Es heist, wer da glaubet und getauft wird, der soll die Gnade GOttes empfahen und selig werden. Wenn also ein Sacrament, als eine gottesdienst-

dienstliche Handlung in der Hauptart erkläret wird, so kan solche Handlung unmöglich allein zum äussern Gottesdienste gehören.

Die Kirche beschreibt der Herr Doctor also: sie ist eine Gesellschafft derjenigen Personen, welche zusammen über eine gewisse Lehrform, die ihren Gedanken nach dem Sinne des Heilandes ähnlich und gleichförmig ist, einig worden sind, auch darüber halten, und darbey die Seligkeit sich zum Ziele vorgesetzet haben.

So viel von diesem theologischen Compendio. Der Herr Doctor bemühet sich der strengen Lehrart in seinen Definitionen und Demonstrationen zu folgen; Und dieses ist freylich die gründlichste Methode, aber auch die schwereste, weil man einen ziemlichen Grad der Scharfsinnigkeit besitzen und anwenden muß, wenn man nicht einen Fehler begehen will, den man hernach in der langen Reihe der Demonstration mit hindurch führet. Unterdessen kan man dieses Buch, dessen nunmehr seliger Verfasser als ein scharffsinniger Gottesgelehrter bekannt ist, mit Nutzen und Vortheil gebrauchen: ob es gleich manchmal besser wäre, wenn die biblischen Beweise stärker getrieben worden, als die sogenannten theologischen Gründe, und vernünftigen Wahrheiten.

III.

Fortsetzung der Nachricht von Warburtons Julian.

Wir haben in dem vorhergehenden Theile unserer Nachrichten von diesem gelehrten Buche umständlich geredet, und den Inhalt der ersten fünf Capitel angezeigt. Hier folget der Rest:

Im sechsten Capitel widerlegt er diejenigen, die davor halten, das Feuer welches die Arbeiter verzehret, sey weder vom Himmel gefallen, noch aus der Erde hervorgeschossen; sondern die Christen hätten solches selbst gemacht, weil sie die Kunst gewust, durch Zusammensatz und Vermengung allerhand feuerfangender Dinge, die Wirkungen des Blitzes und des Schießpulvers hervorzubringen. Die Kunst sey schon den Egyptiern bekannt gewest; und durch sie habe Moses das Donnern und Blitzen auf dem Berge Sinai hervorgebracht, auch die Rotte Dathan darnieder geschlagen. Durch sie hätten die Einwohner von Delphis die Gallen abgehalten und vertilget, da sie den Tempel des Apollo zu plündern gekommen. Herr Warburton hätte die Mühe ersparen können, einen so unvernünftigen Einwurf auf die Bahn zu bringen, und ihm zu begegnen. Doch verdient seine Antwort Aufmerksamkeit. Er sagt: die Christen hätten, wenn sie auch diese Kunst besessen, dennoch keine Gelegenheit gehabt sie zu gebrauchen. Gesetzt aber, die Gelegen-

legenheit dazu hätte ihnen nicht gemangelt; so war ihnen doch besagtes Geheimniß, ein laufend Feuer zu machen, damals gänzlich unbekannt. Das sogenannte griechische, nasse, oder laufende Feuer ist erst im siebenden Jahrhunderte nach Christi Geburt erfunden worden; und der Engländer Roger Bacon hat im 13ten Jahrhunderte das Schießpulver in die Welt gebracht. Was man von den Chinesern sagt, sie hätten Schießpulver und Schießgewehr von undenklichen Zeiten her gehabt, ist nicht an dem, und widerlegt sich damit, daß nicht allein die Araber aus dem neunten Seculo, deren Reise nach China Renaudot herausgegeben, sondern auch Marcus Paulus Venetus und Mandevil, in ihren Reisen mit keinem Worte desselben gedenken, ob gleich beyde letztern nach dem Jahre 1338 in China gewest, unter welchem Jahre die französischen Geschichtsschreiber des Schießpulvers zu allererst Erwehnung thun. Zu dem haben die Chineser vor dem Einfalle der Tartern in ihr Land, das ist vor der Mitte des vorigen Seculi, mit dem Schießgewehr nicht umgehen können.

Im folgenden Capitel widerlegt er diejenigen, die den Zufall mit dem jerusalemischen Tempel für eine bloß natürliche Begebenheit ansehen, dergleichen sich beynahe zu allen Zeiten bald hier bald dar ereignet; welche dafür halten, es sey lediglich ein blinder Zufall gewest, daß die Erde eben damals und auf der Stelle gebebet, und Feuer von sich geschossen, da man den Tempel gebauet.

gebauet. Jerusalem und ganz Palästina wäre vielfältig dergleichen Erschütterungen unterworfen; und daher kein Wunder, daß eine natürliche Bewegung zu gleicher Zeit mit einer moralischen eingefallen. Eben so zufälliger Weise wäre Brennus und sein Heer bey Delphos umgekommen. Schwache und abergläubische Seelen hätten in dergleichen Begebenheiten etwas göttliches gefunden.

Ehe Herr Warburton darauf antwortet, läßt er sich in eine vorläufige Untersuchung der Natur der Wunderwerke ein, und zeigt, wenn und woran man Gottes Finger in natürlichen Begebenheiten erkennen müsse. Bey allen Wunderwerken kehrt GOtt die Gesetze der Natur um, oder hemmt sie; z. E. wenn er den Stab Aarons Mandeln tragen, und Lazarum von den Todten auferstehen läßt: oder er giebt den Gesetzen der Natur eine neue Richtung; als wenn er einen langwierigen Blutfluß versiegen, und auf Mosis Schlag, Wasser aus dem Felsen hervorspringen läßt. GOtt thut niemals etwas, das der Natur ganz und gar unmöglich ist; läßt auch meistentheils die Natur so wirken wie es ihr am leichtesten wird. In einer der herrlichsten Erscheinungen GOttes, deren in der Schrift gedacht wird, trifft man beynahe nichts als natürliche Zufälle an, die mit den Umständen des Erdbebens zu Nicomedien und Jerusalem übereinkommen, und in eben der Ordnung auf einander gefolget. Elias soll des HErrn auf dem Berge warten: Es erhebt sich ein ungestümer

Wind

Wind, der die Berge zerreisset. Dann schüttelt sich die Erde: darauf bricht Feuer aus. Aber der HErr ist in keinem von dem allen gewest. Endlich gehet ein lieblich sanftes Sausen, und in ihm der HErr, vorüber. „Die „erstern drey Zufälle solten (so sagt Herr Warburton p. 273) nur soviel andeuten, daß sie „natürliche Begebenheiten, und das Gepränge der Natur wären, die ihre Pflicht thäte: „daß aber GOtt in dem sanften Sausen gewest wäre, das zeige an, die Natur lasse sich „als ein Mittel und Werkzeug gebrauchen, „wenn sich ihr Herr und Baumeister ins Mittel schlagen wolle„*). Bey dem Wunderwerke zu Jerusalem hätte GOtt seine Vermittelung damit sehen lassen, daß allem Ansehen nach die verborgenen Erzte, von deren Gehren unterirdische Feuersbrünste und Erdbeben entstehen, damals geruhet hätten **), wenn sie nicht der HErr selbst aufgeweckt und angezündet. Ein anderer Beweiß, daß das Wunderwerk zu Jerusalem etwas mehr als natürlich gewest, sey das Creuz das sich am Himmel sehen lassen, und die Creuze die den Arbeitern auf die Kleider gefallen. Beyde wären ein moral Emblem to proclaim the triumph of Christ over Julianus, sittliches Wappen-

*) Wir haben diese Werke mit Fleiß angeführt, damit man sehen möge, wie scharf und bündig der englische Geistliche schliesse.

**) Er thut sehr wohl, daß er allem Ansehen nach hinzusetzt.

Wappenzeichen des Sieges Christi über den Julianus gewest. Denn der abtrünnige Fürst hatte das monogramma des Creuzes aus allen Fahnen wegnehmen lassen. Und darum hätte GOtt das triumphirende Creuz im Himmel selbst aufgestellt, die verruchten Feinde desselben auf der Erde, auch wider ihren Willen gleichsam damit zu Brandmarken; und zwar zu einer Zeit, da man noch nicht wuste, daß in der Luft fliegende Creuze ein natürliches Zeichen wären. *)

Nun kommt er näher zu Beantwortung der obigen Einwürfe. Er gesteht zu, Judäa sey seiner Lage und Baue nach, eher Erdbeben und Erdfeuersbrünsten, als Ueberschwemmungen unterworfen. Woher kommt es aber, fragt er, daß man sonst von keinem Erdbeben in Judäa liest, als nur damals, da Sodom und Gomorrah, da die Rotte Korah, da Uzias solten gestraft werden; bey der Creuzigung Christi, und bey dem julianischen Tempelbau? **) Zeigt das nicht augenscheinlich, daß GOtt allezeit mit im Spie-

*) Herr Warburton wird sich auf die fliegenden Dioscuros der alten Griechen nicht besonnen haben.

**) Hat denn Hr. Warburton alle alten Schriftsteller durchgelesen, daß er weiß, Judäa habe ausser besagten Zeiten niemals Erdbeben erlitten? Sind denn alle dergleichen Bewegungen der Natur, die sich in dortigen Gegenden ehedem zugetragen, aufgezeichnet worden, und in Schriften auf uns gekommen? Wie geht das zu, daß in den mittlern Zeiten, da Judäa

Spiele gewest, und die natürliche Verfassung des Landes zu einer Zucht- und Drohruthe gebraucht habe.

Auf den Einwurf, das jerusalemische Wunderwerk sey mit eben den Umständen begleitet worden, als das von Ammianus beschriebene Erdbeben zu Nicomedien, antwortet er: Eben darum sey es glaublich. Wäre es unnatürlich damit zugegangen, so würde man es gar nicht glauben. Beyde Zufälle wären zwar in Ansehung der Wirkungen gleich; aber ihren Ursachen nach sehr unterschieden. In dem einen hätte die Natur für sich, und in dem andern auf GOttes ausdrücklichen Befehl u. Antrieb gewirket. Das erhellet daraus, weil Nicomedien eine auf dem Strande und hohlen Bergen erbauete Stadt sey; Jerusalem hingegen mitten im Lande und auf derben Felsen liege. *) Es erhellet solches ferner daraus, daß, da sonst Erdfeuersbrünste so lange wüten als sie Nahrung vor sich finden; dieses jerusalemische Feuer, dem Zeugnisse der Kirchenlehrer nach, nur alsdann, wenn man daran ar-

von Arabern und Franken bewohnt war, deren Nachrichten in unsern Händen sind, so gar oft, ja bey nahe aller zehen Jahre der entsetzlichsten Verwüstungen gedacht wird, die das Erdbeben in Palästina und Syrien angerichtet?

*) Wer hat beyder Grund untersucht? Wie weit liegt Jerusalem vom Strande ab? Es wird über ein paar kleine Tagereisen nicht seyn. London liegt gewiß weiter von der See ab, u. dennoch ist uns das Erdbeben, welches vor ein paar Jahren dasselbe erschütterte, noch im frischen Gedächtniß. Oder war das auch ein göttl. Wunderwerk?

arbeiten wollen, gebrannt, alsobald aber aufgehört habe, als man das Werk liegen lassen *).

Nun nimmt er den Einwurf vor: ein noch so wunderbar scheinendes Zusammentreffen natürlicher Begebenheiten und gottesdienstlicher Anliegen, sey ganz gemein: und es habe nie an Geist-

*) Das wäre ein Hauptbeweiß, wenn er könnte dargethan werden. Hr. Warburton kennt auch dessen Stärke wohl, und wird p. 167 auf die Patres recht böse, daß sie den Creuzen, als natürlichen Erscheinungen, nachgelaufen; auf diesen Umstand aber, der die göttliche Vermittelung am allerdeutlichsten erwiese, nicht gedrungen hätten. Der Epitome Philostorgii könne man ihres Alters wegen nicht recht trauen. Der einzige Chrysostomus habe des Beweises Stärke eingesehen, und sich dessen mit Vortheil bedienet. Erwegt man aber seine Worte, so findet man das gar nicht darinne, was Hr. Warburton in denselben vermeinet gefunden zu haben. Sie lauten also: Der gottlose Kayser gab ihnen Macht den Tempel zu bauen, und that ihnen Vorschub. Man schritte zum Werke. τῦ ἔργυ ἥψαντο, καὶ ὐδὲ μικρὸν ἠδυνήθησαν προσελθεῖν, ἀλλὰ πῦρ ἐκ τῶν θεμελίων ἐκπηδῆσαν πάντας αὐτὺς ἀπήλασεν. Aber man durfte sich nicht einmal zu dem Orte hinzunähern. Denn es fuhr Feuer aus dem Grunde heraus, und verjagte sie alle. Chrysostomus sagt mehr nicht, als daß Feuer habe die Arbeitsleute verjagt, da sie den Bau anfangen wolten; nicht aber, daß so offt sie Hand angelegt, so offt auch das Feuer sie vertrieben habe. Und gesetzt, er sagte es: so müste er oder Socrates lügen, welcher erzehlet: ἡμιτελὲς τὸ ἔργον κατέλιπον, da der Bau halb fertig war, ließ man ihn liegen. Diese Erzehlungen widersprechen einander.

lichen gemangelt, die jene zu Beschönigung dieser angewendet hätten. Da Cambyses den Tempel des Jupiter Ammons hätte zerstören wollen, seine Soldaten aber auf ihrem Zuge durch die dürren Sandwüsten verschmachtet wären, so habe es geheissen, der Gott Ammon habe sie vertilget. Da ein Erdbeben die Gallen von Plünderung des Tempels zu Delphis abgehalten; so hätte das der Apollo gethan, und die Wohnung seiner Ehre vertheidiget; sonst aber sich geduldig und ungerochen plündern lassen. So wäre der Tempel zu Jerusalem auch mehr als einmal geplündert und zerstört worden, ohne daß es GOtt geachtet. Da aber bey dessen vorhabenden Aufbau sich ein Erdbeben ereignet, so hiesse es gleich, es rühre von GOtt her. Was das letztere anbelangt, so antwortet Herr Warburton darauf folgendermassen: Wäre der Tempel zu Jerusalem zerstört worden, so wäre es auf Zulassung und Vorherverkündigung GOttes geschehen; daher es nothwendig hätte geschehen müssen. Bey den Handlungen mit dem delphinischen Tempel hält er sich lange auf, und zeigt, was ihn zu einen natürlichen Zufalle, und was den jerusalemischen zu einen Wunderwerke mache. Da unser Auszug schon sehr weitläuftig gerathen ist, so wollen wir uns nicht länger dabey aufhalten.

Vielmehr erinnern wir uns des gethanen Versprechens, und wollen mit wenig Worten den Inhalt der Einleitung berühren. Sie betrifft die Glaubwürdigkeit der Kirchenväter. Ehedem musten sie aller Irrthümer, Mißbräuche und Fa-

beln

beln Rückenhalt und Stütze seyn, davon die Schrift nichts weiß, oder solche ausdrücklich verdammt: die römische Kirche aber dennoch, weil sie sich wohl dabey befand, eingeführt wissen wolte. Nachdem aber Dalläus sich bemühet, diesen Eckstein der römischen Kirche umzustossen, so gieng man von der andern Seite wiederum zu weit, und die Kirchenväter wurden auch da verdächtig, wo sie Beyfall verdienten. Insonderheit hat Middleton alle ihre Aussagen, von geschehenen Dingen, in einem grossen Werke in Zweifel gezogen, und solche unter die Münchsmehrgen gerechnet. Barbeyrac hat ihre Sittenlehre mangelhaft, und die Quelle ihrer Handlungen, ihr Herz verderbt befunden. Withby hat ihre Art die Schrift auszulegen geprüft, und deren Schwäche und Gebrechen entdeckt. Herr Warburton hält davor, man müsse sie nicht mit unsern Zeiten vergleichen, u. nach solchen richten, sondern mit ihren Zeitverwandten und Vorfahren zusammen halten. Man werde alsdenn befinden, daß sie es ihnen in den meisten Stücken zuvorthäten. Hätten sie gleich nicht so stark und bündig geschlossen wie wir heut zu Tage; so hätten sie doch nach dem Geschmacke ihrer Zeiten geschlossen und geschrieben. Hätten sie Fabeln, und lahme Beweise, und weither gesuchte Gleichnisse mit einfliessen lassen; so wäre das mehr ihren Zeiten als ihnen zuzuschreiben. Ihnen hätte es nicht an Urtheil und Einsicht gemangelt; wie an den beyden in ihrer Art und Zeit unvergleichlichen Leuten Beda und Matthias

 Paris

Paris zu ersehen, deren Schriften von Fabeln strotzten. Chrysostomus hätte mehr bon sens oder Mutterwitz gehabt als Plato. Lactantius habe eben so gut Latein als Cicero geschrieben. Hierauf zeigt er woher es komme, daß wir es heutzutage weiter als jene gebracht haben. Er holt die Sache aus dem Grunde her. Zuerst, sagt er, waren die Wissenschafften und der Bau des Verstandes bey den Sophisten. Weil man aber bald merkte, daß sie mehr zu überreden als zu überzeugen suchten, mehr mit dem Scheine als der Wahrheit zu thun hatten, so geriethen sie in Verachtung: und aus ihrem Verfall entstanden die Philosophi, die sich aber in zwey gleich gefährliche Theile absonderten, und entweder nur zweifelten, oder nur entschieden und aussprachen. Jene hiessen Sceptici, diese Dogmatici. Das meiste was sie thaten und nützten, war die Erfindung der Logic und Mathematic. Jene dient zu weiter nichts, als falsche Schlüsse zu entdecken. Denn selbst zu schliessen lehrt sie keinen, der nicht so viel gesunde Vernunft besitzt, daß er vor sich schliessen kan. Die Mathematic aber ist eine von den allerleichtesten Uebungen des Gemüths. Es geht alles mechanisch da zu, und man erfindet und schliesset nothwendiger Weise. Mit der Sittenlehre sah es schlimm und wüste aus. Sie beruhte auf schwachen Gründen, und ihre Lehrer verunehrten sie durch ihren Wandel. Zu einer Zeit da es mit den Wissenschafften so aussahe, kam Christus nebst seinen Aposteln: und sie lehrten eine Moral, die viel reiner und vollstän-

diger

diger war, als der Heyden ihre in aller Lauterkeit. Sie pflanzten sie bis auf die sogenannten apostolischen Väter fort. Die erste Einfalt erhielt sich so lange, als die stolzen heydnischen Weltweisen sich noch schämten sie anzunehmen. So bald sie sich aber mit Haufen zur christlichen Kirche schlugen, so fieng man an auf nichts mehr zu denken, als wie man die Zahl der Gläubigen immer vermehren, und die Ungläubigen widerlegen möchte. Solche Absicht zu erhalten, muste man die christl. Glaubenslehre, soviel sich mit guten Gewissen thun ließ, der heydnischen Gotteslehre ähnlich machen, und viel aus der platonischen Philosophie, die damals im Schwange gieng, übernehmen; mithin auf misterious rites, geheimnißvolle Kirchengebräuche, und hidden doctrines, verborgne Lehren verfallen. Der Geschmack zu allegorisiren, oder alles verblühmt auszulegen, ward allgemein.*) Hieraus entstunden mit der Zeit die scholastischen Spitzfindigkeiten oder Griffe.

Das ist im kurzen der Inhalt der Einleitung. Sie ist ihres Verfassers wohl werth. Ihr Hauptendzweck geht, so viel man einsehen kan, dahin, eine Fürbitt für die Kirchenlehrer einzulegen, daß man sie nicht nach aller Strenge der heutigen Freydenkerey

*) Es wird also erlaubt seyn, ihre historischen Erzehlungen nicht nach der Strenge auszulegen, sondern manchmal und zum Theil für Allegorien zu halten. Geht das an, so könnte man den Hrn. Warburton fragen, warum er sich mit dem jerusalemischen Wunderwerke soviel zu schaffen gemacht habe?

kerey beurtheile, sondern sie nach ihren Zeiten richte, u. nicht mehr von ihnen fodere, als die damaligen Zeiten mit sich brachten. Eine jede Zeit habe ihre eigne Art. Man müsse die christl. Religion nicht nach ihren anklebenden Mängeln beurtheilen, sondern es mit ihr so wie mit einem Baume machen, auf dessen Munterkeit und lebhaften Kräfte, man von den Pilßen schließe, die auf ihm wachsen.

IV.

Kurze und unpartheyische, jedoch hoffentlich nicht ungründliche Entscheidung der zwischen Hrn. D. Spenern und Hrn. D. Alberti bishero ventilirten Controverse von dem höchsten Grade der Heiligung eines Wiedergebohrnen in diesem Leben, gestellet von einem einfältigen Liebhaber der christl. Wahrheit und Unschuld. M. G. K.*

§. 1.

Wer die zwischen den beyden vornehmen Theologis Hrn. D. Spenern und Hrn. D. Alberti eine zeitlang anhero ventilirte Controversie von dem höchsten Grade der Heiligung und

*) Wir wissen nicht, wer der Verfasser dieser Entscheidung sey. Sie ist damals, als der Streit gedauert, entworfen worden: und weil sie die Sache gar gründlich erörtert, über welche auch in den folgenden Zeiten so viel geschrieben worden, so theilen wir solche ohne Veränderung und Zusatz dergestalt mit, wie sie uns zu Handen gekommen.

und Vollkommenheit eines Wiedergebor-
nen in diesem Leben, mit unpartheyischen Ge-
müthe ansiehet, wird bald finden, daß selbige unter
friedliebenden Christen so leichte kan entschieden
und conciliret werden, als irgend etwas von der
Welt. Denn beyde Hrn. Controvertenten sind
in den vornehmsten Puncten mit einander einig,
und das übrige, worüber sie noch streitig sind, be-
ruhet auf einer blossen Redensart, die so wenig
Hr. D. Spener als Hr. D. Alberti in die Kirche
eingeführet, sondern nur unlängst bey gewisser
Gelegenheit problematice aufs Tapet kommen ist,
darum sich aber liebreiche Christen gar bald wer-
den vertragen können, wenn sie nur einander
recht verstehen wollen.

§. 2. Alle beyde Hrn. Controvertenten beken-
nen und lehren, daß ein wiedergebohrner Mensch
in diesem Leben der Sünde nicht gänzlich loß wer-
den könne, sondern sich damit bis ins Grab schlep-
pen, auch dargegen streiten müsse, u. folglich, daß
der höchste Grad der Heiligung in diesem Leben,
(welcher darinne bestünde, daß in dem Menschen
die Erbsünde so getödtet und ausgewurzelt wäre,
daß er derselben Neitzung gar nicht mehr empfän-
de, vielweniger in eine wirkliche Sünde fiele, son-
dern eben so rein und heilig wäre, als im Stande
der Unschuld) nicht erreichet würde. Besiehe
Herrn D. Speners Vertheid. Præf. p. 2.

§. 3. Sie bekennen und lehren mit der evan-
gelischen Kirche, beyderseits Hr. D. Spener so-
wohl als Hr. D. Alberti, daß in einem wiederge-
bohrnen Menschen auf Erden, nicht nur allein die

sündlichen aus der natürlichen Verderbniß entstehenden Lüste noch übrig seyn, sondern daß solche auch öfters bey denselbigen in wirkliche Sünden der Schwachheit, Unwissenheit und Uebereilung ausbrechen, ja daß sie auch gar, so lange sie allhier im Fleische noch leben, Todsünden begehen können, welche den Menschen aus dem Stande der Wiedergeburt setzen, und wo sie offt freventlich wiederholet werden, gar das schrecklichste Gerichte der gänzlichen Verstockung und endlichen Unbußfertigkeit ihm zuziehen können. Vid. Dom. D. Spen. ibid. & in Catechismo qu. 325. 375. 379. 998. 1030. 343. 1032. it. Glaubenslehre p. 1071.

§. 4. Folglich bekennen und lehren sie beyderseits, daß auch diejenigen, die in der Wiedergeburt stehen, ja so gar auch dieselbigen, welche es in der Erneuerung hier auf Erden am weitesten gebracht, doch noch tägl. viel sündigen, nicht zwar, so lange sie Wiedergebohrne bleiben, muthwillig und vorsetzlich, sondern aus Schwachheit, theils durch Unterlassung manches Guten, welches sie offtermals noch nicht ganz verstehn und erkennen, theils durch unvollkommene Verrichtung desselben, theils auch durch eigentliche peccata commissionis, aus Schwachheit, Unwissenheit, Unvorsichtigkeit, und Uebereilung, und also allezeit bis in Tod, nach Christi Befehl, GOtt um Vergebung der Sünden demüthigst zu bitten Ursach haben; und daß also ihre Gerechtigkeit vor GOttes strengen Gerichte in nichts anders bestehe, als in der göttlichen gnädigen Vergebung ihrer

ner Sünde, und Zurechnung der Gerechtigkeit Christi. Vid. D. Spener. in Præf. der Vertheid. p. 3. It. Rettung der Ger. S. c. 1. §. 13.

§. 5. Sie bekennen und lehren beyderseits, daß die Heiligung und daraus entstehende Tugenden und guten Werke, nicht eigentlich zur Erlangung der künftigen Seligkeit im ewigen Leben, als eine wirkende und verdienstliche Ursache derselben erfodert werde, sondern nur eine nöthige Schuldigkeit, Beschaffenheit und Vorbereitung zum Besitz und Genuß der himmlischen Herrlichkeit, aller derjenigen die da selig werden wollen, seyn, und folglich, daß kein gewisser Grad der Vollkommenheit in der Heiligung dem Menschen zur Seligkeit nöthig sey, sondern daß derjenige der nur noch ein Kind in Christo ist, wenn er von GOtt zeitlich durch den Tod abgefodert wird, und also nicht weiter Zeit übrig hat, auf Erden in der Heiligung ferner zuzunehmen, dennoch eben sowohl der Seligkeit durch den in ihm wohnenden wahren Glauben um Christi willen müsse fähig erkannt werden, als derjenige, der nach der Schrift zu reden ein Mann in Christo ist., D. Spen. Vertheid. Præf. p. 3. 42. 16.

§. 6. Nichts desto weniger bekennen und lehren alle beyde Hrn. Controvertenten, Hr. D. Alberti sowohl als Hr. D. Spener, daß ein Wiedergebohrner von GOtt dem himmlischen Vater in dem Blute Christi Kraft und Stärke zur Heiligung und Reinigung sein selbst empfange, und folglich, daß er nicht allein bey Vermeidung der ewigen Verdammniß und des Zurückfalls aus

der

der Gnade, schuldig sey, die Heiligung seines Geistes, Seele und Leibes anzuheben, und darinne jemehr und mehr fortzufahren; sondern daß er auch solches wirklich durch Beystand des heil. Geistes und die ihm geschenkten Gnadenkräfte thun, und demnach nicht nur sich vor groben äusserlichen wissentlichen Sünden hüten, und äusserliche grobe Laster sich abgewöhnen, und also des muthwilligen Sündendiensts sich gänzlich entschlagen, sondern auch in den innerlichen wahren Tugenden des Geistes, als Glaube, Liebe, Hoffnung, Gedult, Sanftmuth u. d. g. wachsen und je mehr und mehr zunehmen könne. Vid. D. Alberti zweys. Wert. p. 35. it. p. 28. 29.

§. 7. Beyde Hrn. Controvertenten, Hr. D. Alberti sowohl, als Hr. D. Spener, wollen und werden der göttl. Kraft in der Reinigung der Wiedergebohrnen keine gewisse Schranken setzen, wie weit sie GOtt unter den höchsten Gipfel der Unsündlichkeit, oder gänzlich ausgewurzelten Erbsünde führen könne und wolle; sondern bekennen beyderseits, daß es einer dißfalls höher zu bringen pflege, als der andere. Vid. eund. ibid.

§. 8. Hr. D. Alberti sowohl, als Hr. D. Spener billiget die drey Classen, worinne Lutherus, Arnd, Gesenius, Schomerus, Olearius und andere reine Lehrer mehr, die Wiedergebohrnen u. in der Erneuerung stehenden Christen zu setzen pflegen, da z. E. einige in Ansehung derselbigen heissen incipientes, oder anfangende, andere proficientes, fortgehende oder zunehmende, und dann auch einige adulti & perfecti, erwach-

sene

sene und in gewisser Maaß, comparative gegen die andern zu rechnen, vollkommene. Vid. D. Spen. Vertheid. p. 14. sqq.

§. 9. Hr. D. Spener hat niemals in einigen von seinen Schriften vor sich die Redensart, woran Hr. D. Alberti so einen grossen Ekel hat, gebraucht, daß nemlich ein Wiedergebohrner dem höchsten Grade der Vollkommenheit, weder dieses (wie er im Stande der Unschuld gewest wäre,) noch viel weniger jenes Lebens (welcher noch weit über den höchsten Grad der Vollkommenheit im Stande der Unschuld gehet,) ganz nahe, oder am allernächsten darzu kommen könne; sondern nur insgemein gelehret, eben so, wie es Hr. D. Alberti vor recht und schriftmäßig erkennt, und erkennen muß, daß ein Wiedergebohrner in der Heiligung immerdar wachsen solle und könne, und daß ers auch in gewisser Maas und im gesunden Verstande, durch GOttes Gnade darinne weit bringen könne, nemlich in Vergleichung gegen andere, sowohl ganz unwiedergebohrne Menschen, als auch anfangende Christen: wodurch er denn nothwendig dem höchsten Ziel der Vollkommenheit, dem er nachjaget, nothwendig immer etwas näher kommen muß; gleichwie z. E. wenn ihrer zwey von Leipzig nach Rom reisen, und der eine unter diesen etwa schon zu Augspurg, der andere aber von Leipzig nur allererst abgereiset ist, jener der Stadt Rom schon viel näher ist, als dieser, ungeachtet, wenn er den Weg den er noch dahin zu thun hat, betrachtet, er an und vor sich selbst noch ziemlich weit davon entfernet ist.

§. 10. Wenn Hr. D. Spener dasjenige nicht kan vor einen Irrthum erkennen, was Hr. D. Alberti an den sogenannten Pietisten vor ihr πρῶτον ψεῦδος ausgiebt, nemlich die ihnen beygemessene Lehre, de possibilitate per gratiam regenerationis gradus in renovatione sublimes & a fastigio non adeo remotos in hac vita consequendi; so verstehet er dadurch nichts anders, als diejenige Stuffen in der Heiligung, die unsere accuratesten Theologi, als Lutherus, Arnd, Gessenius, Olearius, und sonderlich Schomerus in diesem Leben zu erlangen möglich erachtet haben. Denn da er Vertheidig. §. 22. einige Passagen aus Schomeri Theologia morali angeführet, und sonderlich folgende Worte p. 24: Regenitus, qui Spiritu S. regitur, ex verbo Dei divinaeque voluntatis amore officium facere studet, & adversus peccati motus cohibet, ac luctando vincit, nec unquam nisi per subitaneam obreptionem secundum illos agat. Gal. 5. 16 sqq. Rom. 8. 7. 13. Lucta illa carnis & spiritus ubicunque reperitur, vita spiritualis reperitur, quam spiritus divini gratia in homine accendit, & ut fortius resistatur concupiscentiis pravis, maiores fecit renovatio progressus, cuius NB. *ultimum in hac vita complementum est, ut semper motus mali in ipsis suis initiis & primo quasi partu comprimantur*: So setzet er endlich ausdrücklich diese ἐπίκρισιν hinzu: dieses ist aber in der That, was Hr. D. Alberti an denen Pietisten verwirft, *gradus sublimes & a fastigio non adeo remoti.*

11. §. Weil nun Hr. D. Alberti D. Schomers Lehre von dem in diesem Leben zu erlangen möglichen ziemlich hohen Grade der Heiligung, von dem Hr. D. Spener nicht unrecht meynt, daß er könne in gewisser Maase gradus sublimis & a fastigio non adeo remotus, genennet werden, nicht verwirft, wie er nirgends, weder in der ausführl. Gegenantw. noch zweyf. Vertheid. thut; so billiget er auch in der That D. Speners und derer von ihm sogenannten Pietisten Lehre vom möglichen Wachsthum in der Heiligung,

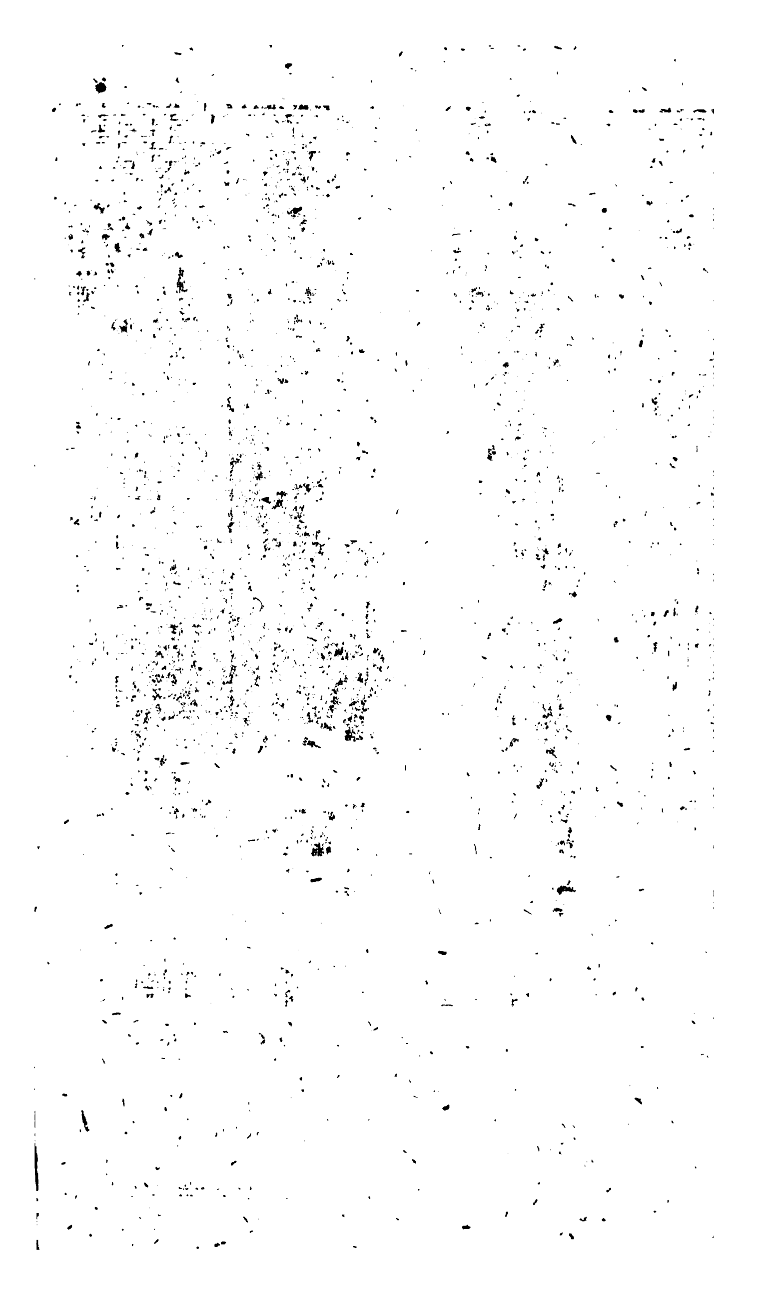
gung, als welche, wie vorhin gedacht, nicht weiter, als des reinen und unverdächtigen Schomeri Lehre gehet: und also folget hieraus klar und unwidersprechlich, daß sie beyderseits in dem Hauptpuncte eines Sinnes seyn, und daß der ganze übrige Streit, wenn man ihn in seine prima principia resolviret, auf nichts anders als auf eine blosse Redensart ankomme, da nemlich Herr D. Alberti nicht zugeben will, daß derjenige Grad der Heiligung, den er mit Herrn D. Spenern und denen sogenannten Pietisten von einem Wiedergebohrnen in diesem Leben durch göttliche Gnade erlanget zu werden, möglich achtet, weil er Herrn D. Schomeri Lehre davon nicht verwirft, solle genennet werden gradus sublimis & a fastigio non adeo remotus.

§. 12. Ob nun wohl diese Redensart, welche zwar nach solchen Formalien vor dieser angehobenen Controverse weder in D. Speners noch irgends eines von der Welt sogenannten Pietisten Schriften wird zu finden seyn, an und vor sich selbst in sano sensu nicht eben unrecht ist, und wider die Schrift läuft, wie Herr D. Spener in seinen beyden Schriften Vertheid. und Duplic. sattsam gezeigt; so wird doch weder er, noch irgends ein anderer friedliebender Christ, da sie in der Sache selbst mit denen die sich ihnen widersetzen wollen, dißfalls eines sind, um blosse Worte zu streiten begehren; sondern wie Herr D. Alberti ausdrücklich bekennet, daß einiger Wiedergebohrner erlangte Gradus in der Erneurung, vor höhere, gegen andere zu rechnen, gehalten werden können, und also in gewisser Maas selbst sublimes gradus zugiebt; Also können D. Spener und alle friedliebende Christen leicht damit zufrieden seyn, wenn nur Herr D. Alberti und alle die auf seiner Seite stehen, durch keine die Sicherheit und Trägheit im Christenthum hegende Hypotheses, die göttliche Kraft in der Heiligung bey den Wiederge-

dergebornen Schwachen; so wenig als Herr D. Spener unsere grosse Unvollkommenheit in der Heiligung, durch sein ernstlich Treiben darzu, und Anpreisung der überschwenglichen Kraft GOttes, die in den Schwachen mächtig ist, umstösset und leugnet: es werde nun immittelst derjenige Grad der Heiligung, worinne ein Renatus stehet, der es in diesem Leben comparative gegen andere zu reden, am weitesten gebracht, (welches, nach D. Schomeri von Herrn D. Alberti nicht mißbilligten Lehre, dahin kommen kan, daß ein solcher Regenitus allemal die ersten in ihm aufsteigenden sündlichen Bewegungen gleichsam in der ersten Blüthe erstickt,) genennet wie man wolle, a fastigio non adeo remotus, oder valde remotus: und also hat der ganze Streit ein

Ende.

Inhalt:





Jacob Friderich Georgii
Dechant zu Uffenheim.

J. G. Schlutter pinxit. Fysang sc.

Zuverläßige Nachrichten

von dem

gegenwärtigen Zustande, Veränderung und Wachsthum der Wissenschaften.



Hundert und vier u. sechzigster Theil.

Leipzig, 1753.

in Joh. Friedr. Gleditschens Buchhandlung.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]



I.

Memoires Historiqves.

d. i.

Historische, critische und gelehrte Nachrichten des Herrn Bruys, nebst dem Leben des Verfassers, und einem Verzeichnisse, auch Beurtheilung seiner Schriften, I. u. II Theil. Paris, bey Thom. Herissant. 1 Alph. 10 Bog. in Duodez.

Die Nachrichten, davon wir gegenwärtig unsern Lesern einen Auszug liefern, sind erst nach dem Ableben des Herrn Verfassers ans Licht getreten, und von dem Herausgeber mit einigen Anmerkungen und etlichen kleinen Abhandlungen des Everet, Bourbon und de Chevanes, wie auch dem Leben des Verfassers vermehret worden *).

*) Vielleicht ist es vielen unserer Leser nicht unangenehm, wenn wir ihnen von dem Herrn Verfasser einige Umstände entdecken, die der Herr Herausgeber, welches der Abt Joly ist, nicht

Wir wollen uns bemühen, den Hauptinhalt aller dieser Abhandlungen darzustellen, zuvor aber von dem Leben des Verfassers etwas weniges erwähnen.

Franciscus Bruys war zu Serrieres, einem Dorfe in Maconne, den 7 Febr. 1708 gebohren, und wurde unter der Aufsicht seines Oheims,

nicht anmerket. Es wollen nemlich andere Franzosen von dem Character des Hrn. Bruys nicht gar zu vortheilhaft sprechen. Sie beweisen solches mit seinem Verfahren gegen den Herrn Rousset. Dieser geschickte Mann der damals den Mercure historique schrieb, hat dem le Bruys in viel Dingen beygestanden. Er gab ihm seine ganze Bibliothek zum Gebrauche: und aus dieser schmierte unser Verfasser seine Art de connoitre les femmes zusammen. Le Bruys hätte seine Frau aus der Schweitz entführt: und da er mit ihr nach Holland gekommen, so hätte er mit derselben Hungers sterben müssen, wenn ihm nicht Herr Rousset die Ausgabe der Handschrifft des Benedictiners, welcher die Histoires des Papes aufgesetzet, aufgetragen hätte, in welche unser Schriftsteller viel Gift, Grobheiten und übel angebrachte Citationen soll eingeschaltet haben. Bey dem allen hätte man denken sollen, Herr Rousset würde beym Herrn le Bruys Dank verdienen: allein, statt diesen zu erhalten, muste der roussetische Character so unverschämt und so spöttisch in den gegenwärtigen memoires erscheinen, daß man sich billig wundert, wie ihn le Bruys auf eine solche unanständige Art entwerfen können.

Osteins, Jacob Paisseaud, welcher Prediger zu Chavigny war, erzogen. Dieser zeigte ihm die Gründe der lateinischen Sprache; und da er eine Fähigkeit etwas zu lernen bey ihm antraf, überredete er die Eltern unsers Schriftstellers, ihren Sohn dem Studiren zu widmen. Der junge Bruys studierte also unter den Mönchen zu Cluni die humaniora, und legte sich zugleich auf die Philosophie. Zwey Jahre hernach verließ er den Ort seiner Geburt, welcher ihm nicht würdig schien, seine Wissenschafft daselbst sehen zu lassen. Er begab sich nach Genf, und fand allda Gelegenheit, ungeachtet seines geringen Alters, mit den trefflichsten Gelehrten bekannt zu werden. Er hielte sich allhier zehn Monate auf, gieng sodann durch die übrige Schweitz nach Holland, und kam 1728 nach dem Haag. Auch hier erwarb er sich in kurzer Zeit die Hochachtung verschiedener Gelehrten, nahm auch hieselbst die reformierte Religion an, und ersann Mittel, sich einen redlichen Unterhalt zu verschaffen. Die Noth trieb ihn zum Bücherschreiben. Er setzte daher verschiedene Schriften auf, und unter andern die Critique desinteressée des Journaux. Allein eine verdriesliche Begebenheit zwang ihn, sich im Jahre 1730 vom Haag nach England zu begeben. Diese Begebenheit hat viel Aufsehens gemacht, und verdient, daß wir etwas umständlicher davon reden. Gewisse Gedanken von der Nothlügen, die Herr Jacob Saurin in seinem Discours historiques sur

zur l'histoire sainte aufgesetzt hätte; gaben seinen Feinden zu neuem Hasse Gelegenheit, indem er sich zur Parthey derer zu wenden schien, die eine Nothlügen erlauben. Herr de la Chapelle setzte in seiner Bibliotheque raisonnée wider den Herrn Saurin eine Streitschrifft auf, und griff darinne den Verfasser ziemlich hitzig an. Herr Bruys nahm sich dieses Streits an, und trat auf die Seite des Herrn Saurin. Der Streit ward heftig, und gelangte endlich an den zu Haag versammleten Synodum. Man stellte einen Proceß wider den Herrn Bruys an, der unterdessen eine Reise nach London that, in Hoffnung, daß sich dieses Ungewitter zerstreuen solte; aber auf das Bitten seiner Freunde, und auf den Rath des Herrn Maizeaux, bald wieder nach dem Haag zurücke kam. Herr Saurin that nicht den geringsten Versuch, seinen Freund zu vertheidigen, der sich um seinetwillen den ganzen Streit auf den Hals gezogen. Er hatte sein Versprechen längst vergessen; und wie groß war das Erstaunen des Herrn Bruys, da er in den Zeitungen die Erklärung des Herrn Saurin las, vermöge welcher er gänzlich leugnete, an den Schriften, die zu seiner Vertheidigung verfertiget worden, einigen Antheil zu haben. Der Proceß kam endlich zu Ende, und es ward befohlen, den dritten Band der Critique desinteressée des Journaux gänzlich zu unterdrücken. Herr Saurin erlebte das Ende dieses Streites nicht, weil die Unruhe,

welche

welche ihm die Sache verursachte, ihn so mürbe
machte, daß er im Jahre 1730 den 30 des Christ-
monats, im 33sten Jahr seines Alters, die Zeit-
lichkeit verließ. Herr Bruys hatte es also in
Holland satt. Er gieng nach Deutschland,
und kam nach Emmerich, wo er die Anna de
Montauban heyrathete. Er durchreisete Cleve,
und setzte eine Abhandlung der Streitigkeiten
zwischen den Häusern Brandenburg und Neu-
burg auf. Der König in Preußen erlaubte
ihm aber nicht dieselbe herauszugeben, sondern
behielt das Manuscript davon in seiner Biblio-
thek. Mittlerweile bekam Herr Bruys wieder
Lust nach Holland zu reisen. Er gieng auch
wirklich nach Utrecht, mit dem Entschlusse all-
da zu bleiben. Allein der Graf von Neu-Wied
rief ihn an seinen Hof; und Herr Bruys folg-
te diesem Ruffe. Der Graf gabe ihm viele
Kennzeichen seiner Hochachtung, und machte
ihn zum Bibliothekarius. Jedoch die uneinge-
schränkte Freyheit an die er sich in Holland ge-
wöhnet, und die Lust sein Vaterland einmal
wieder zu sehen, bewegten ihn zu dem Ent-
schlusse, diesen Hof zu verlassen. Er gieng
nach Paris, und nahm daselbst wiederum die
catholische Religion an; muste aber wider sei-
nen Willen die Rechtsgelahrheit treiben.
Er wurde bald hierauf von einer Krank-
heit angegriffen, welche ihn im Jahre 1738
den 21 May im 31sten Jahre seines Alters
dem Tode aufopferte. Unter denen vielen
Schriften die er aufgesetzet, ist diese, davon

wir jetzo einen Auszug liefern. Besonders [illegible] merk-
würdig. Sie erstrecket sich auf die Deutschen,
auf die Schweitzer und Holländer. Er hat
diese Schrift in Frankreich, da er schon wie-
derum catholisch worden war, verfertiget.
Was ist es also Wunder, wenn er, um seinen
Landsleuten den Eifer für sein Vaterland und
für die Religion zu zeigen, sowohl von der re-
formirten Religion, als auch bisweilen von
allen welche nicht Franzosen, folglich Bar-
barn sind, sehr freye Urtheile fället.

Die erste Abhandlung trägt die Nachrichten
von den Schweitzern vor. Er erzählt hier
ebenfalls seine Lebensgeschichte, seine Abreise
aus Frankreich nach Genf, seinen Aufenthalt
daselbst u. s. w. von welchen allen wir schon
geredet haben. Er macht zugleich eine Be-
schreibung der Gelehrten, die sich damals zu
Genf aufgehalten, und mit denen er Bekannt-
schafft gehabt. Unter diesen finden sich die
Herren Gauthier, Barbeyrac, Crousaz,
Turretin und andre mehr. Er gedenket auch
des grossen Festes, das man jährlich zu Genf
feyret, und sich der im Jahr 1602 geschehe-
nen Befreyung der Belagerung dabey erinnert.
Der halbe Tag wird an diesem Feste zum Got-
tesdienste verwandt, aber der übrige Theil des
Tages gehet beym Saufen und bey tausend
Ueppigkeiten zu Ende. Er kömmt bey dieser
Gelegenheit auf die französischen Flüchtlinge, die
sich zu Genf und an den übrigen Orten nieder-
gelassen haben. Man solte sich kaum einbil-

den,

den, daß Leute, die Bekenner des Glaubens seyn wollen, die ihren Brüdern, welche Aufruhrs halber hingerichtet und gestraft worden, den Namen der Märtyrer beylegen, die der Gewissensfreyheit halber, Vater, Mutter, Brüder, Schwestern, Anverwandten, Freunde, Häuser, Güter, und mit einem Worte, alles verlassen haben; daß diese Leute die greulichsten Laster ausüben, und andern darinne nachahmen. Er nimmt sodann Anlaß auf die protestantische Religion zu kommen, und fragt, woher doch die Protestanten die Gewißheit ihrer Lehre haben? *) Soll sie sich etwan auf den Ausspruch ihrer Gottesgelehrten gründen? Dieses kan unmöglich seyn. Ihre Gottesgelehrten begehen die grösten Irrthümer; und widersprechen sich offenbar **). Das Alterthum

 ihrer

*) Die schändlichen Stücke, welche le Bruys den Protestanten allhier vorwirft, zeigen sattsam, daß er von einem gewaltigen Hasse gegen dieselben eingenommen gewest. Ja die Frage, die er von der Gewißheit der protestantischen Lehre macht, ist ein sicherer Beweis, daß er ein Mann gewest, welcher ohne Ursache von einer Religion zur andern übergelaufen sey, und mit derselben ein blosses Spiel getrieben habe.

**) Herr le Bruys urtheilte ungemein schlecht, wenn er die Unrichtigkeit der protestantischen Lehre aus den Streitigkeiten ihrer Gottesgelehrten herleitet. Er hat wohl nicht bedacht, daß die Streitigkeiten dieser Männer meistentheils auf etwas mehr, als auf

ihrer Religion läßt sich auch nicht erweisen. Denn könnte die heilige Schrift hierinne etwas entscheiden, wäre solche wirklich so klar wie man vorgiebt; so würde sie gewiß nicht zu so vielen Meinungen und Secten unter den Protestanten Anlaß gegeben haben *).

Hierauf beschreibt der Herr Verfasser die Bibliothek zu Genf, welche eben nicht sehr beträchtlich ist. Man findet allda nicht einmal die guten Ausgaben von einem oder dem andern Buche. Jedoch hat man viel alte und rare Bücher, nebst verschiedenen Handschriften vom Calvin, vom Beza und andern Reformirten. Die Bibliothek ist wöchentlich zweymal offen und zu eines iedem Dienste. Hr. le Bruyn

geden-

auf die Geburtsschmerzen der heiligen Jungfrau hinauslaufen. Gesetzt, daß sich unsre Gottesgelehrten in ein oder dem andern Erklärungen widersprechen, so sind sie gleichwohl keine absoluten Häupter der Kirche, und es hat lange nicht so viel zu sagen, als wenn die Nachfolger Petri auf dem Stuhle zu Rom einander ihre Sätze verdammen und aufheben. Die catholische Religion müste also viel unrichtiger seyn, als die protestantische, wenn die Streitigkeiten der Gottesgelehrten einen Beweis abgeben könnten.

*) Es ist schlecht genug, daß sich die Protestanten dieses beständig müssen von ihren Gegnern vorrücken lassen. Allein, ist denn hieran die heilige Schrift schuld? Ist sie denn auch etwa an den häufigen, und zum Theil lächerlichen Orden der catholischen Geistlichkeit Ursache?

gedenket gleichfalls der Gesellschaft von Gelehrten, welche die Bibliotheque Italique herausgegeben, und beschreibt hierauf die Stadt Genf an und für sich selbst, die daselbst vorhandenen Kirchen, und was sonst merkwürdiges allda vorkömmt. Das meiste hiervon ist ziemlich bekannt, oder doch wenigstens in andern Büchern ausführlicher beschrieben. Wir wollen also den Herrn Verfasser nach Lausanne begleiten, wohin er sich von Genf erhoben hatte. Der Ort, spricht er, ist wegen seines unangenehmen Anblicks fürchterlich. Die Strasen sind übel gebauet, und man muß in denselben bald herauf, bald herab steigen. Er hat hierbey einen artigen Einfall, und meinet, wenn man die Noten in der Music vergessen hätte, könne man sie bey Betrachtung der Stadt Lausanne wieder finden, welche in ihrer ordentlichen Lage das ut re mi fa sola vorstellet. Die Kirche U. L. F. welche vor der Reformation die Cathedralkirche gewest, ist auf einem Berge gebauet; auf welchem man ein Theil des Genfer Sees, und ein Theil von Savoyen übersehen kan, und man gelanget zu dieser Aussicht, wenn man fast 200 Stufen in die Höhe gestiegen. Die Academie ist in Ansehung der Glaubenslehren, welchen zu folgen sich alle Prediger des Cantons Bern verpflichten müssen, sehr getheilet. Der Rath zu Bern hat diese Art erfunden, um die heilige Religion, die glückliche Reinigung der Kirche, und die wahren evangelischen Lehren, oder etwas

auf-

aufrichtiger zu reden, (wie sich der Verfasser ausdrückt) die Lehren des Calvin, des Zwinglius und noch anderer, lange Zeit zu erhalten. Die Historie ist lustig, welche der Verfasser von der Saufacademie zu Lausanne erzählet. Es hatten sich einige junge Leute zusammen gethan, und machten eine gewisse Brüderschafft aus, sich in Saufen und andern Ueppigkeiten zu üben. Wer darein wolte aufgenommen werden, der muste im Stande seyn, einen rechtschaffenen Brüderzug zu thun; zum Beweise, daß er ein würdiges Mitglied *) abgeben würde. Sie hatte ihren Präsidenten, ihren Secretär, und ihre Canzelley. Das Canzelleysiegel zeigte einen Schinken, und über demselben eine Bologneserwurst, nebst der Ueberschrift: EBRIETATI PERPETVÆ SACRVM. Allein die Academie war von kurzer Dauer. Der Rath zerstörte sie bald, und man höret gegenwärtig sehr wenig davon. Die Schweizer lieben den Wein nicht wenig; und es wird deswegen das starke Trinken in Privatversammlungen sehr getrieben. Das gemeine Volk zu Lausanne ist neugierig, ungesittet, hochmüthig, aufgeblasen, übermüthig und grob; die ganze Gegend aber sehr unfruchtbar an Gelehrten.

Ueber-

*) Es ist doch artig, daß Herr le Bruys gedenket, es wären diese Mitglieder lauter Candidati Theologiä gewest, die ihre Geschicklichkeit allbereits durch Predigen an den Tag geleget.

Ueberhaupt ist die Schweitz ein unfruchtbares und unebnes Land *). So bald man sich etwas von dem See Leman entfernet, so fallen den Reisenden lauter Berge, Wälder, fürchterliche Wüsteneyen, arme Dörfer, und einige kleine Städte, die nicht viel mehr als schlechte Flecken sind, in die Augen. Unter andern ist Moudon eine kleine Stadt, wo es um die Herberge für einen Reisenden übel aussehen würde, wenn der Rath nicht aus besondern Eifer für die Gastfreyheit, das Rathhaus zugleich zur Herberge bestimmt hätte. Auf dem Landwege, nahe bey Morat sieht man die traurigen Merkmale von der Niederlage der Burgundier unter ihrem Anführer Carl dem Kühnen. Die Schweitzer haben auf dem Wahlplatze eine Art von einer Capelle aufgerichtet, wo man die unglücklichen Gebeine der Burgundier die in der Schlacht geblieben, aufbehalten. Eine deutsche und lateinische Aufschrift erhält das grausame Andenken dieses berühmten Sieges. Sechs Meilen von hier kömmt man nach Bern, welche Stadt ausser den Spaziergängen, unter denen man durch den grösten Theil der Strassen vor Regen und Sonnenschein sicher kommen kan, wenig merkwürdiges enthält. Vor der Hauptkirche sie-

het

*) Wie dieses mit der Nachricht, die uns andre und wohl gar gelehrte Schweizer, von der Fruchtbarkeit des Landes geben, zusammenstimmt, das überlassen wir ihnen gegen den Herrn le Bruys zu behaupten.

het man einen etwas erhabenen Ort, und auf demselben eine Schrift, welche das Jahr und den Tag anzeiget, an welchem ein junger Cavallier, da er sich mit dem Pferde geschwenket, in einen ziemlich tiefen Abgrund gefallen, davon er aber weiter keinen Schaden, als ein zerbrochenes Bein gehabt. Ingleichen erzählet man, daß als ein Kind in eben denselben Abgrund gefallen, der Wind solches in die Höhe gehoben, und ganz leicht auf das Dach eines Hauses gesetzt, woselbst man es hernachmals herunter geholt *). Es ist in Bern nicht weniger merkwürdig, daß man mitten in der Stadt eine Grube findet, wo beständig Bären gehalten werden. Man erzählet hievon folgende Geschichte: Ein Weib welches auf der Mauer eingeschlafen war, fiel in den Graben: und ein Bär trug sie in seine Höle, wo er solche etliche Jahre hindurch behielte, und dieselbe sorgfältig mit dem Brod und Fleische, welches man ihm zuwarf, ernährte. Er zeugte währender Zeit mit ihr drey Ungeheure, welche man nachher, da die Sache bekannt worden, umbrachte. Es schien aus dem

*) Die Leser müssen sich nicht wundern, daß Hr. le Bruys dergleichen Abentheuer seiner Achtung werth geschätzet. Er hat sich einmal vorgesetzt, die Ausländer lächerlich zu machen: und wenn ein Franzose diesen Vorsatz gefasset hat, so ist es ihm leicht, alle französischen Gassenlieder, alle Mordgeschichte, womit sich der Pöbel bey ihnen trägt, zu vergessen.

den Reden dieses Weibes, daß ihr der fürchterliche Aufenthalt mit der Zeit angenehm geworden. Man sperrete sie ins Zuchthaus, wo sie fortfuhr, sich mit rohem Fleische zu nähren, und den Verlust ihrer Ungeheuer zu bedauren. Der Bär wurde auf den Schluß des Rathes verbrannt *). Dieses kommt mit der Geschichte überein, da die Rathsherrn zu Bern dem Morionetten einsmals den Proceß machten, und sie für Zauberer hielten. Die Bürger zu Bern müssen mit schwarzen Mänteln, Kollern, und angesteckten Degen in die Kirche gehen. Sie halten so viel auf ihre Freyheiten, daß sie keinem Fremden das Bürgerrecht verstatten. Das Recht daselbst zu wohnen, erfordert weniger Schwierigkeit, und die französischen Flüchtlinge geniessen diese Freyheit. Ein Bürger kan sich auf alle Ehrenstellen Hoffnung machen: Jedoch ist dieses vorietzo auf die Patrizier eingeschränkt. Die Einwohner des bernischen Cantons halten so viel auf eine gute Haushaltung, daß sich der Pracht und die Unordnung daselbst nicht so, wie in die benachbarten Staaten hat einschleichen können. Man weiß daselbst von keinem grossen Aufwande, von keinen Festins, von keiner Klei-

der-

*) Der Herr Abt Joly, der diese Memoires herausgegeben, zweifelt billig an der Wahrheit dieser Mordgeschichte; ob er sich wohl sonst auf die Erzählungen des Herrn le Bruys viel zu gute thut.

derpracht, und von keiner Verschwendung des Geldes. Ihre Sitten sind dahero zwar nicht so artig als die Sitten der übrigen Europäer; aber man findet bey ihnen mehr Aufrichtigkeit, mehr Glauben und Tugend, als bey den andern Nationen. Sonsten ist der Ehebruch das gröste Laster bey ihnen gewest: anietzo aber sind sie in diesem Stücke etwas gelassener, und die Strafe erfolgt nicht eher, als bis ein Theil wirklich den andern anklaget: Alsdenn aber bleiben die Gesetze gleichwohl noch strenge. Das Frauenzimmer welches seinen guten Namen verlohren hat und liederlich lebt, wird an eine Kette geschlossen: und es sind dergleichen Personen verbunden, die Strassen zu reinigen *).

Von Bern kömmt man durch einen Wald, dadurch die Reise nicht allzuangenehm ist, nach Salothurn. Es liegt dasselbe in einem angenehmen Thale. Die catholische Religion ist daselbst allein üblich, und der französische Gesandte hat allhier seine Residenz. Auf dem Wege von Salothurn nach Basel findet man eine

*) Weder Bern noch die Schweiz wird das Vorrecht haben, daß man in Ansehung dieses Lasters strenge verfähret. Wir kennen verschiedene nördliche Länder, wo man über dasselbe ein sehr wachsames Auge hat. Ja in einer gewissen preußischen Stadt ist es ebenfalls Brauch, daß liederliche Weibesbilder an Karren geschlossen werden, auch die öffentlichen Plätze und die Hauptstrassen täglich reinigen müssen.

eine ziemliche Menge unbewohnter alter Schlösser, dazu der Weg, wegen der entsetzlichen Berge sehr beschwerlich ist. Das Verkehr der Schweizer nach Deutschland ist beträchtlich, es muß aber alles zu Lande geschehen. Weil der Herr Verfasser stark für Frankreich eingenommen ist; so behauptet er auch hier, daß den Schweizern kein Land mehr Nutzen bringe als Frankreich. Die Natur hat die Schweiz völlig befestiget. Es sind Gegenden, wo keine Armee durchdringen kan; sie müste denn unersteigliche Felsen bestürmen und sprengen. Dieses ist die Ursache, warum man die Städte nicht befestigt. Der Reuterey würde es unmöglich fallen, hier etwas auszurichten: und so zahlreich auch eine Armee immer seyn möchte, so können die Schweizer ihr doch allemal eine eben so starke entgegen stellen, weil sie insgesammt Soldaten sind.

Wir wenden uns nunmehr zum zweyten Theile dieser Nachrichten, der von den Holländern handelt. Die Handlung macht den ganzen Reichthum derselben aus; und von dieser erwarten sie alle Beqvemlichkeiten und Nothwendigkeiten des Lebens. Zu der Handlung schicken sich die Holländer vortrefflich. Sie sind arbeitsam, und der Leib ist bey ihnen sowohl als der Verstand immer beschäftiget. Die Luft in Holland trägt viel bey zu dieser Emsigkeit der Einwohner, und macht solche gleichsam geschickt, alle Beschwerlichkeiten herzhaft und mit Gedult zu überstehen. Man beschul-

digt die Holländer des Geizes. Allein diejenigen welche dieses behaupten, verwechseln die gute Haushaltung und Sparsamkeit derselben mit dem Geitze. Sie binden sich durchgängig an eine gewisse Ordnung, und wenn jemand seine Ausgaben so groß wie seine Einnahme machte, würde er seinen guten Namen verlieren. Sie wenden hinwiederum grosse Summen auf solche Dinge, die sowohl zur Zierde als Sicherheit ihres Landes gereichen, auf Dämme, Canäle, Graben, Alleen und dergleichen *). Sie schonen kein Geld, ihre Häuser in guten Stand zu setzen, ihre Gärten angenehm zu machen, und Lusthäuser zu bauen. Diese errichten sie an den Ufern der Canäle, welche gleichsam nur eine Strasse auszumachen scheinen, und wodurch endlich ganz Holland zu einer einzigen Stadt wird. Dieses kan von der Uneigennützigkeit der Holländer genugsam zeugen. Noch mehr: In welchem Lande werden die Arbeiter besser als in Holland bezahlt? Wo sieht man die Künste und Wissenschaften zum Besten ihrer Verehrer stärker blü-

*) Man kan mit dem grösten Rechte die Verschwendung hieher ziehen, die das holländische Frauenzimmer in kupfernen Gefässen, und ihre Männer in Porcellan machen. Denn kommt man in die Zimmer einer Holländerin, so glaubt man in einem Kupfergewölbe zu seyn, weil sich alle Gefässe drey und vierfach, nach allen Arten der Grösse, zeigen. Eben so ist es gegentheils mit den Männern in Ansehung des Porcellans beschaffen.

blühen, als in Holland? Wo erzeigt man den Armen mehr Gutes als in Holland? Dieses letzte erhellet daraus noch mehr, daß die Holländer grosse Summen in Deutschland verwenden, um daselbst die französischen Flüchtlinge zu erhalten. Sie haben auch viel Häuser für Arme errichten lassen, worinne doch nur die wirklich elenden aufgenommen werden. Der Herr Verfasser beschreibt uns ferner die Regierung in Holland, die Edlen, und die Miliz der Holländer: Allein diese Sachen sind ebenfalls von andern so weitläuftig beschrieben worden, daß wir sie billig übergehen können. Man beschuldigt die Holländer insgemein der Grobheit. Allein wenn man bedenket, daß die Höflichkeit nicht eben mit in äusserlichen Wesen; oder in betrügerischen Complimenten bestehe; wie auch, daß derselben die Tugend und Reinigkeit der Sitten vorzuziehen sey: so wird diese Beschuldigung von geringer Wichtigkeit bleiben. Die Statthalter-Würde ist bey ihnen die gröste. Derjenige, welcher sie bekleidet, stellet so viel vor als der Dictator zu Rom.

In Holland richtet sich alles nach den mehresten Stimmen, und der oberste Burgermeister hat nicht mehr als seine Stimme. Es ist ein beständiger Senat von 36 Personen zu Amsterdam. Die Generalstaaten können ohne die Beystimmung aller Provinzen weder Krieg anfangen, noch Bündnisse schliessen: und die Stände der Provinzen können hinwiederum solches nicht ohne Einwilligung aller der

Städte thun, die eine Stimme in der Versammlung haben. Die reformirte ist die Hauptreligion in Holland. Das Interesse der Regierung leidet es nicht, daß diejenigen, die sich zu einer andern als zur reformirten Religion bekennen, zu öffentlichen Ehrenämtern gelassen werden; und die andern Religionen werden blos daselbst geduldet. Die reformirte in Holland theilet sich wieder in zwo Secten, in die Arminianer und in die Gomaristen. Die portugisischen Juden sind allda sehr angesehen, und der Nutzen hat sie mit den Christen vereiniget. Der Geschmack der Holländer ist nicht so lebhafft, wie er bey ihren Nachbarn ist. Wenn sie zusammen trinken, so unterhalten sie sich stets von Staatssachen, die sie aus dem Grunde kennen. Man findet in Amsterdam, zu Leiden, im Haag und in Utrecht vortreffliche Häuser: und es sehen dieselben mehr fürstlichen Pallästen als Kaufmannshäusern ähnlich. Eben dieses gilt von den Gärten. Es ist ein Fehler an den Holländern, daß sie eine ganz ungezogene Liebe gegen ihre Kinder besitzen: Im übrigen aber gewöhnen sie dieselben von Jugend auf zur Kaufmannschaft. Diejenigen welche dereinst Ehrenstellen im Rathe bekleiden sollen, werden in die Schule gethan, wo sie die lateinische Sprache lernen, und fast alle Autores classicos durchgehen müssen. Sie werden zeitig auf die Academien geschickt, woselbst sie die schönen Wissenschafften, die Weltweisheit und Rechtskunde treiben. Es erzählet

zählet Herr le Bruys ferner seine Ankunft im Haag, und die Geschichte der Gelehrten, die sich damals vornemlich daselbst Ruhm erworben. Er gedenket ins besondere des Herrn Saurins, wobey er auch auf den Streit kömmt, dessen wir oben in dem Leben des Verfassers Meldung gethan haben. Bey seinem Aufenthalte in Holland im Jahr 1730 hat man eine abscheuliche Menge von Knabenschändern gezählet; auch zu gleicher Zeit die Insecten entdecket, welche unten die Schiffe in der See, und auch die Pfäle in derselben *) zernagen. Alsdann folgen einige andere Beschreibungen von grossen Städten in Holland: und zu Ende dieser Nachrichten findet man das Circularschreiben der Geistlichkeit zu Leiden an alle andre Kirchen, in Ansehung der damals obwaltenden Streitigkeiten.

Der dritte Theil dieser Schrift enthält Nachrichten von den Deutschen. Herr le Bruys fängt solche mit einer Betrachtung von der Eitelkeit der Menschen an, da sie ihren Ursprung immer erlauchter zu machen, und auf berühmtere Ahnen hinauszusetzen bemühet sind. Dieses sucht er auf den Ursprung der Deutschen anzuwenden. Einige leiten denselben von dem Gotte Tuiscon und seinem Sohne

*) Es sind dieses die Teredines, die Phalwürmer, davon wir eine vortreffliche Historie und vollständige Beschreibung dem Herrn Sellius (Historia naturalis Teredinis f. Xylophagi) zu danken haben.

ne Mane her; und andere sagen, Hercules habe eine Colonie aus Egypten gebracht und Deutschland bevölkert. Die Meinung des Herrn Verfassers ist diese: weil die Scythen ein herumirrendes Volk gewest, so hat sich vielleicht auch hier auf einige Zeit eine Menge niedergelassen u. Deutschland besetzet; zumal da dieses Land von den Griechen Scythien genennet worden. Dabey glaubt der Herr Verfasser, die groben und barbarischen Sitten der alten Deutschen, und der mehreste Theil ihrer Ceremonien, habe mit dem, was die Geschichte von den Scythen meldet, vieles gemein. Der Name dieser Völker ist nicht eher als kurz vor dem Julius Cäsar bekannt worden. In der römischen Geschichte findet man solche nicht eher als um das Jahr 521.

Ferner erzählt Herr le Bruys die verschiedenen Bedeutungen des Namens der Deutschen. Er leitet das Wort Germanier, aus der Bedeutung des Wortes Germani im Latein her, welches leibliche Brüder anzeiget; auf welche Art und mit welchem Namen sich die Deutschen untereinander zur Beschützung der Freyheit des Vaterlandes aufmunterten. Das Wort Allemands leitet er daher, weil man von den Gothen, Swewen und andern Völkern, die von der Seite des balthischen Meeres gekommen, um sich in Deutschland niederzulassen, gesagt, qu'ils alloient leyman *), das ist, daß

*) Eine so lustige Deduction der Allemannier hat wohl

daß sie ohne Unterschied durcheinander gegangen, und ein Mischmasch von vielen Völkern gewest wären. Endlich behauptet er, Teutonici, Teutoniques, Tudesques, käme daher, weil Theud, Thiod und Theudis so viel als Volk bedeuten, und man also diesem vermischten Volke deswegen den Namen der Deutschen beygelegt *). Ein Theil von Germanien hatte sich unter dem Namen der Franken wider die Römer verbunden. Dieses waren die mächtigsten Völker in Germanien, und ihnen kamen die Thuringes nebst den Sachsen bey. Die Franken brachten ihre Nachbarn unters Joch, und Germanien wurde darauf in die Franken und Sachsen eingetheilt, welche Eintheilung bis auf Carl den grossen geblieben ist. Die Franken theileten ihre Länder in die orientalischen und occidentalischen. Unter den occidentalischen verstand man diejenigen, welche die Gegend bewohnten, die jetzo noch das Kö-

 nigs

wohl in langer Zeit niemand auf die Bahn gebracht: gerade als wenn die alten Deutschen Französisch gesprochen hätten, oder, daß ihnen gar die Franzosen den Namen Allemannier gegeben.

*) Wie seichte diese Herleitung sey, wird ein jeder, der auch nur mittelmäßig der Sache nachdenket, einsehen. Wer den Ursprung der Deutschen, und die Abstammung ihrer Benennung suchen will, mag sich immer an die deutschen Schriftsteller halten, und die französischen erst alsdann befragen, wenn sie ihm etwas von Frankreich sagen sollen.

nigreich Frankreich heisset; und unter den orien⸗talischen begriff man dasjenige, was die Fran⸗ken von ihren Nachbarn erobert hatten. Also ward Germanien unter der Regierung Ludo⸗vici ein besonderes Reich, welches man entwe⸗der das orientalische Frankreich, oder Deutsch⸗land nennete. Nach diesem wurden die Grän⸗zen Deutschlandes von einer Seite erweitert, und von der andern Seite etwas eingezogen. Gegen Abend schloß es der Rhein nicht mehr ein; sondern das belgische Gallien welches über dem Flusse liegt, wurde mit zu Germa⸗nien gerechnet, wozu hernach Lothringen kam. Die Deutschen machten auch nicht wenigere Er⸗oberungen jenseit des Donaustrohms. Jetzo sind die Gränzen Deutschlandes gegen Mitter⸗nacht Dännemark und das balthische Meer; gegen Morgen Polen und Ungarn; gegen Mit⸗tag Italien, und gegen Abend Elsas, Lothrin⸗gen und die Niederlande. Hier macht Herr le Bruns diejenigen Reiche nahmhaft die zu Deutschland gehören, und redet von deren Be⸗schreibung, Grösse, Fruchtbarkeit, Einwoh⸗nern, ihrem Reichthume und Macht, den Fe⸗stungen des Reichs, und dergleichen. Er merket an, daß in dem grössesten Theile des Reiches die Ehrenstellen feil wären, und daß man keinen andern Nutzen davon, als das In⸗teresse des Geldes hätte, welches man dafür gegeben. Er bemerket ferner, daß die Amts⸗personen keine besondere Kleidung trügen, und daß man noch im Gebrauche hätte, bey Berath⸗

schla⸗

schlagungen redlich zu trinken; daß heute zu Tage viele Laster in Deutschland ungestraft blieben, weil ein Uebelthäter gleich Gelegenheit hätte, sich in eines andern Herrn Gebiete zu begeben, und daß die Fürsten des Reiches nicht eben den Tod der Schuldigen begehrten, sondern sie für eine dem Verbrechen gemässe Summe Geldes beym Leben liessen.

Er giebt hiernächst von der Kayserwahl, den Churfürsten, von den übrigen geist- und weltlichen Reichsständen, von der Regierungsform u. s. w. Nachricht, und tadelt an den Deutschen den grossen Pracht, womit sie die Reichthümer ihres Landes erschöpfen. Z. E. Ein Graf will sich bey seinen kleinen Ländern, und ungefehr 100000 Livres Einkünften, grossen Fürsten gleich stellen. Er will Pagen, Edelleute, Officiers, und damit nichts seine Souverainität anzuzeigen fehle, auch Soldaten zur Beschützung, so wie die grösten Fürsten haben. Er wirft ferner den Deutschen einen dummen Geschmack, grobe Sitten, eine grosse Liebe zum Trinken, und einen albern Hochmuth wegen ihres Adels vor. Ein Reisender muß in Deutschland viel Beschwerlichkeiten ausstehen, und in den Herbergen ist es schlecht um ihn bestellet; ob er gleich alles sehr theuer bezahlen muß. Herr le Bruys beschreibt ferner die Festungen Hünningen, Neubrisach, Strasburg, Manheim, Frankfurth, Offenbach rc. wie auch mehrere Städte und Stände des Reiches.

Bey dieser Gelegenheit wird auch seiner Ankunft zu Neuwid gedacht, wohin ihn der Graf zum Bibliothecarius beruffen hatte. Er giebt eine vollständige Beschreibung von dem ganzen Hofe dieses Grafens, und was an demselben merkwürdiges vorgefallen. Gleichergestalt wird ein Theil des Krieges zwischen dem Kayser und Frankreich mitgenommen; wobey er den Character eines und des andern Feldherrn sehr edel zu entwerfen weiß. Weil bey dieser Gelegenheit auch eine historische Beschreibung der Thaten des grossen Deutschen Helden, Eugens von Savoyen vorkömmt; so wollen wir selbige zum Beschlusse kürzlich mitnehmen.

Franciscus Eugenius, Prinz von Savoyen, war 1663 den 18 October gebohren, und gab schon in der Jugend Proben seines hohen Geistes, seiner Klugheit und Tapferkeit, wodurch er dem Kayser so treffliche Dienste geleistet hat. Seine gröste Neigung gieng dahin, den Verstand durch die Wissenschafften zu bessern: und da er glaubte, daß sich zu dieser Gemüthsart der geistliche Stand am besten schicken würde, so nahm er denselben an, und ward unter dem Namen des Abbe de Corignan bekannt. Jedoch eine edle Ehrbegierde stellte ihm vor, daß er seinen Nachruhm allhier nicht würde verewigen können. Er gieng also von diesem Stande ab und zur Armee, die gleich damals der Kayser wider die Türken die Wien belagert hielten, versammlet hatte. Er trat diesen Feldzug als Freywilliger an, und that sich bey allen

len Gelegenheiten dergestalt hervor, daß ihm der Kayser ein Regiment anvertrauete. An der Spitze desselben diente er in Ungarn, unter dem Commando des Herzogs Carl von Lothringen, und des Churfürsten Emanuel von Bayern. Er wurde nach Piemont geschickt; allwo er Coni entsetzte, verschiedene Plätze einnahm, und noch andere herrliche Thaten verrichtete. Im Jahr 1691 wurde ihm zum erstenmal das Commando der ganzen kayserlichen Armee aufgetragen, wobey er die Schlacht bey Zenta wider die Türken gewann. In dem Kriege wegen der spanischen Nachfolge, wurde er wieder zum obersten Befehlshaber ernennet. Das Glück war seinen Waffen günstig, und er hätte sich durch List beynahe Meister der Stadt Cremona gemacht. Er erhielte verschiedene Siege über die Franzosen, wurde aber dennoch einmal bey St. Victoria von denselben geschlagen. Herr Bruys giebt dieses der Sicherheit des Prinzen Schuld, welcher geglaubt, Crostolo, welches zwischen ihm und den Feinden lag, sey feste genug denselben abzuhalten. Der Kayser ernannte unsern Prinzen bald darauf zum Kriegspräsidenten, und vertrauete ihm die Kriegscasse; wobey er zugleich das Obercommando der Armeen in Italien behielt. Im Jahr 1704 half er die Uebelgesinnten in Ungarn zurechte bringen. Besonders aber stieg sein Ruhm, als er die blutige Schlacht bey Hochstädt gewann. Hr. le Bruys tadelt ihn hier, daß er sich vielfältig wie ein

gerin-

geringer Soldat in die Gefahr gewaget; daher es denn gekommen sey, daß er so oft und so gefährlich verwundet worden. Wir übergehen alles dasjenige, was dieser Held noch sonsten in Italien vor Turin, in den Niederlanden, und an andern Orten, bis an den Tod Josephs, und auch unter Carl VI verrichtet. Unter der Regierung des letztern entspann sich der schreckliche Türkenkrieg, durch den Eugen ewig geworden. Er starb 1736 den 27 April, und hinterließ der Welt das Andenken seiner unsterblich=grossen Thaten, und die trefflichsten Muster der Tugenden. Er war wohlgebildet, mittelmäßiger Statur, und hatte ein ernsthaftes Ansehen, welches er sich durch sein stetes Nachsinnen und das Geräusch der Waffen zuwege gebracht. Der Prinz war gegen seine Feinde und gegen jederman aufrichtig, in seinen Entschliessungen beständig, ohne Mißgunst und Neid, und sehr freygebig. Er liebte die Officiers und Soldaten, und belohnte ihre Tapferkeit, nahm auch an allen Theil was ihnen zustieß. Seine Liebe gegen die Wissenschafften brachte ihm die Hochachtung aller Gelehrten zuwege. Er hatte Freunde; aber sie musten auserlesen seyn. Er besaß einnehmende Manieren gegen die Dames, und man weiß, daß er bey ihren Reizungen nicht unempfindlich gewest. Kurz, wir würden nicht fertig werden, wenn wir alles Lobenswürdige an unserm Prinzen erzählen solten.

Endlich hat der Herr Herausgeber dieser Schrift noch verschiedene andere kleine Abhandlungen angehängt. Solche sind 1) das Leben der Gräfin von Neuwid, 2) la Promenade de S. Cloud, dialogue sur les Auteurs par Gabriel Gverel. Es war dieses ein Advocat, und zu Paris 1641 gebohren. Er hatte sowohl in den weltlichen als geistlichen Rechten eine schöne Kenntniß, und starb 1688. Diese feine Schrift, die bisher ungedruckt gewest, ist eine feine Satyre und mit vielem Witze geschrieben. Die andern hinzugefügten Schriften enthalten einige Stücke aus der Literatur und der Geschichte des Nic. von Bourbon, von dem man die Geschichte der Academie Françoise nachlesen kan.

Wir glauben nunmehr den Innhalt des gegenwärtigen Buches ziemlichermassen dargelegt zu haben. Es ist nicht zu zweifeln, daß viele Sachen welche hier vorkommen, bekannt sind, und in andern Büchern noch umständlicher abgehandelt worden. Allein wir müssen gleichwohl die Schreibart des Herrn Verfassers rühmen. Denn diese ist so beschaffen, daß sie auch bey bekannten Sachen den Leser in ziemlicher Aufmerksamkeit zu erhalten vermag: Und da hiernechst das Französische rein und sehr nett ist; so wird vermuthlich auch um dieseswillen, die Schrift manche Liebhaber finden.

II.

A Review of the firy Eruption.

d. i.

Beleuchtung dererjenigen Beweise, die Warburton zum Behufe des wirklich mißglückten Versuches des Kaysers Julian mit Wiederaufbauung des Tempels zu Jerusalem angeführt hat, u. s. w. von einem Ungenannten. Londen 1752, in 8. 9 Bogen.

Da wir in den zwey vorhergehenden Stücken unserer Nachrichten von dem Buche des Herrn Warburton, darinne er nicht allein die Würklichkeit obgedachter Unternehmung, sondern auch eine dabey seiner Meinung nach augenscheinlich unleugbare, ja unumgänglich nothwendige Mitwirkung der göttlichen Vorsorge und Obwaltung behauptet, Bericht ertheilet haben; so halten wir uns verbunden, auch einer Wiederlegung des warburtonischen Werkes zu gedenken. Wir bildeten uns gleich damals ein, es dürfte, wie die göttliche Sendung Mosis, so auch dieses Lehrgebäude seine Widersacher finden: Und der Ausgang hat unsere Erwartung bestätiget. Aber darinne haben wir gefehlet, daß wir uns zu einer Widerlegung von einem Freygeiste, von einem Gottes- und Christusverleugner, nicht aber

aber von einem Rechtgläubigen, von einem Gottesgelehrten, dergleichen der Verfasser dieser Schrift seyn muß, versehen. Es würde die Leser befremden, daß die englischen Gottesgelehrten es übel genommen, daß einer aus ihren Mitteln aufgestanden, die Feinde aller geoffenbarten, und insonderheit der christlichen Wahrheit mit frischen und sonst noch nie gebrauchten Waffen angetastet, und jener Sache seiner Meinung nach auf eine so rühmliche als glückliche Weise vertheidiget hat; wenn man auf der einen Seite die scharffe Einsicht, auf der andern aber die Eifersucht der Engländer nicht kennte, welche neue Meinungen so gerne erfinden und vortragen, als bestreiten, und solche vielmals nur darum hassen, weil sie nicht von ihnen herrühren. Es konnte nicht anders seyn, ein in seinen Witz und unerhörte Einfälle verliebter Mann, dessen Hand beynahe wider jedermann ist, muste jederman wider sich aufbringen. Und wie ein Gottesgelehrter den Grund, worauf Warburton die Nothwendigkeit des bestrittenen Wunderwerkes bauet, mit theologischen Beweisen auf eine gründliche und überzeugende Art umstößt; so wird sich ohnfehlbar auch unter den Ungläubigen jemand finden, der ihn auf seiner schwächsten Seite angreift, und die Unwahrheit des vorgegebenen Wunderwerkes an den Tag legt. Die gegenwärtige Schrift geht nur den ersten Theil des warburtonischen Werkes durch; verspricht aber die Fortsetzung. Solte uns solche zu

Handen kommen, so werden wir eine Nachricht davon unsern Lesern nicht vorenthalten.

Warburton hatte in der Einleitung zu einem Werke, darinne er die Ehre der Kirchenväter retten, und ihre Liebe zur Wahrheit erweisen sollen, von ihrer Gemüthsbeschaffenheit, Wissenschafften und Denkungsart dergestalt gesprochen, daß unser Ungenannter daraus schliest, es habe ihm weder an Einsicht noch an Kenntniß derer Leute mit denen er zu thun hat, aber wohl an Klugheit, Vorsicht, Bescheidenheit und gesunden Urtheile gemangelt. Denn er schildert die Kirchenväter mit so heßlichen Farben ab, als kaum derjenige thun kan, der sie mit Vorsatz lästert. Ihre Lehre sollen sie nicht von Christo und den Aposteln, sondern vom Plato angenommen, und solche mit seiner und seiner Nachfolger Schwärmereyen beschmitzt haben. In Bestreitung der Feinde des christlichen Glaubens sollen sie nicht zur himmlischen Wahrheit, sondern zu spitzfindigen Ausflüchten, und zu kahlem Wortgeklaube der kindisch zänkischen Academie ihre Zuflucht genommen haben. In ihren Schlüssen sollen ihnen alle arglistige und betrügliche Ränke die Unwissenden ins Garn zu ziehen, geläufig gewest seyn. In der Ueberredungskunst sollen sie alle Unverschämtheit, Niederträchtigkeit und täuschende Liebkosungen einer verhurten Zunge angewendet haben. In Widerlegung und Tilgung der Ketzer sollen sie sich nicht sowohl von dem Geiste GOttes, als von einem Geiste der

Ei-

Eitelkeit, des Stolzes, des Eigensinns und der unbeugsamen Hartnäckigkeit haben treiben lassen. In Einrichtung der Kirchenzucht sollen sie, um ihren Haufen zu mehren und eine geistliche Herrschafft, mit der sie schon damals schwanger gingen, auszuhecken, eben die Griffe gebraucht haben, deren sich zu unserer Väter Zeiten die Jesuiten in China bedienet, Jünger, nicht Christi, sondern des heiligen römischen Stuhles zu machen. Das ist: sie sollen einem jeden, Juden und Heiden der sich nur zu ihnen schlagen wollen, bey seinem väterlichen Gottesdienste zu bleiben, erlaubt, und das Christenthum zu einem Gemenge von jüdischen und heidnischen Anstalten gemacht haben *). Vortreffliche Verdienste! Brave Leute! Und diese sollen Zeugen der Wahrheit seyn? Ihnen soll man glauben, daß Julian ehemals den Tempel zu Jerusalem den Christen zum Trotze habe wollen aufbauen lassen, ja daß GOtt sich durch ein sichtbares Wun-

*) Solte man bey dergleichen Beschuldigungen, die keinesweges ungegründet sind, nicht auf die Gedanken gerathen, daß unsre heutigen Gottesgelehrten, wie schwarz und verächtlich sie auch bey manchen seyn mögen, dennoch gegen die sogenannten Väter noch gülden, und auf den so sehr verschwendeten als unverdienten, und heutzutage nichts mehr bedeutenden Namen eines Heiligen, mehr als jene Anspruch zu machen, berechtiget sind? Uebrigens kan man nicht leugnen, daß Warburton die Väter sehr wohl gekannt habe.

derwerk ins Mittel geschlagen und solches hintertrieben habe? Leuten, denen es nach Herrn Warburtons Geständniß, ein kleines war, aus sogenannten frommen Absichten, Wunderwerke zu erdichten, die nur schwache Seelen verleiten möchten? Könnte wohl iemand gehäßigere Beschuldigungen hervorbringen, der den Kirchenvätern alle Glaubwürdigkeit zu benehmen gedachte? konnte wohl jemand bündigere Beweise anführen, der das julianische Wunderwerk zu einen Hirngespinste, zu einer handgreiflichen Lügen machen wolte? Warum hat denn also Warburton so auf die Väter losgezogen? Es ist ihm hier eben so gegangen, wie mit seiner Sendung Mosis. Man hat hie und da Treppen, die man hinunter steigen muß, wenn man in die Höhe will. Durch dergleichen krumme und verkehrte Wege führt auch Herr Warburton die Leser zu seinem Zwecke. Er wolte neimlich mit aller Verderbniß der Väter in Lehr und Leben, unsern heiligen Glauben (das sind seine eigenen Worte) von dem ungegründeten Vorwurfe einer Unfähigkeit, die Kräfte der Seele welche schliessen und beurtheilen, in Entdeckung und Beförderung der sittlichen Wahrheit den rechsten Weg zu leiten und zu erweitern, befreyen. Er will soviel sagen: die göttliche Wahrheit bedarf der menschlichen Beyhülfe nicht. Wie verderbt, wie blind auch ihre Lehrer immer seyn können; so verliehrt sie den-

noch

noch von ihrem Ansehen, Kraft und Deutlichkeit nichts.

Unser Ungenannter beschwert sich über ein dergleichen seltsames Verfahren, und behauptet, es sey nicht allein nicht edel, sondern auch nicht einmal billig, jemanden dem man aufhelfen will, erst selbst unter die Füsse zu treten. Er habe, bevor er Warburtons Buch durchgelesen, ihn im Verdacht einer Tücke gehabt, und vermuthet, es sey dessen Absicht gewest, die ganze Erzählung von dem beschriebenen Wunderwerke in ihrer Blösse darzustellen; Doch habe er am Ende wohl gesehen, daß es derselbe mit der christlichen Sache zwar aufrichtig meyne; es aber nicht über das Herz bringen können, eine Gelegenheit aus den Händen zu lassen, seinen Witz zu zeigen; ob gleich solches seiner Beurtheilungskraft zum Schimpfe gereichet. Er giebt zu, nicht allein, daß das Vornehmen jemanden mit Unwahrheiten zu belästigen, eine Uebertretung des Gebots, nichts böses zu thun, damit etwas gutes heraus komme, sey: sondern auch, daß einige der Kirchenväter sich solcher Uebertretung schuldig gemacht haben. Hingegen leugnet er, daß man darum ihre Aufführung und Sittenlehre in üblen Ruf bringen dürfe; da jemand, dessen allermeiste Handlungen recht und rühmlich sind, ein ehrlicher Mann sey und bleibe, wenn er sich gleich zuweilen genöthiget fände, von

seiner beliebten Bahn abzutreten, und sich selbst unähnlich zu werden.

Es hatte ein Engländer mit Namen Toll, den Satz behauptet, auch das Beyspiel des Bischoffs Fisher und des Canzlers Th. Morus, die für die catholische Religion ihr Leben gelassen, zu einem Beweise angeführt, daß auch tugendhafte Leute aus Reasons of Expediency Ursachen die den Vortheil betreffen, Irrthümer behaupten und fortpflanzen können. Dieses hatte Warburton übel aufgenommen. Unser Ungenannter aber zeiget, daß dieser Satz lange so gefährlich nicht sey, als des D. Middleton seiner, welcher behauptet, alle Wunderwerke wären von den Kirchenvätern erdichtet, dabey solche Lehren eingeführet worden, die allen wahren Gottesdienst über den Haufen werfen; um eine unumschränkte Gewalt einzuführen, Haab und Gut, Leiber und Gemüther ihrer Anhänger an sich zu reissen. Endlich berufft er sich auch auf eine Stelle des Esprit des Loix, wo es heisset: Wenn zu einer Zeit oder in einer Regierung, gewisse Stände ihr Ansehen zu vermehren, und Vortheile welche die andern benachtheilen, an sich zu ziehen trachten, so sey es kützlich, von ihren Unternehmungen auf die Verderbniß ihres Herzens zu schliessen. Die Mäßigung an einem Geiste der andere übersehen könne, sey etwas das sich selten mit dem Schicksal des Menschen reimen lasse. Es sey allezeit leichter dem Triebe zu folgen, wo er seinen Hang hin hat, als

sol-

solchen auch nur auf kurze Zeit aufzuhalten. Man werde in der Reihe der grossen Seelen mehr ausnehmend tugendhafte, als vollkommen weise finden. Diese Worte des Montesquiou zieht unser Ungenannter auf die Kirchenlehrer, und folgert daraus: ob gleich einige unter ihnen die schändlichen Griffe, Unwahrheiten auszubreiten gewust, und solche zu ihrem Vortheile angewandt haben: so würde man sich doch sehr übereilen, wenn man sie insgesammt für eine Rotte böser Buben und abgefäumter Schälke ansehen wolte *).

Nach Beleuchtung der warburtonischen Einleitung kömmt der Verfasser auf das Werk selbst, und zergliedert es dergestalt, daß man mit einem mal dessen Inhalt übersehen kan. Warburtons Vorsatz soll seyn, die Wahrheit des Wunderwerkes, das sich mit dem julianischen Tempelbaue zugetragen hat, zu erweisen, damit er alle andern, die sich auf das Zeugniß der Kirchenväter gründen, umstossen, u. solche als

*) Es nimmt uns Wunder, daß sich ein Engländer, ein gebohrner Freund der Freyheit, solcher Leute annimmt, die der Freyheit die allergefährlichsten sind. Das menschliche Geschlecht kan ohne Herren und Unterthanen nicht bestehen; doch ist es ein wesentliches Stück seiner Glückseligkeit, daß die Geistlichen nicht herrschen. Es ist nicht zu befürchten, daß man einen unsaubern Geist austreibe, um dem andern Platz zu machen. Denn wo die Geistlichkeit Vorsatz und die Macht zu gebiethen hat, da treibt sie alles aufs höchste.

Gedichte verwerfen könne. Seine Gründe waren 1) daß, vermöge der göttlichen Haußhaltung und der prophetischen Weissagungen, der Tempel zu Jerusalem, in der Absicht, GOtt darinne nach jüdischer Art zu dienen, nicht wieder aufgebaut werden könne, nachdem er einmal nach Christi Zukunft ins Fleisch zerstöret worden. 2) Daß Julianus seine boshaften Anstalten mit solchem Trotz auszuführen gesucht, welche den höchsten Vorsteher der christlichen Wahrheit nothwendig zum Zorn und zu Hintertreibung eines ihm Hohn sprechenden Unternehmens reitzen musten. 3) Daß diese Begebenheit von menschlichen Zeugnissen hinlänglich unterstützt sey. 4) Daß der Zeitpunct der bestrittenen Begebenheit so wichtig gewest, daß die Ehre und das Ansehen der geoffenbarten Wahrheit es von GOtt gleichsam verlanget, sich selbst ins Mittel zu schlagen. Zuletzt hat Warburton alle Einwürfe die ihm dißfalls könnten gemacht werden, beantworten wollen.

Das ist der Entwurf des warburtonischen Werkes. In gegenwärtigen Blättern wird davon mehr nicht als der erste Satz beleuchtet, daß nemlich der christliche Glaube und der jüdische Tempel nicht habe beysammen stehen können, sondern daß jener dieses Verwüstung nothwendig mit sich gebracht. Warburton schliest also: GOtt hat sich den Saamen Abrahams zum Volke des Eigenthums erwählet. Er war zugleich dessen GOtt und König. Er gab ihnen Gesetze, und schrieb ihnen seinen

Dienst

Dienst vor; doch einen solchen, der, wie aus allen Umständen erhellet, nur eine Vorbereitung zu einem künftigen vollkommnern seyn solte. GOtt hatte zu dieser Veränderung eine gewisse Zeit bestimmt; immittelst aber den Tempel zu Jerusalem zu dem einzigen rechtmäßigen Orte seiner sichtbaren Verehrung ausgesetzt. Da nun die Zeit kam, in welcher die jüdische Art GOtt zu dienen aufhören solte, so musten auch deren äusserliche Zeichen, Ort und Stelle aufgehoben werden. Das Daseyn des Tempels konnte eine Rechtfertigung des jüdischen Gottesdienstes seyn; so wie dessen Verheerung ein Beweiß war, daß der HErr an solchem Dienste keinen Gefallen mehr habe.

Scheinbare Schlüsse! feines Geklügle! worauf niemand vor den scharfsinnigen und seltsamen Engländer gefallen war Und wer solte sich bey dem ersten Anblicke von dessen Anscheine nicht einnehmen lassen? Dennoch aber muß man gestehen, daß ein noch klügerer über ihn gekommen, der ihm gewiesen, daß sein Lehrsatz nicht nur ein vorwitziges Grübeln in GOttes unzugänglichen Rathschlüssen, sondern auch dem Laufe der göttlichen Haushaltung in seiner Kirche zuwider sey. Dieses zu erweisen bemühet sich der Verfasser gegenwärtiger Schrift, und versparet, wie wir schon oben gesagt, die Untersuchung der übrigen warburtonischen Gründe, auf andere Gelegenheit. Wir wollen ihm nachgehen.

Es behauptet also unser Ungenannter erstlich, daß die warburtonische Lehre mit der Schrift alten und neuen Bundes streite, welche die merkwürdige Veränderung der jüdischen in die christliche Religion ganz in andere Zeiten verlegt, und zu deren Bewirkung ganz andere Mittel angiebt. Er führt die Zeugnisse der heiligen Schriftsteller an, die von der Abthuung des jüdischen Gottesdienstes reden, und beweisen, daß die christliche Religion unmittelbar und ohne Anstand an dessen Stelle getreten; daß das sichtbare Regiment GOttes über die Juden zu ein und derselben Zeit von ihnen genommen, und auf Christum verlegt worden; daß Christus an die Stelle der Hohenpriester getreten, und mit seiner Genugthuung alle Opfer, als das wesentliche des jüdischen Dienstes, hinlänglich, ja für immer und ewig abgethan habe. Weil nun Warburton darwider eingewendet hatte, daß in solchen Stellen nur von einer virtuali, nicht aber einer actuali abolitione gesprochen werde; so greift ihn der Verfasser noch schärfer an, u. zeiget 1) daß Christus mit ausdrücklichen Worten sage, das Gesetz und die Propheten, das ist die ganze jüdische Religion, sey mit dem Eintritte Johannis des Täufers in sein Lehramt actualiter, wirklich abgethan worden *), welcher Busse und

*) Unser Vorhaben leidet es nicht, die Sprüche die er anführt, und die daraus gezogenen Beweise zu wiederholen. Wir begnügen uns also einen Entwurf seines Lehrgebäudes zu machen.

und

und Vergebung der Sünden geprediget, daß die Zeit des Heils GOttes da, und die Axt dem Baume an die Wurzel gelegt sey, verkündiget; mithin die Haupt- und wesentlichen Stücke des christlichen Glaubens vorgetragen habe. Er sey der Elias gewest, der nach der Propheten Versicherung kommen, und der Welt eine neue Gestalt geben sollen; Er habe auch bey seiner Hinrichtung dieses Amt verrichtet gehabt; Christus sey unmittelbar an dessen Stelle getreten, habe Besitz von seinem Königreiche erlangt, und die bißherige Theocratie übernommen; er habe solches selbst überall bekannt gemacht, und durch seine Jünger bekannt machen lassen; er habe bey seinem Einzuge in Jerusalem die Huldigung von dem jüdischen Volke angenommen, den Tempel, als sein Eigenthum und als seinen Königsstuhl gesäubert, ja die Gewalt über das mosaische Gesetz darinne gezeiget, daß er seinen Jüngern erlaubt, am Sabbathe solche Dinge zu thun, welche die Jüden für unerlaubt hielten. Er habe überall von einem himmlischen Reiche gesprochen, und behauptet, der Vater habe ihm alles Gerichte übergeben. Er sey hauptsächlich darum hingerichtet worden, weil er sich als ein König der Jüden bezeiget, und dafür angesehen seyn wollen. Nach seiner Auferstehung

und können Liebhaber solcher Abhandlungen versichern, daß sie diese kleine Schrift nicht ohne Bewunderung der theologischen Wissenschafft ihres Verfassers lesen werden.

hung habe er sich aller Gewalt im Himmel und auf Erden unumschränkt angemast, und den Jüngern anbefohlen, die Bothschafft von seinem Reiche unter alle Völker des Erdbodens zu bringen. Es muß, sagt der Verfasser, eine der jüdischen gleiche Blindheit und Verstockung seyn, wenn man nicht erkennen will, daß zur Zeit des Lehramtes und des Leidens Christi, das Judenthum aufgehoben, und das Christenthum errichtet worden; zumal da die Schrift ausdrücklich sagt, daß Christus damit, daß er sich als ein Opfer GOtt dargestellet, das Schattenwerk der vorbildlichen Opfer, worinne der jüdische Dienst hauptsächlich bestand, vernichtet habe. Daraus erhellet nun, fährt er fort, augenscheinlich, daß die Abthuung des Judenthums sich zu der von der Schrift bestimmten Zeit zugetragen habe, und kein so unkräftiges geringes Ding sey, als Warburton vorgiebt, welcher dieser Abthuung noch eine Begebenheit an die Seite gesetzt, welche jene zur völligen Wirklichkeit habe bringen, und aller Welt bekannt machen sollen. Noch einen andern starken Beweiß, daß die christliche Religion die Verwüstung des Tempels nicht nothwendig mit sich bringe, führt er aus Joh. 15, 22. 24. an, allwo es heist, die Jüden würden wegen ihres Unglaubens an das Reich Christi, und wegen der Verachtung desselben, gestraft, weil sie des Meßiä Lehre nicht erkannten. Wäre nun die Zernichtung des Tempels, und die gänzliche Aufhebung des jüdischen Dienstes ein

ein Beweiß der Güte des neuen; oder jener Daseyn ein Beweiß der Gültigkeit des alten Gottesdienstes gewest: wie hätten denn die Juden, so lange der Tempel noch stand, können überzeugt, oder wegen Unglaubens gestraft werden, da sie nach Warburtons Lehrsatze nicht sträflich gewest?

Da nun die Zeit ausgemacht worden, in welcher sich die grosse Veränderung im Bunde GOttes zugetragen; so werden auch die Mittel betrachtet, die GOtt angewandt, solche zu Stande zu bringen, welche von denenjenigen, die Warburton angegeben, ganz unterschieden sind. Erstlich hat Christus in seiner Bergpredigt gewiesen, wie weit sein Gesetz von dem mosaischen abgehe, welches sich nur auf äusserliches Bezeugen beziehet, nicht aber, wie Christi Sittenlehre, das Herz, die Quelle guter und böser Handlungen, angreift und bessert. Ferner ist Christi Absicht nicht gewest, das Opfer und den übrigen jüdischen Dienst sogleich aufzuheben; sondern nur dessen Mängeln abzuhelfen, solche zu ersetzen, und das Gesetz vollständig, auch allgemein zu machen, welches bißher noch mangelhaft und nur einem Volke eigen war. Hat nun Christus mit seiner Lehre, Thun und Leiden, das Gesetz und die Propheten zu einer Zeit erfüllet, da der Tempel noch stand, da noch geopfert und geräuchert wurde, da die Juden noch ihr Land besasen; so muß ja die endliche Erfüllung des Gesetzes nicht in Zerrüttung des Tempels, nicht

in

in Aufhebung des Dienstes, nicht in Zerstreuung des Volkes bestanden haben. Christus verweiset selbst Matth. 23, 1. 2 auf die Schriftgelehrten und Pharisäer, als auf Innhaber des mosaischen Stuhls, und befiehlet ihnen in ihren Anordnungen und Anweisung der Lebenspflichten zu gehorchen. Christus hat sich ja selbst allen jüdischen Gebräuchen unterworfen; ob er gleich lehrte, daß alle Verbindlichkeit dazu aufgehoben sey. Einige der Apostel blieben beständig bey ihren väterlichen Gewohnheiten, hielten auch ihre Jünger dazu an; und dennoch hat sie niemand deßwegen getadelt. Mit einem Worte: das Evangelium solte eigentlich nichts in dem äusserlichen Bezeugen der Juden, in gleichgültigen Dingen ändern, sondern ihre Absichten lauter machen, und sie auf das ewige Königreich Christi verweisen *). Mithin ist die Coexistenz, oder das zugleich Da-

*) Bey Gelegenheit des Erweises, daß die christliche Freyheit nicht die Unterthänigkeit aufhebe, bringt er folgende artige Worte mit an: „Aus diesem Irrthume entstand in den „letzten Zeiten der unglückliche Wahn, als „könne die christliche Freyheit mit der obrig„keitlichen Gewalt nicht bestehen. Die Quelle „davon war das abentheuerliche Vorgeben, „es gäbe einen innerlichen und ausserordent„lichen Beruff zu gewissen Aemtern; da doch „derjenige, welcher dergleichen Beruff fühlen „will, von der Wahrheit und Wirklichkeit „desselben niemanden überzeugen kan. Einen „solchen Beruff zu dem Königreiche der Heili„gen

Daseyn beyder göttlicher Haußhaltungen kein unwahrscheinliches oder gefährliches Ding, wofür Warburton solches ansieht. GOtt hat sich durch seinen Sohn erkläret, daß seine Absicht nicht sey, durch eine locale, oder an gewisse Orte gebundene Abschaffung des Judenthums, dem Christenthume den Weg zu bahnen. Da nun aber die Abschaffung jenes durch die Propheten geweissaget worden, auch an deren Nothwendigkeit kein Zweifel ist; so muß sie nicht so beschaffen seyn, als diejenige die Warburton erhärten will, von welcher erwiesen ist, daß sie mit dem Willen des Gesetzgebers streite. Man leugnet die Nothwendigkeit eines sichtbaren Zeichens nicht, welches aller Welt zu erkennen geben solte, das jüdische Volk sey nicht mehr GOttes Eigenthum. Aber das geschahe schon, da der Tempel noch aufrecht stande. Der Uebertrag des Regimentes GOttes über die Juden auf

„gen, empfand der Erzaufrührer Cromwell „unter uns, und richtete eine unumschränkte „Herrschaft über Leute von dergleichen nach „Heiligkeit riechenden Gesinnungen damit auf, „daß er die Rolle des grösten Heiligen unter „ihnen spielte. Doch es ist gewiß, daß der„selbe, ob er gleich mit dergleichen frommen „Ränken seine Leute an dem Narrenseile lei„tete, dennoch sich selbst niemals von seiner „Gaukeley bethören lassen. Denn wenn die„se heiligen Mittel nicht die verlangte Wür„kung thaten; so wuste er wohl was er thun „solte; er wuste wenn und wo er die Rolle „des Teufels spielen solte.

auf Christum muste kund gethan werden; aber das erfolgte schon bey annoch fortdaurender Ausübung des jüdischen GOttesdienstes.

Hierbey könnten wir es, sagt der Verfasser, bewenden lassen. Wir glauben den Beweiß unseres Satzes weit genug getrieben, und den Gegner hinlänglich widerlegt zu haben. Weil man aber doch gar zu oft mit solchen Leuten zu thun hat, die sich in ihre tiefe Einsicht in die geheimen Wege GOttes verlieben, so wird es nicht undienlich seyn, ihnen eine Abfertigung zu geben. Und diese ist ziemlich lang gerathen. Wir wollen dahero nur kürzlich ihre Hauptstücke berühren. Erstlich, sagt der Verfasser, solte zwar die ganze jüdische Verfassung völlig, mit Verheerung ihrer Hauptstadt und ihres Tempels ein Ende haben. Aber die sonderbaren Mittel, mit welchen die ausserordentliche Schickung der Vorsehung solche Verheerung bewerkstelliget, dienen zu einem überzeugenden Beweise, daß solche weder zu Einführung, noch zu Befestigung des Christenthums sind beliebet oder gebraucht worden. Denn wäre dem nicht also; wäre der Fall der Jüden der Ursprung des Aufkommens der Christen gewest: wie hätte das Evangelium zwar alle andere Mittel zu Einführung einer neuen Lehre bemerken, dieses einzigen aber nicht mit einem Worte gedenken können, ob es gleich das alleransehnlichste und überzeugendste gewest wäre? Die Verheerung an der heiligen Städte wird den Jüden von Christo angekündiget;

aber

aber als eine Strafe ihres Ungehorsames, ihrer Blindheit, ihrer Unerkänntlichkeit gegen die Heimsuchung der göttlichen Gnade; keinesweges aber wird dieses Gerichte GOttes für ein äusserliches Zeichen der Einführung des Christenthums, oder für den Zeitpunct ausgegeben, bey welchem der neue Bund und das neue Regiment Christi auf Erden anheben solte. Christi Reich wurde lange zuvor den Heiden geprediget, ehe die Zerstörung des Tempels erfolgte. Aber mit eben dieser Predigt solte das Reich Christi angehen; und Christus weissagte Marc. 24, 14 daß das Evangelium aller Welt geprediget werden, und erst alsdenn das Ende des jüdischen Dienstes kommen solte. Der Text Jesaiä 25, 6. 7. handelt nicht von der Zerstörung des Tempels; und die Decke, die über alle Völker solte gebreitet werden, zielet auf den Vorhang der bey Christi Tode entzwey borste. Die Bekehrung Constantini M. und die darauf erfolgte ungehinderte Uebung des Christenthums wäre mit viel grösserm Rechte für einen Beweiß von der Gültigkeit derselben und für deren Geburtsjahr anzusehen, als die Verwüstung des Tempels; und dennoch wäre noch niemand darauf verfallen, besagtem Kayser den Ursprung des Christenthums beyzumessen. Die Zerstörung Jerusalems könne zwar für eine höchst merkwürdige Bestätigung der christlichen Wahrheit, und für den Anfang desjenigen Zeitraumes angesehen werden, in welchem die Lehre von Christo, durch seine Jün-

ger überall ausgebreitet und durch Wunderwerke bestätiget werden solte: allein der Anfang des Christenthums sey sie darum nicht, noch auch so etwas, ohne welches dieses nicht bestehen können. Es hätten so merkwürdige Zufälle, als die Zerstörung einer alten, ansehnlichen und geehrten Stadt, ingleichen die Zerstreuung eines so wunderbaren Volkes war, in der That sehr viel zu Bekehrung sowohl der Heiden als der Jüden beygetragen, welche wohl wusten, daß der Meßias zur Zeit des zweyten Tempels kommen solte, von dessen Wiederaufbauung sie keine Hoffnung hatten, weil sie bey ihren Propheten keine Weissagung davon fanden. Aber darum sey Warburtons Lehrsatz noch nicht gegründet, und man könne auch aus einer Weissagung von einer totalen, gänzlichen Vertilgung, auf eine finale endliche, das ist, auf eine solche Vertilgung des Tempels nicht schliessen, nach der er niemals wieder aufgebaut werden solle. Wäre über dieses die endliche Verwüstung des Tempels so deutlich, als Warburton davor hält, in der Schrift ausgedruckt, und von so grosser Wichtigkeit, daß auf ihr der Fall oder der Bestand des Christenthums beruhe; so hätte man übel gethan, daß man einen so beträchtlichen Glaubensartikel aus den Glaubensbekenntnissen ausgelassen. Allein die Alten wären weiser gewest, als daß sie sich einer solchen Kenntniß der verborgenen Wege GOttes hätten anmassen sollen, wie Herr Warburton thut, der sich anstellt, als ob

ob er in GOttes Buch gesehen und alles gelesen hätte, was noch geschehen solle.

Zuletzt spottet der Verfasser the very intense heat of the author's *Thaumaturgic* genius, der allzufeurigen Begierde des Herrn Warburtons nach dem Wunderbaren. Darinne, daß keine menschliche Gewalt, keine der noch so heftigen und blutigen Verfolgungen, welche die Christen von so viel mächtigen römischen Kaysern erduldet, im Stande gewest ist, die christliche Lehre zu unterdrücken und zu vertilgen, darinne erkennt Herr Warburton den Finger GOttes nicht: (denn auch bey solchen Dingen die bloß menschliche Erfindung, bloß menschlicher Betrieb sind, ist Brutal force, wilde und unbesonnen angebrachte Gewalt, lange kein so geschicktes Mittel etwas zu stürzen, als List und Tücke) aber das hält er für ein Wunderwerk, davon die Ehre der Erfindung ihm allein gebühre, daß GOtt, um seine Macht zu zeigen, welche die stolzen Rathschläge der Menschen, wie der Wind die Spreu zerstreuet, einen Julianum erweckt, der die christliche Religion auf der Seite, wo sie am schwächsten zu seyn scheinen konnte, eben darum angreifen muste, damit er und seines gleichen Feinde der Wahrheit zu schanden würden. Die alten Kayser und Verfolger der Christen waren, so sagt Warburton, Heiden, und konnten es folglich nicht wissen, daß die christliche Religion nothwendig fallen müsse, wenn der Tempel zu Jerusalem wieder aufgebaut, und der jüdische

Gottesdienst wieder hergestellt würde. Sie konnten also dieses Mittel wider die Christen nicht gebrauchen *). Aber Julianus wuste es als ein Abtrünniger, und wolte es, wiewohl zu seiner Schande, ins Werk stellen. Der ihm mißglückte Anschlag kan also nichts anders als eine überzeugende Probe der Obsicht GOttes über

*) Aber würden sie es auch wohl gethan haben, gesetzt, daß sie solches gewust? gesetzt, daß der Fall des Christenthums von dem Aufkommen des Judenthums abhange, und daß Warburtons Systema keine gelehrte Grille sey? gewiß sie würden sich nie haben träumen lassen, eine Stadt, die zu zerstöhren ihnen so sauer geworden war, wieder aufzubauen, und solche einem so ungezogenen empörischen Volke einzuräumen, welches sie selbst zu Rom unter ihren Augen kaum bändigen konnten. Würden sie sich wohl haben entschliessen können, sich, wie man im Sprüchworte redet, Läuse in den Pelz zu setzen, um der Flöhe los zu werden? Begriffen sie nicht die Christen mit unter dem Namen der Juden? Und litten diese nicht gemeiniglich mit jenen, beyde aber um ein und derselben Ursache willen? Gaben sie die einen nicht für eben so halsstarrige, aufrührische Leute aus, als die andern? Waren die Christen solche Leute als man sie hin und wieder beschreibet; so darf man sich so wenig wundern, daß man wider sie gewütet, als daß sie sich wider alle Wuth erhalten haben. Man gab ihnen Schuld, daß sie sich als Kriegesleute zwar unterhalten liessen; aber wenns zum Treffen käme, nicht fechten wolten, weil ihnen nicht erlaubt wäre, Blut zu vergiessen.

Hat

über seine Kirche, und über die Wahrheit ihrer Lehre seyn. Hierzu sagt unser Ungenannter mehr nicht als folgendes, womit er seine Beleuchtung beschliesset: „So leicht ist es einem wizigen Kopfe, zu bauen und niederzureissen, „und zu thun was ihm beliebet, in the visio- „nary world of unreal miracles in der Träum- „welt ungegründeter Wunderwerke; einer Welt, „die wirklich und nach allen Betrachtungen von „einem Nichts abhängt.„

Hat diese Beschuldigung ihren Grund (wie sie wirklich zu haben scheint) solte man nicht auf solche Leute unwillig werden, denen der Geist der Trägheit schon damals rieth, sich der menschlichen Gesellschaft, oder dem Dienste des gemeinen Besten zu entziehen, und Gräber für lebendige Todten anzulegen? dennoch aber wird eben der Geist der Trägheit über alle Munterkeit darum obsiegen, weil er mehr als diese schmeichelt, und weniger angreift. Es werden hin und wieder Zeiten kommen, und können so wenig aussenbleiben, als sie zu verwünschen und zu verbitten sind, da man diejenigen, die in unsern Tagen auf Einziehung der Klöster, auf Verheyrathung der Nonnen, auf nützliche Beschäftigung der faulen Blutsäuger des gemeinen Wesens dringen, für eben so ungerechte Leute, für eben so greuliche Verfolger der heiligen Gottes ausgeben wird, als einige der ehemaligen römischen Kayser gethan.

III.

Verzeichniß einiger Bücher, welche von Seiten der Quäcker in dem ersten Viertheil dieses Jahrhunderts in Engelland herausgegeben, oder auch von ihnen gebilliget worden *).

I.

A ſhort Hiſtory of the Voyage of Katherine Evans, and Sarah Chevers to the Iſle of Malta, where the Apoſtle Paul ſufferd Shipwreck: To which is added a brief relation from G. Robinſon of the ſufferings, which befel him in his way to Jeruſalem.

2. The Arraignment of Popery, being a Collection out of the Chronicles and other books, of the State of the Church in the primitive, Time viz 1) the ſtate of Papiſts, how long it was, before the Univerſal Pope and Maſs was introduced 2) a Relation of the Cruelties they acted after the Pope got up. 3) What the people of England worſhipped, before they were Chriſtians 4) the blood of the Martyrs being the Seed of the Church.

3. The ſpiritual Gvide, which diſentangles the Soul, and brings it to the inward way to the getting of perfect Contemplation, and the rich

*) Dieſe Nachricht iſt uns von eben der Hand mitgetheilet worden, welcher wir das Verzeichniß zu danken haben, das wir im 162 Stücke dieſer Nachrichten mitgetheilet haben.

rich Treasure of internal peace, writ by Dr. Michael de Molinos, and translated from the Italian.

4. A brief Account of the rise and progress of Qvakers, in which their fundamental Principles, Doctrines, Worship, Ministry and Discipline are plainly declared; with a summary Relation of the former Dispensations of God in the World, by way of Introduction by W. Penn.

5. The Christian Qvaker and his divine Testimony stated and vindicated from Scripture, reason and authority by William Penn.

6. A Defence of a Paper entitled Gospel Truths, against the Exceptions of the Bishop of Corks Testimony by W. Penn.

7. An Account of Will. Penns Travels into Holland and Germany for the service of the Gospel of Christ, by way of Journal, containing also divers Letters and Epistles writ to several great persons whilst there.

8. William Penns Key, in English; 4d, and in french, 4d.

9. Scripture Instruction by Way of Qvestion and Answer, with a Preface by J. Freace.

10. Catechism and Confession of faith by Robert Barclay.

11. A Scripture Catechism for Children by Ambr. Rigge.

12. Instructions for Children by Qvestion and Answer, by S. Hunter.

13. Piety promoted in a Collection *of the Dying and Sayings* of many Qvakers, by John Tomkins.

14. The Harmony of the old and new Testament, with a brief Concordance of the Na-

mes and Attributes etc. given unto Christ, publishd for the benefits of Christians and Jews by John Tomkins, with an Appendix to the Jews by W. Penn.

15. A brief Testimony to the great Duty of Prayer, shewing the Nature and benefit thereof, with many Instances of Gods answer to prayer, collected out of the SS. by J. T. a Qvaker, with a postscript by J. F.

16. Books, Epistles and papers writ by James Nailor.

17. The Works of George Fox II Volumes.

18. Of Isaac Pennington.

19. Of Joseph Crisp, with a Journal of his Life and Travels.

20. Of Samuel Fisher fol.

21. Of Th. Taylor.

22. Of John Cam et John Audland.

23. Of John Crook deceased 1699.

24. The persecution and sufferings of John Whiting and other ancient friends.

25. The Works of Roger Hadock.

26. The Life of W. Edmunson.

27. The Papers of W. Crouch.

28. The History and Life of Th. Ellwood.

29. The Writings and epistles of J. Whitehead.

30. Of Chr. Marshall.

31. Reflexions and Maxims relating to the Conduct of Human Life, with a second part, calld: more fruits of Solitude.

32. Fruits of retirement, or, Miscellaneous Poems, Moral and Divine by Mr Mollineux, late of Leverpool.

33. Musa

33. Musa paraenetica, or a Tract of Christian Epistles on sundry Occasions (in Gedichten oder Versen) by W. Massey.

34. Davideis or the Life of David, King of Israel, a sacred Poem in five books by T. Ellwood.

35. The secret Soothsayer, or hidden Sorcerer discoverd by J. Webster.

36. Ej. Saints perfect freedom.

37. Ej. Saints Gvide, or: Christ the rule, wherein is containd the Efficacy of acquired knowledge, maintenance of ministers, and power of Magistrats in spiritual things.

38. The Harmony of divin and heavenly doctrines demonstrated in sundry declarations on variety of subiects, preached at the Qvakers Meetings in London by W. Penn, G. Whithead, S. Waldenfield and B. Cole.

39. Christ all in all, opened in a Sermon by Mr. Steph. Crisp, late of Colchester in Essex, as it was deliverd by him in the Qvaker Meetings house at Devonshire house without Bishopgate London, together with his prayer after Sermon.

40. Christs Spirit a Christians strength, two Sermons on Acts 1 v. 8 preachd for the Use and Instruction of those, that are spiritual, ao 1645 by William Dell, Minister of the Gospel of Jesus.

41. The Tryal of Spirits both in Teachers and Hearers, testifying the certain downfall of the Carnal and antichristian Clergy of these Nations to the University Congregations in Cambridge; where unto is added a Confuta-

 tion

tion of divers groſs Errors, deliverd by Sydrach Sympſon in a Sermon preached to the ſame Congregation at the Commencement ao 1653 by W. Dell, Miniſter of the Goſpel and Maſter of Gonvil and Cajus Colledge in Cambridge.

42. Divine Love exalted, being ſelect Meditations, Ejaculations and divine Soliloqvies concerning the Love of God by an Eminent Lady in Germany.

43. The Poſſibility and Neceſſity of the Immediate Revelation of the Spirit of God towards the foundation and Ground of true faith, proved in a letter, writ in Latin to the Heer Paets, and now engliſhd by R. Barclay.

44. Academia Coeleſtis, the heavenly Univerſity, or the higheſt School, where alone is that higheſt teaching, the Teaching of the Heart, by Francis Rouſe, ſometime Provoſt of Eaton College, a Treatiſe written above threeſcore Years ſince 3d Edition, compared with the Latin.

45. Two Treatiſes of Th. Lawſon deceaſed, containing a) a Word to Artiſts eſpecially Heptatechniſts, the profeſſors of the ſeven Liberal Arts, ſhewing what is therein owned by the Qvakers, and what is denied by them, with ſeveral other thing, touching the Divinities of the Heathens, Schooltitles, Degrees etc. b) a Treatiſe relating to the Call, Work and Wages of the Miniſters of Chriſt and Anti Chriſt.

46. Baptiſmatologia, or a Treatiſe concerning baptiſms, with a diſcourſe, concerning the Supper Bread and Wine, calld alſo Communion, by Th. Lawſon.

47) Ej. Dragonsfall before the Ark, written primarily for a testimony for the Lord, his Wisdom, Creation, products of his power, useful and necessary knowledge, capacitating people for the Concerns of this Life; secondly as a Testimony against the old serpent, his foolishness with God, his arts, inventions, Comedies, Tragedies. lascivious poems, frivolous fables, spoil Philosophy, taught in Christian Schools by Th. Lawson.

48. Truth prevalent and Qvakers disthargd from the Norfolck rectors furious Charge, in an Answer to their book falsly stild: the principles of Qvakerism proved to be blasphemous and seditious by Ed. Beckham, Rector of Gaytonthorp, Henr. Mariton Rector of Oxborough and Lan. Topcliff, Rector of Hockwold, Norfolk, done by G. Whithead.

49. Truths Vindication, to wipe of the foul aspersions cast upon the Qvakers both with respect to their people, as their way of proselyting people.

50. The poor Mechanics plea against the Clergys Oppression, shewing Tythes are no Gospel Ministers Maintenance, by J. Bocket.

51. Vindiciæ veritatis in answer to a Treatise of John Stillingfleets, miscalld: seasonable Advice concerning Qvackerism, by Dan. Philips.

52. Angvis flagellatus, or a swith for the snake, being an Answer to the 3d and last Edition of the snake in the Grass, wherein the Authors false Quotations, Misrepresentations &c. are detected by Joh. Wyeth, with a Supplement by G. Whitehead.

53. Lux

53. Lux Evangelica, or the Light within, being a reply to G. Keiths (who fell from Qvakerism to the Church of England and came as Parson to Pensylvania) Censure in his book entitled: An Account of the Qvakers politicks, upon certain passages in my book entitled: Mercy covering the Judgement Seat &c. by Rich. Claridge.

54. The Clergymans pretence of divine right to Tithes examind and refuted, being an Answer to the 4th letter of W. Ws. Book entitled: the Clergys legal right to Tithes asserted, by J. Gratton.

55. Gratton concerning Baptism and Lords Supper.

56. Cerinthus and Ebion, or the Heresy of Tithing under the Gospel detected, in some observations upon a book, calld: an Essay concerning the divine right of Tithes, by the Author of the snake in the Grass: by B. Lindsley, with an Essay, concerning the first rise of Tithes.

57. Truth and Innocency vindicated, or, a just Examination of two books against the Qvakers many horrid blasphemies &c. examind by G. Whitehead, containing also many of the repeated abuses in J. Meritons Antidote, and Fr. Buggs Pilgrims progress.

58. The Rector examind about his book, stild an Antidot against the Venom of Qvakerism by J. Meriton, Rector of Boughton in Norfolk, by G. Whitehead.

59. Gods protecting Providence, or Robert Barrows with divers other persons deliverance from the Waves of the sea, when they sufferd shipwrack, as also from the cruel devowring Jaws of the inhumane Cannibals of Florida, related by

by Jonat. Dickenson, one of the concerned persons.

60. A Vindication of Womens preaching from S. S. and ancient Writings, as also from the paraphrase and Notes of the judicious J. Looke on 1 Cor. c. 11, by Josiah Martin.

61. The saints Travel to spiritual Canaan, wherein are discoverd several false rests, short of the true Spirituel coming of Christ in his people, by R. Wilkenson.

62. A Testimony to the Truth of God, being a Vindication of Qvakers from Abuses and Misrepresentations often put upon them by envious Apostates and mercenary adversaries.

63. A Treatise of Election and reprobation, in Vindication of the Universal Grace and Love of God in Mankind by B. L.

64. New England judged, or, a brief relation of the sufferings of the Qvakers there from 1656 to 1665, publishd first by G. Bishop ao 1667, but now somewhat abbreviated with some notes, shewing the Accomplishment of the prophecies of the Sufferers, the Judgments of God, that have befaln divers of their persecutors; Item, an Answer to Cotton Mathers Abuse of the said people in his History of New England, printed 1702.

65. An Abridgment of Eusebius Pamphilius Ecclesiastical History in two parts, containing a) a compendious Commemoration

of

of the remarkablest Chronologies containd in that famous history b) a summary of the persecutions, sustaind by the ancient Christians, with a compendious paraphrase upon the same; whereunto is added a Cataloge of Councils and synods after the days of the Apostles, with a hint, of what was decreed in the same, by W. Caton.

66. No Cross no Crown, writ by W. Penn. 7th Edition 1725.

In diesem Buche handelt der Autor von der Selbstverleugnung, und Enthaltung von Hoffart, Geitz, Wollust, wie auch von geduldiger Ertragung des Bösen. Pag. 298 giebt er denen Christen den Rath, daß sie die Handthierungen, welche denen Menschen zur Eitelkeit, Wollust und Schwelgerey behülflich sind, unter sich abschaffen sollen. Wenn diejenigen, so sich bis anhero damit genähret, sich auf nützlichere Gewerbe legeten, so würde der Vortheil vor das gemeine Wesen daraus erfolgen, daß man die Waaren, welche ietzo sehr theuer sind, indem die Arbeit sehr bezahlet wird, bey der grössern Menge derer Handarbeiter in wohlfeilerm Preise bekommen könnte. Pag. 301 spricht er, die Qväcker entäusserten sich vieler Dinge, deren sie sich sonst mit gutem Rechte bedienen könnten; blos deßwegen, weil solche insgemein und fast durchgehendes bey andern Leuten pflegeten gemißbrauchet zu werden, und damit sie dieselben durch ihr Exempel nicht in diesem Mißbrauche stärken möchten. In

dem

dem 2ten Theile führt er viele Exempel von merkwürdigen Reden an, welche gelehrte und tugendhafte Leute so wohl unter denen Heiden als Christen, beydes im Leben als auch bey ihrem Absterben geführet haben; alles in der Absicht, um seinen in dem ersten Buche ausgeführten Hauptsatz, daß nemlich ein Christe wohl thun, und das Böse geduldig ertragen müsse, dadurch zu bestärken. Unter andern werden auch hierbey die Waldenser mit angeführet, deren Geschichte er mit denen Zeugnissen der Historiæ de origine Waldensium, des Vignias Hist. Bibl. Dubrand Hist. Bohem. Thuani in historia sui temporis, Matth. Paris Hist. Angliae, Bellarmini Tom libr. c. 2. & Annal. Eccles. Tom 12. Jo. Paul Per Hist. Wald. dem Morrel in seinen Memoires, Sp. Alemàn. fol 50. Thesaur. fed. ap. Wald. den Bern. de Gir, Seigneur de Hail Hist. de la France, l. 10. Wesemb. Orat. in Wald. Beza hist. hon. dign. Vixer de vera et falsa religione l. 4. c. 13. Vieaux Mem. fol. 6. Sigonio de regno Ital. l. 7. Sernay c. 47. Chef. l. 3. c. 7. Rainerio in capite de studio pervertendi alios & modo dicendi, Krantzio in Metrop. l. 8. Sect. 18. & in Saxonia eiusd. l. 8. c. 16. berühret. Nach Penns Meinung hiessen die Waldenser auch Albigenser, Lollarde, Arnoldisten, Esperonisten, Henricianer, Siccaren, Insabathen, Patarenianer, Turlupiner, Lyonisten, Fraticelli, Hussiten, Böhmen. Pag. 483 führet er den Cardinal

Riche-

Richelieu auf, welcher dem alten Peter du Moulin, einem berühmten Protestanten in Frankreich soll gestanden haben, daß er viel unrechtmäßige Dinge aus Staatsraison vorgenommen, und um sein Gewissen deshalben zu beruhigen, öfters versuchet hätte, den Glauben von dem Daseyn GOttes und einem andern Leben nach dem Tode, in seinem Gemüthe zu unterdrücken. Allein der Begriff von einem göttlichen Wesen sey so feste in seiner Seele eingepräget gewest, daß er solchen niemalen ausrotten können, sondern glauben müssen, der Mensch habe nach dem Tode seine Belohnung zu gewärtigen. Pag. 508 meldet er, daß die Pfalzgräfin am Rhein, Elisabeth, im Jahr 1680 auf ihrem Hause zu Herwerden, (so vielleicht Herford heissen soll) allwo sie ein kleines Stücke Landes besessen, verstorben sey. Diese Princessin sey einst nach Hamburg gekommen, und habe daselbst denen Qväckern, insbesondere aber dem William Penn verstattet, in ihren Zimmern zu verschiedenen malen ihre Kirchenversammlungen zu halten. Pag. 506 stellet er uns seines Vaters Exempel vor, welcher 30 Jahre lang in Engelland grosse Staatsbedienungen bekleidet habe, und ihm wegen seines Uebertritts zu den Qväckern feind geworden wäre. Als es aber zum Sterben gekommen, habe er sich gänzlich hierinne geändert, und auf seinem Todbette unserm William Penn die Vermahnung gegeben, daß er mit seinen Freunden nur ge-

trost

trost in ihrer einfältigen Art zu predigen und zu leben fortfahren solte, so würde man der Priester vor immerdar entbehren können. Pag. 509 gedenkt er, daß zu Renty, ein junger französischer von Adel, einen Begriff von der Eitelkeit der Welt bekommen, und ungeachtet er grosse Ehrenämter besessen, dennoch alle Pracht ꝛc. so fort verlassen hätte. Ferner führet er von pag. 486 bis 490 die letzten Worte Seldeni, Grotii, Salmasii, Fr. Junii und A. Riveti an, welche insgesammt ihre Gelehrsamkeit gegen das gottesfürchtige Leben armer Christen vor nichts geschätzet haben. Es folgen auch einige Exempel, nach welchen verschiedene Qvacker mit Gewalt zu Kriegsdiensten gepresset; die Capitains aber nach einiger Zeit von GOtt so plötzlich gerühret worden, daß sie aus Angst so fort Befehl gegeben, dieselben wieder auf freyen Fuß zu stellen.

IV.

Conamina IV. Philosophiæ mathematicæ ex Euclide restitutæ.

d. i.

Vier Versuche, die Philosophie auf mathematische Weise aus dem Euclide wieder herzustellen, entworfen von Joh. Jacob Hentsch aus der Lausiz,

Magister der Philosophie. Leipz. 1751 und 1752, in 8. 1 Alph. 16 Bogen.

Herr M. Hentsch besitzt eine schöne und gründliche Einsicht sowohl in die philosophischen als mathematischen Wahrheiten. Und wie diejenigen, welche Gründlichkeit lieben und suchen, längst geurtheilet, daß man beyde Wissenschafften verbinden müsse; so hat er in dem Buche von welchem wir reden, davon eine sehr gute Probe gegeben. Wir wollen dessen Inhalt kürzlich anzeigen. In dem ersten Versuche leitet er die ganze Vernunftlehre aus 46 Sätzen des Euclidis auf eine solche Art her, daß diese Wissenschafft mit viel schönen Gedanken und Zusätzen vermehrt wird. Dergleichen gründliche und nützliche Betrachtungen, dazu die euclideische Geometrie dem Hrn. Verfasser Anlaß gegeben hat, wird man in andern gemeinen Vernunftlehren vergebens suchen, worinne man insgemein das leichte schwer macht, durch den Glanz und äusserlichen Schein fremder Wörter die Unwissenden betrügt, und an statt der wahren Regeln welche natürlich und leicht sind, einen Schwall neuer Kunstwörter und unnützer Grundsätze häuft. Es besteht die ganze Vernunftlehre des Herrn Verfassers aus 14 Abschnitten; worinne die Wirkungen des menschlichen Verstandes in einer natürlichen und zusammenhangenden Ordnung erklärt werden; so eben die mathematische Methode

thode ist, welche die wenigsten der neuern kennen, ob sie gleich den äusserlichen Schein der Methode brauchen. Wie genau aber die Regeln ordentlich zu denken mit der Meßkunst verknüpft sind, kan man aus dem 10ten Abschnitte des Herrn Verfassers erkennen, worinne er von Erfindung der Erklärungen handelt, und ob sie einen Beweis brauchen oder nicht, untersucht. Es wird den Lesern nicht unangenehm seyn, wenn wir die Stelle des Herrn Verfassers selbst hieher setzen: Quæcunque ideæ abstractæ ex singularibus formatæ ingrediuntur definitionem, eæ, cum a sensibus suam repetant certitudinem, nullam admittunt demonstrationem; quam qvidem exigere velle, temerarium foret atque contradictorium. Postulantur igitur & definitiones, quæ ex eiusmodi notionibus componuntur tanquam primitivæ a quovis habendæ sunt. V. C. definitiones, *termini*, *figuræ*, *extensionis solidæ*, *superficialis*, linearis, absque ulla demonstratione admittuntur, & cum in hac Geometria formationes rectarum & circulorum pro primis habeantur; definitiones vi huius suppositionis a num. 1 -- 23 absque ulla demonstratione assumendæ erunt, excepta anguli recti definitione, de qua deinceps. Paullo post: Quod si igitur in speculationibus nostris ad determinandas novas ideas pervenerimus, duo hi casus semper erunt distinguendi, ne culpa nostra in varios incidamus errores, &

a recta aberremus via. Uti enim ideas, quæ scientiæ alicujus simplicioribus suppositis nituntur, determinare in potestate nostra est situm; sic omnes reliquas, quæ dictam conditionem non habent ideas, ut missas faciamus, meditandi ordo postulat. Hac in re sequimur auctorem Euclidem, qui in contemplationibus geometricis regulas propositas exacte observavit. Hæc methodus euclidea manifesta est ex sequentibus, quas subjungam, observationibus. 1) Variis simplicissimis constructis problematibus uti probl. I. II. III. Euclides vi propositionis octavæ, data recta & puncto rectam, ad angulos rectos duxit; adeoque anguli recti ideam assecutus est propos. XI. XII. collat. defin. 10. Posita jam perpendiculari super aliam rectam, reliqui omnes anguli determinati sunt, cum vel majores debeant esse vel minores. 2) Ex prop. XXXII triangula quoad angulos sunt determinata; in qua fundantur definitiones 27. 28. 29. 3) Parallelarum definitionem assecutus est ex prop. XXVII & XXXI in quibus existentia & indoles parallelarum simul demonstrantur. 4) Quadrati, Oblongi, Rhombi & Rhomboidis natura cognita est ex prop. XXXIII. XXXIV. coll. prop. XLVI. unde definitiones n. 30 -- 33 exortae sunt.

In dem andern Versuche zeigt der Herr Verfasser, wie das andre Buch des Euclidis sey

erfunden worden. Diesem zu folge hat er die Gründe der Arithmetic, besonders aber den Ursprung der Buchstaben-Rechnung, welche nicht einem jeden bekannt ist, in ein helles Licht gesetzet.

Der dritte Versuch beschäftiget sich mit der Metaphysic, welche sehr sinnreich aus dem dritten und vierten Buch des Euclidis ist hergeleitet worden. Es ist alles in der grösten Deutlichkeit vorgestellt, und der unnütze Kram der gemeinen Weltweisen gänzlich abgeschafft worden; daher man dieses Unternehmen vor höchst nützlich ansehen muß. Wir wollen nur eine einzige Stelle den Lesern zu gefallen hieher setzen, welche die mathematische Methode betrifft, und werth ist, überlegt zu werden. Nachdem der Herr Verfasser die wahre Gestalt der mathematischen Methode erklärt hat; so vergleicht er sie mit der gemeinen und sogenannten scientifischen Lehrart, und schildert sie folgendergestalt ab: Methodum hanc explicitam, a vulgari, toto, quod ajunt, cœlo, differre; nemo non videt, qui utramque ea, qua par est diligentia, inter se comparaverit.

Sectatores enim vulgaris illius, a natura prorsus abhorrentis & ad somnia & commenta abducentis methodi, primum in eo peccant, quod abstractorum seriem ex idearum resolutione oriundam nullis circumscribant limitibus;

bus; unde fit, ut *res a rebus*, *nomina a nominibus*, a *rebus* iterum *nomina*, & illa omnia ab *intellectu*, & *intellectum* denique a *se ipso* sejungant. Deinceps a naturali seu mathematica methodo penitus aberrant, quod determinationes omnes possibiles rei conceptæ inhærentes, designent vocabulis novis, iisque barbaris, vocumque receptarum significationes, levissima de causa mutent. Præstrata hac abstractorum ingenti mole, vocumque farragine; hujus generis philosophi, principia fingunt numero multa, vage sumta, nulloque plane modo definita, eum potissimum in finem, ut doctrinae ubertatem præ se ferant, & controversias nanciscantur, ex quibus famæ celebritatem consequi satagunt. Tandem huic vastissimo principiorum undecunque sumtorum agmini, superstruunt conclusionum molem, nullaque habita ordinis naturalis ratione (abhorrent enim a rigore Geometrarum) unam eandemque rem decem nominibus signatam, decies demonstrant. Hinc emergunt sic dicta vastissimæ molis systemata, intra breve temporis spatium elaborata, quæ continent principia inaudita, veteribusque plane incognita, nec non conclusiones, quæ ad mundos omnes possibiles pertingunt; sed si systemata ejusmodi vastissima & verborum ambagibus repleta, paulo accuratius examinaveris; pauca vel prorsus nihil pluribus exponi pronunciata sterilia & theo-

rema-

remata nulli usui inservientia condi, aliena, ex principiis prius positis nullo modo fluentia adduci, quæstiones simpliciores cum magis perplexis atque difficilioribus confundi, & ut uno verbo omnia comprehendam: *summa* cum *imis* misceri, deprehendes. En! vulgaris methodi formam! &c.

Der vierte Versuch erkläret die allgemeinen Eigenschafften der Grössen, als die Zusammensetzung, die Ausdehnung, den Raum, die Unendlichkeit und Theilbarkeit; welche so schweren und streitigen Lehren von dem Herrn Verfasser in ein solches Licht gesetzet worden sind, als noch von niemanden geschehen. Die Hauptsätze, welche hier gründlich erwiesen werden, sind: 1) Die Puncte, Linien, Flächen und geometrische Körper sind reell. 2) Der geometrische Körper ist von dem physicalischen darinne unterschieden, daß jener durchdringend, dieser aber wegen der Materie undurchdringlich ist. 3) Der menschliche Verstand stellt sich die materiellen Körper eben so vor als die immateriellen, oder geometrischen Körper. 4) GOtt kan in keinem Raume seyn, es mag der Raum endlich oder unendlich angenommen werden. 5) Wir können keine unendliche Grösse gedenken.

V.

M. Wenceslai Niederwerfers, weiland Pastoris zu Neusalza in Meissen, biblische Handconcordanz, nebst einer Vorrede Herrn D. Johann Christian Steinlers, Professores Theol. Ordin. und Pastoris zu St. Thomä in Leipzig, dritte Auflage, über die Helfte vermehret von Joh. Wilhelm Hartung, aus Arnstadt in Thüringen. Königsberg und Leipzig 1753, in groß 4to, VII Alph. 1 Bogen.

Das Buch welches wir unsern Lesern vorlegen, ist nicht ganz neu, sondern die dritte Ausgabe eines schon bekannten Werkes. Es kam dasselbe als eine Realconcordanz zum erstenmale 1714 allhier zu Leipzig in Thomas Fritschens Verlage an das Licht. Weil aber solchem die gehörige Vollständigkeit mangelte; so verbesserte und vermehrete es der Verfasser in einer Zeit von achtzehn Jahren dergestalt, daß es fast um den dritten Theil stärker ward, und nach dessen inzwischen erfolgtem Tode, in des königsbergischen Buchhändlers Eckards Verlage, zum andernmale gedruckt wurde.

Weil aber auch diese Ausgabe bald abgienge, so besorgte der ietzige Verleger, Herr Hartung, eine neue, welche die dritte ist, und vor denen vorhergehenden einige Vorzüge hat. Diese kommen auf folgende Stücke an. Es sind bey den meisten Artikeln die vornehmsten Bedeutungen der Wörter nach ihrer Verschiedenheit genau angezeiget worden, und die Sprüche selbst nach der kleinen hällischen Handbibel angeführet, auch von Druckfehlern in den Zahlen und sonst gereiniget, ein jeder Artikel aber mit mehreren Schriftstellen versehen, und wenn man die eigentlichen Worte nicht allezeit beybehalten können, doch die Sache richtig ausgedruckt worden. Man hat über dieses eine beträchtliche Anzahl neuer Artikel welche zur thetischen, polemischen und paracletischen Gottesgelahrheit gehören, eingerücket; daher dieses Werk nunmehr als eine bequeme Verbal- und Realconcordanz kan angesehen werden: bey welchem allen Herr Joh. Wilhelm Hartung, ein geschickter Candidat des Predigtamtes, vielen Fleiß erwiesen.

Man wird aus einem Buche dieser Art keinen fernern Auszug verlangen. Aber von der gelehrten Vorrede, welche unser berühmter Herr D. Stemler demselben vorgesetzt, wollen wir noch etwas gedenken. Er handelt in derselben von der genauesten Uebereinstimmung der heiligen Schrift; von denenjenigen, wel-

che biblische Concordanzen verfertiget, und von den Lebensumständen des Verfassers gegenwärtigem Werkes.

Anfänglich erweist der Herr Doctor, daß in der heiligen Schrift nothwendig die vollkommenste Uebereinstimmung seyn müsse, und sich nichts widersprechendes in derselben finden könne, weil sie den weisen GOtt selbst zum Urheber hat, und den Menschen zu heilsamer Erkenntniß der Wahrheiten gegeben worden, die zu ihrer Seligkeit nöthig sind. Nechstdem zeigt der Herr Verfasser die verschiedenen Arten der Uebereinstimmung in den göttlichen Büchern. Es findet sich in denselben eine Uebereinstimmung der biblischen Geschichte mit der Erzehlung der blos menschlichen Geschichte: eine Uebereinstimmung der Wahrheiten, welche dieselbe vorträgt, mit den gewissen Wahrheiten der Vernunft: eine Uebereinstimmung der Weissagungen mit ihren Erfüllungen: endlich aber eine Uebereinstimmung der Lehrsätze der heiligen Schrift untereinander. Alles dieses führt der Herr Doctor sehr gründlich aus, zeiget zugleich den Nutzen, welchen diese Uebereinstimmung der heiligen Bücher in dem Leben und Wandel der Christen haben, und rühmet diejenigen, welche diese Uebereinstimmung in besondern Schriften darzuthun bemühet gewest. Nicol. Alard hat dieselben in seiner Bibliotheca harmonico - biblica besonders angezeiget: und

und es gehören dahin in unsern Gemeinen hauptsächlich Andreas Althammers conciliationes locorum scripturæ specietenus inter se pugnantium, Christian Matthiæ antilogiæ biblicæ, Mich. Walthers harmonia biblica, Phil. Heinr. Friedliebs theologia exegetica, Andreas Brückners vindiciæ biblicæ: unter den Reformirten aber insonderheit Nic. Arnolds lux in tenebris, Franc. Junii und Joh. Drusii parallela sacra, und Friedr. Spanheims vindiciæ evangelicæ.

Hierauf kommt der Herr Verfasser auf diejenigen, welche biblische Concordanzen verfertiget. Man hat zuerst über die lateinische Bibelübersetzung dergleichen Register gemacht; und es schreiben einige die Erfindung derselben, wiewohl mit keiner Gewißheit, dem Antonio von Padua zu, Jacob Qvetif und Jacob Echard geben in den scriptoribus ord. prædicatorum den Hugo de S. Caro, der unter dem Namen des Cardinals Caro bekannt ist, und pater Concordantiarum genennet wird, für den Erfinder an, und suchen zu erweisen, daß Johann de Derlingtonia und Richard de Stannesby, mit andern Engelländern den Anfang gemacht, wozu hernach Conrad von Halberstadt, und Johann de Ragusio gekommen; welcher letztere im funfzehnten Jahrhunderte gelebt, und die Particuln zusammen getragen. Johann Trithemius hingegen ertheilt folgen-

folgende Nachricht: Conrad von Halberstadt soll Concordantias biblicas herausgegeben haben, welches Repertorium hernach durch verschiedene gelehrte Männer vermehret, und sonderlich um die Zeit des baselischen Concilii durch Johannem von Ragusio, Gvalterum Scotum, und zuletzt durch Johannem de Segubia vollendet worden. Nachdem man diese Concordanz zu Basel und Paris gedruckt, sind noch mehr dergleichen lateinische Concordanzen ans Licht getreten; deren Verzeichniß man in des le Long Bibliotheca sacra findet.

Das Beyspiel der Christen bey Beföderung der Brauchbarkeit der lateinischen Bibel, hat den R. Isaac Nathan gereitzet, an einer Concordanz über die ebräische zu arbeiten, welchem verschiedene nachgefolget, unter denen der ältere Buxtorf den meisten Ruhm verdienet, Nold aber eine Concordanz über die ebräischen Partikeln verfertiget. Ueber die griechische Uebersetzung des A. T. haben wir Conrad Kirchers und Abrah. Trommii, über das N. T. aber Christoph Betuleji, Heinrich Stephani und Erasm. Schmids Werke gleicher Art. Was aber die Concordanzen über die deutsche Bibel anbetrifft; so ist Leonhard Brunner der erste gewest, so dergleichen Werk unternommen, und 1530 zu Straßburg eine deutsche Concordanz ohne Vorsetzung seines Na-

mens

mens drucken lassen. Nach der Zeit haben sich Petrus Patirius, Lucas Stöckel, Conrad Agricola, Johann Piscator, Johann Faber, Daniel Fessel, Martin Gumbrecht, George Michaelis, Avenarius ꝛc. gleicher Arbeit unterzogen. Sonderlich aber hat Conrad Agricolä, Buchdruckers in Nürnberg, Concordanz, die er durch gelehrter Männer Beyhülfe zu Stande gebracht, viel Beyfall gefunden; welche Christian Zeissens Verbesserungen noch brauchbarer gemacht, der auch eine feine Nachricht zur Historie der deutschen Concordanzen mitgetheilet. Es behält aber doch M. Friedrich Lankischens deutsche, hebräische und griechische Concordanzbibel unstreitig den Preiß, von welcher L. Glauche in dem schediasm. de concordantiarum biblicarum usu, und Doctor Feustking in der Schrift de recondito concordantiarum lankisianarum usu in homiliis sacris, umständlich handeln.

Darauf redet der Herr Verfasser von dem Nutzen der Verbal- und Realconcordanzen. Die ersten dienen zu Beförderung des richtigen Verstandes und heilsamen Zweckes der heiligen Schrift, weil die Vergleichung der Schrift mit sich selbst ein unentbehrliches Mittel zur richtigen und gründlichen Auslegung derselben ist; welches der Herr Verfasser mit verschiedenen Zeugnissen bewährter Gottesgelehrten bestätiget. Insonderheit aber schaffet die

deut-

deutschen Concordanzen den Vortheil, daß sie die Hauptpflicht der Christen erleichtern, sich in Gottes Worte zu üben, indem dieselben dasjenige, was sie in öffentlichen Reden ihrer Lehrer gehöret, nachschlagen, wieder finden, und sich auf diese Weise die öffentliche Handlung des göttlichen Wortes zu ihrer Ueberzeugung in Besserung nützlicher machen können. Diejenigen aber, welche als Lehrende und Lernende mit der Gottesgelahrheit näher zu thun haben, und mächtig in der Schrift seyn sollen, überheben dergleichen Spruchregister der Mühe eines langen Suchens in den Büchern der Männer GOttes. Der Nutzen der Realconcordanzen gehet noch weiter, weil solche die Stelle der Commentarien und grossen Wörterbücher vertreten, aber mit geringern Kosten angeschaffet, und mit weniger Mühe gebraucht werden können.

Endlich füget der Herr Doctor noch folgendes von dem Leben des Verfassers bey. Wenceslaus Niederwerffer war zu Martinsdorf in Böhmen 1667 geboren, und muste bereits im andern Jahre nach der Geburt mit seinen Eltern bey den damaligen Religionsbedrückungen das Land meiden. Da sich nun diese nach Dreßden wandten, so wurde er daselbst erzogen, und studirte hernach zu Wittenberg. 1701 berufte ihn der Freyherr von Hoymb zum Pastorate des vor einiger Zeit erbaueten

Städ-

Städgens Neusalza, in der Bischofwerdischen Inspection; welchem Amte er mit aller Treue vorstand, und seine Nebenstunden auf Verfertigung dieser Handconcordanz wendete. Nachdem solche 1714 an das Licht getreten, vermehrte er sie innerhalb 18 Jahren durch wichtige Zusätze fast um den dritten Theil, erlebte aber die neue Ausgabe nicht, sondern starb 1733 im 66ten Jahre.

Inhalt:

---

3) Commentarii, de rebus in scientia naturali & medicina gestis, Vol. II. pars tertia. 8.

4) Carl. Linnæi Species Plantarum. Tomus primus, groß 8. Holmiæ 1753.

5) Joh. Swammerdams Bibel der Natur, worinne die Insecten in gewisse Classen vertheilet, sorgfältig beschrieben, zergliedert, in saubern Kupferstichen vorgestellet, mit vielen Anmerkungen über die Seltenheiten der Natur erleutert, und zum Beweis der Allmacht und Weisheit des Schöpfers angewendet werden, nebst Herrn Boerhave Vorrede, aus dem Holländischen übersetzt, mit 53 Kupfertafeln. Fol. Leipzig 1752.

6) Jean Phil. de Limbourg Traité des eaux minérales de Spa. 12. Leide.

7) Histoire civile, ecclesiastique & litteraire de la Ville de Nismes par Mr. Ménard. 4. Paris 1750.

8) Idée de la Poësie Angloise, ou traduction des meilleurs Poëtes Anglois par l' abbé Yart. IV. Tomes. 12. a Paris 1753.

9) Bibliotheca Pistoriensis a Francisco Ant. Zacharia S. J. descripta, Fol. Aug. Taurinor. 1752.

10) Dissertationi Vossiane di Apost. Zeno, cioe giunte e osservazioni intorno agli storici italiani che hanno scritto latinamente, rammentati dal Vossio nel III. libro de historicis latinis. 4. in Venezia 1752.

11) Ichnographia Villæ Tiburtinæ Hadriani Cæsaris olim a Pyrrho Ligorio delineata & descripta postea a Francisco Continio recognita & publici juris facta. c. fig. Fol. Romæ 1751.




Johann Friedrich Bahrdt
der Gottesgelarheit D. derselben
öffentlicher Lehrer und Prediger
zu Leipzig.

Zuverläßige Nachrichten

von dem

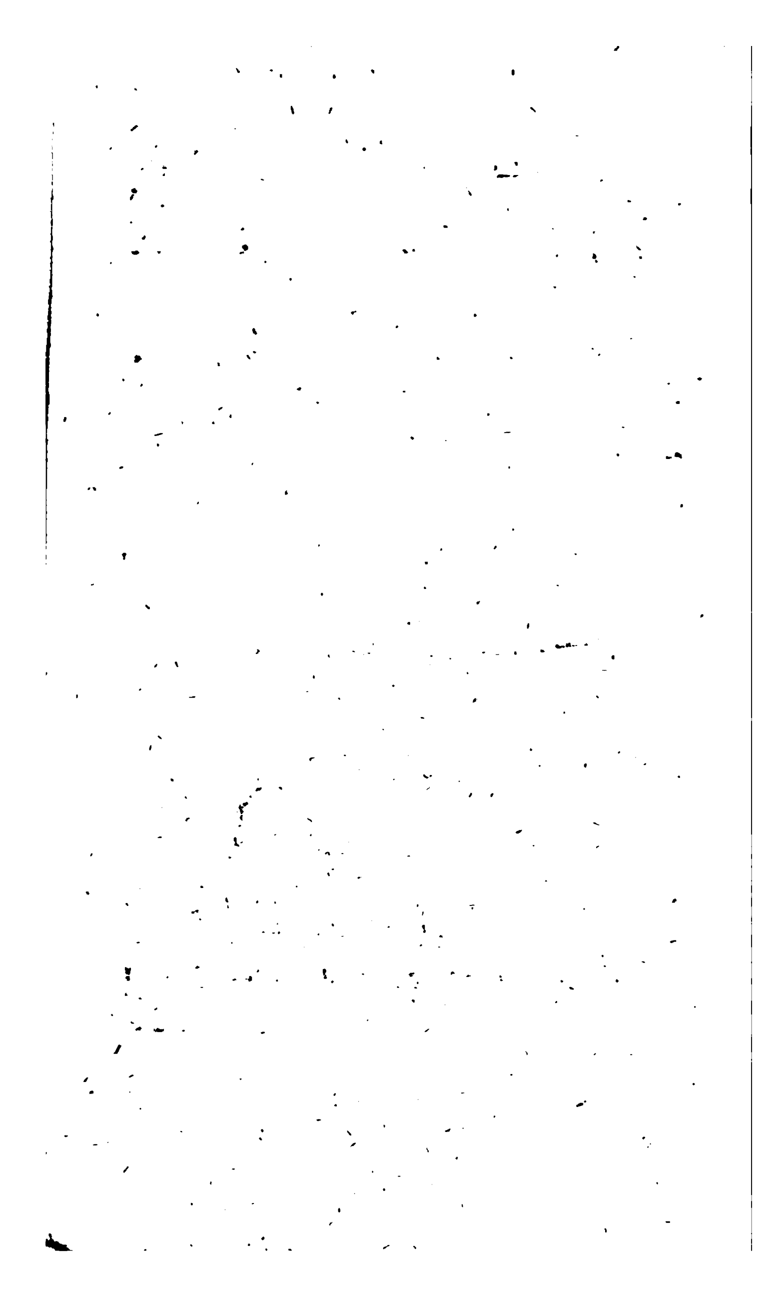
gegenwärtigen Zustande, Veränderung und Wachsthum der Wissenschaften.

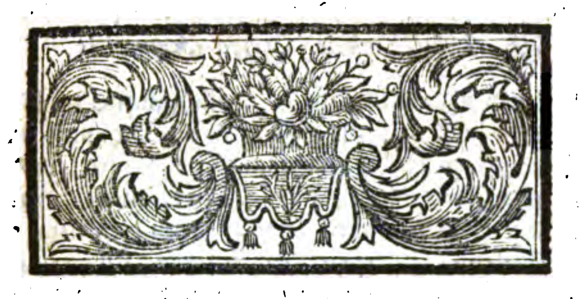


Hundert und fünf u. sechzigster Theil.

Leipzig, 1753.

in Joh. Friedr. Gleditschens Buchhandlung.





I.

De ſupremo - dogmaticis Epiſcoporum Judiciis.

ꝺ. I.

Pauli Stephani, beyder Rechte Doctors, und der Gottesgelahrheit öffentlichen Lehrers, wie auch bey der Kirche des heil. Apollinaris zu Venedig Predigers, theologiſch-canoniſche Abhandlungen von den oberſten Urtheilen der Biſchöffe in Glaubensſachen, und daß ſolche durch das Anſehen des apoſtoliſchen Stuhls behörig bekräftiget werden müſſen. Venedig, im Jubeljahre 1750, 1 Alphabeth, 10 Bog.

Man pflegt in der römiſchen Kirche die Frage aufzuwerfen: ob ein jeder Biſchoff, entweder allein oder auch mit ſeinem Particular-Convente die Macht habe, die in ſeinem Sprengel in Glaubensſachen vorfallenden Streitig-

keiten, ohne Beyhülfe des apostolischen Stuhls, abzuthun und zu entscheiden? Die meisten verneinen diese Frage: andere hingegen, und zwar, wie der Verfasser schreibt, unter diesen letztern auch solche Personen denen die gelehrte Welt viel zu danken hat, bejahen solche, und behaupten, es sey an und für sich mit der bischöfflichen Gewalt verknüpfet, daß die Bischöffe eben so gut als der Pabst, in Glaubenssachen urtheilen können. Sie bedienen sich dabey des Grundes, daß kein einziger Rechtsspruch vorhanden sey, welcher denen Bischöffen und denen nicht allgemeinen Kirchenversammlungen dergleichen Urtheile untersage, oder denselben verbiete zu untersuchen, ob dasjenige was der Pabst in Glaubenssachen ausgesprochen, der heiligen Schrift und denen Traditionen sich gemäß befinde, welches vielmehr ausdrücklich vergönnet worden; dahingegen die zwey einzigen Texte welche dergleichen Sachen an den apostolischen Stuhl zu verweisen schienen, denen übrigen gar nicht entgegen stünden. Dieses hat den Verfasser, welcher ein eifriger Verfechter der päbstl. Rechte zu seyn scheinet, bewogen, gegenwärtige theologisch-canonische Abhandlung in die Welt zu schicken; vermüthlich zugleich in der Absicht, es seinen Landsleuten nachzuthun, von denen er im 10 §. des 1 Cap. selbst schreibt: Nos Itali, Theologico-Canonica Opera haud raro emittimus. Es besteht aber gegenwärtige Abhandlung aus 16 Hauptstücken, in denen

nen 11 erstern der Verfasser die Gründe seiner Meinung vorzutragen, in denen letztern aber seine Gegner zu widerlegen suchet. Die Schreibart ist dergestalt beschaffen, wie man solche von dem Verfasser in dieser Art von Abhandlungen erwarten konnte; am meisten aber ist die Bescheidenheit zu rühmen, mit welcher er gegen seine Gegner verfährt, die man sonst in denen Streitigkeiten der römischen Kirche nicht gewohnt ist. Von der Sache selbst und den Gründen deren der Verfasser sich bedienet, kan man sich leicht einbilden, wie beträchtlich dieselben seyn mögen, wenn man zum voraus setzet, daß weder der Verfasser, noch seine Gegner Recht haben; indem bekanntermassen kein einziger Glaubensartikel von einem sterblichen Menschen, er sey so hoch als er wolle, bestimmet werden kan, sondern solche allerseits bloß nach der einzigen Richtschnur der heiligen Schrift abgemessen, und nicht nach dem Tande eingebildeter Traditionen beurtheilet werden müssen. Uns haben also des Verfassers Gründe nicht überzeugen können; ja wir zweifeln auch, ob selbige bey seinen Gegnern mehrere Kraft haben werden. Wir wollen selbige ein wenig beleuchten, ohne jedoch an dem Streite selbst Theil zu nehmen, oder unter beyden Partheyen einen Schiedsrichter abzugeben.

Im ersten Capitel handelt der Verfasser von dem Ursprunge und Unterschiede der Streitigkeiten in Glaubenssachen; wobey er die Glaubenslehren in anbefohlne und bloß gedul-

dete eintheilet. Letztere nennet er diejenigen, welche zwar dem catholischen Glauben nicht entgegen, doch auch für wahr zu halten nicht ausdrücklich anbefohlen worden sind, und rechnet unter solche die Lehre der Monotheliten von dem einfachen Willen des Hellandes, und andre. Ob schon bisanhero nicht ausgemacht worden, daß bereits die Apostel diese Eintheilung in anbefohlne und bloß geduldete Glaubenslehren gewust haben; so glaubt doch der Verfasser zwo Stellen in der Bibel gefunden zu haben, wodurch seiner Meinung nach alle Dunkelheit in diesem Stücke verbannet werden kan. Es stehen solche Ap. Gesch. 8 und 15 Cap. wo von der Beschneidung der bekehrten Heiden, und von Simon dem Zauberer geredet wird. Man darf nicht glauben, daß der Verfasser diese Stellen ohne Beweiß zum Grunde seiner Meinung lege. Er schlüßt also: Weil die neubekehrten Heiden Paulum und Barnabam zu den Aposteln und Aeltesten nach Jerusalem gesendet, um sich über die Frage belehren zu lassen, ob die Beschneidung zur Seligkeit nothwendig sey, nicht aber in der Absicht, die so die Nothwendigkeit der Beschneidung behaupteten, alsofort zu verdammen, und dem Satan zu übergeben; weil auch die Apostel und Aeltesten zu Jerusalem sich anfänglich selbst nicht gleich darüber vereinigen können: so ist die Lehre von der zur Seligkeit nothwendigen Beschneidung, bis zu der von denen Aposteln beschehenen Entscheidung, eine in der Christenheit

stenheit geduldete Lehre gewest. Solte wohl dieser Schluß jemanden nicht bündig scheinen? Eben so kräftig widerlegt der Verfasser die von seinen Gegnern aus den Zeugnissen der Kirchenväter, und aus der Geschichte hergenommenen Gründe; wobey man unter andern lernen kan, daß der Apostel Paulus seinen Brief an die Galater, nicht wie in allen Bibeln stehet, von Rom aus, sondern von Ephesus geschrieben habe. Vielleicht aber kömmt manchen dieser Schluß noch kräftiger vor, wenn der Verfasser daraus, daß Petrus nicht erst untersuchet, ob die Lehre Simonis des Zauberers, daß die Gabe des heiligen Geistes durch Geld erkaufet werden könne, orthodox sey oder nicht, sondern solche sogleich verdammet, mit vielem Vertrauen schließt, daß zur selbigen Zeit der Unterschied unter anbefohlnen und bloß geduldeten Glaubenslehren nothwendig schon bekannt gewest seyn müsse. Er konnte zwar voraussehen, daß einige, und zwar wie er sie nennet, in humanis litteris hospites, ac in rebus theologico - canonicis omnino peregrini, mit diesem Schlusse nicht zufrieden seyn würden: allein er fertiget sie geschwind ab, wenn er sie auf das, was er vorhero von der Eintheilung der Glaubenslehren gesagt hatte, verweiset, ihnen die Titel dererjenigen Bücher zu lesen anräth, welche von theologischen Streitigkeiten handeln, und ihnen endlich die L. Nessenius Dig. de negot. gest. empfiehlet, mit der Versicherung, daß sie sodann ihren grammati-

calischen Scrupel gewiß verlassen würden. Er beschweret sich, daß diese Leute nicht wüsten, daß er sich um die Worte eines Schriftstellers nicht bekümmere, wenn er den Sinn desselben zu wissen glaube; und behauptet, man müsse vielmehr auf den Verstand, und nicht auf die eitlen Worte sehen, womit er sonder Zweifel diejenigen beschämen will, welche aus Unwissenheit dafür halten, daß man sich den Sinn eines Schriftstellers unmöglich bekannt machen könne, bevor man nicht die Worte desselben verstehet. Ja er ruft in vollem Eifer aus: Quid indignius, quam verba, quibus res divinæ enucleantur, sub regulis Donati restringere? Ja indem er sich bey dieser Materie auf die L. Non, Dig. de action. & oblig. und auf die L. 2. Cod. de const. pec. beziehet, so legt er zugleich dem Leser ein Exempel von dieser ihm ganz eignen Auslegungskunst vor Augen, indem weder in diesen Rechtsstellen, noch in der vorher angeführten L. Messenius ein Wort von dem zu befinden ist, zu dessen Behufe sie angezogen werden. Sonder Zweifel hat also Herr Stephanus auch in diesen Stellen den verborgnen Sinn ihrer Verfasser errathen zu haben geglaubt, wenn gleich die Worte ganz anders lauten. Uebrigens sucht der Verfasser seine Meinung von der Eintheilung in anbefohlne und geduldete Glaubenslehren, durch den Inhalt verschiedener Kirchenversammlungen, besonders aber der tridentinischen, und die auf selbige erfolgte Verdam-

mung

mung einiger Ketzereyen zu bestätigen; muß aber dabey nothwendig auf einen Einwurf gerathen, welchen er sich von einem gelehrten Logicker vermuthet, daß nemlich die auf den Kirchenversammlungen erfolgte Verdammung der Ketzereyen, nicht vermögend sey, ein Beyspiel von solchen Lehren welche in der Kirche geduldet worden wären, abzulegen. Jedoch, ob wohl dieser Einwurf beträchtlich zu seyn scheinet; so weiß dennoch der Verfasser sich gar bald herauszuhelfen, wenn er behauptet, daß in jeder doctrina fidei tolerata sowohl etwas orthodoxes als heterodoxes anzutreffen sey: jenes billige die Kirchenversammlung, und dieses verwerfe sie, bis dahin aber sey es eine geduldete Glaubenslehre. Endlich ist in diesem Capitel annoch der im 28ten §. befindliche Satz merkwürdig, daß man für seine Person ganz orthodox seyn könne, wenn man schon ketzerische Lehren ausbrüte, und solche in Schriften behaupte, beyde auch von der Kirche als irrig und gottloß verdammet würden. Wenn dieses seine Richtigkeit hat, so können die Protestanten es gar wohl geschehen lassen, daß sie von denen Römischcatholischen für Ketzer ausgeschrien werden, weil sie dabey, selbst nach ihrer Gegner Bekenntnisse, orthodox seyn können.

Das andere Capitel handelt hauptsächlich von der competentia judicis. Hier holet der Verfasser weit aus, und zeiget, daß auch ehedessen in der jüdischen Republik, sowohl als bey

den Römern), nicht alle Sachen unter einen Richter gehöret haben; bey welcher Gelegenheit er in Ansehung der römischen Gesetze die ganz besondre Anmerkung macht: ob man schon hin und wieder lese, daß die römischen Gesetze universum orbem angiengen, so sey solches dennoch nicht von der ganzen Welt zu verstehen, sondern hyperbolice geredet, indem sich damalen ausser den römischen Kaysern noch mehrere Potentaten auf dem Erdboden befunden hätten. Ehe er aber zu der Lehre von dem in Glaubenssachen rechtmäßigen Richter kömt, so schmälet er zuförderst auf die sogenannten Heterodoxen, welche sich unterstehen, diese Lehre für eine blosse papistische Erfindung auszugeben. Er fertiget sie aber gar bald ab, und behauptet, daß davon schon im alten und neuen Testamente Exempel vorhanden wären. Des letztern halber werden die Leser auf das folgende Hauptstück vertröstet; in Ansehung des alten Testaments aber beziehet er sich auf das 19te Capitel des 2 B. der Chronicke, v. 8. da Josaphat Priester und Leviten zu dem Gerichte des HErrn bestellet hat. Wir bedauren, daß der Verfasser vergessen, zu erweisen, daß diese Richter unausgemachte und streitige Glaubenslehren entschieden, und nicht blos das Volk in dem damalen wegen der lange anhaltenden Abgötterey, ganz in Vergessenheit gerathenen Gesetze, und denen Cerimonien des Gottesdienstes unterrichtet haben. Inzwischen wenn auch schon dieser Beweiß ermangelt; so muß

dem-

dem ohngeachtet die angeführte Stelle dem Verfasser zur Erläuterung des in seiner Kirche angenommenen höchsten Richteramts in Entscheidung der Glaubenslehren dienen, wobey er zum voraus setzt, daß ein dergleichen Richter von zweyerley Beschaffenheit seyn, und eines theils nicht irren können; anderntheils aber die höchste Gewalt haben müsse. Nun siehet zwar der Verfasser wohl ein, daß die übrigen Religionsverwandten die Existenz eines dergleichen Richters unter den Sterblichen nicht zugeben, vielmehr behaupten werden, daß wenn die Frage, ob dieser oder jener Satz in Glaubenssachen wahr oder falsch sey, vorkomme, die Entscheidung davon bloß aus der heil. Schrift durch eine behörige und einfältige Erklärung derselben zu nehmen sey. Allein mit was für ausgesuchten Beweißgründen bemühet er sich nicht, diesem Einwurfe zu begegnen? Man solte beynahe glauben, daß die Vertheidiger dieser Meinung seit geraumer Zeit nicht mit einem so scharfsinnigen Gegner zu thun gehabt haben. Er glaubt, seine Feinde werden sogleich die Seegel streichen müssen, wenn er ihnen nur die Frage vorhält: wie es möglich sey, daß die heilige Schrift und der Verstand eines Menschen, die Glaubenslehren entscheiden könne, da oft über die heilige Schrift selbst und deren Auslegung Streitigkeiten entstünden? Er fragt: wer alsdenn Richter seyn solle, wenn etwan Ketzer dieses oder jenes Buch der heiligen Schrift nicht unter die canonischen

rechnen

rechnen wollten? Er glaubt, in solchem Falle könne alsdenn gar kein entscheidender Richter seyn. Er macht ferner diesen wohl ausgesonnenen, und recht logikalischen Schluß: Wenn die Entscheidung der Glaubenslehren aus der heiligen Schrift und einer ächten Erklärung derselben genommen werden soll; so gehet eigentlich eine jede dergleichen Streitigkeit die heilige Schrift selbst an. Nun giebt es aber obbewiesener massen in denen Streitigkeiten so die heilige Schrift betreffen, gar keinen entscheidenden Richter: also kan nach denen Grundsätzen welche Herr Stephans Gegner annehmen, nicht eine einige Glaubenslehre entschieden werden; und also muß die Lehre der römischen Kirche in diesem Puncte wahr und untrüglich seyn.

Wir wollen unsern Lesern die Untersuchung dieses Vernunftschlusses selbst überlassen, und eilen zu der Hauptsache, da der Verfasser auf die Bischöffe selbst kömmt, und untersuchet, ob sie Glaubensstreitigkeiten zu entscheiden fähig sind oder nicht? Er entschuldiget sich zuförderst, daß er nicht zugleich von denen Layen, Mönchen, Generalen der Orden, oder blossen Cardinälen rede, und giebt deßwegen diese in der That triftige Ursache an; weil hiervon die Frage nicht sey, und weil sich noch niemand gefunden, welcher ihnen eine dergleichen Macht beygelegt habe. Die Bischöffe betrachtet er, in so fern sie Richter in Glaubenssachen zu seyn begehren, unter dreyerley Gestalt:

Gestalt: entweder, wenn sie auf einer allgemeinen, durch des Pabsts Ansehen gehörig unterstützten Kirchenversammlung, oder wenn sie auf einem besondern mit gleichmäßiger Autorität versehenen Concilio versammlet sind, oder wenn sie endlich eine allgemeine oder besondere Kirchenversammlung halten, dabey aber mit päbstlicher Gewalt nicht behörig versehen sind. In denen ersten beyden Fällen gestehet er ihnen die Macht, Glaubenssachen zu entscheiden, zu; in dem dritten hingegen verneinet er solches schlechterdings, und suchet seine Meinung durch unterschiedene Beweißgründe zu befestigen. Der erste ist verneinend, und daher genommen, weil der gegentheilige Satz keinen Grund, weder in der heiligen Schrift, noch in denen Traditionen, noch in irgend einem canonischen Ausspruche der Kirche, noch in der Lehre der Kirchenväter, noch endlich in einem beständig hergebrachten Gebrauche der Kirche habe. Und ob er sich wohl vorstellt, daß seine Gegner ihm den Einwurf, wie sie ihre Meinung nicht als eine Glaubenslehre, sondern bloß als einen theologisch-canonischen Satz behaupteten, machen, und dahero zu ihm sprechen würden: quasi stultus locutus es: so lässet er sich dennoch hierdurch nicht irre machen, sondern hält vielmehr dafür, daß sothaner Satz seinen Grund in einem der angezogenen Dinge allerdings haben müsse, wenn er nicht verworfen werden solle; ist auch übrigens zufrieden, wenn seine Gegner selbst ihre Meinung nicht für eine

Glau-

Glaubenslehre ausgeben wollen. Nachdem er ferner einige Blätter von den vermeinten drey Stücken der catholischen Lehre, nemlich der unitate, veritate & sanctitate angefüllet; so sucht er weiter darzuthun, daß es besonders der unitati ecclesiae zuwider sey, wenn die eine bischöffliche Diöces dieses, und die andre etwas anders glauben wollte; worinne wir uns zwar demselben nicht als Gegner aufwerfen wollen, gleichwohl aber auch nicht begreifen können, wie eben diese gerühmte Einigkeit des Glaubens erhalten werde, wenn der Pabst einem oder dem andern Bischoffe die Gewalt, Glaubenslehren zu entscheiden, mittheilet, und dieser sodann einen Satz feste setzet, welcher bey denen übrigen Diöcesen noch nicht angenommen ist; oder wenn man denen, so zur catholischen Religion übergehen, einen und den andern Glaubenssatz zu erlassen pflegt. Der andre Beweißgrund soll historisch seyn, und ist im siebenden Capitel ausgeführet, in welchem der Verfasser viel besondre und durch das päbstliche Ansehen nicht unterstützte Versammlungen einiger Bischöffe erzählet, welche grobe Irrthümer in Glaubenssachen fest gesetzt haben; woraus er schlüßt, daß auf dergleichen Versammlungen der Bischöffe, wobey die päbstliche Gewalt fehlet, Glaubensstreitigkeiten nicht entschieden werden könnten. Wir wollen die Richtigkeit dieses Schlusses nicht untersuchen, ob er schon nicht [illegible] zu seyn scheinet, als wenn man also schlüssen wollte: Des Verfassers

sers theologische canonische Abhandlung, welche nicht zu Rom, sondern zu Venedig, und zwar im Jubeljahre gedruckt ist, hat viele grobe Druckfehler *); ergo kan im Jubeljahre kein theologisch-canonisches Werk, so nicht zu Rom aus der Presse kömmt, ohne grobe Fehler seyn. Die protestantischen Gottesgelehrten hingegen werden den Verfasser sonder Zweifel auf viel andre sogenannte Kirchenversammlungen verweisen, welche nicht minder offenbare Irrthümer für Wahrheiten ausgegeben haben, obschon das päbstliche Ansehen dabey nicht ermangelt hat. Jedoch wieder zur Sache zu kommen, so suchet Herr Stephanus darzuthun, daß in der heil. Schrift, den Canonibus, den Kirchenvätern, und dem hergebrachten Gebrauche der Kirche, auch unterschiedliche ausdrückliche Beweißgründe wider die gegentheilige Meinung vorhanden wären; indem daselbst denen Bischöffen die Untrüglichkeit, und die Gewalt, Glaubenssachen zu entscheiden, nicht undeutlich abgesprochen, hingegen in dergleichen Streitigkeiten ein einiger oberster Richter erkannt, und solcher bestimmet, denen Bischöffen aber anbefohlen sey, wenn ihnen dergleichen Entscheidungen vorkämen, sich mit dem Ansehen des römischen Stuhls behörig zu versehen. Dieses zu erweisen, nimmt der Verfasser

*) z. E. pag. 79 zu Ende sacrarum canonum; p. 97 und 105 vnquam statt nunquam; p. 149 in der Note flagrante ingenium, u. s. w.

fasser erstlich zu der bereits oben erwähnten Einheit der römischen Kirche, und zu dem bekannten Satze, daß der Heiland den Apostel Petrum zum Haupte aller Gläubigen gesetzet habe, seine Zuflucht; wobey wir uns aber um so viel weniger aufzuhalten Ursache haben, da dieses Vorgeben von denen protestantischen Gottesgelehrten vorlängst widerleget worden ist. Er kömmt sodann auf die Canones und Aussprüche der Kirchenväter, und führt deren unterschiedene an, wodurch er seine Meinung zu bestätigen glaubet: welche wir aber, da wir unter beyden Partheyen keinen Schiedsrichter abgeben wollen, gleichfalls unerörtert lassen; obschon so viel gewiß ist, daß die hauptsächlichsten Stellen von genauen Kunstrichtern nicht für ächt gehalten werden, eine auch aus des bekannten Isidori Sammlung ihren Ursprung hat, von welchem letztern der Verfasser selbst zugiebt, daß er vieles untergeschoben habe. Und ob er wohl in der Meinung steht, daß nicht alles, was in Isidori Sammlung enthalten ist, von dieser Gattung sey; so dürfte ihm dennoch sonder Zweifel schwer werden, solches zu behaupten, oder wenigstens das Wahre von dem Falschen zu unterscheiden. Die übrigen Canones und Stellen aus den Kirchenlehrern, sowohl als diejenigen Exempel welche der Verfasser der Reihe nach erzählet, um einen von Alters her seiner Meinung gleichförmigen Gebrauch der Kirche zu erweisen, scheinen meistentheils von weiter nichts, als von

einer

einer besondern Ehrerbietung der damaligen Zeiten gegen den Pabst zu Rom, und einer von diesem sich selbst angemaßten Gewalt einen Beweiß abzugeben. Am wenigsten aber dürfte der Verfasser Beyfall finden, wenn er sich zu Bestärkung seines Satzes auf den Brief des Kaysers Justiniani an den Erzbischoff Johannem beziehet, welcher in der L. ult. C. Iust. de summ. trinit. enthalten ist, darinne der Kayser weiter nichts thut, als daß er die zur selbigen Zeit ausgebrochene Ketzerey in der Lehre von der Gottheit Christi, dem damaligen Patriarchen zu Rom zu wissen füget; gleichwie er vorher in der L. 7. C. eod. ein gleiches in Ansehung des Patriarchens zu Constantinopel gethan hatte, ohne einem oder dem andern die Entscheidung dieser Streitigkeit aufzutragen, welche ohnedem nach des Verfassers eigner Eintheilung, zu denen bloß geduldeten Glaubenslehren nicht gehören konnte.

Wir können noch eine Probe von des Verfassers Art seine einmal angenommene Meinung zu vertheidigen, nicht vorbeygehen. Im 17ten §. des 9ten Cap. kömmt er unter andern auf einen Brief Pabst Nicolai I. an den Kayser Michael. Er macht sich selbst den Einwurf: der Pabst habe, als er diesen Brief geschrieben, einige untergeschobene Decretales aus des Isidori Sammlungen vor Augen gehabt, und durch solche sich verführen lassen. Der Verfasser, da er nicht weiter kan, giebt dieses zu. Allein weit gefehlt, daß er hierdurch sachfällig

werden solte, so vertheidiget er sich vielmehr auf folgende Art: „Lieber GOtt, wenn bloß „dieser einzigen Ursache halber, die besten Ge„setze ihre Kraft und ihre Majestät verliehren „solten: wie viel Gesetze würden nicht in den „Pandecten und andern Rechtsbüchern ver„worfen werden müssen? Denn es giebt viele, „und zwar heilsame und gerechte Gesetze, wel„che (nach des Verfassers eigenen Worten) „super imaginaria facta, libidinis ac pecuniæ „vi fraudulenter exædificata, sapientissime „latæ sunt.„ Wir gestehen aufrichtig, daß wir weder den Sinn der letztern Worte verstehen, noch überhaupt die Bündigkeit des ganzen Schlusses einzusehen vermögend sind. Am wenigsten können wir errathen, was der Verfasser mit den eingebildeten Handlungen meine, welche betrüglicher Weise durch die Gewalt der Bosheit und des Geldes sollen seyn erbauet worden. Wir glaubten uns Raths zu erholen, da wir wahrnehmen, daß sich der Verfasser in einer beygefügten Note auf den Ammianum Marcellinum, im 30 B. 4 Cap. ingleichen auf den Suidam unter dem Worte Tribonianus, und endlich auf des Fr. Hotomanni Buch, so er Antitribonianum nennet, berufe. Jedoch da wir beym Nachschlagen in der angezogenen Stelle des Ammiani weiter nichts als eine lebhafte Vorstellung der verderbten Sitten der damaligen Sachwalter, und beym Suida bloß eine Schmähschrift auf den Tribonian fanden, endlich auch das benannte

Buch

Buch des Hotomanni bekannter massen gleichfalls von etwas ganz anders, nemlich de studio legum, und davon handelt, was für Nutzen die Erlernung des römischen Rechts heute zu Tage verschaffen könne, und worinne die Mängel der von dem Tribonian veranstalteten Sammlung bestehen: so sind wir noch bis jetzo in voriger Ungewißheit, woraus uns auch dieses zu bringen nicht vermögend gewest ist, was der Verfasser in eben dieser Note zu ferner Erläuterung dessen was er oben gesaget, anführet, daß in denen Rechtsbüchern auch viel Ueberbleibsel vorhanden wären, welche nirgends anders her, [illegible] von dem brennenden Witze der unter sich streitenden Secten ihren Ursprung hätten, ingleichen, daß einige Rechtslehren, z. E. der Gebrauch der Codicille, die actio doli, die stipulationes aquilinæ, die catonische Rechtsregel, und die actio rei uxoriæ in das bürgerliche Recht und die Edicte der Magistratspersonen gekommen, ungeachtet solche von denen Juristen entstanden wären, welche die Härte der Gesetze bescheiden und verstohlner Weise hätten lindern wollen.

Im Texte selbst fährt Herr Stephanus weiter fort, und behauptet, daß viele Schlüsse der Kirchenversammlungen vorhanden wären, welche sich auf untergeschobene Decretales gründeten, und gleichwohl von ihm und seiner Kirche billig verehret würden; wobey er sich unter andern auf die Kirchenversammlungen zu Reims und Costanz berufet, von welchen jene die

Sache des Arnolphi durch Beyhülfe einiger Decretalen Pabsts Anacleti, Julii, Damasi und andrer untersuchet und entschieden hätte, von welchen doch die Critici zeigten, daß selbige nicht ächt wären. „Das Concilium zu Costanz aber, (schreibt der Verfasser) hat den „38ten Satz des Wiclefs verworfen, nach welchem er lehrte: decretales epistolæ sunt apocriphae, & seducunt a Christi fide. Es „redete Wiclef von denenjenigen Briefen, von „welchen gezeiget wird, daß sie untergeschoben „sind; gleichwohl aber wird sich niemand unterstehen, zu behaupten, daß dieser wiclefische „Satz von der Kirchenversammlung zu Costanz unrechtmäßiger Weise verdammet wor„den sey.„ Vielleicht ist iemand unter unsern Lesern so glücklich, den Zusammenhang, und die Stärke aller dieser Schlüsse einzusehen. Wir werden ihm auf solchen Fall Glück dazu wünschen, weil ohne Zweifel ein besondrer Verstand dazu gehöret, die Verbindung der Ideen zu errathen, welche der Verfasser damalen als er dieses geschrieben, gehabt haben muß. Wir unsers Orts gestehen gerne, daß wir solche Geschicklichkeit nicht besitzen.

Die übrigen Beweißgründe womit Herr Stephanus seine Meinung zu unterstützen suchet, laufen meistentheils auf den bekannten Spruch: Du bist Petrus ꝛc. auf die darauf gebauete vermeinte Untrüglichkeit und Hoheit des römischen Pabsts, und auf die schon oben berührte Einheit des Glaubens hinaus. Weil aber

aber aber allhier der Ort nicht ist, dieses alles zu widerlegen, so wird auch unnöthig seyn, solches weitläuftig anzuführen. Gleichergestalt wollen wir unsre Leser mit einer ausführlichen Erzählung des andern Theils dieses Werkes, worinne der Verfasser die Gründe seiner Gegner zu beantworten sucht, nicht aufhalten, da wir uns schon erkläret haben, daß wir an dem Streite selbst keinen Antheil nehmen. Dieses einzige können wir nicht unangemerket lassen, daß der Verfasser von denenjenigen Gründen seiner Gegner, welche er uns bereits in der Vorrede vor Augen gelegt, allhier beynahe gar nichts berühret hat; geschweige, daß er solche sämmtlich beantworten solte. Diejenigen aber, welche er hier zu widerlegen suchet, sind entweder aus einigen Stellen der heiligen Schrift, sonderlich da, wo Paulus Petro widerstanden, und ihn getadelt hat, oder aus denen Canonibus genommen, welche letztern theils denen Bischöffen die Gewalt in allen Kirchensachen zustehen; theils an die Hand geben, daß unterschiedene besondre Kirchenversammlungen ohne Zuthun des römischen Stuhls Glaubensstreitigkeiten entschieden haben; theils aber auch ihnen dergleichen Macht ausdrücklich zusprechen. Die übrigen Gründe bestehen in dem Ansehen der Kirchenväter, in den Geschichten der Kirchenversammlungen; ferner, wie es der Verfasser nennet, in ratione theologico-canonica, wohin er unter andern dieses rechnet, daß die Bischöffe nach Innhalt der Canonum die

Macht haben zu untersuchen, ob das was der Pabst lehret, der heiligen Schrift und denen Traditionen gemäß sey oder nicht; und endlich darinne, daß die römischen Kayser denen übrigen Bischöffen, und sonderlich dem alexandrinischen, eben so viel Gewißheit in Glaubenssachen als dem römischen beygemessen haben. Die Widerlegung aller dieser Gründe ist dergestalt beschaffen, daß wir nicht zweifeln, es werden des Verfassers Gegner, wenn sie sonst Lust zu streiten haben, gar bald mit einer Vertheidigungsschrift zum Vorscheine kommen.

II.

Curæ philologico-exegeticæ in Genesin.

d. i.

Erklärung dunkler Stellen aus dem ersten Buche Mosis, ausgefertiget von Agge Haitsma, Prediger in dem Dorfe Wier in Frießland. Franecker, 1753, 4to 2 Alphabeth, 20 Bogen.

Vor dem berühmten holländischen Philologo, dem Herrn Schultens, dachten die Ausleger der heiligen Schriften alten Testaments wenig an die arabische Sprache. Man glaubte, die Rabbinen wären hinlängliche Lehrmeister der hebräischen. Man ließ sich an ihren Auslegun-

legungen begnügen, und hätte es für eine Thorheit angesehn, wenn iemand den mehr als zu gegründeten Satz behaupten wollen, man könne das alte Testament ohne das Arabische schlechterdings nicht verstehen. Nunmehr aber fängt man an solches einem Manne zu glauben, der in mehr als einer Probe den Nutzen der Vergleichung beyder Sprachen, sowohl als seine Stärke in beyden gewiesen. In Holland fangen auch einige an, in seine Fußtapfen zu treten, u. wir wollen wünschen, daß sie ihn übertreffen mögen. Sein mündlicher Vortrag hat einige seiner Schüler, z. E. die Herren Hackman, Kuypers und Lette, wie auch seinen Sohn und Amtsnachfolger, den jüngern Herrn Schultens aufgemuntert, nach ihres Lehrers Art und Beyspiel, einzelne Stücken der Schrift vorzunehmen und zu erläutern. Seine Schriften haben den Herrn Haitsma eben dahin vermocht. Es wird aber keiner von allen diesen Herren sichs für eine Schande achten, wenn wir sagen, daß sie einem so grossen Muster nicht beykommen. Ihre Versuche in dieser Art sind jugendliche Früchte, von denen man nichts reifes erwarten kan. Die Gelegenheit arabische Dichter und Sprachlehrer zu lesen, mangelte ihnen größtentheils, da wenig von der Art gedruckt ist, und geschriebene Bücher selten zu haben sind. Herr Schultens aber hatte sich nicht allein in griechischen und lateinischen Schriftstellern, und in alle denen schönen Wissenschafften, welche einen Gottesgelehrten zieren, wohl umgesehen;

sondern konnte auch die Bibliothek der leidenschen Universität zu seinem willkührlichen Gebrauche nutzen; einen Schatz von arabischen Büchern, der in dem ganzen christlichen Europa seines gleichen nicht findet. Er hat sich auch solchen Vortheil wohl zu Nutze gemacht, und die gelehrte Welt mit manchem schönen Stücke aus demselben bereichert. Das Glück unterstützte seinen Fleiß dermassen, daß man sich wundern muß, wie er in einem Weltalter, in welchem die Liebe zu den morgenländischen Sprachen erkaltet zu seyn scheinet, so viel habe zum Drucke befördern und einen willigen Verleger finden können. Nur ist es Schade, daß er mit der Schrift allzutheologisch verfähret, und seine allzustarke und zuweilen ausschweifende Einbildungskraft, über die Strenge und Richtigkeit im Beurtheilen mehrentheils herrschen läßt. Auch er verleugnet die Landsart nicht, und gehört mit zu denenjenigen neuern holländischen Litteratoribus, welchen man nicht mit Unrechte den Vorwurf machet, daß sie mehr dem Ruhme einer weitläuftigen Belesenheit, als der Ehre, richtig und deutlich zu denken, nachjagen. Sie entblöden sich nicht, denen Schriften, die sie auslegen wollen, ganz befremdende und ungereimte Gedanken aufzudringen; bloß aus der Begierde, zu weisen, daß sie eine und andere Redensart hie oder da gelesen haben, die zwar an ihrer Stelle wohl mag angebracht seyn, sich aber nicht wohl überallhin schicket. Wenn man des Herrn Schultens Commenta-

rios

rios über den Hiob und die Sprüchwörter Salomonis ansieht, so muß man gestehen, daß er die Uebereinkunft, oder vielmehr die Einheit der hebräischen und arabischen Sprache deutlich erwiesen, viel hebräischer einzelner Worte Grundbedeutung richtig bestimmet, die Art der Morgenländer schwülstig zu denken und sich durch Gleichnisse auszudrücken, wohl gekannt, und durch den vielen Umgang mit denselben sich solche selbst angewöhnt habe. Wer sich aber seine Uebersetzungen biblischer Bücher als ein Meisterstück zu loben getrauet, von dem kan man kecklich sagen: er verstehe sie sowohl, als ihr Verfasser selbst sie kan verstanden haben.

Herr Haitsma hat dieses sein Muster in dessen Mängeln übertroffen; dessen rühmlichen Eigenschaften aber ist er nicht beygekommen. Der Eckel an den Lehren der Vorfahren, die juckende Begierde nach Neuerungen, und der Reitz der Nachahmung haben ihn veranlasset, es einem auch in seinen Fehlern grossen Manne, mit dem er sich doch nicht messen konnte, nachzuthun, und vieles ohne Noth umzukehren, das unsere Vorgänger wohl errichtet hatten. Es ist andem, er bringt sehr viel neues hervor, darunter auch manches nicht zu verachten ist. Wie aber das meiste beschaffen sey, wollen wir im Verfolg unsere Leser selbst aus einigen beyzubringenden Proben ermessen lassen. Mit dem Arabischen geht er sehr verschwenderisch um; doch zeigt er gar deutlich, daß er nicht weit darinne gekommen sey, sondern dasjenige, was er

aus

aus gedruckten arabischen Dichtern anführt, nicht verstehe. Wer das alte Testament aus dem Arabischen zu erklären gedenket, der muß mehr davon wissen, als einer nöthig hat, der nur damit prahlen will. Es ist nicht genug, daß man ein hebräisches Stammwort in Golii Lexico finden, und das arabische Wort mit dem hebräischen auf solche Weise zusammen halten kan, daß das eine auf das andere sowohl paßet, als, wie man im Sprüchworte sagt, die Faust auf das Auge. Man muß die Art der Morgenländer zu denken, und die Gedanken zu verbinden verstehen, auch die Bilder wohl kennen, in welche sie ihre Gedanken einzukleiden pflegen. Dieses aber lernt man nur aus einem langen und beschwerlichen Umgange mit den arabischen Dichtern, die von niemand anders, als von denen verdienen gelesen zu werden, welche aus ihnen die Kenntniß der hebräischen Sprache ergänzen, und solche Dinge erfahren wollen, die man bey den Rabbinen vergeblich suchet. Wer anders hierinne verfährt, kan sich zwar bey etlichen welche dieser Dinge unkundig sind, auf einige Zeit in Ansehen bringen. Aber bey Verständigen wird er zum Gelächter, und es geht ihm wie unserm Herrn Haitsma, dessen Schicksal dieses seyn wird, daß man von seinem Werke sagt, unnützes Geschmiere mache einen grossen Theil desselben aus.

Unsere Einrichtung leidet es nicht, von seinen Erklärungen so weitläuftige Rechenschaft zu geben, als er gethan hat. Es würde solches unse-

unsere Schriftsetzer nöthigen, den arabischen Kasten hervor zu suchen: und damit möchte ihnen allem Ansehen nach wenig gedient seyn. Wir wollen uns also damit begnügen, daß wir einige Proben seiner Uebersetzung mittheilen, und zuweilen in der Kürze den Grund derselben anzeigen. Wo wir des Arabischen nicht Umgang haben können, da werden wir uns dafür der hebräischen Schrift bedienen.

Wir wollen denjenigen Theil der mosaischen Erzehlung durchgehen, der den Erzvater Jacob und seine Söhne betrifft. Cap. 30 übersetzt er die Worte על ברכי pariet ad placamenta mea, sie gebähre zu meiner Befriedigung, wo D. Luther es giebt: Da ist meine Magd Bilha, lege dich zu ihr, daß sie auf meinem Schoße gebähre. Diese Art zu übersetzen nennet er unbeqvem. Weil er nun in Golii Lexico unter dem Worte ברכה auch placamentum, quo aliorum facies placamus fande, so meinte er, diese Bedeutung schicke sich auf angeführte Stelle am besten, wo die ungestüme und alberne Forderung der Rahel an ihren Mann, schaffe mir Kinder, oder ich sterbe, erwehnet wird *). Die Worte Labans

*) Wir sind nicht gesonnen, Einfälle zu widerlegen die grösteutheils von selbsten hinfallen; wollen aber doch dann und wann eine kurze Erinnerung thun, und hier nur soviel zu bedenken geben, ob es nicht vielmehr heissen müsse על ברכיי, wenn es mit des Herrn Verfasser Schlusse und Ableitung seine Richtigkeit hätte.

Labans in eben dem Capitel v. 27. אם נא מצאתי חן בעיניך נחשתי ויברכני יהוה בגללך die in unserer Bibel also lauten: Laß mich Gnade vor deinen Augen finden. Ich spüre, daß mich der HErr segnet um deinetwillen, übersetzt er: certe quæso, inveni gratiam in oculis tuis, sciscitatus fui, & benedicebat mihi Jehova in negotio tuo *). Cap. 31, v. 5. 20 ויגנב יעקב את לב לבן הארמי על בלי הגיד לו also stahl Jacob dem Laban zu Syrien das Herz damit, daß er ihm nicht ansagte, daß er flöhe, wird so übersetzt: & abstulit Jacobus paucum pabulum Labani, commeatu carentis; nihil propterea ipsi manifestavit, quod aufugeret. Der Einfall, den der Verfasser bey dem Worte הארמי hat, ist unvergleichlich. Weil in dem Mem ein Dagesch forte steht, so erhellet, sagt er, daß ein Buchstabe da mangle, der durch das Dagesch ersetzt wird. Also solt es von rechtswegen heissen הארמלי. Aber das ל ist weggeworfen worden, und das Dagesch soll dessen Stelle vertreten **). Das Wort כר

31,

*) Wolte man diese Stelle recht nach dem Arabischen übersetzen, so käme folgender Verstand heraus: In Wahrheit, ich habe Gnade gefunden um deinetwillen. Ich war unglücklich, aber der HErr hat mich mit deiner Macht (oder mit deinem Glanze) gesegnet.

**) Eine neue Art den hebräischen Text einer Verstümmelung zu beschuldigen, und dennoch dessen Ehre zugleich zu retten. Auf die allergerings

31, 34. das D. Luther Streu der Cameele giebt, wird von unserm Verfasser nicht unwahrscheinlich Tragsessel übersetzt, dergleichen die Morgenländer auf ihre Cameele laden, und damit ihre Reisen verrichten. Rahel accepit Theraphim & deposuit ea *in sella camelina*, & consedit super ea, & tentavit Labanus omne tentorium & nil invenit. Die chaldäischen Worte v. 53. יגר שהדותא giebt er latibulum obtestationis sanctæ. Die Worte ויצר לו und ihm ward bange, übersetzt er & adornabat sibi fugam, weil יצר fingere, formare, adornare bedeutet, und im Terentio steht jam adornabat fugam. Cap. 33, 12. erkläret er die Redensart בקר עלות durch trächtiges Rindvieh; hält auch dafür עלות sey soviel als חולות, und wie im Hebräischen חול parturivit bedeutet, so bedeute es im Arabischen auch eben dasselbe. Dieses zu beweisen führt er eine Stelle aus einem arabischen Dichter mit Namen Tharaphäh an, den unser berühmter Herr Prof. Reiske vor dem zu Leyden drucken lassen, wo es im Lateinischen heist camelæ fœtæ, circa tentoria nostra mugientes. Aber fœtæ gehört nicht zu חול welches circa heist, sondern zu dem nächstvorhergehenden Worte. Aus dieser und mehr dergleichen Stellen erhellet gar deutlich, daß der Verfasser mit einer Sprache groß thue, die er

ringsten Puncte hält der Verfasser sehr viel, und macht sich und seinem Leser damit viel zu schaffen.

er nicht einmal analytice versteht *). Darum sehen auch seine Schlüsse und Ableitungen so fremd, weit geholt und lahm aus.

Die Worte 36, 24. die nach unserer deutschen Uebersetzung also lauten: **Das ist der Ana, der in der Wüsten Maulpferde erfand, da er seines Vaters Zibeon Esel hütete,** giebt der Verfasser also: Ipse fuit Ana, qui fugavit Acmæos in deserto, cum regnavit Chamoræis loco Tzibonis patris sui. Er gründet sich darauf, daß der Dichter Tharaphah das Wort אמעי für pello, oder fugo gebrauchet. Es ist daselbst die Rede von dem Kummer und Verdruße. **Ich vertreibe,** sagt der Dichter, **meinen Verdruß damit.** Aber אמעי heist eigentlich: **ich mache, daß er** hin-

*) Man sieht es gar deutlich, daß er mit arabischen Dichtern nicht fortkommen kan. Pag. 376 führt er aus der Vorrede zu eben gedachtem Werke einen Vers an, den besagter Gelehrte bey der Gelegenheit angeführt, aber unübersetzt gelassen, da er sein Verlangen nach dem Ende der langen Vorrede bezeigt. Es lautet derselbe also: **Ein ieder Wanderer sehnet sich um desto mehr nach seiner Heimat, ie näher er ihr mit Zurücklegung eines Dorfes nach dem andern kömmt.** Mit Uebersetzung dieser Stelle hat Herr Haitsma nicht gar glücklich sein Heil versucht: er giebt sie also: omnes viatores de commeatu vitæ sibi prospiciunt desiderando, quum appropinquat mansio ex mansione. Uebrigens führt er gedachtes reiskisches Werkgen sehr oft und überall mit vielem Lobe an.

hingeht, und ist prima perf. futuri in IV Conjug. oder in Hiphil der Araber. Folglich heist מצא in I. Conjugatione oder im Cal nicht fugavit, sondern ivit, er ist hingegangen. Die Worte וימשכו ויעלו 37, 28. und da die Midianiter, die Kaufleute, vorüber reiseten, zogen sie ihn (den Joseph) heraus aus der Grube, übersetzt man hier also: transiverunt negotiatores Midiani, & detinuerunt (nemlich die Söhne Jacobs) eos & eduxerunt Josephum ex puteo. Cap. 39, 14. ruft Potiphars geiles Weib das Gesinde im Hause und spricht zu ihnen ראו הביא לנו איש עברי לצחק בנו Seht, er hat uns den hebräischen Mann herein gebracht, daß er uns zu Schanden mache. Der Verfasser hält dafür איש gehöre nicht zu העברי, sondern Potiphar werde damit gemeinet. Seht, mein Mann hat den Hebräer hereingebracht, um sich an mir zu reiben. Videte, adduxit ad nos dominus Hebræum, ut fricaret nobiscum. So meint er, müsse es übersetzt werden, und lehret bey der Gelegenheit, wie man sich an einem Frauenzimmer reibe, wenn es jemand etwa nicht wissen solte. Er gründet sich darauf, daß צחק mit dem Arabischen סחק welches zerren bedeutet, könne verglichen werden. Cap. 41. v. 40 sagt Pharao zu dem Joseph: du solst über mein Haus seyn, und על פיך ישק כל עמי deinen Mund soll alle mein Volk küssen; oder wie es D. Luther gegeben, und deinem Worte soll alle mein Volk

gehorsam seyn. Der Verfasser aber übersetzt es also: tu præeris domui meæ & ad mandatum tuum colliget frumentum populus meus; in der Meinung, das arabische Wort נשק bedeute congessit rem, congestamque portavit, in unam sarcinam convasavit & distribuit frumentum. Wenn man den arabischen Wörtern alles andichtet was der Eigenwille und die Einbildung dieser Herren haben will, so läst sich freylich alles erklären. Aber נשק heist eigentlich das, was das griechische εἴρειν heist, zusammen reihen, zusammen schaaren; und soll man Getreide darunter verstehen, so muß solches ausdrücklich benennt werden, sonst kan man es auf alles andere deuten. Man sieht aber die Nothwendigkeit, von der gemeinen Bedeutung des Wortes נשק küssen, hier abzugehen, nicht ein. Es ist ja bekannt, daß der Kuß ehedem ein Zeichen der Verehrung gewest sey, und daß die Edeln ihre Obern auf den Mund, die vom mittlern Stande auf die Hand, und die geringsten auf das Knie geküsset haben. Jemanden προσκυνεῖν (das ist eben so viel als προσγονεῖν oder προσγυνεῖν) ankniẹen, hieß daher bey den Griechen so viel als grüssen, verehren, anbeten. Gesetzt aber, es könne eine solche Auslegung hier nicht Statt finden; so kan man wenigstens füglicher die Bedeutung des Wortes נשק da es zusammen schaaren heist annehmen, und diese Stelle so auslegen: Es wird sich mein ganzes Volk vor dir in Reihen stellen, so wie

Sol-

Soldaten thun, oder ehemals die Hofbedienten an dem kayserl. byzantinischen Hofe thaten, die sich mit creutzweiß über die Brust geschlagenen Händen vor ihre Herren stellten, um zu zeigen, daß sie da und bereit wären, deren Befehl auszurichten. Oder man kan ישק von שאק oder ושק ableiten, davon jenes vor sich hintreiben, dieses aber zusammen treiben bedeutet, und von Heerden gesagt wird. Mein Volk soll vor dir hin, oder zusammen getrieben werden, oder sich treiben lassen.

In eben diesem Capitel v. 44 sagt Pharao: אני פרעה Ich bin Pharao, und ohne deinen Willen בלעדיך soll niemand seine Hand oder seinen Fuß regen. Das heist: ich bin König, und kan also ausrichten was ich will. Vermöge dieser meiner königlichen Macht will ich, daß niemand ohne deine Einstimmung etwas wichtiges vornehme. Herr Haitsma ist entweder auf diese ganz natürliche Erklärung nicht gekommen, oder sie hat ihm nicht gefallen, weil er diese Stelle also übersetzt: Ego vacuus cura ero, & sine testimoniis tuis nemo negotiabitur in omni terra Aegypti. Er will also nicht, daß פרעה hier der allgemeine Name der egyptischen Könige sey, sondern leitet dieses Wort von dem Arabischen פרג ledig oder frey seyn ab. בלעדיך ist seiner Meinung nach ein zusammengesetztes Wort von בל für בלי sine und עד testimonium. Er hat nemlich die ganz neue und ihm eigne Meinung, es gebe, wie in den übrigen bekannten Spra-

chen, also auch in der hebräischen zusammenge- setzte Wörter, welches doch alle Sprachkundige bisher geleugnet haben. Wir werden hiervon noch eine oder ein paar Proben im Verfolge an- führen. Im folgenden Verse sieht er den Eh- rennamen צפנת פענח welchen Pharao dem Jo- seph beylegte, nicht mit den übrigen Auslegern für ein paar egyptische Worte an, sondern lei- tet sie aus dem Arabischen her. צפן heist im Arabischen unter andern ein Schlauch, darinne man Wasser schöpft, trägt oder hält, inglei- chen einen Ranzen oder Ränzel, darinne z. E. ein Hirte seinen Vorrath von Speise mit sich trägt. Joseph soll also צפנת der Ränzel darum seyn benennet worden, weil er die Städte Egyptens mit Lebensmitteln so angefüllet hat, daß sie wie ein voll gepropfter Ränzel ausgese- hen. Das Wort פענח ist seiner Meinung nach zusammengesetzt aus dem Arabischen נפע der **Nutzen** oder **Vortheil** (abjecta prima radicali) und נח welches soviel seyn soll als das arabische נחה Leibeigne. Mithin soll dieses zusammengesetzte Wort einen solchen bedeuten, der den Leibeignen (so sollen damals die Egy- ptier genennet worden seyn) **Vortheil** ver- schaffet. Die arabische Sprache ist gewiß zum Verständniß der hebräischen unentbehr- lich. Aber wenn man sie so mißbraucht, so kan es nicht anders seyn, sie muß bey unbe- scheidenen Leuten verächtlich werden. Ferner nimmt er das Wort כהן nicht für einen Prie- ster, und das Wort און On nicht für den Na- men

men einer egyptischen Stadt an, wie D. Luther und andere Ausleger gethan, sondern macht den Potiphera aus einem Priester zu On zu einem Hofbedienten, ministro palatii, weil און aus איון zusammengezogen seyn könne, welches in der persischen Sprache einen Pallast bedeute. Das ist eben so, als wenn man die lateinische Sprache aus der gothischen erklären wolte.

Cap. 42. v. 28 heist es von den Brüdern Josephs: Da aber einer seinen Sack aufthät, daß er seinem Esel Futter gäbe in der Herberge, ward er seines Gelds gewahr, das oben im Sacke lag, und sprach zu seinen Brüdern: Mein Geld ist mir wieder worden. Siehe, in meinem Sacke ist es. Da entfiel ihnen das Herz, ויצא לבם sie erschracken und sprachen unter einander: Warum hat uns GOTT das gethan? Der Herr Verfasser wolte die in dem Worte לב von ihm vermeintlich gefundene Bedeutung pabulum, auch hier anbringen. Darum übersetzt er: & dixit ad fratres suos, reversum est argentum, & insuper ecce in cibario utre. Et egressum fuit paulum pabuli eorum & tremuerunt &c. Die Verächter der Schrift schätzen zu ihrer Entschuldigung deren Dunkelheit vor. Legt man ihnen aber dergleichen Uebersetzungen vor, so werden sie in ihrem Kaltsinne gegen die göttlichen Wahrheiten gesteift, und bekommen einen gegründetern Vorwand. Uebrigens hat der Verfasser

es darinne wohl getroffen, daß er אמתחתי mit dem arabischen אמתעתי mein Geräthe zusammen hält. Daß er aber dem Worte מתח die Bedeutung extendere andichtet, und sich beschweret, daß solche beym Golio nicht zu finden sey, das ist ein Mißverstand der obgedachten lateinischen Uebersetzung des Dichters Tharaphah, p. 73. edit. Reiskianæ, darinne das Wort extendere sich nicht auf מאתח, sondern auf ימר beziehet. Vers 36 klagt Jacob: **Ihr beraubt mich meiner Kinder. Joseph ist nicht mehr vorhanden. Simeon ist nicht mehr vorhanden. Benjamin wolt ihr hinnehmen. Es geht alles über mich.** בנימן תקחו עלי היו כלנה die letzten Worte übersetzt der Verfasser also: Benjaminum apud me depromitis. Peribunt ambo. Ihm zu Folge soll also כלנה eben so viel als der arabische dualis כלאן von כל omnis seyn, mit dem ה paragogico. Cap. 43. v. 31 heißt es vom Joseph: **Und da er sein Angesicht gewaschen hatte, gieng er heraus ויתאפק und hielt sich fest, und sprach: Legt Brod auf.** Der Verfasser ist mit der gemeinen Art zu übersetzen nicht zufrieden, und giebt es & liberalem se præstitit, & jussit, ut panis apponatur. Seine Ableitung von dem Arabischen אפק schickt sich gar nicht hieher. Das Wort אפק bedeutet auch nicht liberalem esse, sondern übertreffen; und die ganze Redensart die Golius anführt אפק פי אלעטא er hat andere übertroffen im Geben,

kan

kan zusammengenommen einigermassen so viel bedeuten als liberalem esse. Aber das einzelne Wort אפק heist ganz was anders. So geht es den Leuten, die ohne eine Sprache gründlich zu kennen, nur aus den Lexicis klügeln. Die arabische Sprache stimmt in vorhabender Stelle mit der hebräischen vollkommen wohl überein. התאפק oder der arabische Hitpaël von אפק heist seinen Gang oder Lauf aufhalten, an sich halten, stille stehn, sich in seinem Thun nicht übereilen. Joseph also hielt sich fest, und ließ sich von seiner Leidenschafft nicht dahin reissen.

Vers 34 heist es von den Brüdern Josephs: וישתו וישכרו עמו sie trunken und wurden trunken mit ihm. Glaubt man berechtiget zu seyn, Joseph und seine Brüder von der Beschuldigung der Trunkenheit loßzusprechen, so kan man mit dem Verfasser die arabische Sprache zu Hülfe nehmen, und so, wie er, übersetzen & biberunt & gratias egerunt cum ipso: Wenn man nemlich GOtt darunter verstehet. Sie sagten samt dem Joseph GOtt Dank für seine Gaben. שכר heist in der That im Arabischen Dank sagen. Aber es heist auch luxuriare, excedere modum consuetum: und da vom Trinken die Rede ist, so kan man dieses Wort auch wohl geben: sie thaten einen Trunk über den Durst, oder mehr als sie gewohnt waren. Cap. 44, 5 fährt der Haushalter Josephs dessen auf der Heimreise begriffene Brü-

der an, und schilt sie wegen des entwendeten silbernen Bechers also aus: הלא זה אשר ישתה ארני בו והוא נחש ינחש בו Ists nicht das, da mein Herr austrinket und damit er weissaget. Ihr habt übel gethan. Der Verfasser hat wohl gemerket, daß man dem Joseph eben keine sonderbare Ehre erweise, wenn man ihm zu einem solchen Manne mache, der aus dem Becher *) weissagen könne. Weil er nun im Gollo unter dem Worte נחש unter andern auch die Auslegung sciscitatus fuit fand; so vermeinte er diese Stelle müste so übersetzt werden: Annon formam (*scyphi*) ex quo dominus bibit & ipse sciscitando sciscitaretur eo, experiuistis? quid f[illegible]tis! Fürs erste meint er זה sey das arabische زي forma, habitus. Aber darinne irrt er sich. Das hebräische זה und das arabische ذه oder ذا ist einerley. Beydes bedeutet hic, hæc, hoc. Fürs zwente heist נחש per Sin oder Samech nicht an und für sich sciscitari, sondern nur in der Verbindung mit der particula ען ab. נחש ען שי ἐσκάλευσεν ἀπὸ πράγματος: er hat von einem Dinge abgekratzt, oder abgescharrt, nemlich die Decke oder Hülle, die solches verbarg; so wie die Hühner mit ihren Pfoten die Erde. Daraus entstehet dann der Begriff der Untersuchung und Entdeckung. Was der Ver-

*) Die Griechen nennen diese Art zu weissagen λεκανομαντίαν. Man nahm einen Becher mit Wasser, setzte ihn in die Sonne, und gab auf des Wassers Bewegung achtung.

Verfasser mit seiner Uebersetzung haben wolle, läst sich schwerlich ermessen, sintemal er zu deren Erläuterung mehr nicht als folgendes hinzu thut: Putamus his verbis designari accuratissimam disquisitionem, quæ circa ereptam pateram institueretur. So viel erhellet wenigstens daraus, daß er die arabische Sprache auch hier nicht recht angewendet habe. Will man vorhabende Stelle recht nach dem Arabischen übersetzen, so wird sie also lauten: Ist dieses nicht dasjenige, woraus mein Herr zu trinken pflegt, und siehe da: man will in der grösten Geschwindigkeit damit forteilen! Ihr handelt nicht fein. בחש mit dem Schin heist sein Thier darauf man reitet, stechen, mit dem Stachel anspornen, daß es forteilen soll. Mithin heist בחשבו, er hat damit sein Thier angespornt, soviel, als er ist damit in möglicher Eil fortgeritten.

Cap. 47, 21 haben D. Luther und andere die Worte ואת העם העביר אתו לערים so übersetzt: und er theilte das Volk aus in die Städte. Der Verfasser tadelt solche Uebersetzung mit Recht, und trifft den wahren Verstand einigermassen, indem er also übersetzt: & populum quod attinet, transire fecit eundem in censum ab extremo termino Aegypti ad extremum ejus. Aber darinne irret er sich, daß er das Wort לערים durch censum übersetzt, solches mit dem arabischen גרים vergleichet, und leugnet, daß es der Pluralis von עיר urbs sey, sondern vielmehr behauptet,

daß es eine forma singularis wie חכים u. d. m. sey. גריכם bedeutet im Arabischen nicht eine Schatzung, sondern einen Schuldner. לעריכם heist ohnfehlbar hier nach den Städten. Aber העביר hätte er mit dem Arabischen vergleichen sollen, da es unter andern bedeutet, nach gemachtem Ueberschlage der Menge und des Vermögens die Steuer und Gaben bestimmen und einem anrechnen. Folglich will die Redensart העביר אתו לעריכם soviel sagen, als er schätzte es (das Volk) nach den Städten, das Volk der einen Stadt so hoch, und der andern so und so hoch. Cap. 49, 4 spricht der sterbende Jacob zu Ruben, seinem Sohne: אל תותר כי עליתך משכבי אביך אז חללת יצועי עלה nach D. Luthers Uebersetzung: Du solt nicht der Oberste seyn, denn du bist auf deines Vaters Lager gestiegen, daselbst hast du mein Bette besudelt mit dem Aufsteigen. Der Verfasser übersetzt es aber also: Non excelles, quando conscendisti cubilia patris tui, tunc profanasti (*excellentiam*). Stratum meum magni pretii fuit res. Wir wollen uns bey solcher Uebersetzung nicht aufhalten, sondern vielmehr eine andere mittheilen, welche die arabische Sprache darbeut. Der Strang deines Zeltes soll nicht fest seyn, weil du auf mein Lager gestiegen bist. Ich entkenne dich (oder ich erkenne dich nicht für mein Kind) weil du in meine Lagerstäte eingebrochen bist. Das letzte Wort עלה welches den Auslegern

viel

viel zu schaffen macht, und womit auch Herr Haitsma nicht wohl zu rechte kommen kan, gehört zum Anfange des folgenden Verses עלה אחי[illegible] לוי ושמעון die Brüder Levi und Simeon haben sich vergangen. Die Morgenländer, die damals in Zelten wohnten, wie die Araber noch heut zu Tage thun, sagen von einem dem es wohl geht, den der Mangel an Wasser, Brod und Weide für seine Viehzucht nicht nöthiget sein Zelt wo anders aufzuschlagen, יתר der Strang seines Zeltes ist fest zugeschniert, daß weder er ihn losbindet, noch der Wind solchen zerstücket, noch auch die Pflöcker des Zeltes aus der Erde aufreist. Wem sie aber Unglück an den Hals wünschen, zu dem sagen sie: Gebe GOtt, daß der Strang deines Zeltes nicht fest geschniert sey; das ist, daß du nirgends bleiben könnest, sondern wo du dich auch niederlässest, bald aufbrechen, die Stränge deines Zeltes losbinden, dessen Pfähler ausziehen, und im Lande herumstreichen müssest. אבך heist hier nicht deines Vaters, sondern es ist prima persona singularis futuri primæ Conjugationis a verbo אבי entsagen, entkennen, verleugnen, verstossen.

Bey Vers 21 leitet der Verfasser den Namen נפתלי nach seiner Art von den zwey Worten נפה und חלי ab, und übersetzt ihn agitatio blandiciarum fascini. Die Worte V. 24 משם רעה אבן ישראל die D. Luther also giebt: aus ihnen sind kommen Hirten und Steine in Israel, übersetzt der Verfasser ex domi-

dominio pastoris lapidis Israel. Seine Auslegung gründet sich auf folgendes: ש▭ soll so viel als שו▭ seyn. Nun steht beym Golio שו▭ bedeute soviel als סור. Es ist bekannt, daß Golius sein Lexicon von Wort zu Wort beynahe aus dem Tschauhario übersetzt hat. Wenn er nun bey demselben eine Erklärung eines Wortes antraf, die er gar nicht, oder nicht völlig einsahe, und daher zweifelte, wie er sie lateinisch übersetzen solte; so setzte er beydes, das zu erklärende dunkle, wie auch das leichtere und verständlichere Wort, womit Tschauharius jenes gegeben hatte, ohne Uebersetzung hin, und überließ beydes des Lesers Urtheile. So hat er es auch hier gemacht. Beym Tschauhario fand er die glossam שום mit dem scholio סור. Weil nun סור sowohl principatus als auch nigri bedeuten kan, (wiewohl man an des erstern Statt überall סורר mit einem doppelten ר und nicht סור findet,) so gerieth er in Zweifel, welche Auslegungsart er ergreifen solte. Um sich nun nicht zu vergehen, noch seinen Leser in Irrthum zu verführen, setzte er das Scholium, so wie er es bey seinem Autore fand, ohne Uebersetzung hin. Herr Haitsma hat sich also versehen, da er סור in der Bedeutung principatus angenommen, weil es ausgemacht ist und am Tage liegt, daß es alsdenn, wenn es gleich viel mit שו▭ bedeuten soll, nicht principatus, sondern nigri bedeute. Mithin fällt sein ganzes Gebäude dahin. Es wundert uns, daß er nicht vielmehr gemerkt hat, daß

אבן

אבן hier keinen Stein, sondern eben das, was es im Arabischen, nemlich den Sohn bedeutet. Man könnte auch lesen אבני ישראל von da ist der Hirte des Sohns (oder der Kinder) Israel. Es ist dieses nicht die einzige Stelle der Schrift wo אבן soviel als בן bedeutet. Vers 27 heist es Benjamin ist ein reissender Wolf; des Morgens בבקר יאכל ער wird er Raub fressen, und des Abends wird er den Raub austheilen. Der Verfasser übersetzt die Worte also; mane consumet exercitum, weil er dafür hält, ער sey soviel als ענר, und dieses könne exercitum ein Kriegesheer bedeuten, weil das Stammwort ענר sich widersetzen heisse. ענר heist eigentlich iemanden vorkommen, oder zu Gesichte, in die Quere kommen, vorstossen. Man kan also, wenn man will, dieser Auslegung beypflichten; aber auch noch zwey andere geben. Einmal kan ער soviel bedeuten als ערד eine grosse Anzahl, ein grosser Haufe: oder man kan das unmittelbar darauf folgende ו von dem nächsten Worte ולערב hieher ziehen und so lesen: יאכל ערו לערב, des Morgens wird er seinen Feind fressen, und des Abends wird er Beute austheilen.

III.

Dialogo di Vincenzo Riccoti.

d. i.

Vincenz Riccoti, aus der Gesellschafft JEsu, Unterredungen, darinne die

dom... en Kräfte und die Wir... todten Kräfte untersuchet ... Bononnien 1749, II Alph. ...bogen, in 4to.

Ob die Gegenstände dieses Buches gleich von den Mathematikverständigen längst sind betrachtet worden; so kan man doch noch nicht sagen, daß sie erschöpft wären, weil in den ersten Gründen derselben noch immer eine Undeutlichkeit zurücke geblieben. Der Verfasser, ein Mathematikverständiger der in Italien in grossem Ansehen stehet, hat bey der Menge von Werken die hierüber sind geschrieben worden, sich nicht anders zu helfen gewust, als daß er den Begriff einer lebendigen Kraft auf das sorgfältigste auseinander gesetzt, und daraus das Maas der Kräfte zu erforschen gesucht. Dasjenige, was er hierbey herausgebracht, hat er in Gestalt eines Gespräches vorgetragen, davon die drey Personen, welche sich unterreden, Lälius, Nestor und Cäsar heissen. Unter des ersten Namen redet der Verfasser selbst; der zweyte bezeigt sich der englischen Art zu philosophiren geneigt; und der dritte ist ein Cartesianer *). Man darf nicht glauben, Herr Riccoti wolle alle von beyden Seiten vorgetragene Gründe hier sammlen. Er hält es für überflüßig Bücher drucken zu lassen, die schon gedruckt sind, und

*) Dieses sind die Anfangsbuchstaben von Leibnitz, Neuton, Cartesius.

und hat hauptsächlich die Sachen so vorgetragen, wie sie sich ihm bey seinem eigenen Nachdenken dargestellet.

In der Unterredung des ersten Tages wird anfänglich die Trägheit untersucht. Lälius giebt den gemeinen Begriff davon zu; tadelt aber, daß man sie eine Kraft nennet, und sich solche als eine Wirkung vorstellet, die andern Wirkungen gewöhnlicher Kräfte ähnlich und solchen allezeit entgegengesetzt wäre. Bey den wirklichen Kräften findet er bedenklich, dieselben allezeit als einen zureichenden Grund einer Veränderung des Zustandes anzusehen, weil doch, wenn sie verhindert werden, keine Veränderung erfolget. Er unterscheidet also drey Dinge, die Kraft, ihre Wirkung, und die unter gewisser Bedingung erfolgende Veränderung des Zustandes. Wenn man Wirkung nennet, so denket man dabey etwas mehr als blos bey der Kraft, z. E. die Schwere des Druckes. Wie, wenn man sich eine gerade Linie von bestimmter Länge vorstellet, die senkrecht auf eine andere fortgeführet, ein Rechteck beschreibet, diese Linie von dem was durch ihr Fortführen entstehet, verschieden ist: so unterscheidet sich auch die Kraft, die man hier statt der Linie nehmen kan, von dem was bey ihrer Wirkung entstehet. Die fernere Untersuchung der Hauptstreitigkeit wird nach zwo Abtheilungen angestellet. Man betrachtet nemlich die lebendige Kraft, theils in so ferne sie durch die Wirkung der todten Kräfte entstehet oder zerstöhret wird; theils

theils in so fern sie aus einem Körper in den andern übergeht. Den Schluß dieses Gespräches machet die Untersuchung; ob sich aus der gleichförmigen Bewegung ein Beweis für eines von beyden Kräftmassen herleiten lasse? und die Unterredenden vereinigen sich solches zu leugnen. Denn wenn sich ein Körper ohne Schwere und andern Widerstand, mit der einmal erhaltenen Geschwindigkeit immer gleichförmig fortbeweget; so kan man nicht überzeugend darthun, daß der Raum den er beschreitet, als eine Wirkung seiner lebendigen Kraft anzusehen sey. Man nimmt in der Mechanik keine Wirkung ohne Gegenwirkung an: und hier ist keine Gegenwirkung zu finden. Die Trägheit des Körpers widerstehet nicht; sie verursachet vielmehr, daß der Körper in dem Zustande der Bewegung bleibet, in den er einmal ist gesetzt worden; und man kan also keine Schätzung der Kraft aus einer Bewegung herleiten, wo keine Kräfte angewandt werden: eben wie man nicht sagen kan, wie viel ein Reisender Geld bey sich habe, wenn er auf der Reise keines verzehret.

Das zweyte Gespräch betrachtet die Gruben, welche fallende Kugeln machen. Damit man alle Umstände welche Irrungen geben können, so viel als möglich ist, bey Seite räume, so richte man die Versuche so ein, daß die Gruben gleich werden. Man nehme also Kugeln von Metall (damit der Widerstand der Luft unempfindlich wird,) von gleicher Grösse, deren Gewichte nur dadurch verschieden wird, daß eine

hohl,

hohl, die andere aber voll ist. Man lasse sie in Unschlitt oder durchnetzte Kreide fallen; damit die Grube die sie machen, die völlige Wirkung ihres Falles ist. Alsdenn lasse man sie in Sand fallen; so wird dieser Fall zugleich einen Staub erregen, und die darzu angewandte Kraft der Grube abgehen. Findet man nun, daß die Kugel deren Gewichte 1 ist, von der Höhe 2; und die Kugel, deren Gewichte 2 ist, von der Höhe 1 gleich grosse Gruben machen: so ist man berechtiget zu schliessen, daß, die Verschiedenheit der Zeit bey Seite gesetzet, die Wirkungen der fallenden Körper, und also auch in diesem Verstande die lebendigen Kräfte, gleich groß sind, wenn die Producte aus den Höhen in die Massen, gleich groß sind. Hier wird eine beqveme Art angegeben, solche Versuche anzustellen. Man giesse einen viereckigten Kasten voll Unschlitt, und ebene solches also, daß seine Ueberfläche wagerecht stehet; welche leicht durch ein Linial zu erhalten und zu prüfen ist, das man nach verschiedenen Richtungen wagerecht über die Ränder des Kastens leget. Man hänge Kugeln die erwähnte Bedingungen haben, über dem Unschlitt auf; und es wird leichte seyn ihre Entfernungen zu messen. Man brenne die Faden an denen sie hängen, ab. Sind die Producte aus den Höhen ihres Falles in ihrem Gewichte gleich; so wird das Linial welches qver über die Ränder des Kastens gelegt ist, über sie alle auf eine Art weggestrichen. Z. E. sie alle streifen, ohne daß sie ihm, wenn es über

die Fläche des Unschlitts weggeführet wird, im Wege wären: solchergestalt aber beweisen sie, daß sie gleiche Gruben gemacht haben. Daß die Versuche so ausfallen, solches bestätiget diese Unterredung und prüfet zugleich einige Versuche die solchen zu widersprechen schienen, deren Unrichtigkeit hier gewiesen wird. Wenn man Gruben von verschiedener Tiefe mit einander vergleichen will, so muß man bedenken, daß bey der Grube die tiefer werden soll, das Unschlitt mehr zusammengepreßet wird, und also auf eine andere Art widerstehet, als bey der weniger tiefen. Auch sind hierbey, weil diese Gruben Kugelstücken sind, besondere geometrische Rechnungen nöthig; und man kan nicht blos auf ihre lothrechte Tiefe sehen. Wie leichte man sich in der Theorie von solchen Dingen irren kan, zeiget selbst ein Beyspiel des Herrn von Leibnitz. Dieser hatte zwo Arten vom Widerstande unterschieden, den **unbedingten** und den **bedingten**. (resistentia absoluta & relativa) Der erste nahm seinen Gedanken nach immer einerley Theil von der Kraft des bewegten Körpers weg. Die Geschwindigkeit mochte groß oder klein seyn, so solten die Zähigkeit und das Reiben wirken. Der zweyte, veränderte seine Wirkung nach der verschiedenen Geschwindigkeit, wie die Dichte des Mittels. Leibnitz hatte bey Berechnung des ersten einen Satz angenommen, der, wie Louville zeigte, mit seinem Kräftenmaasse nicht bestehen konnte, nemlich $r\,ds = -m\,du$, wenn r, s, m, u,

Wi-

Widerstand, Raum, Maasse, Geschwindigkeit bedeuten. Aber daraus folget nicht, daß sein Kräftenmaas falsch sey, sondern daß man diesen Satz nicht annehmen könne; aus dem ohne dis fliessen würde, daß eine jede Grube zu ihrer Entstehung unendliche Zeit erforderte; da doch die Erfahrung lehret, wie hierzu nur sehr kurze Zeit nöthig ist. Die wahre Hypothese ist also, wenn man, wie bey dem Widerstande den die Schwere einem aufsteigenden Körper entgegensetzet, auch hier $r\,ds = -mudu$ annimmt, woraus die Tiefen der Gruben, wie die Qvadrate der Geschwindigkeit folgen. Da nun dieses mit der Erfahrung übereinstimmet, auch eine Menge anderer Versuche zeigen, daß, in so fern man die Zeit bey Seite setzet, dir Wirkungen bewegter Körper sich wie die Qvadrate ihrer Geschwindigkeiten verhalten; so erhellet, daß man mit Beyseitesetzung der Zeit, dieses Maas für die lebendigen Kräfte in so weit annehmen darf. Schon zu des Galiläus Zeiten hatte man, wie der Anfang der dritten Unterredung erwähnet, dergleichen Versuche mit fallenden Kugeln und den Gruben die sie machen, angestellet, und dadurch dieses grossen Mannes Erfindung, daß die Geschwindigkeit fallender Körper der Zeit gemäß sey, zu widerlegen geglaubt. Cartesius selbst war hierinne mit dem Galiläus nicht einstimmig. Endlich zeigte Fermat in einem Schreiben an den Gassendus, nach Art der Alten, daß jeder endliche Raum, nur in einer unendlichen Zeit zurück-

 gelegt

gelegt werden könne, wenn sich die Geschwindigkeit wie der zurückgelegte Raum verhalten solte. Bey dem allen blieb es noch für die Meßkünstler selbst ein Geheimniß, wie sich diese Versuche mit des Galiläus Gedanken vergleichen liessen; zumal da Galiläus seine Sätze auch mit unwidersprechlichen Versuchen bestätigte. Jetzo sind wir im Stande zu zeigen, daß diese Versuche den Rechnungen gemäß, die aus den galiläischen Grundsätzen hergeleitet werden, so und nicht anders erfolgen müssen. Dieses veranlasset die Unterredenden, einigermassen zu erläutern, wie Galiläus durch den Fall schwerer Körper nach ungeraden Zahlen seine Meinung dargethan habe. Das übrige der Unterredung betrifft gespannte Federn, unter der Betrachtung wie sie Bernoulli angewandt hat, das leibnitzische Kräftenmaas darzuthun. Wenn eine Reihe aneinander gefügter Federn mit einem Ende an ein unbewegliches Hinderniß angestemmt ist, mit dem andern aber einen Körper vor sich wegtreibet; so wird gewiesen, daß die Geschwindigkeit die der Körper dadurch erhält, wie das Quadrat der Anzahl der Federn ist. Darauf werden verschiedene Gedanken, die Bernoulli, Martini, Manfredi und Zanotti von dieser Sache mitgetheilt haben, geprüfet und zu besserer Richtigkeit gebracht.

In der vierten Unterredung beschäftiget man sich anfangs mit der bekannten Einwendung, daß auch die Zeit in Betrachtung gezogen

gen werden solle. Lälius erinnert die andern, daß sie nicht im Stande sind deutlich anzugeben, wie eigentlich dieses zu bewerkstelligen sey. Um den Einwurf kurz zu heben, führet er ein Exempel an, wo man einerley Ursache, in einerley Körper, einerley Geschwindigkeit, und folglich lebendige Kraft erzeuget, und doch dazu verschiedentliche Zeit angewandt wird. Man stelle sich zwölf Federn vor, die alle in einer Reihe aneinander stehen, und setze sie alsdenn paarweise nebeneinander, daß sechs doppelte Federn die Reihe ausmachen. Eben so mache man eine Reihe aus vier dreyfachen, oder aus drey vierfachen. In allen Fällen läßt sich erweisen, daß ein Körper, den diese Federn alle vor sich fortstossen, gleich grosse Geschwindigkeit bekömmt. Die Zeiten aber verhalten sich, wie die Zahlen der Federn, in jeder einfachen Reihe. Gegentheils kan man auch zeigen, daß zwey wirkende Ursachen in gleicher Zeit lebendige Kräfte hervorbringen können, die sich wie die Quadrate der Geschwindigkeiten verhalten. Man stelle sich eine Reihe Federn vor, an deren einem Ende eine grosse, am andern eine kleine Kugel liegt. Man theile die Reihe so ab, als wenn man den gemeinschaftlichen Mittelpunct der Schwere bey den Kugeln suchen wollte: So verhält sich alsdenn die Menge Federn die in jeder Kugel von ihr an bis an den Theilungspunct wirket, verkehrt, wie die Maasse ihrer Kugeln, und theilt durch ihr Ausdehnen der Kugel eine Geschwindigkeit mit, die so be-

schaffen ist, daß sich das Product aus der Geschwindigkeit in die Maasse, verkehrt wie die Menge der Federn verhält.

Alles was die Gegner hier einwenden können, (man kan aber eben diese Betrachtungen auch bey den Gruben anbringen) kommt darauf an, daß vielleicht die Zeit ihren Einfluß in die Rechnung auf eine solche Art habe, daß solcher bey diesen besondern Fällen nicht statt finde. Aber wie diese Ausflucht an sich gezwungen ist, so wird sie auch leicht widerlegt, und Lälius zeigt den andern beyden, daß sie auf einander widersprechende Arten die Zeit hineinbringen, und keiner das Gesetze nach welchem er solches thut, rechtfertigen kan. Nebst viel andern solchen Untersuchungen wird auch des Herrn Mairan sinnreicher Gedanke betrachtet, daß man die lebendigen Kräfte aus den Verhinderungen schätzen müsse, die der Körper nicht überwunden hat; ingleichen aus den Schichten die er nicht durchlaufen hat, und die er würde mit gleichförmiger Bewegung durchlaufen haben, wenn ihm nichts zuwider gewest wäre. Man tadelt an dieser Theorie, daß sich solche nur auf den einzigen sehr eingeschränkten Fall, wenn der Widerstand der Maasse gemäß ist, schicken, in allen übrigen aber nicht eintreffen werde. Ob also gleich dasjenige was man auf die Schlüsse der Leibnitzianer zu antworten pfleget, nicht die gehörige Deutlichkeit hat; so kan man doch deswegen noch nicht behaupten,

haupten, daß diese Schlüsse selbst überzeugend wären.

Worinne die Schwierigkeit liege, untersuchet besonders das fünfte Gespräche. Die bekannten beyden Formuln in der Mechanik $fdt = mdu$ und $fds = mudu$, sind eine so richtig als die andere. Es fragt sich aber, welche von beyden die eigentliche Grösse der Wirkung ausdrücke? Thut es die erste, so ist die Wirkung dem Zeittheilchen; thut es die andere, so ist sie dem Räumchen gemäß. Die erste giebt $\int fdt = mu$, oder die Summa aller Wirkungen, die gänzliche Wirkung die lebendige Kraft der Geschwindigkeit. Die zweyte $\int fds = \frac{1}{2}muu$ oder eben dieses dem Quadrate der Geschwindigkeit gemäß. Daher wird bey alle den Schlüssen die vor und wider das leibnitzische Kräftenmaas gemacht werden, etwas unerwiesenes vorausgesetzt. Die Cartesianer nehmen die erste Formel für das Maas der Wirkung an; die Leibnitzianer aber die zweyte: und da sich die Gesetze der beschleunigten Bewegung, wie die Erfahrung solche lehret, aus beyden herleiten lassen; so kan kein Theil dem andern des Irrthums überzeugen. Leibnitz selbst hat sich hierinne versehen, und in einer Schrift wider Papin in den Actis Erud. 1691 ein solches Maas der Wirkungen, oder, wie er sich ausdrücket, der Menge der Stösse angenommen, das seinem Kräftenmaaße widerspricht. Vermittelst dieser Betrachtung aber entdeckt man die Fehler verschiedener andern von beyden Sei-

ten vorgegebener Beweise; z. E. des hermannischen in den Schriften der petersb. Acad. I Theil.

Lälius trägt eine sinnreiche Muthmassung vor, welche von beyden Formeln wohl die Grösse der Wirkung ausdrücken möchte. Die Philosophen gestehen zu, sagt er, daß sich die Schwere in der That mit der Weite von der Erde verändere, und nur von uns als unveränderlich angesehen werde, weil wir sie in einem so enge eingeschränkten Raume betrachten, da ihre Veränderung nicht merklich wird. Folglich ist nach der Schärfe, die Schwere in jedem Theilchen des Raumes von anderer Höhe über die Erde, anders: und da dieses zugegeben wird, so kan man wohl als wahrscheinlich ansehen, daß auch ihre Wirkung sich nach den Theilchen des Raumes richtet. Die Zeit hat auf keine Art einen Einfluß hierein: daher wird man geneigter werden, die letzte Formel anzunehmen als die erste. Wie indessen diese Muthmassung keine Gewißheit giebt; wie alles, was man vor und wider das leibnitzische Kräftenmaas gesaget hat, von der Schärfe eines Beweises noch weit entfernet ist: so schläget Lälius ein Mittel vor, zwischen ofterwähnten Formeln eine Wahl zu treffen, welches er metaphysisch nennet, weil physisch beyde gleich wahr sind. Man muß nemlich suchen, welches die allgemeinste ist, worauf sich alle andere Veränderungen, die von Kräften in der Natur verursachet werden, bringen lassen. Aber bey der geradelinichten Be-

wegung

wegung findet man nichts, das sich nicht aus einer Formel sowohl als aus der andern herleiten liesse. Daher wird der Schluß gemacht, solche Arten der Bewegung zu betrachten, wo die beyden Richtungen, die welche nach der die Kraft wirket, und die nach der sich der Körper beweget, nicht einerley sind. Man nennet sie hier **schiefe Bewegungen**, motus indirectos.

Das sechste Gespräch untersuchet zwey Beweise für das leibnitzische Kräftenmaas. Den ersten hat Muschenbrock gegeben; den andern aber der Graf Ricati. Muschenbrock nennet äussere Kräfte diejenigen, welche von aussen in einen Körper wirken, z. E. der Stoß der Hand an ein Pendulum; und unterscheidet sie von den innern, dergleichen z. E. eine hölzerne Kugel bewegen würde, in der ein Magnet eingeschlossen wäre. Muschenbrock beweiset nun, daß die Kraft, welche der bewegte Körper von äussern Kräften bekömmt, sich wie das Quadrat der Geschwindigkeit verhalte. Als eine Folgerung hieraus leitet er her, daß eben dieses bey innern Kräften statt finde. Man fragt hier: warum er nicht von den innern Kräften angefangen habe, da vielleicht der Schluß anders würde ausgefallen seyn? Man zweifelt, ob sich behaupten lasse, daß die ganze Wirkung der wirkenden Kraft in den bewegten Körper übergehe. Denn wenn einem Körper der sich mit der Geschwindigkeit 10 beweget, meine Hand mit der Geschwindigkeit 11 nachfolget; so kan der Theil der Kraft in meiner Hand, wel-

cher zu der Geschwindigkeit 10. gehöret, nicht in den Körper wirken, und in ihn übergehen; welches nur bey dem Ueberschusse möglich ist. Diese und andere Eigenschafften schwächen Muschenbrocks Schluß.

Das siebende Gespräche beschäftiget sich anfangs mit der Zusammensetzung und Auflösung der Kräfte. Warum eine Kraft die aus zwo andern zusammengesetzt ist, kleiner sey als ihre Summe, läßt sich leichte daraus erklären, weil die beyden Kräfte, welche zusammengesetzt, die dritte ausmachen, einander zum Theil hindern. Aber Lälius hält es für schwerer zu erklären, wie bey Zergliederung einer einzigen gegebenen Kraft in zwo Seitenkräfte, diese mehr austragen könne, als die gegebene. Diese Schwierigkeit hat den P. Bossorich verleitet, zu behaupten: die Natur setze blos Kräfte zusammen; aber die Zergliederung einer Kraft in Seitenkräfte, sey nur eine Erdichtung der Meßkünstler. Jedoch wenn in einem Winkel den zwo Flächen mit einander machen, eine Kugel so geleget wird, daß beyde Flächen sie tragen müssen; so theilet ja die Natur selbst das Gewichte der Kugel auf beyde Flächen ein. Man kan auch drey Seiten an Nägel befestiget, dergestalt zusammen fügen, daß einer die beyden andern ausdehnet, welches wiederum heisset, eine Kraft in zwo Seitenkräfte auflösen.

Bekanntermassen hat schon Bilfinger das leibnitzische Kräftenmaas daraus hergeleitet, weil wenn die beyden Kräfte einen rechten Winkel

machen,

machen, das Quadrat oder Diagonale die Summe der Quadrate der Seiten ist, und also die zusammengesetzte Kraft nach der leibnitzischen Rechnung, die Summe der einzelnen wird. Allein bey scharfen Winkeln finden sich viel Schwierigkeiten die hier angezeiget werden. Wie sich also aus der Zusammensetzung der Kräfte das leibnitzische Maas nicht unmittelbar herleiten läßt; so bedienet sich Lälius derselben, den vorhin angenommenen Grundsatz, daß die Wirkung aus dem Producte der Kraft in den Raum zu schätzen sey, darzuthun. Man kan sein Verfahren ohne Zeichnung nicht verstehen. Es kömmt kürzlich darauf an, daß er einen Körper betrachtet, der aus der Richtung nach welcher er gehen will, durch zwo zugleich in ihn wirkende, sich zusammenziehende Saiten gebracht wird; da alsdenn, weil beyde diese Kräfte gleichgültig, oder ihre Wirkungen gleich seyn sollen, und wirklich das Product aus jeder Saite als der Kraft in das Stückgen um welches sie sich verkürzet, gleich sind, erhellet, daß man diese Producte für die Grössen der Wirkungen anzunehmen hat. Eben das läßt sich auch aus Betrachtung der Bewegung auf einer schiefen Fläche darthun, und ist wirklich schon vom Galiläus dargethan worden. Hieraus kan man nun die scheinbare Schwierigkeit wegen Zusammensetzung der Kräfte heben. Man setze, drey Saiten sind so zusammengefügt, wie die Richtungen von zusammengesetzten Kräften zu liegen pflegen. Von den drey Saiten ist jede

an

an einem Ende befestiget, und einer jeden anderes Ende befindet sich an einem und denselben Körper, den sie alle dreye ziehen. Wenn sich nun zweye von ihnen verkürzen, und die dritte in diesem Falle sich verlängern muß; so läßt sich erweisen, daß das Product dieser dritten Saite in ihrer Verlängerung so groß ist, als die Summe aus den Producten jeder der beyden andern in ihrer Verkürzung: das heist nach der gegebenen Erklärung, daß jener Wirkung so groß ist, als die Summe von dieser beyder Wirkungen. Alsdenn aber erhellet, daß ein Gleichgewichte erfolgen muß. Aus dieser Betrachtung fliesset Joh. Bernoullis Theorie von den velocitatibus virtualibus, die durch die ganze Mechanik von so grossem Nutzen ist. Man irret sich auch, wenn man mit vielen, die sonst im Maasse der lebendigen Kräfte Leibnitzianer sind, sagen will, die todten Kräfte liessen sich durch Producte aus den Maassen in die Geschwindigkeit selbst, oder in die Zeit ausdrücken. Man will dieses aus dem Hebel herleiten: aber es fällt gleich in die Augen, daß der Schluß falsch seyn muß, weil beym Hebel ein Gewichte steiget, indem das andere sinket, und die bewegende Kraft des steigenden Gewichtes nicht schwerer seyn kan. Wo der Fehler des Schlusses stecket, das zeigen die Unterredungen weiter, obwohl etwas undeutlich *).

Das

*) Man wird sich die Sache richtig vorstellen, wenn man sich der Theorie des Mittelpuncts, des

Das achte Gespräche hat einen langen Eingang, welcher darthut, daß man die Wissenschaften denen man sich gewidmet, nicht allzuhoch schätzen, und dabey andere verachten soll; ingleichen daß man sich dem Ansehen grosser Männer, die man etwa aus besondern äusserlichen Ursachen verehret, nicht so sclavisch unterwerfen müsse. Dabey werden die Italiener gelobt, daß sie bey aller schuldigen Hochachtung die sie für ihren grossen Galiläus hegen, denselben nie so vergöttert haben, wie die Franzosen den Cartes, und die Engelländer den Neuton. Nach diesen wird gewiesen, daß die Formel der Räume bey der Bewegung auf eine gegebene krumme Linie, allgemeiner sey als die Formel der Zeit. Wenn ein Körper auf einer krummen Linie, aus der er nicht weichen kan, gehen muß, und zugleich eine Kraft in ihn wirket; so zerleget man bekanntermassen diese Kraft in zwey, deren eine auf der krummen Linie senkrecht stehet, die andere aber nach der Richtung der berührenden Linie wirket: und nur die letztere, die Tangentialkraft verändert die Geschwindigkeit des Körpers. Lälius findet, daß bey diesen beyden Formeln sowohl der Zeiten als der Räume (welche man im fünften Gespräche erkläret hat) wahr bleiben, und

suchet

des Schwunges, und der an eine Gabel angebrachten Kräfte, beym Johann Bernoulli Op. Tom. II. n. 96. und T. IV. n. 177 erinnert, wo die Qvadrate der Entfernungen von Mittelpuncte der Bewegung, in Betrachtung gezogen werden. Man sehe auch Herr Königs Abhandl. in den Act. Erud. Mart. 1751.

suchet darinne den Grund, warum die Zergliederung der Kraft in die Normal- und Tangentialkraft angestellet werde. Nemlich es bleibet bey den andern Kräften nur das Gesetz der Räume, welches man also als das allgemeinere anzusehen hat. Eben so wird gewiesen, daß dieses Gesetz bey bewegenden Kräften die einen Hebel drehen, das vornehmste ist, welches eine Erläuterung der hugenischen Theorie vom Mittelpuncte des Schwingens veranlasse. Unter den vielen Methoden mechanische Aufgaben aufzulösen, ziehet Lälius seine, die sich auf die Wirkungen gründet, vor, weil man in ihr keine Zerlegung einer Kraft in andere, die nicht wirklich da sind, und nur der Erfindung wegen angenommen werden, keiner Setzung neuer und erdichteter Maasse an der wahren Stelle, u. d. g. nöthig hat, sondern blos der Natur folget, ohne was anzunehmen, das sie nicht wirklich verrichtet. Man wird sich von dieser Methode aus dem was vorhin von den Wirkungen gesagt worden, einigen Begriff machen. Sie läuft endlich auf die Erhaltung lebendiger Kräfte hinaus. Lälius erläutert sie durch die Anwendung auf die Erfindung des Mittelpunctes des Schwingens, und auf noch eine andere mechanische Aufgabe.

Das neunte Gespräche fängt von den Gesetzen der Bewegung bey zusammenstossenden Körpern an. Cäsar leitet sie zuerst aus dem cartesianischen Kräftenmaasse leichte und kurz her. Lälius erinnert vorläufig, daß die Natur in ihren Wirkungen andere Wege nehme als wir bey un-

sern

fertig Rechnungen thun; daher denn etwas der Einfalt der Natur gemäß seyn könne, dazu wir gleichwohl eine schwere Rechnung nöthig haben. Ferner setzt er zum voraus, daß alle Körper bey dem Stosse zusammengedrückt werden, wozu ein gewisser Theil der lebendigen Kraft nöthig ist. Also muß wegen Erhaltung der Kräfte, die Summe der lebendigen Kräfte vor dem Stosse so groß seyn, als die Summe der in ihnen noch wirklich befindlichen lebendigen Kräfte nach dem Stosse, nebst dieser Kraft die auf die Zusammenpressung gehet. Weil man aber diese Kraft nicht weiß, so muß man sie aus der Gleichung wegzubringen suchen: und dieses geschicht durch eine bekannte Erdichtung, da man beyde Körper auf ein bewegtes Bret oder dergleichen setzet, damit sie mit der relativen Geschwindigkeit zusammenstossen. Elastische Körper haben nur das zum voraus, daß sich bey ihnen gedachte Zusammendrückung wieder ganz oder zum Theil aufhebet: und mit dieser Betrachtung findet Cäsar auch diese Gesetze. Wenn sich die Geschwindigkeiten verkehrt wie die Maassen verhalten, und die Körper einander entgegen gehen, so hemmt bekanntermassen jeder des andern Bewegung, wenn sie ohne Federkraft sind. Hier muß also die ganze lebendige Kraft auf die Zusammendrückung angewandt werden. Da nun die Zusammendrückung blos auf die **Näherungsgeschwindigkeit** *) ankömmt;

*) Wir wollen velocitas relativa auf diese Weise deutsch geben, ein Wort das man unsers Wissens

kömmt; so muß bey unveränderlich gesetzter Näherungsgeschwindigkeit, die Zusammendrückung einerley bleiben, und folglich eben das vorausgesetzet, die lebendige Kraft vor dem Stoße, in dem Falle da die Bewegung gehemmt wird, am klein-

sens noch nicht übersetzet hat. Einer von den gewöhnlichen Brodtdolmetschern, die jedes gegebene Buch verdeutschen, sie mögen die Wissenschaften in die es gehöret, verstehen oder nicht, würde vermuthlich nach einigem Kopfbrechen beziehende Geschwindigkeit schreiben. Denn solche arbeitsame Männer wissen nicht, daß man Sachen verstehen muß, um von Wissenschaften mit gehörigen Worten zu reden: und wenn ihnen ihr Lexicon sagt, daß chaine eine Kette heist, so übersetzen sie getrost: la courbe appellée chainette, durch: die krumme Linie, die man das Kettchen heist, bis ihnen ein leichtfertiger Zeitungsschreiber sagt, daß diese Linie schon längst im Deutschen den Namen der Kettenlinie gehabt hat. Wer keine Wissenschaften verstehet, der muß seine Finger zu nichts weiter brauchen, als Romane und galante Briefe zu übersetzen: sonst schadet er den Wissenschaften und seinem Verleger nur durch ungeschickte Dollmetschungen. Daß übrigens unsere Uebersetzung richtig ist, wird wohl daraus erhellen, weil velocitas relativa den Ueberschuß der Geschwindigkeit des folgenden Körpers über den vorhergehenden, oder die Summe der Geschwindigkeiten wenn beyde einander entgegen kommen; und alsdann in beyden Fällen die Geschwindigkeit mit der sie sich einander nähern, bedeutet. Wer diesen Begriff hat, wird deutlich davon reden, ohne zu wissen was relativum heisset.

Verbaque prævisas res non invitæ seqventur.

kleinsten seyn; welches auch die Rechnung giebt. Indessen kömmt es dem Cäsar allezeit seltsam vor, daß bey diesem Falle die lebendigen einander entgegengesetzten Kräfte ungleich seyn, und doch einander beyderseits aufheben sollen: die Einwendung aber, daß sie zu der Zusammenmessung angewandt würden, scheint ihm nicht zulänglich. Dieses führt die Unterredenten auf Betrachtungen über die Wirkung und Gegenwirkung. Man machet aus diesem Grundsatze der leibnitzischen Schätzung einige Einwürfe, die aber gehoben werden. Eine sehr scharfsinnige Untersuchung folget alsdenn, wie sich die Kraft in elastische Körper durch den Stoß vertheilet. Man sieht leichte, daß sich annehmen läßt, die Körper wären für sich nicht elastisch, und spanneten, indem sie zusammen gehen, eine Reihe Federn. Aber was für einen Theil dieser Reihe, und wie stark jeder Körper ihn spannet, das ist schwerer auszumachen, und wird hier umständlich untersuchet. Jurin und Maclaurin haben das alte Kräftenmaas durch einen Schluß vertheidiget, bey dem sie beyde Körper auf eine bewegte Fläche gesezt. Dieses Verfahren, dessen sich Hugen zuerst bedienet, gehet an, wenn man nur mit Geschwindigkeiten und Grössen der Bewegung zu thun hat. Da kan man allezeit in Gedanken die Bewegung der Körper nehmen, und sie der Fläche, welche sie fortführet, geben; Aber es kan betrügen, wo Kräfte zugleich in Betrachtung kommen, die sich auf diese Art nicht von einem ins andere bringen lassen: und daher steckt in erwähntem

Schlusse ein Fehler. Endlich wird auf die Art, wie Herr Euler im 5. B. der Schriften der petersb. Acad. gethan, die Mittheilung der Bewegung durch den Stoß untersuchet, so wie sie sich als eine Folge von beständig wirkenden Kräften betrachten läst; und nach einigen Zusätzen, die schiefe Bewegung wieder vorgenommen, welches den Schluß dieses Gespräches ausmacht.

Das zehnte giebt anfänglich den Neutonianern verschiedene Erinnerungen wegen ihres Mißbrauchs der anziehenden Kraft. Alsdenn beschäftiget es sich mit dem was beym Stosse vollkommen harter Körper vorgehen muß. Da man den Leibnitzianern vorgeworfen hat, sie leugneten solche Körper nur deswegen, weil bey denselben ihre Grundsätze nicht statt fänden; so wird diese Materie hier ausführlicher untersucht. Man muß wohl zwey Naturgesetze zugeben: Erstlich, daß keine Kraft zerstöret wird ohne zu wirken; Zweytens, daß keine Bewegung entstehet, die nicht durch eine gewisse Ursache bestimmet wird. Nun setze man, zwey vollkommen harte Körper stossen mit Geschwindigkeiten zusammen, die sich verkehrt wie die Maassen verhalten. Bekanntermassen halten sie beyde einander in ihrer Bewegung völlig auf. Aber wo kommen ihre Kräfte nach dem ersten Naturgesetze hin? Vermöge dieses solte sich eine Wirkung derselben zeigen; und vermöge des andern kan doch keine Bewegung entstehen. Da dieses beydes sich widerspricht, so kan man harte Körper als unmöglich ansehen. Zanotti hat

hat den Leibnitzianern wegen Leugnung der harten Körper verschiedenes entgegen gesetzt, welches unsern Gedanken nach, von keiner grossen Wichtigkeit ist,* und hier beantwortet wird. Ja Lälius zeiget selbst, daß die Leibnitzianer auch harte Körper nach ihren Grundsätzen beurtheilen können, wenn sie solche ja annehmen wollen. Die Frage kömmt hauptsächlich darauf an: was für eine Wirkung der lebendigen Kraft vorgehe, wenn zwey vollkommen harte Körper, mit Geschwindigkeiten die sich verkehrt wie die Maassen verhalten, zusammen stossen? Wenn sie beyde weich sind, so werden sie ohnstreitig zusammengedrückt, und man begreift, was die lebendige Kraft hierbey wirket. Man lasse sie nach und nach härter werden; so wird ihre Zusammenrückung immer kleiner, aber die Wirkung der lebendigen Kraft bleibet noch einerley. In dieser Reihe von Veränderungen, da immer mehr und mehr Härte erfolget, ist das letzte Glied die vollkommenste Härte: und wie da gar keine Zusammendrückung mehr erfolget, so kan man doch nicht sagen, daß keine Wirkung der lebendigen Kraft mehr vorgehe, weil sich sonsten dieses Glied durch einen grossen Sprung von alle den vorigen absonderte, bey denen die Wirkung der lebendigen Kraft unleugbar ist. Stiesse ein vollkommen harter Körper auf eine vollkommen harte unbewegliche Ebene, wodurch seine Bewegung so gleich gehemmet würde, so müste die Wirkung hier in einem Augenblicke der Zeit, und in einem Puncte des Raums geschehen, welches unge-

reimt zu seyn scheinet *). Solchergestalt hat man Grund, harte Körper nicht anzunehmen: und wie die Summe der lebendigen Kräfte vor und nach dem Stosse bey weichen Körpern nicht einerley ist, weil ein Theil davon zu erwähnter Zusammenrückung angewendet worden; so bleibet sie bey elastischen Körpern einerley, wo die Federkraft die Zusammendrückung völlig wieder aufhebet. Hugen hat solches zuerst bemerket. Am Ende dieses Gespräches wird gewiesen, daß nicht immer einerley Stränge der Bewegung bleibe; und der Verfasser untersuchet, wie weit sich solches damit vertheidigen lasse, daß zuweilen die Summe, zuweilen der Unterscheid der Bewegungen genommen wird.

Im Anfange des eilften und letzten Gespräches, wird die Betrachtung angestellet, daß man eine richtig erwiesene Meinung, einiger dabey befindlichen Schwierigkeiten wegen, nicht zu verlassen habe, so wie man die Gesetze der Hydrostatik nicht verläst, ob man gleich die Begebenheiten in Haarröhrgen noch nicht vollkommen damit vergleichen kan. Darauf wird die Mittheilung der Bewegung durch einen Hebel untersuchet, wie solche Bernoulli an den Orten die wir vorhin in einer Anmerkung ange-

*) Dieses würde erfolgen, wenn man das Gesetze der Stetigkeit annimmt, welches aber die Vertheidiger harter Körper nicht zugeben. Man sehe was Mac. Laurin diesem in seinen Account of Sir Isaac Newtons philosophical discoveries entgegen gesetzt, und unser Hr. Prof. Kästners in seiner Schrift de lege continui in natura, Leipzig 1750, erinnert hat.

geführet haben, betrachtet hat. Denn Lälius ziehet diese Art sie abzuhandeln, Gravesands seiner vor, weil sie bloß die von allen zugegebenen Grundsätze der Mechanik annimmt; da hingegen Gravesand einiges das dem leibnitzischen Lehrgebäude eigen ist, voraus setzet. Man weiß, daß aus dieser Theorie verschiedenes zu Bestätigung des leibnitzischen Maasses folget. Man erhält dadurch ein Mittel, die völlige Kraft eines Körpers in den andern zu bringen. Man findet auch, daß die Summe der Producte aus den Qvadraten der Geschwindigkeiten in die Maassen, unverändert bleibet; so wie sich gegentheils die Grösse der Bewegung verändert. Folglich ist das erste Gesetze der Natur das richtige und allgemeine.

Der Widerstand flüßiger Körper richtet sich nach dem Qvadrate der Geschwindigkeit. Man hat geglaubt, wenn Leibnitz recht hätte, so müßte sich dieser Widerstand nach ihren Würfeln richten. Lälius erinnert vorläufig, es komme hierbey nicht die lebendige Kraft, sondern nur die todte vor. Darauf berechnet er diesen Widerstand nach dem Gesetze des Stosses unelastischer und elastischer Körper, und findet, daß er sich wie das Qvadrat, nach den leibnitzischen Grundsätzen verhalten muß. Diese Methode zu Berechnung des Widerstandes, schreibt er dem Grafen Jac. Riccati zu *). Cäsar berechnet den Widerstand nach den cartesianischen Grundsätzen, und bringet eben das heraus.

*) Man sehe Herr Eulers Erkl. Artillerie 436. u. f. S.

Nach diesen werden die Gesetze des schiefen Stosses, und der Mittheilung der Bewegung, wenn ein Körper zugleich an drey oder mehrere antrifft, untersuchet. Joh. Bernoulli hat etwas dergleichen in seiner Dissertation du mouvement gethan: Aber er gründet sich auf das leibnitzische Kräftenmaas; und daher ist seine Methode hier nicht zu brauchen, da man solches selbst prüfen will. Die Methode deren sich Jålius bedienet, ist sehr sinnreich**), und führet endlich wieder auf die Erhaltung der lebendigen Kräfte; daher also dieser Satz überall mit der Wahrheit übereinstimmend gefunden wird, u. alle Kennzeichen der Wahrheit u. Allgemeinheit an sich hat.

IV.

Specimen Litteraturæ Florentinæ Seculi XV.

d. i.

Probe einer florentinischen gelehrten Geschichte des funfzehnten Jahrhundertes, worinne die Geschichte Christophori Landini erzählet, und zugleich die Verdienste der grösten Gelehrten dieser Zeit um die Wissenschaften, der Zustand des von Landino wieder aufgerichteten florentinischen Gymnasii, und die Nachrichten der von dem grossen Cosmo erneuerten platonischen Academie,

**) D'Alembert dynamiqve §. 143. Mac. Laurin Treatise on fluxions §. 45 haben eben diese Untersuchung angestellet.

demie, über die eben dieser Landinus gesetzt war, bekannt gemacht worden: Alles aus laurentinianischen, riccardianischen, magliabechianischen, strozzianischen ꝛc. Manuscripten und aus öffentlichen Archiven genommen, in Ordnung gebracht und mit Noten versehen von Ang. Mar. Bandini, beyder Rechte Doctorn, der marucellianischen Bibliothek Bibliothekario, und der florentinischen, wie auch anderer Academien Mitgliede. Florenz, in 8. in zwey Bänden, davon der erste 1748, der andere 1751 gedruckt worden. Jeder beträgt ohne die Vorrede und Zuschrift funfzehn Bogen.

So groß der Werth der Gelehrsamkeit an sich ist, ein so gegründetes Recht haben diejenigen die sich um dieselbe verdient machen, auf eine gewisse Hochachtung und Ehrerbietung, welche man den Wissenschafften überhaupt schuldig ist, Anspruch zu machen. Man würde also eine sehr grosse Gleichgültigkeit gegen die Wissenschaften verrathen, wenn man die rühmlichen Bemühungen dererjenigen, die das gelehrten Männern schuldige Andenken erneuern, und ihren Namen der Dunkelheit, in die sie die finstern Zeiten, oder vielmehr die Unwissenheit und Nachläßigkeit der in denselben lebenden Menschen eingehüllet hatte, zu entreissen suchen.

Wenn daher gleich die gelehrte Schrift, von der wir unsern Lesern Nachricht geben wollen, sich nicht durch die gründliche Belesenheit und den grossen Fleiß des Hrn. Verfassers, anpriese; so würde doch auch die blosse Absicht derselben besonderes Lob verdienen. Allein der Hr. Verfasser hat nicht nöthig, sich auf die Absicht seiner Arbeit zu beruffen; die geschickte Art, wie er diese Absicht zu erreichen weiß, bringet ihn weit mehr Ehre. Damit wir aber gegen die Leser unser Urtheil rechtfertigen, so wollen wir die besondern Absichten und Einrichtung dieses Werkes, und was der Herr Verfasser in demselben geleistet hat, bekannt machen.

Nachdem Herr Bandini in der Vorrede eine kurze Geschichte geliefert hat, wie die Wissenschaften nach der eingerissenen schändlichen Barbarey durch die rühmlichen Anstalten grosser Fürsten und den unermüdeten Fleiß vieler Gelehrten, deren er eine grosse Menge nahmhaft macht, und ihnen ihr verdientes Lob ertheilet, aus dem Staube gezogen worden; so erkläret er sein Vorhaben umständlicher. Es sind nicht nur viel gelehrte Florentiner, sondern auch Ausländer bemühet gewest, den Ruhm dieser verdienten Gelehrten in Schriften aufzubehalten und auszubreiten. Das Exempel dieser Männer hat den Herrn Bandini angetrieben, schon seit 1745 auf die Herausgabe einer florentinischen Gelehrten-Geschichte in 12 Bänden zu denken *). Allein das Schicksal, über wel-

*) Dieses war das erstemal, da sich Herr Bandini in die gelehrte Welt wagte. Wir haben sonst von ihm: Observationes in antiquam tabulam ebutheam in sacra D. N. Jesu Christi mysteria. 8 Florent. 1746. Desgleichen: Commentarium de obelisco Caesaris Augusti. Fol. Rom. 1750.

welches er sich beklaget, nöthigte ihn, seinen Vorsatz diesesmal fahren zu lassen, und die Ausführung desselben bis auf eine andere Zeit zu verspahren. Als er sich aber mit diesem grossen Werke noch beschäftigte, und vieles gesammlet hatte, was den berühmten Florentiner Landinum betraf, dessen grosse Verdienste bald niemand mehr kennete; so nahm er sich im Jahr 1747 vor, die Geschichte dieses Mannes besonders zu beschreiben, und zwar um so viel destomehr, da sie mit der florentinischen Gelehrten-Geschichte des 14. 15. und 16ten Jahrhundertes gar genaue Verbindung hatte. Es war das Vorhaben des Herrn Bandini kaum bekannt worden, als sich viel florentinische Gelehrte anboten, ihm zur Beförderung desselben hülfreiche Hand zu leisten. Er stattet ihnen daher in der Vorrede öffentlich Dank ab. Das Werk solte eher herauskommen, als wir es erhalten haben. Allein der Buchhändler, dem Herr Bandini auf sein inständiges Anhalten die Sorge davor überlassen hatte, hielt sein Versprechen nicht; und es fielen zu gleicher Zeit dem Herrn Verfasser verschiedene nothwendige Reisen vor; wodurch der Druck dieses Buches nicht nur einige Zeit aufgehalten wurde, sondern sich auch einige Fehler in dasselbe einschlichen.

Wir wollen unsere Leser nun mit dem Werke selbst bekannt machen. Der Herr Verfasser hat die Lebensgeschichte des Landini gleichsam zum Grunde gelegt, und bey Gelegenheit derselben verschiedener anderer Gelehrten, die zu dessen Zeiten gelebt haben, Erwähnung gethan. Das ganze Werk wird in zwey und funfzig §§ abgetheilet, die durch beyde Bände ununterbrochen fortlaufen; denen eine Menge Noten beygefügt worden, welche entweder Nachrichten von den gleichsam im Vorbeygehen berührten Gelehrten, oder hinlängliche Beweisthümer enthalten. Es ist auch mit einem Register versehen, durch dessen Gebrauch man die vornehmsten Sachen bequem fin-

finden kan. Wir werden von dem Leben des Landini einen kleinen Auszug liefern, von andern Gelehrten aber deren er hierbey Meldung thut, hie und da einige Proben geben.

Das landinische Geschlecht stammet aus Prato, einer Stadt im Casentinischen her. Viel berühmte Männer aus demselben haben solches schon bekannt gemacht; von denen wir nur einen nennen wollen, Franciscum, mit dem Zunamen der Blinde. Er war von Kindheit an seines Gesichtes beraubt, und hatte es doch in der Music und der Poesie so weit gebracht, daß er wegen des letztern 1360 zu Venedig öffentlich zum Poeten gecrönet wurde. Von dieses Francisci Bruder, Christophoro, ward Bartholomäus, der Vater unsers Landini, geboren, welcher diesen Sohn 1424 erzeugte. Um diese Zeit zohe die Familie unsers Landini nach Florenz, wo der Herr Verfasser ihn auch geboren zu seyn glaubt *). Als sein Vater eine mehr als gemeine Fähigkeit an ihm bemerkte, so widmete er ihn den Wissenschafften, worinne er unter dem berühmten Mönche, Gabriel von Camaldula, die ersten Gründe legte. Als er zehen Jahr alt war, ließ ihn ein gewisser Angelus von Tuderto auf seine Kosten nach Volterra bringen und daselbst studieren. Die unersättliche Begierde die Landinus nach den Wissenschaften bezeigte, bewog seinen Gönner, in dem Testamente zu verordnen, daß seine Erben denselben nach seinem des Gönners Tode, noch drey Jahr daselbst unterhalten solten. Hier nahm er so glücklich in den Wissenschaften zu, daß er in seinem funfzehenden Jahre zum Poeten gecrönet wurde. Im Jahr 1439 gieng er wieder nach

*) Der Herr Verfasser macht hier die Anmerkung, daß Landinus zu eben der Zeit geboren worden, in welcher man angefangen, die erschreckliche Barbarey in den Wissenschaften auszurotten; nimmt auch dabey Gelegenheit, einiger Gelehrten Erwähnung zu thun, die vieles darzu beygetragen haben.

nach Florentz, wo er, wie Herr Bandini vermuthet, die lateinische und griechische Sprache noch ferner getrieben und die Logic erlernet hat. Er brachte es in kurzer Zeit so weit, daß er sehr gut lateinisch und griechisch sprechen konnte *), und ein eben so grosser Redner als glücklicher Poet wurde. Allein seine so grosse Geschicklichkeit hätte ihn beynahe unglücklich gemacht **). Sein Vater, der von geringen Mitteln war, glaubte seine Umstände verbessern zu können, wenn er seinen Sohn einen Advocaten werden liesse. Dieses war vielleicht das einzige, darinne sich Landinus gegen seinen Vater ungehorsam erwieß. Er bezeigte einen grossen Abscheu wider diese Lebensart, und war nicht darzu zu bringen, sie zu ergreifen; zumal da er um eben diese Zeit von der mediceischen Familie ***) in Schutz genommen und unterhalten wurde. Vornemlich genoß er die Wohlgewogenheit Petri, eines Sohnes des grossen Cosmä in einem sehr hohen Grade. Er legte sich hierauf auf die aristotelische, stoische und platonische Philosophie, deren

Sätze

*) Es klingt etwas harte, wenn Herr Bandini S. 76 spricht: Hinc factum est, vt latine ita loqveretur, vt Romæ, græce vero, vt Athenis innutritus videretur. Herr Bandini verweiset hier seine Leser auf eine Note, die wir aber nicht finden können.

**) Wir halten einen Gelehrten, der wider seinen Willen von den Wissenschaften abgezogen wird, vor wahrhaftig unglücklich.

***) Der Herr Verfasser nimmt hier Gelegenheit, die Verdienste der mediceischen Familie um die Wissenschaften zu rühmen: Und es sind ihr dieselben auch in der That sehr viel schuldig. Solches beweisen unter andern so viel Gelehrte, die bey ihr Schutz fanden, zumal von denen, die nach dem zerstörten Constantinopel nach Italien flüchteten, und die schöne Bibliothek zu Florentz errichteten, aus welcher sonderlich die Codices medicei berühmt sind.

Sätze er unter einander verglich, und es auch hierinne sehr weit brachte.

Seine Philosophie hatte aber doch nicht Stärke genung, das Gemüth wider die Liebe zu einem gewissen Frauenzimmer, so Alexandra hieß, zu schützen. Er war zuweilen im höchsten Grad in sie verliebt, und konnte ohne sie nicht leben; so gar, daß er, wie man zu sagen pflegt, ihrentwegen oft ganz verfiel *); Als sie sich 1445 ohne sein Wissen nach Rom begab, folgte er ihr auf dem Fusse nach, besahe aber bey dieser Gelegenheit die römischen Alterthümer und Kostbarkeiten. Er hat unter ihren Namen drey Bücher Gedichte verfertiget, die er Petro Mediceo, seinem Gönner zugeschrieben. Als er wieder mit ihr nach Florentz zurücke kam, schrieb er sein Buch von der menschlichen Seele, warinne er die Epicuräer widerleg-

*) Wir wolten nicht gerne in den Verdacht kommen, als ob wir dem Landino zu viel thäten. Er mag daher die Heftigkeit seiner Liebe selbst beschreiben, damit wir zugleich eine Probe von seiner Schreibart geben. Die Stellen sind aus seinen Büchern, welche Xandra (so nennete er seine Liebste,) überschrieben sind, genommen:

Lusimus ardentes - - -
Ut canerem Xandram, cuius tantum uror ab igne,
 Qvantum Sicaniis non furit Aethna jugis.

An einem andern Orte:

Quæris, cur nostros macies contraxerit artus,
 Inqve dies crescat pallor in ore mihi?
Cur placidus miseros relevet non somnus ocellos,
 Cur lacrimæ a facie fluminis instar eant?
Ah nescis quantæ vexent mea pectora flammæ,
 Nec, mi Scala, vides, quid sit amare malum?

Und noch an einem andern Orte räth er dem Jupiter, daß derselbe, wenn die Riesen den Himmel wieder bestürmen würden, sie mit der Liebe strafen solte. Es würde dieses eine viel empfindlichere Strafe vor solche seyn, als wenn er seinen Donner unter sie würfe.

legte, und die Meinung des Plato vertheidigte. Im 33sten Jahre seines Alters 1457 ward ihm öffentlich aufgetragen, die florentinische Jugend in der lateinischen Sprache, der Rede- und Dichtkunst zu unterrichten, welches er um eine geringe Belohnung mit so vielem Glücke that, daß die grösten Gelehrten in seiner Schule gebildet wurden, z. E. Angelus Bassus, Politianus, Ugolinus Verinus, Johannes Cavalcantes, Francisbus Berlingherius und andere, die Hr. Bandini nahmhaft macht, und zugleich Gelegenheit nimmt, von ihren Verdiensten und Lebens Umständen Nachricht zu ertheilen.

Unterdessen, da die Jugendhitze Landini vorbey gerauschet war, hatte er seine Alexandram vergessen, u. verheurathete sich 1459 mit Alberti Aldovardi von Albertis Tochter, Lucretia, mit der er verschiedene Kinder zeugete, von denen aber keines in die Fußstapfen ihres Vaters treten wolte; daher wir auch unsern Lesern mit Anführung leerer Namen nicht beschwerlich fallen. Sein Ruhm breitete sich inzwischen auch in andern Ländern, in Deutschland, Portugall u. Engelland dergestalt aus, daß von allen Orten junge Leute nach Florentz geschickt wurden, um die lateinische Sprache von unsern Landino, die griechische von Demetrio Chalcondyla, und die Philosophie von Marsilio Ficino zu erlernen.

Die grosse Hochachtung, in der Landinus stande, trieb ihn an, sich derselben noch auf andere Art würdig zu machen. Er wagte sich an die alten Schriftsteller, die in den Bibliotheken voller Fehler und Unrichtigkeiten stecken; u. das Glück traf zuerst den Virgil. Er ließ die Scholia des Servii in seinem Codice besonders schreiben, machte von den Anmerkungen des Donati einen Auszug, und ließ auch die seinigen hinzusetzen *). Hierauf besorgte er eine Ausgabe des Horazes, suchte auch seine Muttersprache zu verbessern.

Wie

*) Wir wissen aber nicht, ob Franc. Floritus Sabinus allzuunrecht habe, wenn er von der Art des Landini den Virgil zu erklären ein sehr ungleiches Urtheil fällt. Hier sind seine Worte, die Herr Bandini S. 225 selbst anführet: Dignus igitur fuit Landinus cum suis allegoriis, qui Deorum effigies & templa tueretur, & Virgilii opus ad evangelicam doctrinam in frequenti otiosarum mulierum con-

Wir kommen nun zu dem andern Bande. Petrus Medicens hatte ihm die Aufsicht über seine beyden Söhne, Laurentium u. Julianum aufgetragen vor welche er ohngefehr 1460 seine camaldulensischen Gespräche (Quæstiones camaldulenses) verfertigte, von welchen Hr. Bandini weitläuftig handelt. Er hatte an seinen Schülern viel Ehre. Sonderlich machte sich Laurentius um die Wissenschaften sehr verdient, als er zur Regierung kam. Hier wird weitläuftig von dem Schicksale der platonischen Philosophie zu den damaligen Zeiten, von ihren Gönnern, und von ihren Verehrern gehandelt, deren eine grosse Anzahl in einem eingerückten Briefe des Marsilii Ficini genennet werden. Unter ihren Gönnern wird nebst Laurentio, sonderlich Bernhardus Oricellarius, ein berühmter Geschichtschreiber gepriesen, und von beyden vieles beygebracht. Man findet hier auch eine Nachricht von der damaligen Beschaffenheit der platonischen Philosophie. Es war der alexandrinische Platonismus der damals in Italien ausgebreitet wurde; und man weiß, daß er dem Fanaticismo sehr ähnlich gewest. Es gestehet auch der Herr. Verfasser aufrichtig, daß man sich zu der Zeit mehr mit demselben abgegeben habe, als es einem Christen und vernünftigen Manne anständig ist.

Doch wir wollen hier von dem was Hr. Bandini noch ferner von der platonischen Academie sagt keinen Auszug liefern, da das meiste denen die sich nur etwas in der philosophischen Historie umgesehen haben, schon bekannt ist; wiewohl wir nicht leugnen können, daß wir vieles gefunden haben, das nicht so gar gemein ist. Hieher rechnen wir, daß nebst Marsilio Ficino und Pico, Grafen von Mirandula, auch Landino von der mediceischen Famille aufgetragen worden sey, sich mit Uebersetzung und Erklärung der platonischen Bücher zu beschäftigen, und daß Landinus das Haupt derselben gewest. So verschwenderisch sonst Herr Bandini mit Anführung hinlänglicher Zeugnisse ist, so hat er doch dieses unbewiesen hingesetzt. Es ward auch um diese Zeit eine alte Gewohnheit wieder erneuert, die man seit 1200 Jahren unterlassen. Nemlich Plato war im 81sten Jahre seines Alters am 7. des Nov. welches eben sein Geburtstag war, gleich nach der Mahlzeit gestorben. Zum Andenken dieses Tages, der so wohl der Geburts- als der Todestag des Platons war stellten seine Schüler jährlich an eben diesem Tage ein Gastmahl an. Dieses hatte bis auf Porphyrium gedauert. Laurentius Medices

concione traheret, quibus ne deesset, quod ante focum bene potæ garrirent cet. C. XXIV. Libr. II. Lect. Subsec. b. & in Apologia contra latinæ linguæ calumniatores pag. 115. Er hat vielleicht viele die mit ihm übereinstimmen: Und wir selbst sind nicht allzusehr von dem was Landinus bey dieser Ausgabe geleistet hat, eingenommen.

nes und Franciscus Landinus erneuerten dieses so lange Zeit vergessene Fest; und zwar feyerte es dieser zu Florenz, jener aber auf dem Lande. Laurentius hatte 9 neue platon. Philosophen zur Tafel, unter denen Landinus auch war.

Wir kommen wieder auf die Geschichte des Landini. Im Jahr 1461 hatte er sich so viel erworben, daß er ein eigen Haus kaufen konnte. Sechs Jahr darnach im 43sten seines Alters hielt er um die erledigte Canzlerstelle bey der florentinischen Republic an. Nun bekam er solche zwar nicht; ward aber doch zu andern ansehnlichen Bedienungen bey derselben erhoben. Er übersetzte auf Befehl Alphonsi, Königs in Sicilien, Plinii Geschichte der Natur in seine Muttersprache und schrieb ihm solche Uebersetzung zu. Im Jahr 1473 verfiel er in eine Krankheit, von der er aber wieder genaß, und sich zum Studieren mit vielem Eifer wandte. Er hat auch den Livium übersetzt. Allein Hr. Bandini hat das Werk, wie auch einige andere die ihm zugeschrieben werden, weder gedruckt, noch im Manuscripte finden können. 1480 schrieb er Anmerkungen über die schweren aber sehr schönen Gedichte des Dantis Alligherii, die er das Jahr darauf seinen Landesleuten in einer italiänischen Rede widmete. Das unglückliche Schicksal dieses grossen Poeten ist bekannt. Er ward aus Florenz vertrieben und konnte die Zurückberuffung in sein Vaterland nicht erleben: Seinen Gedichten gieng es nicht besser, und es las solche zu Landini Zeiten niemand. Vielleicht verstand man sie nicht. Weil nun Landinus den Virgil so glücklich erkläret hatte, so wagte er sich auch an die Gedichte des Dantis, und bemühete sich sonderlich in den verdeckten Verstand der Allegorien einzudringen. Hierdurch erwarb er sich ganz besondere Ehre, und sein Buch ward öfters aufgelegt. Das Bildniß des Dantis, das zu Florenz in der Kirche des heil. Johannis war, ward mit einem Cranze beehret, welches sich Dante selbst prophezeyet hatte; und Landinus bekam von der florentinischen Republic ein schönes Haus im Casentinischen geschenkt. Eine Sache, der sich wohl wenig Gelehrten rühmen können!

Er ward hierauf bey den florentinischen Pandecten mit zu Rathe gezogen. Als er endlich 1497 wegen seines 73jährigen Alters die Bedienung bey der Republic nicht mehr verwalten konnte, ward ihm von derselben ein gewisses Geld zu seinem Unterhalt ausgesetzt. Hier vermuthet Hr. Bandini, daß er, um bey den damaligen Unruhen zu Florenz, den Nachstellungen der Feinde der mediceischen Familie, zu der er sich hielt, zu entgehen, sich nach Prato in sein von der Republic geschenktes Haus begeben habe. Er widmete sich daselbst gänzlich dem Studieren, konnte aber die Luft alda nicht vertragen, und verfiel daher in eine Krankheit, in der er 1504, oder nach der Meinung anderer 1508, im 80sten Jahre seines Alters verstarb.

Von

Von seinem Character können wir keinen Auszug liefern, welcher vor Landinum überaus vortheilhaft ist; wir tragen aber das Vertrauen zu dem Hrn. Verf. daß er ihn aufrichtig entworfen habe. Sein Bildniß steht auf unserer Universitätsbibliothek, wo Marsilius Ficinus, Christ. Landinus, Politianus, und Demetrius Chalcondylas, in einer sehr schönen Schilderey mit einander redend vorgestellet werde.

Wir solten nun auch von seinen Schriften reden, von denen Hr. Bandinus ein besonderes Verzeichniß beygefüget hat, und die sich auf 29 Stück belaufen. Allein da wir die vornehmsten schon oben anführen müssen, so wollen wir sie unsern Lesern nicht zweymal vorlegen. Die übrigen waren wir ohnedem nicht gesonnen anzuführen, weil sie von keiner besondern Wichtigkeit sind.

Wir müssen übrigens die Belesenheit und den Fleiß des Hrn. Verf. in Aufsuchung der gehörigen Beweise nochmals rühmen. Er hat vieles aus Manuscripten, und das meiste beynahe aus des Landini eigenen Schriften bewiesen, welche Beweise oft ganze Bogen einnehmen. Wenn wir sagen solten, ob er in Anführung der Zeugnisse zu häufig oder zu sparsam gewest wäre, so würden wir das erste behaupten müssen. Wenn er von andern Gelehrten, deren er eine sehr grosse Anzahl in seine Geschichte geflochten hat, redet, so läst er sich besonders angelegen seyn, solche Umstände von ihnen anzuführen, welche von andern, die ihr Leben beschrieben haben, übergangen worden. Er giebt eine genaue Nachricht nicht nur von dem damaligen Zustande der Wissenschaften, sondern auch von den Umständen, in denen sich zu der Zeit die florentinische Republic befand. Er läst auch ausländischen Gelehrten Gerechtigkeit wiederfahren, und bekennet, worüber wir uns wundern im andern Theile S. 52 öffentlich die Unwissenheit Pabst Pauli des andern in der griechischen Sprache. Nur scheinet er uns vor Landinum, dessen Verdienste wir sonst zu schätzen wissen, etwas zu sehr eingenommen zu seyn.

Wir würden uns zuletzt über eine dunkele und schwere Schreibart, über Widerholung vieler Dinge die wir mehr als einmal haben lesen müssen, und wohl gar über einige Fehler, die wir beständig angetroffen haben *), beschweren, wenn nicht Herr Bandini seine Leser gebeten hätte, wenn sie etwas dergleichen anträfen, es ihm aus verschiedenen Ursachen die er anführet, nicht zuzurechnen. Wir sind daher geneigt, sie lieber den vielen Geschäften die damals denselben zerstreuet, und den Schriftsetzern, als dem geschickten Herrn Verfasser zuzuschreiben.

*) z. E. Litteræ, sæculum, Mæcenas, Pandectæ Florentinæ.

Inhalt:




Christian Gottlieb Buder, J.U.D.
Hochfürstl: Sächsischl: Hoffrath, der Rechte
und Geschichte öffentlicher Lehrer
zu Jena.

Zuverläßige Nachrichten

von dem

gegenwärtigen Zustande,

Veränderung und Wachsthum

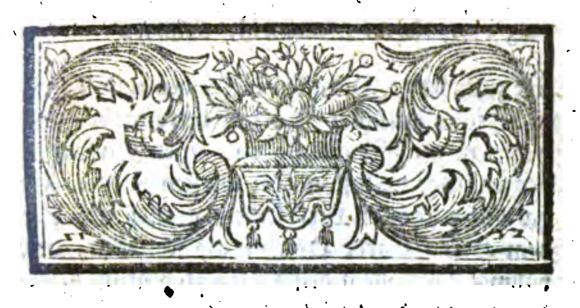
der Wissenschaften.



Hundert u. sechs u. sechzigster Theil.

Leipzig, 1753.

in Joh. Friedr. Gleditschens Buchhandlung.



I.

Monumenta historica monasterii S. Bonifacii & Alexii.

d. i.

Felix Nerini, Abtes aus der Gemeinschafft des heil. Hieronymus, historische Denkmäler der Kirche und des Klosters des heiligen Bonifacius und Alexius. Rom 1752, 3 Alph. 6 Bog. mit Kupfern, in Folio.

Der in den christlichen und heidnischen Alterthümern erfahrne, und denen Gelehrten aus einigen Schriften, welche er mit dem Herrn Cardinal Angel. Mar. Qvirini im Drucke gewechselt hat, nicht unbekannte Herr Abt Nerini, hat sich überaus viel Mühe gegeben, die ganze Geschichte von der Stiftung der Kirche und des Klosters des heil. Bonifacii und des heil. Alexii aus dem Alterthume hervorzusuchen, und der gelehrten Welt eine vollständige Nachricht von dieser in Rom ansehnlichen Kirche und Klo-

 ster

ster zu liefern. Die alten Urkunden und Denkmale, so er anführet, sind sehr beträchtlich, und haben in gewisser maasse auch einen Einfluß in den politischen Zustand der ältesten Zeiten. Er hat dieses schöne Werk seinem grossen Gönner, dem Herrn Card. Qvirini zugeschrieben, und rühmet nicht allein dieses Prälaten grosse Verdienste um die Gelehrsamkeit, sondern auch dessen besondere Mildthätigkeit, da er Kirche und Kloster in dem abgewichenen römischen Jubeljahre fast von Grund aus prächtig aufführen lassen. Nicht weniger erhebet er eben dieses Cardinals Qvirini besondere Gnadenbezeugungen und Wohlthaten, welche er ihm nach seiner bekannten Großmuth, in allerhand Widerwärtigkeiten hat angedeyhen lassen.

Das Werck selbst bestehet erstlich in der ganzen Geschichte, sowohl der beyden Heiligen des Bonifacii und Alexii, als auch der Stiftung und dem Schicksale dieses Klosters; ferner in allerhand Denkmaalen und Aufschriften welche sich in dasiger Kirche und Kloster finden; und endlich in den Urkunden und Handschriften, welche von diesem Kloster noch vorhanden sind. Der erste Theil ist also der wichtigste, zumal da die Urkunden mit angeführt und eingestreuet sind; wie er denn 22 Capitel austrägt. Wir wollen alles Stückweise anführen, um dem Leser etwas vollständiges zu liefern. In dem ersten Capitel handelt der Herr Abt von der Lage dieses Klosters und der Kirche des heiligen Bonifacii und Alexii. Es stehen solche

auf

auf dem aventinischen Hügel oder Berge, allwo man eine überausanmuthige Aussicht nach der Tyber und Stadt Rom hat, welche dieselben dem Auge in ihrer Pracht vorstellet. Mazzochi, Gruter und andere Nachforscher der römischen Alterthümer haben dargethan, daß ehedem auf diesem Orte ein Tempel der Diane gestanden; welches auch daher glaubwürdig zu seyn scheinet, weil Herr Nerini ein Ueberbleibsel von einer Statue, welche man vor weniger Zeit daselbst gefunden hat, anführt, an welcher noch diese Ueberschrift steht: Dea Etruscorum. Die berühmten Kenner dieser alten Denkmäler, Gori und Mazzochi haben mit dem Herrn Nerini einerley Meinung, daß dieses Bildniß die Dianam vorstellen solle, indem sie solches aus der Bildung und ausgestreckten Händen, in welchen sie vermuthlich Pfeile mag gehalten haben, erweisen wollen. Uebrigens sind die Gebäude der Kirche und Klosters lange Zeit in schlechtem Zustande gewest; und sie haben es der Freygebigkeit und dem Eifer des Herrn Cardinal Qvirini einzig und allein zu danken, daß sie am letzten römischen Jubeljahre ihrem Untergange entrissen, und sehr prächtig aufgeführet worden. In dem 2ten Capitel wird von dem ganzen Umfange und der Lage dieses Klosters gehandelt, welche man aus den angeführten Kupfern am besten beurtheilen kan. Doch fasset es einen weitern Raum in sich, als hier vorgestellet wird; wobey aber Herr Nerini erweist, daß es sich ehedem viel weiter erstrecket

streckt habe, wie die Fortsetzung der Kloster-Geschichte ausweiset. Es gehet der Herr Verfasser anfänglich auf die Stiftung und den Ursprung dieses Klosters, welches der vornehmste Vorwurf seiner Abhandlung ist. Aus vorhandenen Urkunden und Zuschriften, nicht weniger aus den actis SS. Martyrum macht er erweißlich, daß solches Kloster am Ende des 3ten oder gleich zu Anfange des 4ten Jahrhunderts nach Christi Geburt gestiftet worden sey. Die acta sanctorum, welche er überall anführet, kommen darinne vollkommen überein, daß die fromme Aglaes die milde Stifterin des Klosters gewest sey. Diese fromme Aglaes, eine edle Römerin und Tochter des Proconsuls Acaccii, hat aus Andacht und Liebe zu den heiligen Märtyrern sich Mühe gegeben, ihre Gebeine, welche die Wuth der Verfolger unter dem Diocletian und Maximinian etwan übrig gelassen, aus den entlegenen Ländern zu sammlen, und ihnen eine ehrenvolle Ruhe in Rom zu verschaffen. Ein so gefährliches Geschäfte hat sie ihrem Sohne Bonifacio aufgegeben, welcher aus gleicher Gesinnung sich dieser Verrichtung willig unterzogen. Dieser edle und christliche Jüngling ist aber in seiner Bemühung so unglücklich gewest, daß er zu Tharsen *) in Cilicien, der Vaterstadt des heiligen Apo-

*) Tharsen hat ehedem die gelehrtesten Männer gehabt, und ist eben so berühmt als Athen und Alexandrien, wie Strabo Lib. XIV. p. 771

Apostels Pauli, auf Befehl des dasigen Stadthalters Simplicii, im Jahre 290 enthauptet worden ist, und also selber die Märtercrone überkommen hat. Dabey ist die gottselige Aglaes noch so glücklich gewest, daß sie ihres Sohnes Leichnam gegen Erlegung einer ansehnlichen Summa Geldes, von dem Simplicio erhalten. Sie hat darauf die Gebeine ihres Sohnes in via latina, fünf Stadia von Rom beygesetzet; nachhero aber diese Kirche zum Gedächtniß ihres Sohnes Bonifacii auf dem aventinischen Berge erbauet, und die Gebeine dieses heil. Märtyrers dahin gebracht; wie die Geschichtschreiber Bolland, Aringhi, Panciroll, Anastasius und andere mehr anführen. Diese feyerliche Beysetzung und Einweihung der Kapelle fällt also ins Jahr 305. Herr Nerini nimmt daher Gelegenheit eine kleine Ausschweifung zu machen, und eine Vertheidigung des Alterthums der Kirche unter den ersten Christen, wider den Hospinian und Otte zu führen, welche behaupten, daß man vor den Zeiten Constantini M. keine christlichen Kirchen in Rom und in dasigen Gegenden finde. Er beruft sich auf den Ciampinum Veter. Monumentor. Part. I. Cap. 17. 18. woselbst dieser eine nahmhafte Anzahl solcher Kirchen, unter denen auch die Kirche des heil. Bonifacii stehet, aufführet, in welchen die ersten Christen ihren

p. 771 anführet. Man lese des berühmten Herrn D. Heumanns act. philosophic. vol. III. p. 141. de viris doctis Tharsi natis.

Sätze er unter einander verglich, und es auch hierinne sehr weit brachte.

Seine Philosophie hatte aber doch nicht Stärke genung, das Gemüth wider die Liebe zu einem gewissen Frauenzimmer, so Alexandra hieß, zu schützen. Er war zuweilen im höchsten Grad in sie verliebt, und konnte ohne sie nicht leben; so gar, daß er, wie man zu sagen pflegt, ihrentwegen oft ganz verfiel *); Als sie sich 1445 ohne sein Wissen nach Rom begab, folgte er ihr auf dem Fusse nach, besahe aber bey dieser Gelegenheit die römischen Alterthümer und Kostbarkeiten. Er hat unter ihren Namen drey Bücher Gedichte verfertiget, die er Petro Mediceo, seinem Gönner zugeschrieben. Als er wieder mit ihr nach Florentz zurücke kam, schrieb er sein Buch von der menschlichen Seele, warinne er die Epicuräer widerleg-

*) Wir wolten nicht gerne in den Verdacht kommen, als ob wir dem Landino zu viel thäten. Er mag daher die Heftigkeit seiner Liebe selbst beschreiben, damit wir zugleich eine Probe von seiner Schreibart geben. Die Stellen sind aus seinen Büchern, welche Xandra (so nennete er seine Liebste,) überschrieben sind, genommen:

Lusimus ardentes - - -
Ut canerem Xandram, cuius tantum uror ab igne,
Qvantum Sicaniis non furit Aethna jugis.

An einem andern Orte:

Quæris, cur nostros macies contraxerit artus,
Inqve dies crescat pallor in ore mihi?
Cur placidus miseros relevet non somnus ocellos,
Cur lacrimæ a facie fluminis instar eant?
Ah nescis quantæ vexent mea pectora flammæ,
Nec, mi Scala, vides, quid sit amare malum?

Und noch an einem andern Orte räth er dem Jupiter, daß derselbe, wenn die Riesen den Himmel wieder bestürmen würden, sie mit der Liebe strafen solte. Es würde dieses eine viel empfindlichere Strafe vor solche seyn, als wenn er seinen Donner unter sie würfe.

legte, und die Meinung des Plato vertheidigte. Im 33sten Jahre seines Alters 1457 ward ihm öffentlich aufgetragen, die florentinische Jugend in der lateinischen Sprache, der Rede- und Dichtkunst zu unterrichten, welches er um eine geringe Belohnung mit so vielem Glücke that, daß die grösten Gelehrten in seiner Schule gebildet wurden, z. E. Angelus Bassus, Politianus, Ugolinus Verinus, Johannes Cavalcantes, Francisbus Berlinghetius und andere, die Hr. Bandini nahmhaft macht, und zugleich Gelegenheit nimmt, von ihren Verdiensten und Lebens Umständen Nachricht zu ertheilen.

Unterdessen, da die Jugendhitze Landini vorbey gerauschet war, hatte er seine Alexandram vergessen, u. verheurathete sich 1459 mit Alberti Adovardi von Albertis Tochter, Lucretia, mit der er verschiedene Kinder zeugete, von denen aber keines in die Fußtapfen ihres Vaters treten wolte; daher wir auch unsern Lesern mit Anführung leerer Namen nicht beschwerlich fallen. Sein Ruhm breitete sich inzwischen auch in andern Ländern, in Deutschland, Portugall u. Engelland dergestalt aus, daß von allen Orten junge Leute nach Florentz geschickt wurden, um die lateinische Sprache von unsern Landino, die griechische von Demetrio Chalcondyla, und die Philosophie von Marsilio Ficino zu erlernen.

Die grosse Hochachtung, in der Landinus stande, trieb ihn an, sich derselben noch auf andere Art würdig zu machen. Er wagte sich an die alten Schriftsteller, die in den Bibliotheken voller Fehler und Unrichtigkeiten stecken; u. das Glück traf zuerst den Virgil. Er ließ die Scholia des Servii in seinem Codice besonders schreiben, machte von den Anmerkungen des Donati einen Auszug, und ließ auch die seinigen hinzusetzen *). Hierauf besorgte er eine Ausgabe des Horazes, suchte auch seine Muttersprache zu verbessern.

Wie

*) Wir wissen aber nicht, ob Franc. Floritus Sabinus allzuunrecht habe, wenn er von der Art des Landini den Virgil zu erklären ein sehr ungleiches Urtheil fällt. Hier sind seine Worte, die Herr Bandini S. 225 selbst anführet: Dignus igitur fuit Landinus cum filiis allegoriis, qui Deorum effigies & templa tueretur, & Virgilii opus ad evangelicam doctrinam in frequenti otiosarum mulierum con-

Wir kommen nun zu dem andern Bande. Petrus Mediceus hatte ihm die Aufsicht über seine beyden Söhne, Laurentium u. Julianum aufgetragen, vor welche er ohngefehr 1460 seine camaldulensischen Gespräche (Quæstiones camaldulenses) verfertigte, von welchen Hr. Bandini weitläuftig handelt. Er hatte an seinen Schülern viel Ehre. Sonderlich machte sich Laurentius um die Wissenschaften sehr verdient, als er zur Regierung kam. Hier wird weitläuftig von dem Schicksale der platonischen Philosophie zu den damaligen Zeiten, von ihren Gönnern, und von ihren Verehrern gehandelt, deren eine grosse Anzahl in einem eingerückten Briefe des Marsilii Ficini genennet werden. Unter ihren Gönnern wird nebst Laurentio, sonderlich Bernhardus Oricellarius, ein berühmter Geschichtschreiber gepriesen, und von beyden vieles beygebracht. Man findet hier auch eine Nachricht von der damaligen Beschaffenheit der platonischen Philosophie. Es war der alexandrinische Platonismus der damals in Italien ausgebreitet wurde; und man weiß, daß er dem Fanaticismo sehr ähnlich gewest. Es gestehet auch der Herr Verfasser aufrichtig, daß man sich zu der Zeit mehr mit demselben abgegeben habe, als es einem Christen und vernünftigen Manne anständig ist.

Doch wir wollen hier von dem was Hr. Bandini noch ferner von der platonischen Academie sagt keinen Auszug liefern, da das meiste denen die sich nur etwas in der philosophischen Historie umgesehen haben, schon bekannt ist; wiewohl wir nicht leugnen können, daß wir vieles gefunden haben, das nicht so gar gemein ist. Hieher rechnen wir, daß nebst Marsilio Ficino und Pico, Grafen von Mirandula, auch Landino von der mediceischen Famille aufgetragen worden sey, sich mit Uebersetzung und Erklärung der platonischen Bücher zu beschäftigen, und daß Landinus das Haupt derselben gewest. So verschwenderisch sonst Herr Bandini mit Anführung hinlänglicher Zeugnisse ist, so hat er doch dieses unbewiesen hingesetzt. Es ward auch um diese Zeit eine alte Gewohnheit wieder erneuert, die man seit 1200 Jahren unterlassen. Nemlich Plato war im 81sten Jahre seines Alters am 7. des Nov. welches eben sein Geburtstag war, gleich nach der Mahlzeit gestorben. Zum Andenken dieses Tages, der so wohl der Geburts- als der Todestag des Platons war stelten seine Schüler jährlich an eben diesem Tage ein Gastmahl an. Dieses hatte bis auf Porphyrium gedauert. Laurentius Medices

conciones traheret, quibus ne deesset, quod ante focum bene potæ garrirent cet. C. XXIV. Libr. II. Lect. Subsec. b. & in Apologia contra latinæ linguæ calumniatores p. 115. Er hat vielleicht viele die mit ihm übereinstimmen: Und wir selbst sind nicht allzusehr von dem was Landinus bey dieser Ausgabe geleistet hat, eingenommen.

res und Franciscus Landinus erneuerten dieses so lange Zeit vergessene Fest; und zwar feyerte es dieser zu Florenz, jener aber auf dem Lande. Laurentius hatte 9 neue platon. Philosophen zur Tafel, unter denen Landinus auch war.

Wir kommen wieder auf die Geschichte des Landini. Im Jahr 1461 hatte er sich so viel erworben, daß er ein eigen Haus kaufen konnte. Sechs Jahr darnach im 43sten seines Alters hielt er um die erledigte Canzlerstelle bey der florentinischen Republic an. Nun bekam er solche zwar nicht; ward aber doch zu andern ansehnlichen Bedienungen bey derselben erhoben. Er übersetzte auf Befehl Alphonsi, Königs in Sicilien, Plinii Geschichte der Natur in seine Muttersprache und schrieb ihm solche Uebersetzung zu. Im Jahr 1473 verfiel er in eine Krankheit, von der er aber wieder genaß, und sich zum Studieren mit vielem Eifer wandte. Er hat auch den Livium übersetzt. Allein Hr. Bandini hat das Werk, wie auch einige andere die ihm zugeschrieben werden, weder gedruckt, noch im Manuscripte finden können. 1480 schrieb er Anmerkungen über die schweren aber sehr schönen Gedichte des Dantis Alligherii, die er das Jahr darauf seinen Landesleuten in einer italiänischen Rede widmete. Das unglückliche Schicksal dieses grossen Poeten ist bekannt. Er ward aus Florenz vertrieben und konnte die Zurückberuffung in sein Vaterland nicht erleben: Seinen Gedichten gieng es nicht besser, und es las solche zu Landini Zeiten niemand. Vielleicht verstand man sie nicht. Weil nun Landinus den Virgil so glücklich erkläret hatte, so wagte er sich auch an die Gedichte des Dantis, und bemühete sich sonderlich in den verdeckten Verstand der Allegorien einzudringen. Hierdurch erwarb er sich ganz besondere Ehre, und sein Buch ward öfters aufgelegt. Das Bildniß des Dantis, das zu Florenz in der Kirche des heil. Johannis war, ward mit einem Cranze beehret, welches sich Dante selbst prophezeyet hatte; und Landinus bekam von der florentinischen Republic ein schönes Haus im Casentinischen geschenkt. Eine Sache, der sich wohl wenig Gelehrten rühmen können!

Er ward hierauf bey den florentinischen Pandecten mit zu Rathe gezogen. Als er endlich 1497 wegen seines 73jährigen Alters die Bedienung bey der Republic nicht mehr verwalten konnte, ward ihm von derselben ein gewisses Geld zu seinem Unterhalt ausgesetzt. Hier vermuthet Hr. Bandini, daß er, um bey den damaligen Unruhen zu Florenz, den Nachstellungen der Feinde der mediceischen Familie, zu der er sich hielt, zu entgehen, sich nach Prato in sein von der Republic geschenktes Haus begeben habe. Er widmete sich daselbst gänzlich dem Studieren, konnte aber die Luft alda nicht vertragen, und verfiel daher in eine Krankheit, in der er 1504, oder nach der Meinung anderer 1508, im 80sten Jahre seines Alters verstarb.

Von seinem Character können wir keinen Auszug liefern, welcher vor Landinum überaus vortheilhaft ist; wir tragen aber das Vertrauen zu dem Hrn. Verf. daß er ihn aufrichtig entworfen habe. Sein Bildniß steht auf unserer Universitätsbibliothek, wo Marsilius Ficinus, Christ. Landinus, Politianus, und Demetrius Chalcondylas, in einer sehr schönen Schilderey mit einander redend vorgestellet werde.

Wir solten nun auch von seinen Schriften reden, von denen Hr. Bandinus ein besonderes Verzeichniß beygefüget hat, und die sich auf 29 Stück belaufen. Allein da wir die vornehmsten schon oben anführen müssen, so wollen wir sie unsern Lesern nicht zweymal vorlegen. Die übrigen waren wir ohnedem nicht gesonnen anzuführen, weil sie von keiner besondern Wichtigkeit sind.

Wir müssen übrigens die Belesenheit und den Fleiß des Hrn. Verf. in Aufsuchung der gehörigen Beweise nochmals rühmen. Er hat vieles aus Manuscripten, und das meiste beynahe aus des Landini eigenen Schriften bewiesen, welche Beweise oft ganze Bogen einnehmen. Wenn wir sagen solten, ob er in Anführung der Zeugnisse zu häufig oder zu sparsam gewest wäre, so würden wir das erste behaupten müssen. Wenn er von andern Gelehrten, deren er eine sehr grosse Anzahl in seine Geschichte geflochten hat, redet, so läst er sich besonders angelegen seyn, solche Umstände von ihnen anzuführen, welche von andern, die ihr Leben beschrieben haben, übergangen worden. Er giebt eine genaue Nachricht nicht nur von dem damaligen Zustande der Wissenschaften, sondern auch von den Umständen, in denen sich zu der Zeit die florentinische Republic befand. Er läst auch ausländischen Gelehrten Gerechtigkeit wiederfahren, und bekennet, worüber wir uns wundern, im andern Theile S. 52 öffentlich die Unwissenheit Pabst Pauli des andern in der griechischen Sprache. Nur scheinet er uns vor Landinum, dessen Verdienste wir sonst zu schätzen wissen, etwas zu sehr eingenommen zu seyn.

Wir würden uns zuletzt über eine dunkele und schwere Schreibart, über Widerholung vieler Dinge die wir mehr als einmal haben lesen müssen, und wohl gar über einige Fehler, die wir beständig angetroffen haben *), beschweren, wenn nicht Herr Bandini seine Leser gebeten hätte, wenn sie etwas dergleichen antrafen, es ihm aus verschiedenen Ursachen die er anführet, nicht zuzurechnen. Wir sind dahero geneigt, sie lieber den vielen Geschäften die damals denselben zerstreuet, und den Schriftsetzern, als dem geschickten Herrn Verfasser zuzuschreiben.

*) z. E. Litteræ, sæculum, Mœcenas, Pandectæ Florentinæ.

Inhalt:




Christian Gottlieb Buder, J.U.D.
Hochfürstl: Sächsischl: Hoffrath, der Rechte
und Geschichte öffentlicher Lehrer
zu Jena.

Zuverläßige Nachrichten

von dem

gegenwärtigen Zustande,

Veränderung und Wachsthum

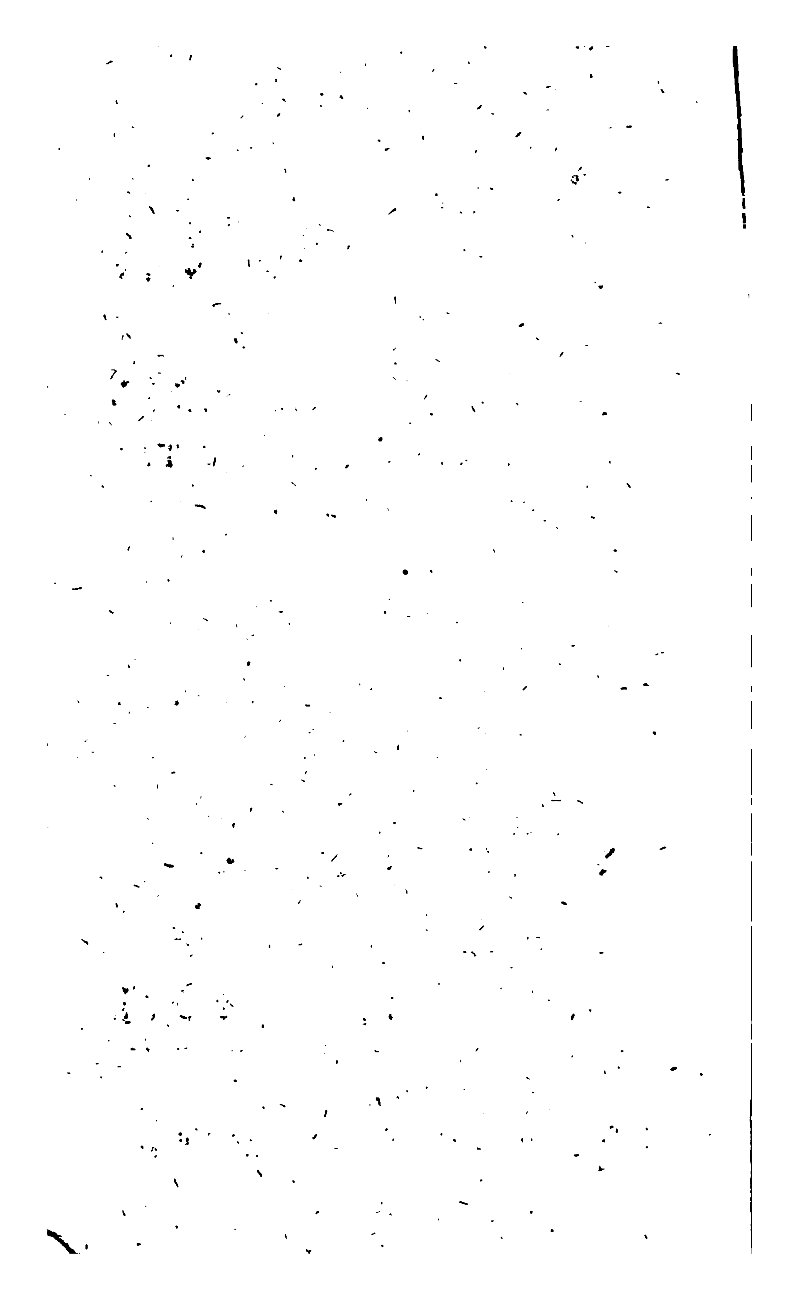
der Wissenschaften.



Hundert u. sechs u. sechzigster Theil.

Leipzig, 1753.

in Joh. Friedr. Gleditschens Buchhandlung.





I.

Monumenta historica monasterii S. Bonifacii & Alexii.

d. i.

Felix Nerini, Abtes aus der Gemeinschafft des heil. Hieronymus, historische Denkmäler der Kirche und des Klosters des heiligen Bonifacius und Alexius. Rom 1752, 3 Alph. 6 Bog. mit Kupfern, in Folio.

Der in den christlichen und heidnischen Alterthümern erfahrne, und denen Gelehrten aus einigen Schrifften, welche er mit dem Herrn Cardinal Angel. Mar. Qvirini im Drucke gewechselt hat, nicht unbekannte Herr Abt Nerini, hat sich überaus viel Mühe gegeben, die ganze Geschichte von der Stiftung der Kirche und des Klosters des heil. Bonifacii und des heil. Alexii aus dem Alterthume hervorzusuchen, und der gelehrten Welt eine vollständige Nachricht von dieser in Rom ansehnlichen Kirche und Klo-

ster zu liefern. Die alten Urkunden und Denkmale, so er anführet, sind sehr beträchtlich, und haben in gewisser maasse auch einen Einfluß in den politischen Zustand der ältesten Zeiten. Er hat dieses schöne Werk seinem grossen Gönner, dem Herrn Card. Qvirini zugeschrieben, und rühmet nicht allein dieses Prälaten grosse Verdienste um die Gelehrsamkeit, sondern auch dessen besondere Mildthätigkeit, da er Kirche und Kloster in dem abgewichenen römischen Jubeljahre fast von Grund aus prächtig aufführen lassen. Nicht weniger erhebet er eben dieses Cardinals Qvirini besondere Gnadenbezeugungen und Wohlthaten, welche er ihm nach seiner bekannten Großmuth, in allerhand Widerwärtigkeiten hat angedeyhen lassen.

Das Werk selbst bestehet erstlich in der ganzen Geschichte, sowohl der beyden Heiligen des Bonifacii und Alexii, als auch der Stiftung und dem Schicksale dieses Klosters; ferner in allerhand Denkmaalen und Aufschriften welche sich in dasiger Kirche und Kloster finden; und endlich in den Urkunden und Handschriften, welche von diesem Kloster noch vorhanden sind. Der erste Theil ist also der wichtigste, zumal da die Urkunden mit angeführt und eingestreuet sind; wie er denn 22 Capitel austrägt. Wir wollen alles Stückweise anführen, um dem Leser etwas vollständiges zu liefern. In dem ersten Capitel handelt der Herr Abt von der Lage dieses Klosters und der Kirche des heiligen Bonifacii und Alexii. Es stehen solche

auf dem aventinischen Hügel oder Berge, allwo man eine überausanmuthige Aussicht nach der Tyber und Stadt Rom hat, welche dieselben dem Auge in ihrer Pracht vorstellet. Mazzochi, Gruter und andere Nachforscher der römischen Alterthümer haben dargethan, daß ehedem auf diesem Orte ein Tempel der Diane gestanden; welches auch daher glaubwürdig zu seyn scheinet, weil Herr Nerini ein Ueberbleibsel von einer Statue, welche man vor weniger Zeit daselbst gefunden hat, anführt, an welcher noch diese Ueberschrift stehet: Dea Etruscorum. Die berühmten Kenner dieser alten Denkmäler, Gori und Mazzochi haben mit dem Herrn Nerini einerley Meinung, daß dieses Bildniß die Dianam vorstellen solle, indem sie solches aus der Bildung und ausgestreckten Händen, in welchen sie vermuthlich Pfeile mag gehalten haben, erweisen wollen. Uebrigens sind die Gebäude der Kirche und Klosters lange Zeit in schlechtem Zustande gewest; und sie haben es der Freygebigkeit und dem Eifer des Herrn Cardinal Qvirini einzig und allein zu danken, daß sie am letzten römischen Jubeljahre ihrem Untergange entrissen, und sehr prächtig aufgeführet worden. In dem 2ten Capitel wird von dem ganzen Umfange und der Lage dieses Klosters gehandelt, welche man aus den angeführten Kupfern am besten beurtheilen kan. Doch fasset es einen weitern Raum in sich, als hier vorgestellet wird; wobey aber Herr Nerini erweist, daß es sich ehedem viel weiter erstrecket

streckt habe, wie die Fortsetzung der Kloster-Geschichte ausweiset. Es gehet der Herr Verfasser anfänglich auf die Stiftung und den Ursprung dieses Klosters, welches der vornehmste Vorwurf seiner Abhandlung ist. Aus vorhandenen Urkunden und Zuschriften, nicht weniger aus den actis SS. Martyrum macht er erweislich, daß solches Kloster am Ende des 3ten oder gleich zu Anfange des 4ten Jahrhunderts nach Christi Geburt gestiftet worden sey. Die acta sanctorum, welche er überall anführet, kommen darinne vollkommen überein, daß die fromme Aglaes die milde Stifterin des Klosters gewest sey. Diese fromme Aglaes, eine edle Römerin und Tochter des Proconsuls Acaccii, hat aus Andacht und Liebe zu den heiligen Märtyrern sich Mühe gegeben, ihre Gebeine, welche die Wuth der Verfolger unter dem Diocletian und Maximinian etwan übrig gelassen, aus den entlegenen Ländern zu sammlen, und ihnen eine ehrenvolle Ruhe in Rom zu verschaffen. Ein so gefährliches Geschäfte hat sie ihrem Sohne Bonifacio aufgegeben, welcher aus gleicher Gesinnung sich dieser Verrichtung willig unterzogen. Dieser edle und christliche Jüngling ist aber in seiner Bemühung so unglücklich gewest, daß er zu Tharsen *) in Cilicien, der Vaterstadt des heiligen Apo-

*) Tharsen hat ehedem die gelehrtesten Männer gehabt, und ist eben so berühmt als Athen und Alexandrien, wie Strabo Lib. XIV. p. 771

Apostels Pauli, auf Befehl des dasigen Stadthalters Simplicii, im Jahre 290 enthauptet worden ist, und also selber die Märtercrone überkommen hat. Dabey ist die gottselige Aglaes noch so glücklich gewest, daß sie ihres Sohnes Leichnam gegen Erlegung einer ansehnlichen Summa Geldes, von dem Simplicio erhalten. Sie hat darauf die Gebeine ihres Sohnes in via latina, fünf Stadia von Rom beygesetzet; nachhero aber diese Kirche zum Gedächtniß ihres Sohnes Bonifacii auf dem aventinischen Berge erbauet, und die Gebeine dieses heil. Märtyrers dahin gebracht; wie die Geschichtschreiber Bolland, Aringhi, Panciroll, Anastasius und andere mehr anführen. Diese feyerliche Beysetzung und Einweihung der Kapelle fällt also ins Jahr 305. Herr Nerini nimmt daher Gelegenheit eine kleine Ausschweifung zu machen, und eine Vertheidigung des Alterthums der Kirche unter den ersten Christen, wider den Hospinian und Otte zu führen, welche behaupten, daß man vor den Zeiten Constantini M. keine christlichen Kirchen in Rom und in dasigen Gegenden finde. Er beruft sich auf den Ciampinum Veter. Monumentor. Part. I. Cap. 17. 18. woselbst dieser eine nahmhafte Anzahl solcher Kirchen, unter denen auch die Kirche des heil. Bonifacii stehet, aufführet, in welchen die ersten Christen ihren

p. 771 anführet. Man lese des berühmten Herrn D. Heumanns act. philosophic. vol. III. p. 141. de viris doctis Tharsi natis.

Gottesdienst, und heil. Zusammenkünfte gehalten haben *).

In

*) Es ist uns nicht unbekannt, daß Joseph Medus in Works Book II. p. 323. Will. Cave im ersten Christenthume Part. I. Cap. 16. p. 100. Joseph Bingham in Antiquit. Eccl. vol. III. p. 112 eben diese Meinung geheget haben. Doch man muß die Sache nur auf beyden Seiten ansehen, und die Bethhäuser und Versammlungsstäte, welche die ersten Christen hin und wieder, bald unter der Erde, bald auf den Bergen, bald auf den Gottesäckern, und wo sie sonst in Ruhe seyn konnten, gehabt haben, von den öffentlichen Kirchen und Gotteshäusern wohl unterscheiden, davon man nachlesen kan Joach. Hildebrandi Tract. de Locis orant. Just. Henning. Boehmeri Dissert. V. de Christianorum coetibus in viis & agris, & diss. II. ad Tertullianum & Plinium. Pfeffingeri Diss. de Ecclesiis Christianorum, Hospinianum de origine Templorum Cap. V. p. 28. & Jo. Georg. Walchii Histor. ecclesiast. N. T. ad secul. III. Cap. III. p. 1072. Man weiß aus der Kirchengeschichte damaliger Zeiten zur Genüge, daß die ersten Christen, mit Erlaubniß der heidnischen Stadthalter in Provinzien und Städten, gegen Erlegung einer Summe Geldes, hin und wieder einige Bethhäuser zu ihrer Versammlung gehabt haben, welche aber von öffentlichen Gotteshäusern und Kirchen, wie sie nachhero gewest, so sehr unterschieden sind, als etwan die Häuser, in welchen an einigen Orten die Jüden, oder auch die Reformirten ihre gottesdienstlichen Versamlungen zu halten pflegen, welche man doch keinesweges öffentliche Synagogen und Kirchen

nennet.

In dem 3ten Capitel wird von dem heiligen Alexio, von welchem diese Kirche und Kloster gleichfalls den Namen führen, weitläuftig geredet. Die Ursache solcher Benennung ist, weil der Leichnam des Bekenners Alexii in diesem Tempel beygesetzet worden. Die Geschichte dieses Heiligen fällt in den Anfang des 5ten Jahrhunderts, in die Regierung der Kayser Honorii und Arcadii, wie auch des Pabsts Innocentii I. Da aber der Herr Verfasser die Geschichte des Alexii, nach seiner Einrichtung sehr zertheilt in unterschiedenen Capiteln vorträgt, so wollen wir sie, um den Leser in der Ordnung der Gedanken und Sache zu erhalten, hier kurz zusammenfassen; besonders, da es weit zuträglicher wäre, wenn sie der Herr Abt Nerini in ihrem Zusammenhange abgehandelt hätte. Es ist dieser heil. Alexius ein Sohn des römischen Rathsherrn Euphemiani gewest,

nennet. So viel muß man endlich dem Herrn Nerini eingestehen, daß die Christen in Rom, zu den damaligen Zeiten in dieser kleinen Kapelle, oder Hause, in welchem die Gebeine des heiligen Bonifacii beygesetzet sind, ihre heimlichen Zusammenkünfte bey dem Gottesdienste mögen gehalten haben; daß man aber daraus eine Kirche in weitern Umfange machen wolle, ist wegen der betrübten Zeiten und Verfolgungen in Rom schwerlich zu glauben. So viel aber kan man wohl schliessen, daß die Christen in diesem Orte, welchen die andächtige Aglaes gestiftet hat, sich bey ihrem Gottesdienste versammlet haben.

welcher seine Wohnung auf dem aventinischen Berge gehabt, und dieselbe nachhero an dieses Kloster vermacht hat; dadurch denn solches Kloster merklichen Zuwachs bekommen. In den Martyrologiis und Gedächtnißschriften heißt er Sanctus Alexius Confessor, filius Euphemiani Senatoris *).

Die Heiligkeit dieses Alexii bestehet also darinne, daß er 17 Jahre auf einer Wallfarth, vermuthlich das Bekehrungswerk zu treiben, aus-sen

*) Wenn wir den Namen Confessor nach der gewöhnlichen Bedeutung in der Kirchengeschichte ansehen, so ist er gewissermassen von dem Namen Martyr unterschieden. Nicht alle Confessores waren in den damaligen Zeiten Martyres vel cruenti vel incruenti; sondern nur solche Personen, welche die Wahrheit der christl. Religion andern verkündigten, dieselbe vertheidigten, und für den heidnischen Richtern freymüthig bekannten. Man lese von diesem Unterscheide Prosper Lambertini, oder des jetzigen Pabsts Benedicti XIV. gelehrtes Werk de servorum Dei beatificatione & beatorum Canonisatione. opp. Tom. I. L. I Cap. II. p. 22. da er die Martyres in designatos, consumatos seu coronatos, & vindicatos eintheilet. Nicht weniger gehört hieher die Disputation Herrn Sam. Flor. Rivini, de Professoribus veteris Ecclesiæ Martyribus. Von dieser Gattung ist also Alexius gewest, indem er nirgend ein Martyr, sondern nur Confessor genennet wird: Wie denn in diesem Zeitraume die grossen Verfolgungen der Christen zum Theil aufgehört haben, und also die Zahl der Märtyrer sehr gering worden.

sen gewest. Auf solchen Reisen soll sich dieses Wunder zu Edessa mit ihm zugetragen haben, welches wir aus dem 12 Cap. p. 206, und Cap. 21 p. 215 aus dem Herrn Nerini anführen wollen: Sed illud silentio praetereundum non est, vetustissimam B. Mariæ virginis effigiem lignea in tabula depictam, quae Edestæ in Syria, miras voces edidisse, atque Alexium hominem Dei indicasse fertur, quo a sævientium Saracenorum injuria eriperetur, huc asportatam opera Sergii, quod ex inscriptione intelligitur, quæ sinistrorsum ad sacellum virginis affixa est. Dieses wunderthätige Bild hat der Herr Verfasser mit der Inschrift seinem Werke einverleibet. Nach dieser beschwerlichen Reise ist der fromme Alexius wieder zurücke nach Rom, und ohne von seinen Eltern erkannt zu werden, in deren Hauß gekommen, allwo er seine ganze Lebenszeit in grosser Andacht unter einer hölzernen Treppe zugebracht, welches Denkmal in der Kirche oder Kapelle des heil. Jacobs aufbehalten, und die Scala S. Alexii seu Pœnitentia genennet wird. Nach dessen Tode haben die Eltern diesen heil. Fremdling, als ihren Sohn erkannt, und seinen Leichnam in die Kirche des heiligen Bonifacii beygesetzet, davon dieselbe nachhero zugleich den Namen des heiligen Alexii bekommen. Dieses ist die Geschichte des heil. Alexii welche aber nach Aberglauben und Wunderwerken schmecket. Der Name des heil. Alexii wird übrigens nicht allein in Rom, sondern auch

in

in Syrien von denen daselbst lebenden Christen und Griechen sehr hochgehalten, wie Assemann, in Bibliotheca orientali, Tom. I. p. 401 anführet. Derselbe hat unter diesen morgenländischen Christen den Namen Mar. Riscia, & Sabra D' Hallaba, d. i. ein fürtreflicher und grosser Gottesmann. Sie feyern auch seinen Gedächtnißtag den 17 Martii; die Römischcatholischen aber den 17. Jul. Nicht weniger stehet unter den Russen der Name des heiligen Alexii in grossem Ansehen.

In dem 4ten Cap. gehet der Herr Abt auf das Kloster, und die Schenkung des Euphemiani selbst. Auf dem aventinischen Berge sind ehedem die Wohnungen des Euphemiani und der frommen Marcellä, einer bekannten Jüngerin des Hieronymi gewest. Die Wohnung der Marcellä soll eine Art von Nonnenkloster vorgestellet haben; doch ist sie nachhero dem Kloster des heil. Bonifacii einverleibet worden. Es hat selbst Euphemianus sein Hauß zum Gedächtnisse seines Sohnes an dieses Kloster geschenket, wie der noch vorhandene, aber durch Länge der Zeit sehr verderbte und verblichene Schenkungsbrief ausweiset. In dem 5ten Cap. giebt sich Herr Nerini viel Mühe, den euphemianischen Schenkungsbrief, welcher sehr unleserlich und verstümmelt ist, zu erklären, und in völliges Licht zu setzen; gestehet aber, daß er allerdings zweifelhaft sey, ob er auch in allen Stücken den wahren Sinn und Meinung des Euphemiani getroffen habe, weil

hin

hin und wieder ganze Namen und Zeilen fehlen, oder doch sehr schadhaft sind. Es finden sich über dieses in den vorhandenen Abschriften hier und da grosse Aenderungen, welche die richtige Erklärung schwer und dunkel machen. Nach diesem Schenkungsbriefe ist die euphemianische Stiftung sehr ansehnlich an Häusern und Ländereyen, welche aber durch allerhand Zufälle der Zeiten, vom Kloster abgekommen sind, so, daß sie nur noch auf dem Papiere stehen. Indessen wird aus Urkunden erwiesen, daß diese euphemianische Schenkung von den Päbsten Sylvester II. Honorio III. und Kayser Ottone III. bestätiget worden. Das 6te Cap. handelt von dem Zustande dieses Klosters in dem 8ten Jahrhunderte. Anfangs mag solches sehr herunter gekommen seyn, bis Pabst Leo III. diese Kirche und Kloster mit einem köstlichen Meßgewandte und silbernen Leuchter beschenket, und sie zu einer Diaconatkirche in Rom erhoben hat, biß sie endlich gar eine Abtey worden ist. Hier macht Herr Nerini eine sehr gelehrte und anmuthige Ausschweifung, und zeiget, daß dieses Kloster eines von den 7 Diaconaten, welche man in Rom gestiftet hat, gewest sey *). Er liefert darauf eine weitere

*) Diese Stiftung der Diaconatklöster in Rom hat allem Vermuthen nach, ihren Ursprung von der ersten Einrichtung der Apostel, von welcher wir in der Apostelgeschichte Cap. 6 lesen, daß sie in den damaligen betrübten Zeiten

lere Beschreibung von diesem Diaconatkloster, und zeiget, daß man dergleichen Diaconate zur Auf-

ten zur Versorgung der Wittwen und anderer dürftigen Personen, 7 Diaconos bestellet, welche die Aufsicht über das Allmosenwesen und Versorgung der verlassenen Wittwen, Waysen und Fremdlinge haben, und für ihren Unterhalt sorgen müsten. Denn da die ersten Christen den Raub ihrer Güter über dem Bekenntnisse JEsu erdulten musten, so lag es allerdings der christlichen Gemeine ob, sich solcher elenden Leute anzunehmen, und von dem gesammleten Allmosen ihnen Handreichung zu thun. Die Apostel selbst hatten zu dieser Verrichtung nicht Zeit, indem sie sich viel lieber mit der Predigt des Evangelii beschäftigten. Inzwischen machten sie doch die gute Anstalt, und setzten 7 Diaconos oder Versorger, welche die Allmosen unter den Händen hatten, und für diese armen Leute sorgten; da denn einem jeden solcher Aufseher eine Nation der Christen zu seiner Aufsicht befohlen war. Ein jeder gab freywilligen Beytrag von seinem Vermögen. In den nachfolgenden Zeiten rechnete man noch dahin die offerroria und Gaben, welche man pro defunctis brachte, davon der gröste Theil zur Versorgung der Nothdürftigen angewandt wurde. Von der Einrichtung dieser 7 Diaconen handeln die Bibliothec. Bremens. Class. III. Fasc. III. p. 519. Von den offertoriis aber Edm. Martene de antiquis Eccl. Ritibus T. I. Lib. I. Cap IV. p. 385. Joach. Hildebrand in Tractatu, de primitivæ ecclesiæ offertoriis, s. oblationibus pro defunctis Cap. VII. p 54. Gabr. Albaspinæus in observ. de veter. Eccles. Ritib. Lib. I.

Aufnahme und Versorgung der Pilgrimme und nothdürftiger Personen in Rom gestiftet habe. Die Anstalt an sich selbst ist nicht zu mißbilligen, indem Fremdlinge in solchen Klöstern auf eine Zeit ihre Versorgung erhalten konnten: Wie denn der Verfasser eine sehr grosse Anzahl Personen anführet, welche ehedem in dem Diaconatkloster des heil. Bonifacii und Alexii ihren Aufenthalt gefunden haben, darunter insbesondere auch der heil. Athanasius *) stehet.

In

Lib. I. observ. VI. p. 30. & obs. VII. p. 36. Es ist also gar wahrscheinlich, daß man die Stiftung der 7 Diaconate in Rom von dieser Anstalt der Apostel entlehnet habe, welches sich aus der Erzählung des Herrn Nerini deutlich darleget.

*) Es ist bekannt, daß dieser Bischoff von Alexandrien von den Arianern vertrieben worden, und daß er seine Zuflucht in Italien und Deutschland gesucht habe. Daher hat er sich nach dem klaren Zeugnisse des Herrn Nerini eine zeitlang in diesem Kloster als ein Fremdling aufgehalten, bis das Ungewitter vorüber gegangen ist. Doch entsteht hier unter den Gelehrten ein grosser Streit: ob auch das Vorgeben Baronii, Natalis Alexandri, Durandi und anderer päbstl. Schriftsteller gegründet sey, nach welchem sie angeben, daß er sein Glaubensbekänntniß entweder zu Trier oder zu Rom ausgebreitet, und dieses Symbolum dem Pabste Julio übergeben habe. Wenn das Symbolum athanasianum so alt ist, als man vorgiebt; so kan man nicht begreifen, warum dasselbige weder in seinen Bü-

 chern

In dem 7ten Cap. wird eine Nachricht von dem Zustande dieser Kirche und Klosters in dem 9ten Jahrhunderte mitgetheilet. In diesem Zeitraume erhielt gedachte Kirche den prächtigen Namen Basilica, welcher sonst den Haupt- und Dom-Kirchen beygeleget wird. Der Verfasser macht hier eine sehr weitläuftige Beschreibung von der Grösse, Länge und ganzen Gestalt der Kirche und des Klosters, welche Stücke aber aus den angefügten Kupfern weit besser als aus einer kurzen Nachricht zu beurtheilen sind. In dem 8ten Cap. fähret Herr Nerini in Beschreibung der Kirche und des Klosters des heiligen Bonifacii und Alexii fort, und zeiget, wie es in dem zehnten Jahrhunderte ein noch grösseres Ansehen; und sogar den Namen einer Abtey unterm Pabst Benedicto VII. erhalten habe. Vorgedachter Pabst hat solche Abtey dem vertriebenen Sergio Damasceno verliehen, wie die Urkunden

be-

chern und Schriften vorhanden, noch vor dem 10ten Jahrhunderte bekannt gewest ist. Daher sehen es die meisten Gottesgelehrten als ein Bekänntniß an, welches aus den Büchern des heiligen Athanasii nachhero gezogen worden. Man lese von dieser Sache Vossium in diss. II. de Symbol. p. 516. Jac. Usserium de Symbolo athanasiano p. 31. Sam. Basnage in Annal. Polit. Ecclesiastic Tom. II. p. 807. Lud. Ant. Muratorium Anecdot. Tom. II. p. 219. und Bernhard de Montfaucon in Diatribe de Symbol. athanasiano Tom. III. Opp. Sancti Athanasii p. 728. Jo. Bened. Carpzov in Isagoge in Lib. Symbolic. p. 72.

bezeugen; wobey der Pabst dem Sergio und übrigen Ordensbrüdern die Regeln des heiligen Benedicti vorgeschrieben, wiewohl sich auch noch einige Mönche von dem Orden des heiligen Basilii zugleich daselbst mit aufgehalten haben. Dieses ist also der Zeitpunct, da das Kloster an die Benedictinermönche gekommen ist. In dem 9ten Cap. führet er die Aebte an, welche in dem 10ten Jahrhunderte in diesem Kloster gelebt haben. Dahin gehören von den Griechen Gregorius, Nilus, Johannes Bonus und Simplex Aratus, von den Römern aber Johannes Sapiens, Theodorus Silens, Johannes Innocens und Leo Simplex. So gedenket er auch einiger damals im Kloster berühmten Mönche, dahin vornemlich Sergius, Crescentius, Leo, St. Adelbertus Pragensis, St. Gaudentius, ein Bruder des heil. Adelberti, Nilus, Leo Simplex, St. Athanasius, Johannes Canaparius und Franco zu zählen sind. In der Reihe der Aebte und Mönche findet sich hin und wieder etwas, das noch in die Geschichte der damaligen Zeiten einen Einfluß hat. Das meiste aber schmecket nach Aberglauben. In dem 10ten Cap. handelt er von den Aebten und Mönchen, welche in dem 11ten Jahrhunderte in diesem Kloster gelebet haben. Hieher gehören der heil. Adelbert und der Mönch Bonifacius, welcher nachhero die Martyrercrone erlangt hat. Von diesem letztern rühmt er insonderheit, daß er ein ungemein strenges Fasten beobachtet habe, und in

seiner Andacht so weit gegangen sey, daß wenn er einen dichten Dornenstrauch gesehen, er sich zu Creuzigung des Fleisches entblösset, und hinein gestürzt habe. Da er nun von einer solchen ausserordentlichen Art des Aberglaubens gewest; so ist es kein Wunder, daß er nachhero unter den rauhen Scythen und Russen das Bekehrungswerk getrieben, aber auch zugleich die Ehre eines heiligen Märtyrers von ihnen erhalten hat. Ferner kommt der Verfasser auf den Meinwertum Paderbornensem, den Adillelmum und Petrum, von welchem letztern er rühmet, daß er die Abtey mit ansehnlichen Stiftungen vermehret habe, auch daselbst nebst seiner Mutter Marozzia begraben liege *).

Gleiches Lob wird auch dem Gebizon oder Gepitio beygeleget, welcher dem Kloster viel Eh-

*) Aus der Lebensgeschichte des Pabsts Gregorii VII. sonst Hildebrand genannt, ist zur Gnüge bekannt, daß er mehr den Namen eines Tyrannen und Mörders, als geistlichen Oberhaupts und Hirtens gehabt habe; dahero Ciaconi und Pagi sich alle Mühe geben seine Schandthaten zu bedecken. Insonderheit weiß man, daß die Marozzia eine vertraute Freundin dieses Pabstes gewest ist, und vieles Unglück in Rom angerichtet habe. Wir wollen von dieser berüchtigten Marozzia hier keine Beschreibung machen, sondern unsere Leser auf des Herrn D. Löschers päbstl. Hurenregiment in Rom weisen, da man sie in ihrer wahren Gestalt findet.

Ehre und Einkünfte zugewendet, weil er bey dem Pabst Gregorio VII. in besondern Gnaden gestanden hat. In dem 11ten Cap. fähret er in Beschreibung der nachfolgenden Aebte fort, und erzählet diejenigen, welche im 12ten und 13ten Jahrhunderten bekannt gewest. Unter solchen stehet der Abt Placidus oben an, von welchem er aber nichts rühmliches anzuführen weiß, als daß er ein Stück Landes an Leo de Bonizo durch ein gerichtliches Instrument verkaufet habe; womit der Verfasser aber nicht wohl zufrieden ist, indem er diesen sinnreichen Zusatz machet: Hoc unum Placidi factum fuisse, placidum declarat. Sein Nachfolger Riccardus erhält ein besser Lob, welcher sich bemühet hat, die Klostergüter wider den Eigennutz des Grafen Ptolomäi Tusculani zu schützen, und sie wieder an das Kloster zu bringen. Er hat zum Nachfolger Petrum, einen Mann, welcher sich angelegen seyn lassen, die entzogenen Klostergüter wieder herbeyzuschaffen. Von dem Abte Johannes weiß er ebenfalls nichts beyzubringen, als einige Donationsinstrumenta über Klosterländereyen, welche er dem Leo de Reinesio ausgefertiget hat. Eben dergleichen bringet er auch von Benedicto bey, daß er gegen eine Summe Geldes, an Johannem Ardicium Klostergüter verlassen habe. Der letzte Abt von Benedictinerorden ist Nicolaus, unter welchem ein Verkaufungsinstrument einiger Klostergüter ausgefertiget worden. Aus allen

 der-

dergleichen Urkunden kan man urtheilen, daß dieses Kloster ehedem beträchtliche Stiftungen müsse besessen haben. In dem 12ten Capitel redet Herr Nerini von der Entdeckung beyder Heiligen des Bonifacii und Alexii, welche sich unterm Pabst Honorio III. im Jahr 1217 auf folgende Art, die aber sehr nach Aberglauben schmecket, soll zugetragen haben. In der Kirche Petri und Pauli zu Rom findet sich ein Stein mit einem Bildnisse, welches die Domherren dasiger Kirche vor das Bildniß des heiligen Alexii hielten, und sich dahero rühmten, daß dieser heilige Alexius in ihrer Kirche begraben liege*). Dieses Vorgeben schmerzte den Mönch Actionarium dermassen, daß er vor Seufzen und Wehmuth gestorben seyn würde, wenn ihm nicht des Nachts im Traume geoffenbahret worden wäre, daß sich die Gebeine des Heiligen Alexii in seinem Kloster befänden. Man solte

*) Die Martyrologia der römischen Kirche sind von solchen Entdeckungen der Gebeine der Heiligen, voll, und man findet darinne solche Geschichte, welche allen menschlichen Glauben und Beyfall übersteigen. Dergleichen Offenbahrung der Reliqvien durch einen Traum findet man insonderheit von den Gebeinen und Ueberbleibsel des heiligen Stephani, welche Erscheinung der Priester Lucianus vorgegeben hat, davon man die ganze Epistel des Luciani, in opp. Augustini Tom. VII. p. 4. nachlesen kan, so aber von den Benedictinermönchen neuerlich angehänget, und also ganz untergeschoben ist.

solte nur untern Altare nachgraben, so würde man sie so fort finden *).

Uns wundert, daß der Herr Abt so treuherzig ist, seine Gedanken über diesen Traum des Mönchs also zu eröffnen: Cur id omnipotentis Dei numine fieri non potuit? Gleich als ob die Sache so erheblich wäre, daß GOtt seine Allmacht zur Beståtigung derselben erweisen sollen. Gnug, man fand nach genauer Untersuchung die Gebeine der Heiligen, Bonifacii und Alexii, sammt einer Aufschrift. Der Pabst Honorius der III. hat sie dafür erkannt, und ein Breve darüber ausgefertiget. In dem 13ten und 14ten Cap. wird von der feyerlichen Weyhung und Beysetzung dieser Reliquien gehandelt und zugleich erzählt, daß Pabst Clemens VII. im Jahr 1595 so mildthätig gewest ist, dem Collegio Romano Soc.

*) Es ist eine alte Gewohnheit, daß man die Gebeine der Heiligen unter die Altäre beygesetzet, diese Stätte um so viel mehr zu heiligen. Die Catholicken, von welchen wir nur den Abt Calmet in Comment. opp. Tom. VIII. ad Apocal. Cap. VI. 9. p. 845 anführen, glauben, daß da die Seelen der Märtyrer unterm Altare von Johanne gesehen worden, allerdings auch ihre Reliqvien dahin zu bringen wären. Doch Dutra de Sacrificiis Cap. XVI. p. 169. Joh. Mark in Anacrisi Apocal. ad h. l. p. 234 und Camp. Vitringa in Commentar. in Apocal. p. 270 haben diese heil. Schriftstelle sehr wohl erkläret, und die nichtige Einbildung der Römischcatholischen gründlich widerlegt.

Jesu von dem heil. Bonifacio ein Knöchlein, und von dem heil. Alexio ebenfalls ein Knöchlein nebst einem Zahne zu schenken *).

In dem 15ten Cap. beschreibt der Herr Abt die liegende Gründe und Güter des Klosters, bedauert aber, daß sie davon abgekommen sind, und nur in dem Diplomate des Pabsts Honorii III. stehen. In dem 16ten Cap. kommt er auf den merkwürdigen Umstand, wie unter Pabst Gre-

*) Die Verschenkung der heil. Reliqvien ist ein Zeichen päbstlicher Genade; und es werden dieselben insgemein gar theuer bezahlt. Die Päbste können auch mit den Reliqvien so man in den Catacomben findet, desto freygebiger seyn, da es bey den Catholischen vor eine Wahrheit gehalten wird, daß durch ein göttlich Wunder die Heiligen vermehret würden: Wie denn nur vor wenig Jahren der Herr Abt Trombelli in Bononien, in Diss. VIII. de cultu Sanctorum Cap. XXI. p. 358. also schreibet: Deus pietati hominum multiplicatione crucis Christi & reliqviarum inservire voluit. Voluit scilicet Deus maximo illo miraculo plurimorum satisfacere devotioni, enixamque fidelium pietatem explere. Doch hat ihm Herr D. Kiesling hierauf in exercitat. XII. Anti-Trombelliana p. 211. sq. ausführlich geantwortet. Da nun die römische Kirche solche Reliqvienvermehrung glaubet; so ist es kein Wunder, daß man von Johanne dem Täufer und dem Apostel Paulo, zwey und mehr Köpfe in Klöstern vorzeiget. Ja von einem einzigen Heiligen findet man so viele Ueberbleibsale, daß man verschiedene Cörper davon zusammensetzen könnte.

Gregorio IX. im Jahr 1231 dieses Benedictiner-Kloster an die Mönche des Prämonstratenser-Ordens gekommen *).

Unter dem Kayser Friederico dem andern, und Pabst Gregorio IX. kam diese Abtey, durch den Krieg welcher zwischen dem Kayser und Pabste war, in grossen Verfall; daher auch dieser glorwürdigster Kayser wenig Lobsprüche erhält. Noch grössere Verwüstung fügten die Saracenen durch ihren grausamen Einfall in die päbstlichen Staaten diesem Kloster zu, und setzten es in völlige Unordnung. Die guten Benedictinermönche sahen sich genöthiget, das Kloster zu verlassen, und ihre Sicherheit zu suchen. Damit es aber nachhero nicht gar eingehen möchte, verliehe obgedachter Pabst dieses Kloster den Prämonstratensermönchen, welche damals überaus viel Aufsehens machten. Ob nun gleich der Verfasser mit dieser Verschenkung nicht gänzlich zufrieden zu seyn scheinet; so lobet er doch die Sorgfalt des Pabsts, da er diß Kloster aufrecht erhalten hat, ohngeachtet es fast an die 200 Jahre bey diesem Orden verblieben ist. In dem 17ten Cap. giebt er einige Nachrichten von den Aebten der Prämonstratenser, welche diesem Kloster vorgestanden haben. Der erste ist Angelus, von dem nichts

 als

*) Dieser Prämonstratenserorden hat seinen Ursprung vom heiligen Norberto, und einem Orte bey Lion in Frankreich Prämonstratum. Er hat 1120 seinen Ursprung, und nachhero 1125 die päbstliche Confirmation erhalten.

als ein kleines Denkmal übrig ist. Nachhero hat solche Würde Laurentius bekleidet, von dem der Verfasser anmerket, daß solcher die Einwohner der zum Kloster gehörigen Häuser angehalten habe, ihre Todten, gegen Erlegung eines gewissen Geldes dahin begraben zu lassen, welches er einen Geitz und Unanständigkeit nennet *).

Hin-

*) Der Herr Abt Nerini mißbilliget hier eine Sache, welche den Schein des bösen hat; aber gleichwohl heut zu Tage in der römischen Kirche allgemein ist. Es kommt auf zwey Stücke an: einmal ob es recht sey, daß der Abt Laurentius Begräbnißkosten von Leuten, welche ihre Verstorbenen in das Kloster legen lassen, gefordert habe? Weiter, ob Layen oder gemeine Leute in solche heilige Stätte zu begraben sind? Beydes ist zu unserer Zeit nicht ungewöhnlich. Nur hat es mit den Begräbnißkosten das Ansehen einer freywilligen Stiftung, oder Allmosens; da doch die Sache auf eines hinausläuft. Was das Begräbniß in den Klöstern und Kirchen betrifft, so ist aus dem Edm. Martene in antiquit. eccl. Ritibus Tom. II. Lib. III. Cap. XIII. p. 1042. & Thomassino de V. & Nov. discipl. Acclesiast. Tom. III. Part. III. Lib. I. Cap. LXVI. 243. sattsam bekannt, daß man es vor langer Zeit vor eine Glückseligkeit gehalten, in den Kirchen und Klöstern neben den Gebeinen der heiligen Märtyrer begraben zu werden. Der berühmte Muratori führet in seinen anecdot. Græc. Disquisit III. de antiquis Christianorum sepulcr. p. 160 eine merkwürdige Stelle aus den Epigrammatibus des Gregorii Nazianzeni

Hingegen lobet Herr Nerini, daß der Abt Laurentius vom Pabste Innocentio IV. eine Ablasbulle ausgewürket habe, daß alle diejenigen welche das Fest des heiligen Alexii in dieser Kirche andächtig feyern würden, 40. Tage Ablaß von allen Pönitenzen oder Bussungen haben solten; dadurch denn das Ansehen des Alexii gar sehr vermehret worden. Es folget nun der Abt Dompnus Jacobus Humilis, von welchem keine Nachrichten vorhanden sind. Eben so verhält sichs mit dem Abte Magnoldo. Von dem Abte Joanne findet er ebenfalls wenige Urkunden, ausser daß sich derselbe bemühet habe, die entrissenen Klostergüter wie-

---

anzeigt an, welche verdient zum Beweise unsers Satzes angeführt zu werden:

Martyres ergo excipite magnam hostiam laboribus confectum
Corpus, quod sanguini vestro sociatur.

Das Vorurtheil, an der Seite der Märtyrer und anderer Heiligen seine Ruhestätte zu haben, wurde in den nachfolgenden Zeiten so groß, daß die Klöster von dieser Einfalt der Menschen die reichsten Stiftungen zogen, und die Kayser Gratianus, Valentinianus und Theodosius alle Mühe hatten, solche Einbildung durch öffentliche Befehle zu vertilgen. Man lese hiervon Böhmers Jur. Ecclesiastic. Tom. II., Lib. III. Tit. 28. p. 1052. Wenn also ein reicher Mann zu Rom in das Kloster des heil. Alexii begraben zu seyn wünschet, und deswegen eine reiche Stiftung machet, so wird ihm der Herr Abt Nerini dieses Verlangen wohl nicht abschlagen.

wieder herbeyzubringen. Gleiche Bemühung rühmet er von dem Abte Ascanio, welcher in einigen Handschriften auch Scambius oder Scangius heisset. Der Abt Stephanus hat sich nicht minder mit dergleichen weltlichen Geschäften abgegeben. Hingegen erhebet er den Abt Franciscum, welcher sich hat lassen angelegen seyn, das Kloster wieder empor zu bringen, darzu vornemlich das ansehnliche Vermächtniß des Pandulfi de Scabello ein grosses beygetragen hat. Dieser Pandulfus, oder Pandulphus verdienet dahero grosses Lob, und es sind dessen Denkmale, wie auch die gestiftete Jacobscapelle noch vorhanden.

Von dem Abt Hieronymo findet er nichts aufgezeichnet, ausser die Geschichte des Mauritii Hungari, welcher durch Betrachtung der Geschichte des heiligen Alexii dermassen gerühret worden, daß er sich entschlossen, ein Mönch zu werden. Zwar hat er sich durch die Vorstellung seiner Eltern bewegen lassen zu heyrathen: aber nach einer dreyjährigen Ehe ist er gleichwohl ein Dominicanermönch worden, weil ihm Alexius keine Ruhe gelassen. Herr Nerini meinet, eine solche Entschliessung bringe dem heiligen Alexio allerdings Ehre. Wir werden es aber dem Herrn Abt zu Gefallen nicht glauben. Von den vier Aebten, Conrado, Joanne, Matthäo und Joanne weiß er nichts sonderliches anzumerken. Alleine in der Beschreibung des Abts Wilhelmi findet er ein weites Feld, und rühmet, daß derselbe sich bemühet

mehret habe, die entrissenen Klostergüter herbeyzuschaffen: Wie denn auf päbstlichen Befehl der Abt St. Praxedis einen Theil solcher Güter wieder hat abtreten müssen. Gleiches Lob erhält dessen Nachfolger, der Abt Bartholomäus, daß er die Einkünfte des Klosters merklich verbessert. Dieser hat zum Nachfolger gehabt Petrum de Muscianis, der nicht Abt, sondern nur ein Ordensmann gewest ist, welches Herr Nerini vor was ausserordentliches hält, und glaubet, daß er mehr durch Gewinnsucht und listige Wege, als durch Recht dem Kloster aufgedrungen worden sey; welches er daher erweißlich machet, weil er die Klostergüter verpfändet und verkauft habe, wie er aus Urkunden darthut. Doch hat sein Nachfolger, der Abt Dominicus im Jahr 1388 sich sorgfältiger erwiesen, und das Lob eines sehr gelehrten Mannes gehabt, daher er auch vom Pabst Bonifacio IX. die Würde eines Episcopi Iserniensis, und endlich Suxfani erhalten hat. Dieser ist der letzte Abt von dem Prämonstratenserorden gewest. Beyläufig gedenket Herr Nerini eines Wunderwerks. Die heil. Francisca Romana ist 14 Jahr krank gewest; worauf ihr der heilige Alexius erschienen: durch dessen Anblick und Erscheinung sie dergestalt gerühret worden, daß sie des andern Tages frisch und gesund das Krankenlager verlassen, und ihre Gelübde in der Kirche des heiligen Alexii bezahlen können.

In dem 18ten Cap. bemerket er eine abermalige Veränderung, welche mit diesem Kloster vorgegangen ist. Der Pabst Bonifacius IX. hat nach Abgang des letzten Abts Dominici, dieses Kloster in eine Commenderie oder Comthurey verwandelt, und solche dem Cardinal Christophoro Maroni verliehen, welche aber dieser nur 8 Jahr besessen, und nachhero die Einkünfte den Domherren der Kirche des heil. Petri zu einer Beyhülfe geschenket hat. Doch mögen diese Canonici solche Einkünfte nicht gar lange genossen haben, da man sie abermals einigen Cardinälen, unter dem Namen einer Comthurey angewiesen. In dem 19ten Cap. erzählt Herr Nerini die Cardinäle, welche dieses Kloster, unter dem Namen einer Comthurey verwaltet haben. Der erste ist der bereits angeführte Christophorus Maro oder de Moronibus, welcher sich durch seine Gelehrsamkeit und Ansehen den Weg zur Cardinalswürde und dieser Präbende gebahnet hat: wiewohl er solches Amt nur 15 Jahre geführet. Nachhero ist ihm im Jahr 1404. der Cardinal Antonius Cajetanus gefolget. Herr Nerini ergänzet hier gewisser massen den Ciaconium, Oldoinum, Rubeum und andere, welche diesen Umstand in der Lebensbeschreibung des Cajetani übergangen. Inzwischen hat dieser Cardinal das Unglück gehabt, daß er in dem Schismate papali zwischen Gregorio XII. und Alexandro V. des letztern Pabsts Parthey ergriffen; darüber er aller Würden verlustig erkläret

erkläret worden; solche aber durch Schluß des Concilii zu Pisa wieder erhalten hat. Uebrigens soll er ein grosser Verehrer der heil. Maria gewest seyn, davon in der Kirche Mariä super Minervam noch einige Denkmale vorhanden sind. Nachhero ist diese Comthurey dem Petro S. Angeli Diacono Cardinali Stephanischo de Hannibaldis zu Theile worden. So groß die Abkunft dieses Cardinals gewest; so ansehnlich sind auch seine Verdienste, da er von vier Päbsten in den wichtigsten Kirchenangelegenheiten gebrauchet worden. Er ist aber in der besten Blüthe seiner Jahre 1417 verstorben. Endlich hat der Cardinal Alphonsus Carillius de Albernettis diese Abtey bekommen, unter welchem abermal eine sehr wichtige Veränderung vorgefallen ist.

Denn aus der Bulle Pabst Martini V. ist zu ersehen, daß sich der Pabst gefallen lassen, auf Anhalten des Cardinals und frommen Mönches Lupi de Olmeto, das Kloster den Mönchen von des heil. Hieronymi Orden einzuräumen. Die Sache war leicht zu erlangen. Denn beyde Personen, sowohl der Alphonsus als Olmeto, waren Spanier von Geburt, und der erste stand in so grossem Ansehen, daß auch sein Leichenbegängniß, ohnerachtet er 1434 zu Basel auf dem Concilio verstorben, in Spanien von dem Könige von Castilien und dem ganzen königlichen Hause sehr prächtig gefeyert wurde. In dem 20sten Cap. führet der Verfasser weitläuftiger aus, wie im Jahre 1426 unter Pabst Martino V. diß Kloster dem Orden des heiligen

Hiero=

Hieronymi eingeräumet worden; daher Lupus de Olmeto der Stifter dieses Ordens in Rom zu nennen ist. Dieser hat die Ordens-Regeln abgefaßt, und also dem Kloster eine neue Gestalt und neuen Namen gegeben. Die unter Pabst Martino V. ausgefertigten Bullen sind angeführet, und dienen zur Erläuterung des Zustandes damaliger Zeiten. Lupus de Olmeto liegt noch daselbst begraben, und heißt in der Aufschrift: Resuscitator & Reformator ac primus generalis Præpositus Ordinis Monachorum Hieremitarum Sancti Hieronymi, Priorque huius monasterii. Hierauf führet er alle Aebte dieses Klosters an, welche von 1426 bis 1749 dem Kloster vorgesetzt gewest, ohne daß er eine weitere Nachricht von ihren Leben und Umständen beybringen solte.

In dem 21 Cap. bringt er allerhand Epitaphia und Monumenta bey, welche durch die Länge der Zeit ziemlich beschädigt und unleserlich worden; giebt sich aber viele Mühe, die Namen und Umstände in mögliche Deutlichkeit zu setzen. Es würde also viel zu weitläuftig seyn, wenn wir sie nach der Reihe anführen wolten; besonders, da sie nur vor Liebhaber der Alterthümer und Inscriptionen gehören. In dem 22. Cap. trägt der Abt abermals eine Menge von den heidnischen Inschriften vor, welche sich in der Kirche und dem Kloster des heil. Bonifacii und Alexii befinden; da er denn mit Grutero, Reinesio, Pitisco, Sponio, Mazzochi, Muratori und Gori fleißig zu

Rathe

Rathe gehet, und ihre Erklärungen hier und da zu verbessern sucht. Man muß dem Herrn Abt Nerini die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß er in Entdeckung und Beurtheilung solcher Alterthümer viel Wissenschaft und Beurtheilungskraft sehen lassen. Endlich folget der appendix actorum veterum alexiani Cœnobii. Hier findet man einen trefflichen Vorrath sehr wichtiger Urkunden, welche wir eines jeden Nachlesung überlassen müssen; da es unsere Sache nicht ist, solche anzuführen und durchzugehen. Es kan übrigens dieses Werk den Liebhabern der Klostergeschichte nützlich seyn; ja auch andern einigen Vortheil bringen, welche sich mit dergleichen Alterthümern zu belustigen pflegen. Indessen wollen wir zum Beschlusse, die Monumenta welche dem Herrn Cardinal Qvirini zu Ehren wegen seiner Freygebigkeit aufgerichtet worden, und welche er selbst andern Päbsten zu Ehren hat setzen lassen, annoch anführen:

Angelo Mariae Quirini
S. R. E. Cardinali Episcopo Brixiensi,
Vaticanae Bibliothecae Praefecto,
Hieronymianae Familiae
Protectori, Patrono, Conservatori
Beneficentissimo,
Magnifici Brixiani Templi
Celeberrimas Romanas Graecasque Moles
Aemulantis
Conditori

Et Praeterea Romae & Brixiae
Plurium Sacrarum Aedium
Instauratori,
Quod
Huius etiam principem partem
Dum Titulus iste misere vacaret
Largo profuso aere,
Reparaverit, auxerit, ornaverit
D. Joh. Carolus Galimberti
Abbas Generalis
Et Monachi Hieronymiani
Aeterni obsequii Monumentum P. P.
A. D. cIɔ Iɔ CCXLIV.

Templum. S. Bonifacii. Martyris.
Ab. Aglæ. Matrona. Romana. Conditum
Innocentio. I. Pont. Max. S. Alexii. Nomine
auctum.
Solemni. Caerimonia. Ab. Honorio III.
Dedicatum.
Ang. Mar. Quirinus S. R. E. Card. Bibliothec.
Vetustate. Corruptum.
De. suo. Restituit, Exstruxit, ornavit.
Anno. Jub. cIɔ Iɔ CCL.

Statuam. Hanc
Benedicto XIII. Ursino
Benefactori. suo.
Vere. Maximo. Vere. Optimo.
Ang. Mar. Cardin. Quirinus
Bibliothecar. S. R. E. Episcop. Brix.
Ponendam. Curavit
Vice illius,

Quam

Quam. Sibi. Ipsi. Hoc. Eodem. Loco.
Benevole. Sanxerant. Erigendam.
Monachi. Congregat. Hieronymianae.
Anno. clↄ Iↄ CCLII.

II.

Fasti Attici.

S. I.

Attische Jahrbücher, in welchen die vornehmsten Begebenheiten der attischen Geschichte nach den Olympiaden vorgetragen werden; ausgefertiget von Eduard Corsini, öffentlichen Lehrer zu Pisa. Dritter Theil. Florenz 1751, in 4to. beynahe 2 Alphabeth.

Die Verdienste des Herrn Corsini um die attische Geschichte sind zu bekannt, als daß es nöthig seyn solte, dieselben hier anzupreisen, oder was wir bereits in einigen der vorhergehenden Stücke unserer Nachrichten bey Beurtheilung der beyden ersten Theile dieser attischen Jahrbücher, zum Ruhme ihres Verfassers beygebracht haben, zu wiederholen. Aus obigen wird unsern Lesern verhoffentlich im Gedächtnisse seyn, daß mit vorhabenden drittem Theile die Fasti Attici eigentlich angehen, und daß die beyden erstern nur gleichsam eine Einleitung und Vorbereitung zu diesem

dritten, und dem nächst zu erwartenden vierten gewesen. In jenem wurde von der Zeitrechnung und viel andern Gebräuchen der Griechen gehandelt, ohne deren Kenntniß man in ihrer Geschichte nicht zurechte kommen kan. In den beyden letzten Theilen aber wird die attische Geschichte selbst, und zwar nach der damals üblichen Zeitrechnung mit den Olympiaden vorgetragen. Der Verfasser hat zwar seine Absicht hauptsächlich auf chronologische Untersuchungen attischer Händel gerichtet; aber man wird irren, wenn man alle und jede merkwürdige Begebenheiten die sich in Griechenland zugetragen, oder deren umständliche historische Erzehlung hier suchet. Indessen nimmt er doch auch zuweilen der übrigen griechischen Völker Geschichte mit, und läst sich insonderheit angelegen seyn, berühmter griechischer Weltweisen und Dichter ihr Alter zu berichtigen; daher man dieses Werk einigermassen für einen kurzen Entwurf der griechischen Geschichte ansehen kan. Gegenwärtiger Theil enthält hundert Olympiaden: das ist, er gehet biß auf das Jahr des julianischen Periodi 4334. und V. C. 374. Der folgende vierte wird also den Rest der Olympiaden durchgehen und sich biß auf dasjenige Jahr Christi erstrecken, in welchem die Olympiaden aufgehört haben.

Die ersten 8 Bogen nehmen 5 Capitel Prolegomena ein, davon das erste den Endzweck, Nutzen und Vorzug der attischen Jahrbücher angiebt und erweiset; das zweyte von dem Inhalte

halte und der Einrichtung dieses Werkes Nachricht giebt; das dritte und folgende zweye endlich von den verschiedenen Zeitrechnungen handeln, die durchgängig mit der griechischen verglichen werden. Solche sind der julianische Periodus, wie auch die Rechnungen ab Urbe condita, nach den Archonten zu Athen, und nach den Consulibus zu Rom.

Die Besorgung, es möchten sich manche unserer Leser von der Brauchbarkeit dieses Werkes keinen richtigen Begriff machen, und die Wichtigkeit der in diesen fünf Vorbereitungsabschnitten vorgetragenen Dinge nöthiget uns bey denselben ein wenig zu verweilen. Daß keine neue oder alte Geschichte ohne Zeitrechnung bestehen oder verstanden werden könne, bleibt eine so ausgemachte Sache, als die Entwickelung sonderlich der alten Chronologie schwer ist. Die Schwierigkeit rühret meistentheils daher. Unter den Griechen gab es viel kleine Völker. Beynahe eine jede mittelmäßige Stadt machte einen eigenen unabhängigen Staat aus, der wie in andern Dingen, also auch in der Zeitrechnung seiner eigenen selbstbeliebigen Weise folgte. Sie fiengen nicht alle zugleicher Zeit das Jahr an; Sie rechneten auch nicht alle nach Jahren, sondern die einen nach den Archonten, oder andern Vorstehern des gemeinen Wesens; andere nach ihren Priestern oder Priesterinnen, u. s. w. so wie die Römer nach ihren Consulibus. Daher kömmt es, daß die griechischen Geschichtschreiber, wenn sie eine merkwürdi-

ge Begebenheit erwehnen, berichten, dieselbe sey unter den oder jenen Archonten, Böotarchen, Ephoro, Priester, olympischen Sieger u. s. w. vorgefallen. So lange man nun keine zuverläßigen und ununterbrochenen Verzeichnisse der Folge solcher Regenten vor sich hat, so lange kan dem Leser eine solche Nachricht, eine dergleichen angegebene Zeitbestimmung so wenig helfen, sondern wird ihn eben sowohl im Zweifel und Unwissenheit lassen, als wenn die Zeitmarke gänzlich verschwiegen worden. Den alten Griechen und Römern mangelte es an dergleichen Büchern nicht, in welchen die Folge der Olympiaden und der olympischen Sieger, der Archonten zu Athen, der Consulum zu Rom, u. s. w. aufgezeichnet war; daher die damaligen Leser dieselben zur Hand nehmen, und ohne Mühe und Zeitverlust ihren Zweifel heben konnten. Allein von dergleichen Verzeichnissen ist nichts auf uns gekommen. Zu was für Streitigkeiten die fasti consulares Anlaß gegeben, ist bekannt. Was die griechischen Geschichtschreiber von den Olympiaden und Archonten melden, ist theils nicht hinlänglich, theils noch manchem Widerspruch und näherer Beleuchtung unterworfen. Hätten die Alten sich der heutigen Weise bedient, und von Epochen an gerechnet; z. E. seit der Einrichtung der Olympiaden, der Archonten u. s. w. in dem und dem Jahre = = so würden sie sowohl sich selbst als uns vieler Mühe überhoben haben. Zwar rechnen die lateinischen Geschichtschreiber ab V. C.

Allein

Allein noch diese Stunde sind die Gelehrten nicht einig, in welchem Jahre des Periodi julianä, oder in welcher Olympiade Rom sey erbauet worden. An Leuten, welche die römische Zeitrechnung sorgfältig untersuchen, hat es nicht gemangelt. Nach Sigonio, der hierinne die Bahn gebrochen, haben Pighius, Almeloveen, und Reland sich um die fastos consulares wohl verdient gemacht. Die griechischen Zeitrechnungen aber sind seithero mit gleichem Fleisse nicht getrieben und berichtiget worden: Und ob gleich Scaliger, Meursius und Dodwell viel hierinne gethan, und dem Herrn Corsini ungemein vorgearbeitet; so hat dieser dennoch auch noch sehr viel für sich zu thun, zu verbessern und zu ergänzen gefunden. Daß Meursius ein arbeitsamer Mann gewest, ist bekannt: dabey aber auch ausgemacht, daß er nicht alles mit der gehörigen Einsicht und Umberlegung zu Papiere gebracht. Zu seiner Zeit war das berühmte und vortreffliche Marmor arundelianum noch nicht zum Vorschein gekommen, aus welchem das Register der Archonten einen ansehnlichen Zuwachs erhalten hat. Zu seiner Zeit wuste man noch nichts von dem Unterschiede der Archontum eponymorum und pseudeponymorum. Daher ist es gekommen, daß er viele von den letztern, unter der Reihe der erstern in seinem Werke de Archontibus atticis aufgestellet. So hat er auch oft die Archontes von der Insel Delus, mit denen von Athen verwechselt; wozu er sich vom Scaliger verlei-

 ten

zen lassen, der seinem Eusebio ein von ihm selbst verfertigtes Verzeichniß der Archontum beygefügt, auf welches sich Meursius, als auf ein uraltes Denkmal berufet. Dodwells Annales thucydidei & xenophontei zeugen von mehrer Einsicht, behutsamern Fleiße, reiferer Ueberlegung; schliessen sich aber in engere Schranken in Ansehung ihres Umfanges ein, und suchen oftmals nur die falschen Grundsätze und Vorurtheile ihres Verfassers zu beschönigen. Alles dieses hat unsern Italiener veranlasset, eine so schwehre und wichtige Sache als die Zeitrechnung der Athenienser, des unter allen Griechen angesehensten und mächtigsten Volkes, ist, aufs neue und aus dem Grunde zu untersuchen.

Er geht aber damit also zu Werke. Er fängt vom Anfange der Olympiaden an, setzt eine jede, so wie sie aufeinander folgen, hin, und vergleicht solche mit den Jahren Periodi julianæ, und Urbis conditæ. So giebt er bey jeder derselben ersten Jahre an, was damals für ein Archon zu Athen, für ein Consul, König, Dictator oder Decemvir zu Rom regieret, was für ein Wettläufer oder Klopffechter in den olympischen Spielen den Sieg davon getragen habe. Alles dieses, ausgenommen das letzte, wiederholt er bey jedem der übrigen drey Jahre jeder Olympiade. Die vornehmsten Abänderungen in der attischen, und beyläufig auch in der römischen Policey, die wichtigsten von den Griechen, insonderheit aber den Atheniensern gehaltenen

Schlach-

Schlachten, die merkwürdigsten Begebenheiten anderer Art, die sich unter ihnen ereignet, die Geburts- und Todesjahre der berühmtesten Weltweisen, Dichter und Redner übergeht er nicht mit Stillschweigen. Was er behauptet, das beweist er mit beygebrachten alten Zeugnissen, doch verfährt er in alle dem mehr wie ein Zeitrechner, als ein Geschichtschreiber. Auch merket man es ihm ab, daß er sein Augenmerk mehr auf der Griechen gelehrte als bürgerliche Geschichte gerichtet seyn lassen; sintemal diese ihm mehr als jene ausgearbeitet zu seyn geschienen. Nimmt er auswärtiger Fürsten Gedächtniß mit, und berichtiget eines Cyri, Crösi, Darii, Xerxis, Dionysii und anderer Jahre, so geschieht das des Zusammenhanges u. der Deutlichkeit wegen. Bey dergleichen Untersuchungen konnte es nicht anders seyn, der Verfasser muste hier und da Anlaß nehmen, alter Schriftsteller dunkle und verdorbene Stellen zu erläutern und zu verbessern. Verspricht er dieses alles im zweyten Abschnitte der Einleitung; so kan man versichert seyn, daß er sein Wort redlich und reichlich gehalten. Damit man aber an seinen Fastis atticis nichts vermisse, was zu Ergänzung derselben nöthig zu seyn scheinen möchte, da er sich dem Leidfaden der Olympiaden zu folgen vorgenommen, diese aber erst bey dem 3ten Jahre des Aeschyli anfangen, der der letzte Archon perpetuus ohne einem war, folglich von den übrigen acht Archontibus perpetuis, ingleichen von den attischen Königen nichts beygebracht werden konnte: so

hat er diese zu Ende der Einleitung durchgenommen.

Was es mit dem julianischen Periodo für Bewandniß habe, lehrt der dritte Abschnitt besagter Einleitung weitläuftig. Wir halten aber nicht für nöthig, etwas von einer Sache die man als bekannt zum Voraus setzt, und die nicht jetzo zum erstenmale in die Welt tritt, zu wiederholen. Wir wollen uns auch nicht in die Schwierigkeiten einlassen, die das Geburtsjahr der Stadt Rom und die folgenden dunkeln Zeiten ihres ersten Alters begleiten. Wer die Mißhelligkeiten der alten römischen Geschichtschreiber in Ansehung ihrer Zeitrechnung und die Gründe wissen will, warum Herr Corsini sich vorzüglich an die varronische Epocham gehalten, kan das Ende besagten dritten Abschnittes nachsehen. Der vierte zeiget, wie man die römischen Consules und attischen Archontes unter ihre gehörigen Olympiades und Annos ab U. C. bringen solle. Im fünften machet endlich ein Verzeichniß der attischen Könige und Archontum, die Zeitlebens, und anderer nach ihnen, die nur zehn Jahre regieret haben, den Beschluß der Einleitung.

Wir glauben hiemit einen hinlänglichen Begriff von diesem Werke unsern Lesern ertheilt zu haben. Liebhaber griechischer Geschichte werden nunmehro leicht ermessen können, was sie in demselben suchen und von ihm erwarten sollen. Wir würden also unsern Auszug hiermit beschliessen, wenn wir nicht vermutheten, unsere Leser

ser würden verlangen, auch eine und andere Probe aus dem Werke selbst zu sehen. Wir wollen also aus einer Menge guter Anmerkungen die in demselben vorkommen, einige wenige, die keines weitläuftigen Erweises mit Zahlen und Rechnungen bedürfen, aussuchen und vortragen. Dahin gehört die Anmerkung über des berühmten Thales Alter. Pag. 56 erweist Hr. Corsini, Thales habe in der 35ten Olympiade das Licht der Welt erblicket. Bey der Gelegenheit rettet und erkläret er eine Stelle aus dem Diogenes Laertius, wo es heist: Thales sey aus seinem Vaterlande Phönicien entwichen, und habe sich zu Miletus niedergelassen, wo er zum Bürger aufgenommen worden, ἐπολιτο γὰρ ἀφήθη ἐν Μιλήτῳ ὅτε ἦλθε σὺν Νειλέῳ ἐκπεσόντι φοινίκης, als er mit dem Nileo dahin gekommen, der aus Phönicien hatte flüchten müssen. Die Gelehrten, welche bißher die Stelle von dem Nileo, Codri Sohne ausgelegt, vermeinten deswegen, man solle Ἀττικῆς an statt φοινίκης lesen. Allein Hr. Corsini zeigt, daß Nileus, Codri Sohn, 350 Jahre vor der ersten Olympiade ein Volk aus Attica nach Asien übergeführt und daselbst angebauet habe. Dahero muß Nilei Ueberfahrt aus Griechenland nach Asien wohl um 450 Jahre älter seyn als Thaletis Uebergang aus Phönicien nach Miletus; und es muß also Laertius von einem andern jüngern Nileo gesprochen haben. Pag. 72 wird eine grosse Schwierigkeit gehoben, die sich in dem Leben des bekannten Epimenides findet. Viele

Viele Schriftsteller berichten einmüthig, daß dieser heidnische Theologus in der 44sten Olympiade nach Athen gekommen sey, und die Athenienser von der sogenannten cylonischen Blutschuld gereiniget habe. Hinwiederum berichtet Plato, er sey nicht mehr als zehn Jahr vor den persischen Händeln nach Athen gekommen. πρὸ τῶν Περσικῶν δέκα ἔτεσιν πρότερον παρ' ἡμᾶς ἐλθὼν sagt er. Weil es nun vors erste zweifelhaftig ist, ob Plato die marathonische oder salaminische Schlacht meine, vors zweyte zwischen der 44sten und der 72sten Olympiade, da die Perser bey Marathon geschlagen wurden, oder der 75sten, da sie das Seetreffen bey Salamin verlohren, ein Zeitraum von 110 oder 120 Jahren ist: so sind die Gelehrten auf verschiedene Mittel und Wege gefallen, einen so augenscheinlichen Widerspruch zu vergleichen, welcher Gründe man bey unserm Corsini nachsehen kan. Er hält dafür, Epimenides habe in der That das berüchtigte Fegopfer zur Zeit der 44ten Olympiade verrichtet, sey aber nichts destoweniger 10 Jahr vor der salaminischen Schlacht, auf Ersuchen der Athenienser nach Athen gekommen, und habe daselbst einige von dem Orakel zu Delphis vorgeschriebene Opfer verrichtet. Die Länge der Zwischenzeit dürfe niemand befremden, da er dem Berichte der Alten nach, über 150, ja gar wie einige wollen, 299 Jahre alt geworden sey, davon er ganze 57 Jahre verschlaffen. Solte aber diese ganze Untersuchung nicht vergebens seyn? Solte Epimenides nicht ein

Lands-

Landsmann des Rolands, des Eulenspiegels, des ewigen Judens und anderer solcher berühmten Leute seyn, von denen man sich mit den seltsamsten Mährgen trägt, und von welchen die widersprechensten Berichte mit gleichem Rechte fortgepflanzet werden?

Pag. 92 wird folgende Stelle aus dem Julius Africanus vorgenommen. Ἀριχίων - νικῶν παγκράτιον ψιλωθεὶς ἀπέθανε καὶ νεκρὸς ἐστέφθη, φθάσαντος ἀπείπασθαι τοῦ ἀνταγωνιστοῦ, κλωμένου αὐτῷ τοὺς πόδας ὑπ᾽ ἐκείνου. Arichion blieb auf der Stelle todt, da er eben in der Art von Ringen, die Pancratium heist, obsiegte; weil er ::: ψιλωθεὶς, und wurde nichts destoweniger auch nach seinem Tode gecrönet, weil sein Gegner durch selbsteignes Geständniß seines Unvermögens, sich des Sieges, bevor er des Arichions Zufall innen wurde, begeben hatte, sintemal ihm Arichion den Schenkel zerschmettert. In diesen Worten weiß man nicht was das Wort ψιλωθεὶς sagen wolle. Weil ψιλοῦν glatt, eben und kahl machen heist, so meinte Scaliger, der Gegner Arichions habe ihm die Haare aus dem Schedel gerauft, und er sey für gar zu grossem Schmerzen gestorben. Das ist aber etwas unwahrscheinlich, weil eine mehr als riesenmäßige Stärke dazugehöret, einen mit einmal alle Haare auszuraufen. Herr Corsini hält also dafür, man könne füglich Φιμωθεὶς lesen, das ist gewürgt. Demnach wäre Arichion durch

Zu-

Zuhaltung des Mundes erstickt worden. Man könnte auch ψαλιδωθεὶς lesen. Ψαλιδοῦν heist umschlingen, wie die Rebgäblein sich um die Reben flechten. Demnach hätte der Gegner den Arichion durch Umschlingen seiner Arme um jenes Halß erdrückt. Man sieht aus diesem Beyspiele, daß es in den griechischen Kämpfen ernsthaft zugegangen. Pag. 105 wird eine Stelle aus dem Eusebius angeführt, da es heist Anno 3. Olympiadis LIV. Πεισίστρατος Ἀθηναίων ἐτυράννησε καὶ εἰς Ἰταλίαν παρῆλθε. Hieronymus hat es getreulich also übersetzt: Pisistratus Atheniensium, tyrannus in Italiam transgreditur. Es ist aber wohl gewiß, daß Pisistratus nie nach Italien gekommen. Herr Corsini bringt zu Herstellung dieses Ortes zwey so einnehmende Muthmassungen vor, daß wir uns das Recht, den Vorzug der einen oder der andern zuzutheilen, nicht anmassen können. Er meint nemlich, man müsse entweder Οἰχαλίαν für Ἰταλίαν, oder wenigstens Ἰταλικὴν lesen. Sowohl Oechalia als Italica sind Flecken auf der Insel Euböa.

Pag. 111 berührt er die greulichen Irrungen und Widersprüche, darein die alten Schriftsteller die Lebensgeschichte des Anaximenes von Miletus verwickeln. Wir wollen sie hier weder anführen noch auseinander setzen: sondern nur die sinnreiche Muthmassung des Hrn. Corsini beybringen, nach welcher Diogenes Laertius zu dem unverantwortlichen Fehler mag seyn verleitet worden, den er begehet, wenn er

saget:

saget: γεγένηται ἑξηκοστῇ τρίτῃ Ὀλυμπιάδι, ἐτελεύτησε δὲ περὶ Σάρδεων ἅλωσιν. Er meint, vielleicht habe Diogenes, da er diese Worte geschrieben, Apollodori chronicon vor Augen gehabt, in welchem Anaximandri Todestag, und Anaximenis Geburtstag unter einer und derselben Olympiade, nemlich der LXIII. mag angezeichnet gewest seyn. Beyde hat Diogenes aus Versehen mit einander verwechselt, und von Anaximene dasjenige gesagt, was dem Anaximandro zukam. Denn seinen Worten zu Folge, wie wir sie kurz vorhin angeführet, müste Anaximenes um ein und dieselbe Zeit geboren worden und gestorben seyn. Denn in der 63sten Olympiade, in der er auf die Welt soll gekommen seyn, ward Sardes von Cyro eingenommen. Und zur Zeit solches Zufalles soll er auch wiederum die Welt verlassen haben; da doch ausgemacht ist, daß er wenigstens biß zur LXXIIIsten Olympiade gelebet hat. Pag. 137 widerlegt er die gemeine Sage, als hätte der berühmte Empedocles in der 71sten Olympiade den Preiß davon getragen; und da er nach altem Gebrauche seinen Freunden und den Anwesenden zur Erkenntlichkeit einen Ochsen schlachten sollen, aber vermöge der pythagorischen Sätze denen er zugethan war, kein Blut vergiessen durfte, einen ochsenmäßigen Zusammensatz von Honig, Mehl, Weyrauch und andern dergleichen Dingen geopfert. Hr. Caßini zeigt, daß Empedocles damals kaum acht Jahr alt gewest; folglich derjenige Sieger von

dem

dem obiges erzählt wird, nicht er, sondern sein Großvater gleiches Namens gewest sey, der auch so wie er nach den pythagorischen Lehren gelebt hätte. Wir übergehen viel andere artige Anmerkungen dieser Art, und nehmen nur die letzte noch mit. Sie steht pag. 304, und betrifft eine Stelle aus dem Laertius, da er die Strafe GOttes, wie er spricht, erzehlet, die den Pollis betroffen, der den Plato auf des Tyrannen Dionysii Befehl aus Sicilien entführet, und als einen Sclaven verkauft hatte. Es heist ἐν ἑλίκι κα]ε]ποντώθη. Aldrovandus hat übersetzt in vortice, gleich, als ob es ἐν ἕλικι hiesse. Menage hat zwar wohl eingesehen, daß Helica eine Stadt in Peloponnes sey: sich aber auf den kläglichen Zufall, welcher besagter Stadt begegnet, von dem die alten Geschichtschreiber an mehr als an einem Orte Erwehnung thun, nicht besinnen können; wie er sich deswegen mit seiner Vermuthung, als hätten die Feinde den Pollis umringet, und sein Schiff in den Grund gebohrt, blos giebt. Es verhielt sich aber mit seinem Untergange ganz anders. Er hielt sich eben zu Helica auf, als sich einsmals in der Nacht ein unversehener gewaltiger Sturm erhub, das Meer mit grossem Ungestüm seine Gränzen durchbrach, die ganze vom Strande ziemlich weit entlegene Stadt überströmte und wegschwemmte, auch die Stelle des ehmaligen festen Landes einnahm.

III. Des

III.

Des heil. Kirchenlehrers Joh. Chrysostomus, Erzbischofs und Patriarchens zu Constantinopel, Predigten und kleine Schriften aus dem Griechischen übersetzt, mit Abhandlungen und Anmerkungen begleitet, und herausgegeben von M. Joh. Andreas Cramer, itzigen hochfürstl. schleswig-hollsteinischen Oberhofprediger in Qvedlinburg. Leipz. 1748-1751. in 8. Der I Band 2 Alph. 1 Bog. Der II Band 1 Alph. 21 ½ Bog. Der III Band 1 Alph. 23 Bog. Der IV Band 2 Alph. 4 ½ Bog. Der V Band 1 Alph. 17 ½ Bog. Der VI B. 2 Alph. 4 Bog. Der VII B. 2 Alph. 21 Bog. Der VIII B. 2 Alph. ½ Bog. Der IX B. 2 Alph. Der X Band 2 Alph. 12 ½ Bog.

Wenn wir diese Schriften bekannt machen, so haben wir nicht nöthig, zum Ruhme ihres Verfassers und ihrer Uebersetzer eine weitläuftige Nachricht zu ertheilen. Es ist schon genug, wenn wir sagen, daß jener derjenige Kirchenlehrer ist, der seiner einnehmenden Beredsamkeit wegen den Zunamen Chrysostomus erhalten, dessen Eifer und Redlichkeit seine Zeit bewundert, und dessen Reden unter andern ein P. Gisbert in der christl. Beredsamkeit überall als Muster sei-

 ner

ner gegebenen Regeln darstellet; diese aber der genannte Hr. Oberhofprediger, ferner Hr. Joh. Adolph Schlegel, Hr. Joh. Arnold Ebert u. s. f. alles solche Männer sind, deren Stärke in den schönen Wissenschaften sattsam bekannt ist, und die von ihrer Einsicht und Geschicklichkeit im Uebersetzen schon manche vortreffliche Probe geliefert haben. Wir wollen also, um unnöthige Weitläuftigkeiten zu vermeiden, nur dasjenige bemerken, was diese Uebersetzung vor der Urschrift besonders hat, und von derselben eine kurze Nachricht ertheilen.

Der erste Band enthält ausser der Zuschrift des Hrn. Herausgebers an den Hrn. Oberhofprediger, D. Herrmann, die Vorrede des sel. Hrn. D. Tellers, dem Vorberichte des Hrn. Herausgebers, und dem Leben des Chrysostomus, die 6 Bücher vom Priesterthum und 14 Predigten. In der Vorrede, so 8 Seiten beträgt, erklärt der sel. Hr. Verfasser nach einer ihm eignen Art die Pflicht eines geistl. Redners, in Absicht auf seine Zuhörer. Zwey Dinge machen solche aus. Erstlich, daß er deutliche Vorstellungen von abzuhandelnden geistlichen Lehren mache, und der Zuhörer Verstand durch feste und unumstößliche Gründe von der Wahrheit derselben überzeuge: d. i. sein Vortrag muß deutlich und gründlich seyn, daß man weder Erklärung noch Beweiß darinne vermisset. Zweytens muß er eine gedoppelte Art von Bewegungsgründen seinen Zuhörern ans Herz legen: solche, die eine Begierde zum Lernen, und solche, die eine Begierde den erkannten gött-

lichen

lichen Wahrheiten gemäs zu werden, anflammen. Auf solche Weise wird ein geistlicher Redner ein scheinendes und brennendes Licht werden: Jenes, weil er zur Erleuchtung des Verstands; dieses aber weil er zur Bewegung des Willens und Entzündung heiliger Begierden dient. Unter den Kirchenvätern haben es die meisten darinne versehen, daß sie blos eine Bewegung des Gemüths, ohne gründliche Ueberzeugung des Verstands zu erregen gesucht. Den einzigen Chrysostomus und Augustin nimmt er aus, und glaubt, daß sie ihr Augenmerk auf beydes gerichtet. Beyde hätten in ihren Anweisungen den Unterschied zwischen einem geistlichen Redner und einem Schwätzer erkannt, und in der Ausübung gesucht, den leztern nicht gleich zu werden. Aus dem Grunde zieht er ein Lob für des Chrysostomus Reden, und preiset das Vorhaben der Herren Uebersetzer als ein löbliches und nützliches Unternehmen.

In dem Vorberichte meldet der Herr Herausgeber, daß die gelehrte Gesellschafft, welche diese Uebersetzung auf sich genommen (die aber nicht lange bestanden hat, wie die Vorrede zu dem zweyten Bande lehret) blos durch den Nutzen darzu angereizet worden, den sie den Liebhabern einer wahren geistlichen Beredsamkeit zu verschaffen wünschte. Hierauf begegnet er einem Einwurfe, welchen allzueifrige Verehrer der neuern Schriftsteller vielleicht darwider machen könnten, wenn sie sprächen, die Predigten des Chrysostomus wären doch nicht nach dem

heutigen Geschmacke, foglich sey es eine überflüßige Arbeit, sie zu übersetzen. Er antwortet: Diesen Einwurf gründlich aufzulösen, muß man erst bestimmen, was man unter dem heutigen Geschmacke verstehet, und wie die Predigten beschaffen seyn müssen, die in dem heutigen Geschmacke geschrieben werden. Ferner muß man die Frage erörtern, wofern sich der heutige Geschmack von dem alten mehr, als in äusserlichen und zufälligen Dingen, unterscheidet, ob ihm nicht der alte vorzuziehen sey? Der älteste ist gemeiniglich der beste. Sind diejenigen Predigten in dem heutigen Geschmacke geschrieben, worinne eine Ordnung herrscht, die allzukünstlich ist, als daß sie natürlich heissen solte; die sich nur von müßigen Köpfen des vorigen Jahrhunderts herschreibt, welche sich durch eine falsche Art zu studiren von den Quellen der Natur verirret hatten; die den Untergang der alten natürlichen Ordnung im Predigen beförderte, welcher die besten Kirchenväter, ja selbst Luther und andere Gelehrte seiner Zeit folgten; die auch unwissende Leute in den Stand setzte, ganze Stunden nach einander nicht stille zu schweigen: Ist diese Ordnung ein wesentliches Stück des heutigen Geschmacks in den Predigten, so muß man einräumen, daß die Homilien des Chrysostomus nicht nach dem heutigen Geschmack geschrieben worden. Diese sind ordentlich, doch ungekünstelt; man findet darinne keine überflüßigen Eintheilungen und Widereintheilungen, so den Verstand mehr verwirren, als in Ordnung bringen. Sind ferner diejenigen Predigten in

dem

dem heutigen Geschmacke geschrieben, aus welchen alle Beredsamkeit und aller Schmuck der Schreibart verbannt ist, und welche blos fromm sind, wie man der Unwissenheit und Fühllosigkeit gegen das Bessere einen heiligen Namen zu geben pflegt: So sind die Predigten des Chrysostomus wieder nicht nach demselben. Doch die beliebten heiligen Reden eines Saurin, von Mosheim, Jerusalem und anderer können solche falsche Begriffe von dem heutigen Geschmacke sattsam widerlegen, und den Geschmack in des Chrysostomus Homilien sattsam rechtfertigen. Will man endlich sagen, die Lehrart in der ganzen Gottesgelahrheit hat sich seit den Vätern der ersten Kirche auf eine glückliche Weise verändert; die Wahrheiten der Religion sind in zusammenhangende Lehrgebäude gebracht worden; diese verbesserte Ordnung hat einen gewaltigen Einfluß in den Vortrag einzelner Wahrheiten, woher die neuern Predigten einen Vorzug vor den alten Homilien erhalten; die Kirchenväter sind zwar in Lehren, nicht aber auch in Beweisen der Lehren allezeit richtig: so hat zwar dieses gewissermassen seine Richtigkeit, allein Chrysostomus ist in diesen Fehler doch am wenigsten gefallen. Er ist in den meisten Beweisen richtig, und dabey allezeit leicht und deutlich. Man kan ihm zwar manche allzulange Nebenausschweifungen und nicht stets glückliche Erklärungen der Schriftörter, für Fehler sowohl überhaupt, als auch wider den heutigen Geschmack anrechnen: allein wie Cicero, Seneca, Plutarch, ihrer Fehlschlüsse ungeachtet, in der Philosophie

grosse Männer bleiben, so bleibt es auch Chrysostomus; und er würde noch grösser gewesen seyn, wenn es ihm seine Zeiten zugelassen hätten, so gründlich, so tief und so streng in der Ordnung zu seyn, als ein Saurin, oder Tillotson ist. Ist aber die Kunst, die Religionswahrheiten auf eine neue, lebhafte und erhabene Art vorzutragen, den Verstand zu erleuchten, und das Herz zu entzünden und zu verbessern; die Kunst den Leidenschaften nicht zu schmeicheln, oder sie wider die Wahrheit zu empören, sondern sie nach und nach zu verwandeln; die Kunst so zu reden, daß geübte und ungeübte Christen Vergnügen, Nutzen und Unterricht aus dem Vortrage schöpfen: ist diese Kunst nach dem heutigen Geschmacke, so muß man den Chrysostomus auch noch heute zu Tage bewundern, wie er es würdig ist. Der Verfasser giebt weiter von dem vorausgeschickten Leben des Chrysostomus Rechenschafft, und zeiget die Vorgänger an, welcher Spuren er nachgegangen ist. Bey dieser Gelegenheit nennt er den Pater Ceillier in seiner Bibliothek der Kirchenscribenten, einen blossen Abschreiber des Hrn. Tillemont, dessen Arbeit er sich folglich nicht hat zu Nutze machen können. Die beygefügten Anmerkungen haben ein gedoppeltes Augenmerk. Einige sind bloß ungelehrten oder auch solchen Lesern zum Besten beygefügt worden, die das Original nicht selbst lesen können, oder die gehörige Einsicht in den Zustand der damaligen Kirche nicht haben. Andere aber sollen beweisen, daß die Hrn. Uebersetzer nicht blinde Verehrer der Fehler des

Chry-

Chrysostomus, sondern blos Bewunderer seiner wirklichen Schönheit gewest sind.

Hierauf folgen die Schriften des Chrysostomus selbst. In dem ersten Bande stehen die 6 Bücher vom Priesterthum; eine Predigt, als er war zum Priester eingeweiht worden; 5 Predigten von der Unbegreiflichkeit GOttes; zwo Predigten von der Gottheit Christi wider die Anomäer; eine Predigt, daß man weder die Lebendigen, noch die Todten mit dem Banne belegen müsse; eine Predigt auf den ersten Tag im neuen Jahre; u. 4 Predigten von dem armen Lazarus. Den meisten dieser Schriften ist ein Vorbericht vorgesetzt, worinne ausser historischen, critischen und chronologischen Anmerkungen, die meistentheils aus des Montfaucon Ausgabe entlehnet sind, verschiedenes angeführt wird, so zum bessern Verstande derselben nöthig ist. Nicht selten wird der Werth derselben bestimmt, und ihre Schreibart freymüthig beurtheilt. Unter andern historischen Nachrichten wird im Vorberichte zu den 5 Predigten von der Unbegreiflichkeit GOttes, die Geschichte der Anomäer erzehlt, und sonderlich ihr Stifter mit den heutigen Freygeistern verglichen. Seine Einsicht in die Dialectik und Geometrie erzeugte einen unerträglichen Stolz in ihm; er wolte die Grundsätze dieser Wissenschaften auch auf die heil. Schrift ausdehnen, und alle geoffenbarte Lehren, ja selbst das göttl. Wesen so deutlich einsehen, als es in mathematischen Wahrheiten geschehen kan. Er war ein Arianer. Und als er der Semiarianer ihren Irrthum, daß der Sohn

GOttes mit dem Vater ähnliches Wesens, ὁμοιούσιος sey, aus der Vernunft widerlegen wolte; so verfiel er auf den Wahn, daß der Sohn dem Vater ganz unähnlich ἀνόμοιος wäre. Von diesem Worte stammt der Name seiner Anhänger, der Anomäer her. Wider diese sind die erwähnten 5, und die zwo folgenden Predigten gerichtet. Der Herr Herausgeber hält sie für Muster polemischer Predigten, und urtheilt, daß sie auch wider die heutigen Ungläubigen vortreffliche Dienste thun würden, wenn nicht der blosse Name eines Kirchenlehrers solchen Stolzen schon lächerlich wäre.

In der Vorrede zum zweyten Bande wird unter andern Dingen überhaupt so viel bemerkt, daß man in diesem Theile das meiste antreffen würde, so der Ehre der Beredsamkeit des Chrysostomus nachtheilig sey. Solches hätte auch zum Theil die häufigen Anmerkungen verursacht, so darinne vorkommen. Allein durch den dritten Theil würde sich dieses Mißfallen völlig verlieren, und der Leser in eine desto grössere Verwunderung über diesen christlichen Redner gesetzt werden. Dieser Vorrede ist eine Abhandlung von dem Character der Beredsamkeit des Chrysostomus beygefügt worden. Sie beträgt fast 3 Bogen, und kömmt darauf an. Chrysostomus unterscheidet sich von den Rednern seiner Zeit. Es herrschte damals ein verderbter Geschmack, und die Beredsamkeit hatte unter dem Verfalle der Wissenschafften viel gelitten. Das Gekünstelte in seltsamen Ausdrücken, spielenden Gegensätzen,

matten

matten Allegorien u. s. f. hatte das Natürliche in derselben verdrungen. Selbst der Lehrer des Chrysostomus in der Redekunst war mit solchen Fehlern behaftet. Woher kömmt es, daß dieser nicht mit dem Strome dahin gerissen wurde? daß sein Vortrag auch itzt noch einen tiefen Eindruck macht? daß Leute von Einsicht, oder auch nur von gesunden Verstande von ihm hingerissen werden, ob man gleich das itzt gewöhnliche Eintheilen, Ordnen und Entwickeln der heil. Wahrheiten nicht bey ihm findet? Es ist schwer den Character der Beredsamkeit eines Redners zu bestimmen. Man muß nicht nur von seinem Verstande, Witz, Gedächtnisse, und Einbildungskraft, sondern auch von seinem Herzen und dessen Empfindungen urtheilen; weil das Herz eines Redners die vorzutragenden Wahrheiten selbst fühlen muß, wovon er seine Zuhörer überzeugen, und sie gleichsam zwingen will, solche anzunehmen. Allein wie jedes Herz in der Art zu empfinden sich von dem andern unterscheidet; diese von dem Unterschiede der Neigungen und Leidenschaften, und ihrer eigenthümlichen Einrichtungen und Mischungen herrühret; und diese wieder einen gewaltigen Einfluß in die Wahl der Wahrheiten, der Beweise und des Vortrags haben muß; so muß man den persönlichen Character eines Redners erst kennen, ehe man das Eigenthümliche bestimmen kan, wodurch sich seine Beredsamkeit in einem ihr eignem Glanze zeiget. Chrysostomus war von Natur standhaft und unerschrocken, doch nicht minder zärtlich und voll ächter und

allgemeiner Menschenliebe. Selbst als er die Einöde suchte, flohe er die Menschen, weil er ihr Freund war; damit er nicht die ungerechte Art der damaligen Sachwalter sehen, und in dieselbe verwickelt werden möchte, wie er sehr oft bezeuget. Der Bischoffswürde entzog er sich anfänglich aus einer redlichen Menschenliebe, weil er sich damals noch nicht Kräfte genug zutraute, solches Amt zum Vortheil seiner Nebenmenschen zu verwalten. Die zärtliche Menschenliebe, dieser brennende Eifer, alle Menschen durch die Tugend glücklich zu machen, und keinen von seiner Heerde zu verliehren, belebte alle seine Reden. Seine gröste Freude war dieses, wenn er seine Gemeine in der Tugend wachsen sahe: und hingegen ward er von dem lebhaftesten Kummer gerührt, wenn seine Reden keinen Nutzen schafften. Fast jede Predigt enthält etliche Stellen, in welchen sich seine feurige und zärtliche Menschenliebe abbildet. Mit dieser war eine weitläuftige Wissenschaft, tiefe Einsicht in die heil. Schrift, Kenntniß der Gemüther, starke Urtheilungskraft, blühender Witz, unerschöpfliche Einbildungskraft, Stärke des Geistes, und fruchtbare Fähigkeit zu erfinden verknüpft; und seine Liebe brauchte alle diese Fähigkeiten blos als Werkzeuge, die Wohlfahrt seiner Zuhörer nachdrücklich zu befördern. Alles schöne, prächtige, erhabene, künstliche verwarf er, wenn er nicht zu diesem grossen Zwecke dienlich, geschweige denn gar daran verhinderlich war. Seine Beredsamkeit solte nicht nur den Verstand der Zuhörer erleuchten, sondern auch

ihr Herz zur Tugend anflammen. Er beweist seine Liebe selbst gegen die Irrenden und Lasterhaften. Mahlt er gleich die Grundirrthümer und Laster, nebst ihren Folgen, mit den lebhaftesten Farben ab; ja äussert er auch einen unversöhnlichen Haß wider dieselben: so leuchtet doch zugleich aus seinen Abbildungen, das wehmüthigste Mitleiden, und eine recht mütterliche Begierde hervor, die irrenden und lasterhaften Personen zur Wahrheit und Tugend anzuführen. Drohungen zu brauchen, muste er sich rechte Gewalt anthun. Noch minder bediente er sich der Strenge und Gewalt der Kirche, so die damals strenge Kirchenzucht zu brauchen erlaubte. Sein Verfahren gegen das antiochische Volk, das er von der eingerissenen Gewohnheit zu schwören abhalten wolte, und wider die Anomäer beweist solches sattsam. Sein leutseliger und zärtlicher Character zeigt sich aber ganz besonders in den Reden, die er bald nach dem Aufruhre des antiochischen Volks wider den Theodosius gehalten hat. Diese sind Meisterstücke einer liebreichen, mitleidigen und wehmüthigen Beredsamkeit. Aus Reden, die bey solchen Gelegenheiten als dieser war, gehalten werden, lernt man den eigentlichen Character eines Redners, der ihn von allen andern unterscheidet. Seine zärtliche Gemüthsart lehrte ihn tausend edle Kunstgriffe, die Kaltsinnigen und Schläfrigen zu erwecken, und die Aufmerksamen in der Aufmerksamkeit zu erhalten. Daher kommen bald die Lobeserhebungen seiner Zuhörer, bald aufgeworfene und doch nicht

beantwortete Fragen, bald bedächtige Ausschweifungen und Abweichungen von der Hauptmaterie u. s. w. welche in seinen Reden angetroffen werden, nachdem er diese oder jene zur Ausbreitung der Wahrheit und Beförderung der Tugend nöthig und nützlich zu seyn glaubte. Sie rührten alle, weil sein Herz in allem die Sprache führte. Aus dieser floß die Deutlichkeit, als eine von den grösten und schätzbarsten Eigenschaften der Beredsamkeit des Chrysostomus. Trägt er allgemeine Wahrheiten vor, so kan er auch von dem mittelmäßigsten Geiste verstanden werden. Wiewohl auch dunkele Wahrheiten weiß er durch den Reichthum in Ausdrücken, durch die mannigfaltigen Bilder und Gleichnisse, u. s. f. geschickt aufzuklären, und seinem Volke die Erkenntniß der Wahrheit und Ausübung der Tugend zu erleichtern. Und aus diesem Grunde legt ihm Photius ein nicht geringes und gemeines Lob bey. Jedoch seine Deutlichkeit macht ihn darum nicht matt und kriechend. Nein! er schreibt allemal eben so erhaben und prächtig, als deutlich und verständlich. Unterdessen opferte er doch vielmals der Deutlichkeit den erhabensten Gedanken auf, wenn er dem grösten Haufen hätte undeutlich seyn können. Er erniedrigte sich, um deutlich zu seyn. Bey dem allen suchte er auch seinen Zuhörern zu gefallen, und bestrebte sich zu dem Ende, daß seine Beredsamkeit nicht einer weibischen und verzärtelten Anmuth des Phalereus, sondern vielmehr der Schönheit eines wohlgebildeten und starken Mannes gleichte. Endlich ist der Beredsamkeit

des

des Chrysostomus noch besonders dieses eigen, daß sie beständig rührt, und mehrentheils nur die sanften und zärtlichen Leidenschaften in Bewegung setzt; selten aber starke u. heftige Gemüthsbewegungen erweckt. Solche Vorzüge machten, daß ihn seine Zuhörer mit Beyfall anhörten, und diesen durch mancherley Bezeugungen an den Tag legten. Hierauf folgt das Verzeichniß von den in diesem Bande enthaltenen Predigten. Es sind deren 21. Die erste ist wider diejenigen, so zu den circensischen Festen laufen; die zweyte über 1 Theß. 4, 13; die dritte vom reichen Manne und vom Lazarus; die 8 folgenden wider die Juden; die zwölfte von der Auferstehung über 2 Cor. 5, 1; die dreyzehente wider die Trunkenheit, über Eph. 5, 18; die vierzehnte von dem Knechte, der 10000 Pfund schuldig war; und die 7 letzten von dem Lobe des Apostels Paulus. Die diesen Predigten vorgesetzte Vorberichte enthalten gröstentheils nur chronologische Bestimmungen, wenn sie ohngefähr gehalten worden, und critische Anmerkungen, ob sie ächte Arbeiten sind. Sonst wird von den letzten geurtheilt, daß der grosse Kirchenlehrer darinne den Apostel Paulus allzusehr erhoben, und alle Heilige des alten Bundes allzutief erniedrigt habe.

Der dritte Band hat weder Vorrede noch besondere Abhandlungen. Er enthält 22 Predigten: die erste von der Verrätherey Judä, und die 21 folgenden über die Bildsäulen. In den Vorberichten darzu wird nichts besonders gemeldet. Die letztern wurden nach dem Aufruhr des Antiochenischen

tiochenischen Volks wider den Kayser Theodosius, und dessen verübten Muthwillen an ihres Oberherrn und seiner verstorbenen Gemahlin Bildsäulen gehalten. Chrysostomus hatte also eine reiche Materie, das erschrockene und beängstigte Volk, das nach der Wuth wieder zu sich selbst gekommen war, zu bestrafen, zu unterrichten und zu trösten.

Der vierte Band ist wieder von keinem besondern Vorbericht begleitet. Er enthält 33 Reden; nemlich: 2 Vermahnungen an diejenigen, so die Taufe empfangen solten; 3 Predigten von der Ohnmacht des Teufels in der Welt; 6 Predigten von der Busse; eine Predigt von den heil. Märtyrern; eine Predigt, daß es höchst gefährlich sey, wenn man predigt, um zu gefallen; 6 Predigten von dem Schicksal und der Vorsehung; eine Predigt über die Worte: Ists möglich, so gehe dieser Kelch von mir über; eine Predigt über die Worte: Gehet ein durch die enge Pforte; eine Predigt von dem Ruhme der Trübsal; eine Predigt über die Worte: Wir wissen, daß denen, die GOtt lieben u. s. f.; eine Predigt über die Worte: Wenn deinen Feind hungert u. s. f.; eine Predigt über die Worte: Um der Hurerey willen habe ein jeglicher u. s. f. eine Predigt über die Worte: Ein Weib ist gebunden an das Gesetz u. s. w.; eine Predigt von den Eigenschaften derer, welche man zur Ehe nehmen will; eine Predigt über die Worte: Ich will euch nicht verhalten, lieben Brüder, daß unsre Väter sind alle unter der Wolke gewesen u. s. f.; eine Predigt über die Worte: Es müssen

sen Rotten unter euch seyn u. s. f.; eine Predigt, daß man die Verstellung und Falschheit fliehen müsse; eine Predigt vom Fasten und Allmosen; eine Predigt von der Sanftmuth der Christen; eine Predigt von den 10 Jungfrauen. In den oft kurzen Vorberichten zu diesen Predigten werden, wie gewöhnlich, kritische und chronologische Anmerkungen gemacht; doch in Ansehung der Zeit und des Orts, wenn und wo sie gehalten worden, wenig bestimmt. Man berufft sich fast durchgängig auf den Montfaucon, und giebt seinen Muthmassungen Beyfall. Sonst kommen noch hübsche Anmerkungen mit vor, welche theils zum Verstand der Predigten dienen, theils die ungegründeten Gedanken des Kirchenvaters widerlegen.

Eben so verhält sichs mit dem 5 ten Bande. Er hat zwar eine Vorrede, allein wir finden nichts davon zu bemerken. In diesem stehen folgende Predigten: eine von dem Allmosen; eine von dem Genuße des Zukünftigen und der Eitelkeit des Gegenwärtigen; und über die Worte: Weil wir denselben Geist des Glaubens haben u. s. f.; eine über die Worte: Wolte GOtt, ihr hieltet mir ein wenig Thorheit zu gute; eine über die Worte: daß Christus verkündigt werde allerley Weise; eine von den Wittwen; eine von Elias und der Wittwe; viere über die Aufschrift der Apostelgeschichte; eine über den Tag der Geburt JEsu Christi; eine von der Taufe Christi; eine von der Auffahrt JEsu Christi; zwene von dem Pfingstfest; eine über das Gebet Isaacs wegen

der Unfruchtbarkeit seines Weibes; eine über das Gebet des Zöllners. Die darzu gehörigen Vorberichte sind den vorigen ähnlich. In den feinen Anmerkungen unter den Predigten wird man verschiedenes antreffen, so die Theologie des Chrysostomus und gewisse Kirchengebäuche, wie auch Proben des einreissenden Aberglaubens angehen.

Dem sechsten Bande ist statt des Vorberichts eine Abhandlung von der Ordnung in den Predigten des Chrysostomus vorgesetzt worden. Obgleich die Beredsamkeit der meisten geistl. Redner unsrer Tage, der Beredsamkeit der Kirchenväter, besonders des Chrysostomus seiner, verschiedene Vorzüge einräumen muß; so will sie doch in Ansehung der Ordnung der Gedanken und Einrichtung der Rede, dieser nicht nur nichts nachgeben, sondern so gar einen Vorzug vor ihr behaupten. Die Schönheit, der Schmuck, und die Würde der Schreibart, der Ueberfluß und die Neuheit der Gedanken, der Reichthum an schönen Bildern, Vergleichungen u. s. f. alle diese, spricht sie, sind in ihren Reden alle lobenswürdig: allein aus Mangel einer guten Ordnung gleichen sie den Werckstücken und übrigen Materialien zu einem Pallaste, die aber in der grösten Verwirrung untereinander liegen. Diese Beschuldigung der Kirchenväter ist hart, und sie verdient allerdings eine gehörige Untersuchung. Bey dieser muß man erst fragen: ob überhaupt keine Art der Ordnung in ihren Predigten herrsche; oder ob sich die Art ihrer Ordnung nur von der neuern so sehr unterscheide, daß sie uns eine Unordnung

zu

zu seyn scheint? Ferner muß man untersuchen: ob der Bau ihrer Reden, den Zweck ihrer Homilien zu erlangen fähig gewest sey? ob man die in den Predigten itzt gewöhnliche Ordnung mit Recht von ihnen verlangen könne? und ob denn endlich die Ordnung der besten heil. Reden itziger Zeit auch die vollkommenste, der Kirchenväter ihre aber billig zu tadeln sey? Unter der vorzüglichen Ordnung in den Predigten der neuern muß man aber nicht etwan die künstlichen Methoden verstehen, so der verderbte Geschmack des vorigen Jahrhunderts zur Schande der Beredsamkeit erfunden hat, und mehr eine künstliche Verwirrung von Eintheilungen und Untereintheilungen, als wahre Ordnung ist: sondern die Ordnung, so ein Tillotson, Saurin, von Mosheim u. s. w. in ihren Reden zu halten pflegen, welche eine einzige geoffenbarte Wahrheit auf einmal recht abhandeln, und dahero auf deutliche und richtige Erklärungen, wahre Beweise und gehörige Eintheilungen denken. Jene Art der gekünstelten Unordnung ist zum grossen Ruhme der Kirchenväter, nicht in ihren Homilien anzutreffen. Diese wahre Ordnung aber ist freylich nicht so oft, und selten ganz, sonderlich von dem Chrysostomus beobachtet worden. Unterdessen nimmt man in den einzelnen Theilen ihrer Reden eine ordentliche und natürliche Art zu denken, zu erklären, zu erläutern u. s. f. wahr, und alle diese Dinge hangen mehr willkührlich, als nothwendig in ihren Reden zusammen. Sie handeln oft zwo und mehrere ganz verschiedene

Wahrheiten ab, ohne daß man sagen kan, diese oder jene sey der Hauptsatz ihrer Rede. Ist auch vielmals blos eine Wahrheit der Gegenstand ihrer Predigten, so begnügen sie sich doch bald mit der blossen Erklärung, bald mit dem blossen Beweise, bald bloß mit Anwendung derselben auf ihre Zuhörer. Ist man nun an die heutigen geistlichen Reden und ihre Ordnung gewohnt, so ist man freylich geneigt, die Kirchenväter einer Unordnung zu beschuldigen. Allein man solte auch die Verschiedenheit der Zeit, und die verschiedenen Zwecke der Redner, wie auch die Verschiedenheit der ietzigen Lehrart in der Gottesgelahrheit in Betrachtung ziehen, und hieraus die Ursache bestimmen, warum die ältern und neuern Canzelredner in Ansehung der Ordnung im predigen so gar verschieden sind, und die guten Reden der neuern sich so weit von den Reden jener unterscheiden. Die vornehmste und wichtigste Ursache dieser Verschiedenheit ist wohl der weit von einander unterschiedene Endzweck ihrer Reden, der sich auf die Verschiedenheit der Zuhörer gründet. Die Kirchenväter wolten ihre Gemeinen nicht so wohl in den Wahrheiten der Religion erst unterrichten, als vielmehr auf eine kräftige Art daran erinnern, und sie zu einem heiligen und dem Evangelio gemässen Wandel ermuntern. Sie setzten Zuhörer voraus, die von allen Wahrheiten der Religion schon eine gründliche Wissenschaft besassen. Sie konnten solches auch thun, weil die meisten der damaligen Christen sich erst in ihren erwachsenen Jahren zum Christenthume be-

kann-

kannten, und also vor ihrer Taufe gründlich musten unterrichtet seyn. Nach Beschaffenheit dieser und anderer Umstände, war also damals ihre vornehmste Pflicht, sich mehr mit dem Herzen, als dem Verstande ihrer Zuhörer zu beschäftigen, und die Neigungen und Leidenschaften nach einem vorläufigen Unterrichte, zum Dienste der Wahrheit zu erregen. Hat diese Anmerkung ihre Richtigkeit, und kan man die Reden der Kirchenväter aus diesem Gesichtspuncte ansehen, so sind die meisten Reden des Chrysostomus für Meisterstücke in ihrer Art zu halten. Man wird davon noch mehr überführt werden, wenn man sich die Mühe nehmen, und einige seiner Reden zergliedern will. Der Herr Verfasser macht hierauf eine Probe davon mit der Rede über das Gleichniß vom Reichen und dem Lazarus, und zeigt die darinne beobachtete Ordnung. Allerdings ist diese von der neuern ihrer gar sehr unterschieden; unterdessen ist sie seinem Zwecke vollkommen gemäß. Seine Zuhörer solten das Laster einer grausamen Unbarmherzigkeit, und die Schätzbarkeit eines tugendhaften Armen nicht erst kennen lernen, sondern nur kräftig ermuntert werden, das Laster in dem Lasterhaften zu hassen, und die Tugend in dem Tugendhaften zu lieben. Eine ähnliche Ordnung beobachtet er in den meisten seiner Homilien. Manchmal beobachtet unser Kirchenvater eine fast eben so strenge Ordnung, als die neuern. Dieses aber gereicht zu seinem Ruhme, daß er seine Ordnung zu verbergen weiß. Er sagt nicht, wie viele neuere zum Ekel

ihrer Zuhörer, daß er ietzt erklären, ietzt bestimmen, ietzt beweisen und anwenden will. Chrysostomus ahmte in seinen Homilien die natürliche Art die Gedanken zu ordnen, nach der auch ein gemeiner Mann zu beobachten pflegt, wenn er eine recht lebhafte Begierde hat, den andern von einer Sache zu überzeugen: nicht aber die gewöhnlichen Eintheilungen der neuern Redner nach, die ein allzustudirtes Ansehen haben. Er ließ sich herab, so zu denken, wie der gröste Theil seiner Zuhörer etwan von dieser oder jener Sache denken würde; dahero machten seine Reden bey allen Menschen einen so starken Eindruck.

Nach dem Verzeichnisse sind in diesem sechsten Bande enthalten 5 Predigten über die Worte: Saulus aber schnaubete noch, und von der Veränderung der Namen; 2 Predigten über die Worte: Grüsset Priskam und Aqvilam; eine über die Worte: Da Petrus nach Antiochien kam, widerstund ich ihm unter die Augen; eine von dem Gichtbrüchigen; achte über verschiedene Stellen des 1 B. Mos. dreye vom David u. Saul; fünfe von der Hanna, der Mutter Samuels; und einen Anhang von einigen Stücken aus der zweyten Predigt über die Aufschrift der Apostelgeschichte. Die Vorberichte zu diesen Predigten bleiben den vorigen völlig ähnlich.

Der siebende Band liefert uns statt einer Vorrede, des Herrn Oberhofpredigers Gedanken über die Kunst des Chrysostomus, sich edel und erhaben, und doch für den Begriff des grossen Haufens deutlich auszudrücken. Anfänglich erweist

er

er überhaupt, daß einem geistlichen Redner die Pflicht obliege, von geistlichen Wahrheiten edel und erhaben, und doch auch so zu reden, daß er seinen Zuhörern dabey verständlich und faßlich bleibe. Er preist die Offenbarung hierinne selbst als das schönste Muster an. Dahero schliest er: es müssen die Ausdrücke desselben allezeit edel, d. i. sie müssen von der Sprache des niedrig gesinnten Pöbels entfernt, doch nicht eben neu, ungewöhnlich und sinnreich seyn. Chrysostomus hat dieses in allen seinen Homilien beobachtet, und keine, oder nur sehr wenige Ausdrücke darinne stehen lassen, welche schlecht und unedel sind. Ist gleich nicht alles erhaben und prächtig; so ist doch sein Ausdruck niemals niedrig und pöbelhaft. Sind die Lehren so ein geistlicher Redner vorzutragen hat, erhaben; sind die Empfindungen so er erwecken soll, auch erhaben, und sind alle Handlungen, zu welchen die Religion die Menschen ermahnt, voll Hoheit: so muß ein geistlicher Redner auch die gröste Gelegenheit haben, erhaben zu reden. Doch da auch Leute von ungeübten Sinnen, deren Verstand nicht allemal nachfolgen kan, in den Kirchenversammlungen gefunden worden; wie muß man erhaben und doch auch verständlich reden? Chrysostomus lehrt solches mit seinem Beyspiele. Er trägt die hohen Wahrheiten dem gemeinen Manne leicht und deutlich vor. Diese Absicht zu erreichen, hatte er sich durch seine Aufführung, Sitten und Handlungen, wie auch seine Reden erst in Ansehen gesetzt. Die Hoheit so

er in seinem ganzen Bezeugen äusserte, hatte Antiochien und Constantinopel in die gröste Ehrfurcht gesetzt: und diese Bewunderung seiner Tugenden wirkte in seinen Zuhörern Begierde und Aufmerksamkeit. Dahero konnte er solche auf eine erhabene Art von ihnen fordern, und doch verständlich bleiben. Ueber dieses bestund sein Geheimniß darinne, daß er in allem, was er sagte, ein genaues Verhältniß mit der Art zu denken, zu empfinden, und seine Empfindungen auszudrücken, die allen Menschen gemein ist, beobachtete. Er suchte die allgemeinen Ideen und Empfindungen, so in dem Verstande und Herzen seiner Zuhörer allbereit lagen, blos aufzuwecken. Dadurch zwang er sie gleichsam zum Beyfall. Man bemerkt diese Kunst sonderlich in den Predigten über den Lazarus, wo die Tugend dieses Armen erhaben und doch auch sehr leicht geschildert wird. Darneben bedient er sich zu seiner Absicht vortrefflicher Bilder und Gleichnisse, die aus dem gemeinen Leben entlehnt seyn, damit die dadurch erläuterte Wahrheit den Zuhörern begreiflich werden soll. Hiervon werden vortreffliche Muster angeführt. Endlich wuste Chrysostomus die erhabenen Stellen der Schrift, theils an ihren gehörigen Ort anzubringen, und so zu stellen, daß die Hoheit derselben gleich in die Augen leuchten muste; theils auf eine gute Art zu erweitern und zu zergliedern. Durch diesen Kunstgriff wurden seine Reden erhabene Nachahmungen der erhabenen Offenbarung.

Die-

Dieses sind seine vornehmsten Kunstgriffe.

Der siebende Band enthält folgende Schriften: zwey Predigten von dem Falle des Eutropius; eine Predigt, als Saturnin und Aurelian ins Elend verwiesen wurden; eine bey seiner Zurückkunft aus Asien nach Constantinopel; eine Rede an das Volk für die Aufnahme des Bischoffs Severian; die Gegenrede des Bischoffs Severian von dem Friede; eine Predigt ehe er ins Elend gieng; zwey Reden nach seiner Wiederkunft von seiner ersten Verbannung; eine Predigt vom cananäischen Weibe; eine Abhandlung, daß demjenigen, der sich selbst nicht schadet, von keinem andern ein Schade zugefügt werden könne; eine Abhandlung von dem Aergernisse an dem Glücke der Tugendhaften; zwey Briefe an den Innocentius, Bischoff zu Rom, und dessen Antwort darauf; ein Schreiben des Innocentius an die constantinopolitanische Clerisey; Schreiben des Kaysers Honorius an den Kayser Arkadius; zwey Schreiben an die gefangenen Bischöffe und Priester; 17 Briefe an die Olympias; Schreiben an den vertriebenen Bischoff Cyriacus; Schreiben an den Mönch Cäsarius. In den Vorberichten zu diesen Schriften hat man die Gleichheit mit den vorhergehenden sehr genau beobachtet.

Der achte Band liefert erst das Verzeichniß der Schriften, so darinne vorkommen. Solche sind folgende: sechs Predigten über die

Worte des Jesaias: Des Jahrs, da der König Usia starb, sahe ich den HErrn; eine über Jes. 45, 7; eine über Jer. 10, 23; Beweiß wider die Heiden von der Gottheit Christi; zwo Predigten über die Dunkelheit der Prophezeihungen von Christo, von den Heiden, und von der Verwerfung der Jüden; Predigt über Joh. 5, 19; Predigt wider die circensischen Schauspiele; Predigt über 2 Tim. 3, 1; Predigt von der vollkommenen Liebe; Predigt von Joseph und der Keuschheit; zwo Predigten von dem Troste wider den Tod; zwo Predigten von der Gottheit Christi; drey Predigten von der Busse. Der neunte Band giebt uns folgende Schriften in die Hände: zwo Bücher von der Zerknirschung des Herzens; zwo Ermahnungen an den gefallenen Theodor; eine Predigt von dem fleißigen Besuche der Versammlungen und dem Nutzen der Schwachheiten grosser Heiligen; eine Predigt, als die Kayserin in der Nacht in die grosse Kirche gekommen war, und die Reliqvien der Märtyrer biß nach Drypia hatte bringen lassen; eine Predigt als der Kayser den folgenden Tag darauf in die Kirche des Apostels und Märtyrers in Drypia gekommen; Ermahnungsrede im Tempel der heil. Anastasia gehalten, und wider die gerichtet, welche in der letzten Versammlung nicht zugegen gewest, mit einer Betrachtung über die Kämpfe Hiobs; eine Predigt, daß dem weiblichen Geschlechte seine Natur keine Hinderniß in dem Laufe der Tugend sey; eine Predigt wider die, so sich Catharer oder die Reinen nennen; Predigt von Pauli Bekräftigung

gang des Evangelii; Predigt über den Beruf der Heiden; Predigt über die Worte Christi: Mein Vater wirket biß hieher, und ich wirke auch; Predigt über die Worte Christi: Die Erndte ist groß, aber wenig sind der Arbeiter; Predigt von Eleasar und den 7 Söhnen; zwo Schriften an eine junge Wittwe; Abhandlung wider die, welche der Kirchenordnung entgegen Jungfrauen bey sich haben; Abhandlung wider diejenigen Nonnen, welche Mannspersonen bey sich wohnen lassen. Die meisten Stücke dieses letzten Bandes sind von Herr Schlegeln übersetzt, und mit gelehrten Anmerkungen reichlich versehen. Die Vorberichte dazu sind den vorigen ähnlich.

Der zehnte und letzte Band faßt theils eigene Abhandlungen des Herrn Herausgebers, theils noch einige Schriften des Chrysostomus, theils Auszüge aus einigen Werken desselben in sich. Ganz sind übersetzt worden die Trostschrift an den Stagirius, einen Asceten, welcher von einem Teufel angefochten wurde; zwo Predigten über die 7 Brüder und ihre Mutter; eine Predigt vom Melchisedek; zwo Predigten vom Gebet Christi; Predigt über den Apostel Petrus und den Propheten Elias; Predigt auf den Bischoff Philogenius; einige Eklogen, welche aus den Schriften des Chrysostomus gezogen worden sind, als: von der Liebe, vom Neid und vom Zorn. Aus den drey Büchern wider die Feinde des Einsiedlerlebens, der Vergleichung eines Königs mit einem Mönche, der Abhandlung von der Jungfrauschaft, der Homilie von dem Märtyrer Babylas,

der Abhandlung wider Julian und die Heiden, den Lobreden auf verschiedene Märtyrer und Märtyrerinnen, z. E. auf den heil. Juventin und Maximin, die heil. Pelagia, den heil. Ignatius Theophorus, Bischoff von Antiochien, den antiochenischen Bischoff Eustathius nebst andern, und einer Homilie von dem heil. Phokas und wider die Anomäer, werden Auszüge geliefert. Von diesen und den damit verknüpften Vorberichten, haben wir nichts zu sagen. Die eigenen Abhandlungen des Herrn Herausgebers sind folgende: zwo Abhandlungen von den Fehlern der Beredsamkeit des Chrysostomus; eine Abhandlung von der Theologie dieses Kirchenvaters; ein chronologisches Verzeichniß seiner Schriften, und noch eine Abhandlung von dem Briefe an den Cäsarius, dazu wir noch ein gedoppeltes Register zehlen können, wovon das erste die erklärten oder erläuterten Schriftstellen, das zweyte aber die abhandelten Materien anzeiget. Von den gemeldeten Abhandlungen müssen wir noch einige Nachricht ertheilen. Denn ob sie schon ihr Herr Verfasser selbst, mehr für zulängliche Grundrisse als ausführliche Abhandlungen ansieht; so verdienen doch verschiedene Anmerkungen in denselben, daß wir sie unsern Lesern mittheilen.

Die meisten Anmerkungen und die beyden Abhandlungen von den Fehlern der Beredsamkeit des Chrysostomus zielen auf einen Zweck, nemlich einer unbedachtsamen Nachahmung vorzubeugen, in welcher sich mancher angehender geistliche Redner dessen Fehler angewöhnen, und sie

als

als nachahmenswürdige Muster zur Ausübung bringen könnte. Solches ist so viel eher zu besorgen, weil die Fehltritte eines solchen Geistes, wie Chrysostomus war, meistentheils so beschaffen sind, daß sie unvorsichtige Augen verführen können. Der Herr Verfasser sucht erst die Quellen solcher Fehltritte auf, welche aber unleugbar eben so mannigfaltige Entschuldigungen für ihn sind. Er theilt sie auf das allgemeinste in zwo Classen ein, und glaubt, daß sie theils der Art zu denken, theils der Schreibart und dem Ausdrucke beyzumessen sind. Jene werden aus der Unvollkommenheit der damaligen Logiken und Lehrgebäude der Gottesgelahrheit hergeleitet; diese fliessen theils aus seinem eigenthümlichen Charakter her, nach welchem er allezeit für die Sinnen reden, und dem grossen Haufen verständlich seyn wolte; theils aus einigen falschen Gesetzen der damaligen Rednerkunst. Der Mangel einer guten und gesunden Logik in den damaligen Zeiten, erzeugte, wie bey andern, so bey dem Chrysostomus, unvollkommene und unbestimmte Erklärungen, mangelhafte Beschreibungen, ungewisse und schwankende Beweise. Er hält sich oft bey blos zufälligen Begriffen einer Wahrheit auf, und übersieht die Hauptideen. Er verbindet Begriffe und Sätze miteinander, die in keiner Verwandschafft stehen. Er unterscheidet das Wahre nicht genugsam von dem Falschen, so in manchen Sätzen liegt. Er macht unrichtige Schlußfolgen. Muste er da nicht grosse Fehltritte thun, und seine Schönheiten dadurch um ein merkliches

ver-

verstellen? Das Lehrgebäude der Religion und Sittenlehre war in den damaligen Zeiten nicht weniger in einem sehr unvollkommenen Zustande. Die Systeme der Väter, wiewohl sie den Namen nicht verdienen, enthielten die christlichen Wahrheiten nicht in einer gehörigen Verbindung untereinander. - Wahres und Falsches das einige Wahrscheinlichkeit hatte, ward darein aufgenommen, und nach und nach als wahr vorgetragen. Daher kömmts, daß Chrysostomus, der uns in seinen Büchern von dem Priesterthum zum Erstaunen fortreißt, es in seinen Abhandlungen von der Jungfrauschafft u. dem Einsiedlerleben, ingleichen in den Lobeserhebungen der Heiligen und ihrer Ueberbleibsel, solches nicht thut. Das viele, obschon prächtig geschminkte Falsche in denselben, gefällt uns nicht. Hieraus floß noch ein anderer Fehler, der dessen Auslegungskunst mangelhaft machte. Und diese, nebst der Unerfahrenheit in der hebräischen Sprache, verursachte viel unrichtige und gezwungene Erklärungen und Anwendungen der Schriftstellen; welche sich sonderlich da äussern, wo er die damals gewöhnlichen irrigen Meinuugen in denselben aufsucht. Bey der andern Art von Fehlern ist dieser hauptsächlich zu bemerken, daß er aus Begierde allezeit verstanden zu werden, in den Fehler einer übertriebenen Deutlichkeit verfälle. Er zeigt eine an sich deutliche Sache so oft auf einer Seite, daß das Auge endlich ermüdet. Seine vielen Wiederholungen, Fragen und andern Wendungen in der Schreibart werden endlich ekelhaft, und

müssen

müssen die Aufmerksamkeit der Zuhörer ersticken. Hieraus ist der grosse Uebelstand erwachsen, daß eine gewisse verdrüßliche und unangenehme Einförmigkeit und Monotonie dadurch in seine Reden gebracht worden. Zur Entschuldigung für ihn dient dieses, daß dieser Fehler selten in den Schriften erscheint, die er mit einer vorzüglichen Sorgfalt ausgearbeitet hat.

In der Abhandlung von der Theologie des Chrysostomus werden verschiedene allgemeine Anmerkungen vorausgeschickt, nach welchen man dessen wahre Meinungen in gewissen Lehren des Glaubens und der Sittenlehre bestimmen und fest setzen muß. Erstlich ist, nach des Herrn Verfassers Gedanken, zu bemerken, daß in den ersten Zeiten der Kirche viel weniger erfodert wurde, den Namen eines Rechtgläubigen zu behaupten, als in unsern Tagen. Die Religionswahrheiten waren noch nicht in ihrem ganzen Umfange bekannt, sondern wurden wegen der nachher entstehenden Ketzereyen erst nach und nach auseinander gewickelt. Wer also die Hauptwahrheiten annahm, konnte einen gegründeten Anspruch auf den Namen eines Rechtgläubigen machen. Man verdammte niemanden wegen eines Fehlers, dessen gefährliche Folgen er nicht kannte, und den er unter der Gestalt der Wahrheit annahm. Zweytens muß man sorgfältig auf die Umstände achtung geben, in welchen die Kirchenväter gewisse Sätze vorgetragen, die eines Irrthums beschul-

beschuldigt werden können. Dadurch lassen sich viele ihrer Fehler entschuldigen oder doch mildern. Aus Eifer einen Irrthum zu widerlegen, näherten sie sich offt dem entgegen gesetzten. Chrysostomus erhebt die Freyheit des menschlichen Willens allzusehr, blos darum, weil er sich denen widersetzte, die eine unvermeidliche Nothwendigkeit einführen wolten. Daher kömmt es, daß die Kirchenväter an diesem Orte diesen Irrthum, an einem andern den entgegengesetzten zu behaupten scheinen. Ferner muß man wissen, daß man damals noch keine besondere und eigene Sprache in die Theologie eingeführt hatte. Deswegen brauchte man verschiedene Wörter ohne Bedenken, weil sie gewissermassen wahr sind, die man itzt sorgfältig würde vermeiden müssen. Endlich trugen sie die Wahrheiten der Religion nicht als Philosophen, sondern als Redner vor. Dahero nahmen sie sich als solche, gewisse und erlaubte Freyheiten, die jenen gänzlich untersagt sind. Jener muß jedes Wort gleichsam abwägen; allein diesem steht frey, auch nicht so sehr abgemessene Worte mit einfliessen zu lassen. Unterdessen ist nicht zu leugnen, daß dergleichen übertriebene rednerische Ausdrücke zu irrigen Meinungen Anlaß gegeben haben, und itzt zu einem Deckmantel derselben dienen müssen. Dieses vorausgesetzt, muß man von dem Chrysostomus sagen, daß er in den Grundwahrheiten der christlichen Religion unstreitig rechtgläubig ist. In andern Lehren ist er

irrig,

irrig, in andern unvollkommen, in noch andern widersprechend. Irrig ist er in der Lehre von dem Verdienst und der vorzüglichen Belohnung gewisser willkührlicher Werke der Gottseligkeit; in der allzugrossen Verehrung der Märtyrer und ihrer Reliqvien. Unvollständig ist er in der Lehre von dem göttlichen Ebenbilde, welches seinen Gedanken nach blos in der Herrschafft über die Geschöpfe bestanden hat; in der Lehre von der Folge der Sünde Adams, und dem Begriff der Erbsünde, welcher er kein so grosses und um sich greifendes Verderben beylegt, als die Kirche nachhero gethan, und mehr den freyen Willen und die Trägheit der Menschen, als das natürliche Verderben derselben zur Qvelle wirklicher Ausschweifungen und Laster angiebt. Diesen Gedanken hegt er vermuthlich darum, damit er die Manichäer möchte besser widerlegen können. Doch räumt er auch an vielen Stellen ein, daß der gefallene Mensch dem nicht gleich sey, der gebildet aus der Hand GOttes kam. Aus dem Grunde wird er in der Lehre von der Bekehrung und der Gnade schwankend, ungewiß und widersprechend. Bald erhebt er die Freyheit des menschlichen Willens allzusehr; bald sagt er wieder, daß wir ohne die Hülfe von oben nichts Gutes thun können. Sonderbare Lehrsätze des Chrysostomus, beydes in der Glaubens- und Sittenlehre hat der Herr Verfasser nicht auszeichnen wollen, um das Verzeichniß nicht allzugroß zu machen.

Der-

Dergleichen gehören in eine umständliche Geschichte der Religion, welche er nicht undeutlich zu versprechen scheint.

Noch ein Wort müssen wir zum Beschluße unsers Auszugs aus diesen Schriften des Chrysostomus beyfügen. Ihr innerlicher Werth, die fliessende Uebersetzung, die nützlichen Anmerkungen und lehrreichen Abhandlungen zwingen uns, sie allen denjenigen vorzüglich zu einer öftern Durchlesung und vernünftigen Nachahmung anzupreisen, welche sich der Canzel zu widmen gedenken. Sie können aus den Anweisungen und den Proben dieses grossen Kirchenvaters, nebst den beygefügten Erinnerungen, so eben so viel Warnungen für die eingeschlichenen Fehler sind, lernen, wie sie die heiligen Wahrheiten vortragen müssen, daß ihre Zuhörer gerührt und erbaut werden, und sie sich zugleich einen gegründeten und rechtmäßigen Beyfall erwerben.

Inhalt:




Natalis Stephan Sanadon
ein französischer Gottesgelehr-
ter, aus der Gesellschafft Jesu.

Zuverläßige Nachrichten

von dem

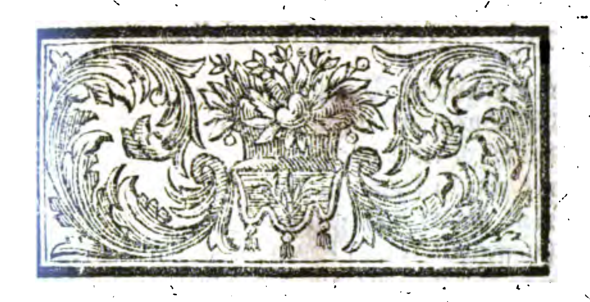
gegenwärtigen Zustande, Veränderung und Wachsthum der Wissenschaften.



Hundert u. sieben u. sechzigster Theil.

Leipzig, 1753.
in Joh. Friedr. Gleditschens Buchhandlung.





I.

Introduction à l'Analyse &c.

d. i.

Anweisung zur Auflösung der krummen algebraischen Linien, durch Gabriel Cramer, Genev. 1750, in Quart, mit vielen Kupfern.

Die Lehre von den Kegelschnitten und die entdeckten Eigenschaften verschiedener andern krummen Linien, welche wir den Alten fast gänzlich zu danken haben, zeigen genungsam, mit was für unermüdetem Fleiße und mit was für Tiefsinnigkeit sie diesen Sachen nachgedacht. Die größten Meßkünstler haben seit so vielen Jahrhunderten den Erfindungen der Alten auf dieser Seite nicht viel zuzusetzen gefunden, sondern sich begnügen müssen, die in derselben Schriften enthaltenen Lehrsätze mit kürzern und faßlichern Beweisen zu versehen. Indessen sind doch die Gränzen der so genannten höhern Mathematik, auf einer andern Seite in den neuern Zeiten unvergleichlich erweitert worden. Man ist

vermittelst der Buchstabenrechnung, von einer Erfindung zu tausend andern geflogen; man hat durch die Entdeckung der Eigenschaften einer einzeln krummen Linie, zugleich unendlich viele andere von gleicher oder ähnlichen Beschaffenheit kennen lernen; man hat die krummen Linien in Arten und Geschlechter eingetheilet, und mit einem Worte, die Theorie der krummen Linien, die ehedem nur eine Sammlung zwar sinnreicher und schöner, aber nicht zusammenhängender Lehrsätze war, in ein förmliches Lehrgebäude zu bringen gesucht.

Daß dieser Theil der Meßkunst, der ohne Zweifel die Grösse des menschlichen Verstandes mehr als irgend eine andere Wissenschaft zeiget, schwer sey, das wissen auch diejenigen, welche etwa einmal sagen gehört haben, daß es ein Ding in der Welt giebt, welches Analysis heißt: den beträchtlichen Nutzen aber desselben erkennen diejenigen genungsam, welche eine gründliche Kenntniß der Natur hoch schätzen, und zwischen einem Naturforscher und Raritätenkrämer einen Unterscheid machen. Man ist also unstreitig den zwey grossen Meßkünstlern, welche sich seit 5 Jahren die Kenntniß der krummen Linien zu erleichtern und zu erweitern bemühet, viel Verbindlichkeit schuldig. Beyde haben fast zu einer Zeit, beyde haben über einerley Materie geschrieben. Allein jeder hat einen besondern Vortrag erwählet, und beyde verdienen zusammen gelesen zu werden. Der berühmte Herr Euler, dessen Introductio in Analysin infinitorum im

Jahre

Jahre 1748 erschienen ist, hat den krummen Linien eigentlich nur den zweyten Theil seines Werks bestimmet, in dem ersten aber viele zu derselben Kentniß nützliche Lehren vorläufig abgehandelt, und dem Werke noch einen sehr beträchtlichen Anhang von den doppeltgekrümmten krummen Linien, wie sie Herr Clairaut nennet, beygefügt: er fordert aber wie in seinen übrigen Schriften, einen bereits in diesen Sachen ziemlich geübten Leser. Herr Cramer hingegen, welcher der Welt vor kurzer Zeit durch den Tod entrissen worden, hat weder die in Herrn Eulers ersten Theile, noch die in dem Anhange vorgetragenen Sätze, mitgenommen; sondern die eigentliche Lehre von den krummen Linien so abgehandelt, daß auch ein Anfänger, der die Buchstabenrechenkunst inne hat, darinne, wie uns dünkt, keine besondern Schwierigkeiten finden wird. Wir wollen um ein so wichtiges Werk bekannter zu machen, desselben Inhalt, so viel die Sache leidet; kürzlich anzeigen.

In dem I Hauptstücke giebt der Herr Verfasser eiuen allgemeinen Begriff von den krummen Linien, und erkläret die nöthigen Kunstwörter. Die krummen Linien können entweder nach einem gewissen bestimmten Gesetze beschrieben werden, welches die Lage eines jeden Punkts bestimmt, oder nicht: Die ersten heissen reguläre, die andern aber irreguläre; und man begreifet leicht, daß nur die erstern der Gegenstand der Geometrie sind. Viele von den re-

gulären Linien sind von der Art, daß sich die Lage ihrer Punkte durch eine algebraische unbestimmte Gleichung unter den Coordinaten ausdrücken läßt: und der Herr Verfasser zeigt durch ein Beyspiel sehr deutlich, wie eine solche Gleichung gefunden werden kan. Andere sind zwar regulär: aber ihre Natur läßt sich durch keine algebraische Gleichung ausdrücken. Endlich giebt es noch eine Mittelart, in deren Gleichungen zwar weder unendlich große noch unendlich kleine Größen, sondern solche, die veränderliche Exponenten haben, vorkommen. Die ersten heissen algebraische, die andern transcendentische, und die letzten exponential krumme Linien. Herr Cramer schränket seine Untersuchung auf die algebraischen ein, theilet sie in endliche, unendliche, und vermischte ein, und zeiget auf was Art eine algebraische krumme Linie durch eine Gleichung ausgedrücket wird, und auf was Art man die Anzahl ihrer möglichen oder unmöglichen Aeste (*), und deren Lage,

(*) Die algebraischen Linien müssen eben deswegen, weil sich ihre Natur durch eine endliche oder algebraische Gleichung ausdrücken läßt, auch nur eine endliche Anzahl Aeste haben, und unterscheiden sich eben hiedurch von den andern obbemeldeten Arten krummer Linien, welche durchgängig unendlich viel Aeste haben. Die Ursache ist klar, weil in ihren Gleichungen, Zirkelbogen oder Logarithmen vorkommen. Man erkennt dieses auch ausserdem meistentheils sehr leicht gleich aus der Art, wie solche krumme Linie entstehen. Z. E.

Lage, ihren Anfang, und die Punkte, in welchen sie die Axe schneidet, finden kan, und was in Ansehung der unmöglichen Aeste besonders zu merken ist. Er zeiget ferner, wie man aus der Gleichung erkennen kan, ob eine krumme Linie in einem fortgehet oder aus verschiedenen einzeln Stücken zusammengesetzt ist; und erkläret endlich zum Schlusse dieses Hauptstücks eine besondere Methode, eine krumme Linie durch Punkte zu beschreiben, ohne daß man Quadratwurzeln auszuziehen und sich mit Näherungen zu begnügen nöthig hat.

Jede krumme Linie kan durch verschiedene Gleichungen ausgedrückt werden. Man kan die Coordinaten verwechseln, anstatt der rechtwinklichten nach Belieben schiefwinklichte an-

z. E. Da die Radlinie durch einen Punkt eines Zirkels der sich auf einer Linie fortbewegt, beschrieben wird; so ist klar, daß man keine Ursache hat anzunehmen, daß die Bewegung des Zirkels aufhören soll, wenn er sich einmal überschlagen hat, sondern daß man sich mit eben so viel Grunde vorstellen kan, daß diese Bewegung ohne Ende fortgehet, und daß der obgedachte Punkt, wenn sich der Zirkel unendlichemal überschlägt, auch unendlich viel Aeste der Radlinie beschreiben wird. Wir erinnern dieses beyläufig, weil wir aus eigner Erfahrung wissen, daß sich Anfänger sonst bey dieser Gelegenheit ohne Noth Schwierigkeit machen können, und z. E. eine Radlinie kaum kennen würden, weil man gemeiniglich in den mathematischen Anfangsgründen nur einen Ast gezeichnet findet.

nehmen, und den Anfang der Abscissen verändern, wie man will. Die Gleichung selbst wird dadurch immer allgemeiner werden, aber allezeit von einerley Grade bleiben. Das zweyte Hauptstück zeigt wie diese Verwandlung der Gleichung am bequemsten geschehen kan.

Das dritte Hauptstück handelt von den verschiedenen Ordnungen der algebraischen Linien, welche man nach den Graden der Gleichungen unterscheidet, durch welche die Natur dieser Linien ausgedrückt wird: so, daß man den Grad jeden Gliedes in der Gleichung, nach der Summe der Exponenten der Potenzen beyder undeterminirter Größen x und y schätzet. Herr Cramer bedient sich hiebey statt des newtonianischen Parallelogramms, (*) des von dem Abte de Gua erfundenen algebraischen Triangels, welcher vor Newtons Erfindung den Vortheil hat, daß die Glieder von einerley Grade, nicht wie dort in der Diagonale, sondern neben einander zu stehen kommen. Beyde Arten gehen übrigens so wenig von einander ab, daß derjenige, welcher Newtons Art in seiner Gewalt hat, zugleich die andern ohne Anstoß brauchen kan. Herr Cramer zeigt, wie vermittelst dieses Triangels die Anzahl der Glieder in den Glei-

(*) Unser berühmter Herr Prof. Kästner hat die neutonische Methode in 2 gelehrten akademischen Streitschriften zuerst erwiesen, und dabey viele besondere und ziemlich verwirrte Fälle, mit der ihm gewöhnlichen Gründlichkeit ins Licht gesetzt.

Gleichungen für die krummen Linien von jeder Ordnung leicht in die Augen fällt, und daß, wenn der Exponent einer beliebigen Ordnung v heißt die Anzahl, der Coefficienten der allgemeinen Gleichung für diese Ordnung $\frac{1}{2}v^2+\frac{3}{2}v$ seyn wird; desgleichen weil jeder Coefficient der allgemeinen Gleichung, einen Punkt der krummen Linien zu finden dient, auf was Art man eine Linie von jeder Ordnung durch eine bestimmte Anzahl Punkte z. E. eine Linie von der zweyten Ordnung, durch 5 Punkte beschreiben, oder umgekehrt die krumme Linie finden kan, die durch eine gegebene Anzahl von Punkten durchgehet. Ferner lehret er, weil eine Gleichung durch Veränderung der Coordinate ihren Grad nicht verändert, so könne eine krumme Linie von jeder geraden aufs höchste nur in so vielen Punkten geschnitten werden, als in den Exponenten ihrer Ordnung Einheiten sind. Weiter giebt er auch Anweisung, wie man die Gleichungen zergliedern muß, und wie man die Punkte finden kan, in welchen einander zwo algebraische Linien schneiden, deren Gleichungen gegeben sind, sie mögen nun von einerley oder verschiedenen Ordnungen seyn. Der Grund die Anzahl dieser Punkte zu bestimmen, beruht bekanntermassen auf dem Satze, daß wenn zwo unbestimmte Gleichungen das Verhältniß zweyer veränderlichen Grössen, die mit beständigen vermengt sind, ausdrucken, von welchen Gleichungen die eine von der Ordnung m, die andere von der Ordnung n ist, und man ver-

mittelst dieser zwo Gleichungen eine von den veränderlichen Grössen wegschaffet, die andere der Endgleichung welche sie bestimmt, aufs höchste nicht mehr als mn Dimensionen haben kan; welchen Satz Herr Cramer in dem Anhange seines Werkes erwiesen hat. Hieraus folgt, daß eine Linie von der andern Ordnung, höchstens von einer geraden Linie in drey Punkten geschnitten werden kan. Allein gedachter massen kan eine solche Linie von jeder geraden Linie in nicht mehrern als 2 Punkten geschnitten werden. Dieses scheinet einander zu widersprechen. Der Herr Verfasser aber sucht diesen Widerspruch zu heben, und zeigt, daß eine Linie von der zweyten Ordnung, die durch 5 gegebene Punkte durchgehet, keine krumme Linie, sondern ein System von 2 geraden Linien ist, davon eine durch 3, die andere durch die 2 übrigen Punkte geht. (*)

In dem vierten Hauptstücke findet man allerhand nützliche Beobachtungen über die geometrischen Constructionen der Gleichungen. Es ist hier der Grund auf welchen sie beruhen, ihr Umfang, und die dabey nöthigen Einschränkungen,

(*) Herr Euler hat in den Schriften der berlinischen Akademie tom. VI p. 219 sqq. einen ähnlichen scheinbaren Widerspruch untersucht, der darauf ankömmt: Eine krumme Linie z. E. von der dritten Ordnung, wird durch 9 Punkte bestimmt. Zwo Linien, beyde von der dritten Ordnung schneiden einander in 9 Punkten. Also bestimmen 9 Punkte keine solche Linie.

kungen, so gut auseinander gesetzt, daß diese sonst so verwirrete Lehre dadurch beträchtlich erleichtert wird. Herr Cramer zeigt, durch was für Mittel man verhindern kan, daß die Schneidungspunkte, welche die Wurzeln einer gegebenen Gleichung bestimmen, nicht zum Theile unmöglich werden, wodurch man weniger Schneidungspunkte bekommen würde, als die Gleichung Wurzeln hat; und wie man auf der andern Seite auch vermeiden kan, daß die Anzahl der Schneidungspunkte nicht die Anzahl der Wurzeln übersteigt. Bey dieser Gelegenheit hebt er die Schwierigkeiten, welche vormals Herr Rolle wider diese Methode gemacht hat, und zeigt, daß sie nicht allein leicht, sondern auch dienlich sey, die Anzahl und Natur der Wurzeln einer Gleichung zu bestimmen, die unmöglichen Wurzeln von den möglichen, und die wahren von den falschen zu unterscheiden. Er hat das, was hierbey zu beobachten ist, an Gleichungen vom zweyten, dritten und vierten Grade gezeigt.

Den Anfang des fünften Hauptstücks macht ein Lehrsatz, welcher eine Folge eines andern bekannten Satzes ist, daß das letzte Glied einer Gleichung das Product aus allen Wurzeln ist, welcher das Product aus allen Ordinaten in eine einzige Abscisse bestimmt, der sich in Ermanglung der Figuren nicht ohne Weitläuftigkeiten ausdrücken läßt. Aus diesem Lehrsatze kan man, wie Herr Cramer erinnert, alles dasjenige folgern, was man in den Schriften

der

der Alten von der Vergleichung des Qvadrats der Ordinate mit dem Rectangulo aus den Abschnitten des Durchmessers bey den Kegelschnitten erwiesen hatte. Er wendet denselben auf allerhand Fälle an, von welchen die Alten nichts erwähnet haben, und zeigt dabey viel ähnliche Eigenschaften der krummen Linien von der dritten Ordnung.

In dem sechsten Hauptstücke betrachtet Herr Cramer zuförderst zwo Linien von der Art, daß die Summe der Ordinaten in der einen, der Summe der Ordinaten in der andern gleich ist, wenn diese Ordinaten einerley Abscissen haben. Eine von diesen Linien kan in unzähligen Fällen aus einer Anzahl gerader Linien bestehen, welche man zusammen in eine einzige gerade Linie verwandeln mag, die der Durchmesser der krummen Linie ist. Die Durchmesser sind entweder geradlinichte oder krummlinichte. Jede krumme Linie von der zweyten Ordnung hat nothwendig einen geradlinichten Durchmesser: aber nicht alle Linien von den höhern Ordnungen haben dergleichen. Herr Cramer zeigt wie die geradlinichten Durchmesser zu finden sind. Endlich kömmt er noch auf die Gegendurchmesser, welches Axen von der Art sind, daß die entgegengesetzten gleichen Abscissen, entgegen gesetzte gleiche Ordinaten haben. Er weiset, daß eine krumme Linie, die dergleichen haben soll, von solcher Natur seyn muß, daß sie einerley bleibt, wenn man gleich $+X$ in $-X$ und $+Y$ in $-Y$ verwandelt.

delt. Eine krumme Linie, die einen Gegendurchmesser hat, behält denselben, man mag die Lage der Coordinate verändern wie man will, wenn man nur den Umfang der Abscissen unverändert läßt. Zu Ende dieses Hauptstücks findet man eine hinlängliche Anleitung, den Mittelpunkt einer krummen Linie zu bestimmen.

Das siebende Hauptstück lehret die grösten Glieder einer Gleichung bestimmen. Herr Cramer unterscheidet Anfangs die verschiedenen Grade bey unendlich grossen und unendlich kleinen Grössen, und giebt umständliche Anweisung, was für Behutsamkeit man brauchen muß, wenn man beurtheilen will, welche Glieder einer Gleichung in Ansehung der andern für nichts zu achten sind; eine Anweisung die desto mehr Aufmerksamkeit verdienet, da, wo wir nicht irren, auch grosse Meßkünstler zuweilen bey dieser Gelegenheit einen menschlichen Fehler begangen haben. (*) Er zeiget zweyerley Wege. Wenn eine Gleichung aus wenig Gliedern besteht, kan man ohne allzugrosse Mühe iede zwey und zwey Glieder vergleichen, um zu sehen, welche man ohne Ungereimheit für die größten annehmen darf. Allein die Arbeit würde allzubeschwerlich seyn, wenn man bey Gleichungen die aus sehr

(*) Das Beyspiel von der apollonischen Hyperbel zeigt genugsam, daß man sich sehr leicht einen ganz falschen Begriff von dem Laufe einer krum-

sehr vielen Gliedern bestehen, eben so verfahren wollte. Man muß sich also entweder des newtonischen Parallegrammi, oder nach Herrn Cramers Anweisung des algebraischen Dreyecks bedienen, dessen Eigenschaften er erweiset, worauf er von den unendlichen Reihen handelt.

In dem achten Hauptstücke findet man Unterricht von den unendlichen Aesten krummer Linien. Ein Ast einer krummen Linie kan sich entweder von der Axe der Ordinaten, oder von der Axe der Abscissen, oder von beyden entfernen. Man findet also unendliche Aeste einer krummen Linie, wenn man sucht, was für Ordinate zu unendlichen Abscissen, oder was für Abscissen

krummen Linie machen kan, wenn man in dem Falle des Unendlichen, die endlichen Grössen in keine Betrachtung zieht. Für die Hyperbel ist $y = \sqrt{\left(\frac{bx^2}{a} + bx\right)}$ folglich, wenn man die Wurzel durch Näherung ausziehet, ist $y = \frac{x\sqrt{b}}{\sqrt{a}} + \frac{\sqrt{ab}}{2} - \frac{ab\sqrt{a}}{8x}$ - - - - Demnach wird die Semiordinate der Asymptote, die man z nennen will, seyn $= \frac{x\sqrt{b}}{\sqrt{a}} + \frac{\sqrt{ab}}{2}$ weil alle übrige Glieder der Reihe Potenzen von $+$ im Nenner haben, und also bey der Asymtote verschwinden. Demnach ist $z - y = \frac{ab\sqrt{a}}{8x}$ und also bleiben die krumme Linie und ihre Asymptote allezeit, wenigstens ume etwas unendlich kleines von einander entfernt.

sen zu unendlichen Ordinaten gehören. Also zeigt der Verfasser, wie man sich zu diesen Untersuchungen der unendlichen Reihen bedienen muß, um die Anzahl, Natur u. Lage solcher Aeste zu finden, und wendet die gegebenen Regeln auf die Hyperbel und Parabel an. Fürs erste zeiget eine bequeme Methode, die zwo einfachsten Arten beyder krummen Linien, oder die so genannte apollonische Hyperbel und Parabel zu beschreiben: geht aber so gleich weiter zu den höhern Ordnungen fort, und zeigt, wie viel Aeste iede hat, was für Lage solche hat, und in welchen Fällen dieselben möglich oder unmöglich werden. Er giebt hierauf Kennzeichen an, aus welchen man bey ieder krummen Linie überhaupt ebenfalls die möglichen Aeste von den unmöglichen unterscheiden, und wie man bestimmen kan, ob die möglichen entweder geradlinichte oder krummlinichte Asymptoten haben, erkläret auch die Eintheilung der krummlinichten in parabolische und hyperbolische. Hierauf wird gewiesen, wie man die Lage der geradlinichten, und auf allen Fall die krummlinichte Asymptote, das ist, die einfachste krumme Linie die mit einer gegebenen fortläuft, und erst in einer unendlichen Entfernung mit ihr zusammen stößt, ausfündig machen soll. Zu Ende dieses Hauptstücks findet man folgende allgemeine Lehrsätze erwiesen. 1) Die unendlichen Aeste einer krummen Linie sind allezeit in gerader Anzahl. 2) Jede algebraische krumme Linie von einer ungeraden Ordnung, hat wenig-

nigstens zwo unendliche Aeste. 3) Jede algebraische krumme Linie kan nicht mehr unendliche Aeste haben, als in dem doppelten Exponenten ihrer Ordnung Einheiten enthalten sind. 4) Eine algebraische krumme Linie kan nicht mehr Asymptoten haben, als der Exponent ihrer Ordnung Einheiten enthält. 5) Wenn eine krumme Linie so viel gerade Asymptoten hat, als der Exponente ihrer Ordnung Einheiten enthält; so sind alle ihre unendlichen Aeste hyperbolisch. 6) Wenn eine algebraische krumme Linie so viel gerade Asymptoten hat, als eine krumme Linie von ihrer Ordnung haben kan; so wird iede gerade Linie, welche die Asymptoten, und in eben so vielen Punkten auch die krumme Linie selbst schneidet, dergestalt geschnitten, daß die Summe der zwischen der krummen Linie und den Asymptoten gelegenen Theile, der Summe der zwischen den Asymptoten und der krummen Linie gelegenen Theile gleich ist. 7) Eine algebraische krumme Linie kan ihre gerade Asymptote höchstens in zwey Punkten weniger schneiden, als der Exponent der Ordnung dieser krummen Linie Einheiten enthält. 8) Eine algebraische krumme Linie kan nicht mehr gerade mit ihren Ordinaten parallele Asymptoten haben, als in ihrer nach y geordneten Gleichung Anfangsglieder fehlen. 9) Eine algebraische krumme Linie kan nicht mehr gerade parallele Asymptoten haben, als in denen Exponenten ihrer Ordnung Einheiten enthalten sind. 10) Wenn eine krum-

me

me Linie so viel gerade parallele Asymptoten hat, als in denen Exponenten ihrer Ordnung Einheiten sind, weniger eine, so kan sie dieselben nicht schneiden. Der grosse Newton hat sich dieser Grundsätze in seiner Enumeratione linearum tertii ordinis, aber ohne Beweis bedienet; und der berühmte Stirling hat sie in seiner Auslegung über Newtons Werk zuerst erwiesen.

In dem neunten Hauptstücke folgt die Methode, nach welcher eine allgemeine Eintheilung der krummen Linien nach der Anzahl, Natur und Lage ihrer Aeste gemacht werden muß. In der ersten Ordnung ist eine einzige, nemlich die gerade Linie, enthalten. Die zweyte enthält nicht mehr als die vier, oder eigentlich, wenn man den Zirkel unter der Ellipse, wie billig begreiffen will, als die drey aus dem Kegelschnitte entstehenden Linien. (*) Die Anzahl der

(*) Man begreift sehr leicht, daß der Kegel nicht mehr als auf viererley Art geschnitten werden kan, und daß also auch nicht mehr als viererley krumme Linien entstehen können. Man kan dieses auch auf folgende Art leicht übersehen. Die allgemeine Gleichung für die krummen Linien der zweyten Ordnung ist $y^2 = a + bx + cx^2$. Der Unterschied der in dieser Ordnung enthaltenen Linien kömmt auf den Werth von c an, weil in dem Falle, wenn x unendlich wird, die zwey Glieder a und bx wegfallen. Nun kan c keinen andern Werth haben, als daß es entweder positiv oder negativ, oder gleich o ist. Und in den beyden ersten Fällen kan

unter den höhern Ordnungen stehenden Geschlechter steigt mit den Ordnungen selbst immer höher. Herr Cramer theilt die krummen Linien der dritten Ordnung in vier Classen ein, die zusammen nach Newtons Eintheilung, vierzehn Geschlechter in sich begreifen. Die Anzahl der unter der vierten Ordnung enthaltenen Geschlechter steigt schon so hoch, daß dieselben nicht leicht anzugeben sind, und daß wenigstens bis jetzt noch kein Meßkünstler diese Arbeit unternommen hat. Also begnügt sich der Herr Verfasser zu zeigen, daß sich alle krummen Linien der vierten Ordnung in neun Classen, und die von der fünften Ordnung in elf Classen eintheilen lassen. Zu Ende zieht er aus dem was in diesem Hauptstücke vorgetragen worden, eine allgemeine Regel heraus, welche folgendergestalt lautet: Die Anzahl der parabolischen Aeste übersteigt niemals den Exponenten der Ordnung der krummen Linie; und wenn die Ordnung ungerade ist, nicht den um eins verminderten Exponenten: Gegentheils die Anzahl der hyperbolischen Aeste übersteiget niemals die doppelte Anzahl der in den Exponenten der Ordnung enthaltenen Einheiten.

Die

kan überdieß $c = b$ seyn. Wenn der Coefficient von x^2 ist $+c$, so drückt die Gleichung eine Hyperbel aus. Wenn der Coefficient ist $-c$, so bekommt man eine Ellipse; und wenn $c = 0$ ist, eine Parabel. Dieses sind also die Geschlechter. Wenn überdieß $+c = b$, so ist die Hyperbel gleichseitig, und wenn $-c = b$ heist, so wird aus der Ellipse ein Zirkel. Dieses sind die Arten.

Die Anzahl, Art und Lage der unendlichen Aeste geben den Grund ab, die krummen Linien jeder Ordnung in ihre Classen und Geschlechter einzutheilen; hingegen die Arten werden durch das, was eine krumme Linie in einem endlichen Raume eigenes hat, oder durch die besondern Punkte bestimmt. Das zehnte Hauptstück beschäftiget sich hiemit. Der Verfasser erkläret also zu Anfange was einfache und vielfache, was Schneidungs, Berührungs, Wendungs- und Kriechpuncte (points de serpentement) sind, welche sämtlich unter die besondern Punkte gehören. Die vielfachen Punkte sind entweder zweyfach oder dreyfach u. s. w. Die Wendungspunkte entstehen ebenfalls durch eine doppelte, dreyfache u. s. f. Wendung. Die Wendungen sind sichtbar, wenn sie in ungerader Anzahl sind; sie sind unsichtbar, und nur die Rechnung zeigt sie dem Meßkünstler, wenn sie in gerader Anzahl sind. Diese heissen Kriechpunkte. Hierauf wird durch Regeln und Beyspiele gezeigt, auf was Art man einen einfachen von einem vielfachen Punkte, und insbesondere die vielfachen Punkte unter einander selbst unterscheiden soll. Man lernet hier unterscheiden, ob eine krumme Linie, deren Gleichung gegeben ist, vielfache Punkte hat; wo sie sind, und von was Art sie sind, und in welcher Anzahl die krummen Linien von verschiedenen Ordnungen vielfache Punkte haben können.

Die einfachen Punkte sind so wohl als die

vielfachen nicht von einerley Art. Man muß diese verschiedenen Arten von einander unterscheiden können, wenn man eine krumme Linie genau kennen will. Dieses läßt sich nach Herrn Cramers Anweisung vermittelst der Tangenten verrichten. Also zeigt er, wie man die Tangenten ziehen soll, und kömmt bey dieser Gelegenheit auf die Lehre von den größten und kleinsten Applicationen; in welchem Falle die Tangente mit der Absciſſe oder Ordinate allezeit parallel wird, ungeacht es Fälle giebt, wo die Tangente einer der Applicaten parallel ist, ohne daß deswegen eine von den Applicaten die größte oder die kleinste wird. Er giebt dabey eine sehr nützliche Regel, wodurch man den Fehler vermeiden kan, vielfache oder Wendungspunkte, für Punkte die zu einem Maximo oder Minimo gehören, anzusehen. Hierauf wird die Art die größten und kleinsten Applicate zu finden, und andere dahin gehörige Aufgaben aufzulösen, mit viel ausgesuchten Beyspielen erläutert, und man findet durchgängig besondere Anmerkungen mit eingestreuet, die man in andern Schriften von dieser Art vergeblich suchen würde.

Wir kommen zu dem zwölften Hauptstücke, welches die Krümmung der Linien in ihren verschiedenen Punkten bestimmen lehret. Dieses letztere kan bekannter massen in den meisten Fällen am füglichsten durch einen Zirkel geschehen, als welcher durchgängig Krümmung behält: so wie man die Richtung der krummen

Linien

Linien in jedem Punkte durch Beyhülfe der Tangenten bestimmet. Herr Cramer lehret also, wie man einen Zirkel finden soll, der mit einer gegebenen krummen Linie in einem gegebenen Punkte einerley Krümmung hat, oder welches einerley ist, wie man die Krümmung einer Linie messen soll; und umgekehrt, wie man finden soll, in welchem Punkte eine krumme Linie eine gegebene Krümmung hat. Allein wenn gleich der Zirkel in den meisten Fällen die Krümmung der Linien zu messen dienlich ist: so giebt es doch Fälle, in welchen die Krümmung grösser oder kleiner ist, als sie irgends in einem Zirkel seyn kan: das heißt in der Sprache der Meßkünstler, wo die Krümmung unendlich groß oder unendlich klein ist; und es ereignet sich oft, daß obgleich die meisten Punkte einer krummen Linie eine endliche Krümmung haben, doch andere eine unendlich grosse, und noch andere eine unendlich kleine Krümmung haben, und dieses in verschiedenen Graden. Herr Cramer hat auch diese Fälle in gehöriges Licht gesetzt.

Es ist noch das dreyzehnte und letzte Hauptstück übrig. Die Vergleichung sowohl der unendlich grossen als der unendlich kleinen Krümmungen mit einander, giebt Gelegenheit, unzählig viel Verschiedenheiten in den besondern Punkten der krummen Linien zu entdecken. Man findet hier erstlich eine umständliche Abhandlung von den zwiefachen Punkten, und Anweisung welche krumme Linien, conjungirte

Punkte, Knoten, einfache Knoten, Knoten mit einer Wendung, Knoten mit Kriechen (serpentement) mit zwiefachen Kriechen, mit Wendung und Kriechen haben, welche krumme Linien einander küssen, welche sich umarmen, und was für welche Wiederkehrpunkte haben, nebst den verschiedenen Arten der Küsse, Umarmungen, und Wiederkehre, die wir der Kürze halber übergehen. Hierauf folgen noch umständliche Betrachtungen der dreyfachen und vierfachen Punkte krummer Linien, in welchen ebenfalls die dadurch entstehenden Verschiedenheiten deutlich aus einander gesetzt, und durchgängig mit dienlichen Beyspielen erläutert werden.

Den Beschluß des Werkes macht ein Anhang, welcher drey Lehrsätze mit ihren Beweisen enthält, die der Verfasser um den Zusammenhang des Werks nicht zu unterbrechen, bis zu Ende verspäret hat. Die zwey ersten betreffen die Art, wie unbekannte Grössen aus den Gleichungen wegzuschaffen sind. Der dritte ist Huddens Regel, welche folgender Gestalt lautet: Wenn man durch eine beliebige arithmetische Zahl die Glieder einer richtig geordneten Gleichung, die etliche gleiche Wurzeln hat, multipliciret, so bekömmt man eine neue Gleichung, die alle die vorigen gleichen Wurzeln hat, weniger eine.

Commen-

II.

Commentatio Historico-Critica de Montanistis, &c.

d. i.

Historische und critische Abhandlung von den Montanisten, welche insgemein für Ketzer des zweyten Jahrhunderts gehalten worden, ausgefertiget von M. Gottlieb Wernsdorf, der Beredsamkeit und Poesie auf dem danziger Gymnasio Profeßor, wie auch der Königl. Preuß. Gesellschaft der Wissenschaften Mitglied. Danzig 1751, 18 Bogen in 4.

Der gelehrte und um die schönen Wissenschaften, wie auch um die Kirchengeschichte, hochverdiente Herr Professor liefert uns hier eine besonders lesenswürdige Abhandlung von einer Secte, die man gemeiniglich in der Ketzerrolle mit herumführt. Er weiset, daß dieselbe, wenn man ihre Geschichte unpartheyisch untersuchet, von viel falschen Beschuldigungen müssen befreyet werden. Es ist die ganze Arbeit aus fünf Disputationen erwachsen, welche nach und nach gehalten, und nunmehro zum gemeinen Gebrauche zusammengedrucket worden sind; dabey jedoch häufige und gründliche Verbesserungen vorkommen.

In der kurtzen Vorrede meldet der Herr Verfasser, daß er die Geschichte von den Schicksalen und Begebenheiten der Montanisten nicht eben in Betrachtung ziehen; sondern aus der Kirchengeschichte ihre Lehrsätze, Sitten und Lebenswandel untersuchen wollen. Er setzt daher aus guten Ursachen gleich den Unterschied zum voraus, der sich unter einem Schismatico und Häretico äußert. Ein Ketzer ist der, welcher von der christlichen Gemeine, wegen eines Zwiespaltes in einer wichtigen Glaubenslehre, abgehet: ein Schismaticus aber der, welcher wegen der Verschiedenheit einiger Gebräuche, oder aus Eigensinn, und dergleichen, die christliche Gemeine verläßt, ohne in Glaubenssachen eine Neuerung vorzunehmen.

Alles nun, was den Montanisten hauptsächlich zur Last geleget wurde, bestund in folgenden zwey Hauptpunkten: daß dieselben eine gar zu große Schärfe in der Kirchenzucht, und in den Sittenlehren erwiesen; hernach aber dem Montano göttliche Verehrung erzeigten, und seiner Gesellin, Weissagungen zueigneten: welche man doch lieber für fanatische Schwärmereyen hätte halten sollen.

Was das letzte, nämlich die Weissagungen Montani betrifft, so ist es eine bekannte und ausgemachte Sache, daß man noch in dem zweyten Jahrhunderte geglaubet, der Geist der Weissagungen sey noch nicht gänzlich von der Christengemein entwichen, sondern der H. Geist bediene sich noch gewisser Personen, durch deren

en Dienst er der Christenheit ihre Schicksale
orher melde, die heilige Schrift durch unmit-
elbare Offenbarung auslege, und die öffentli-
he Kirchenzucht, nach dem Willen Gottes ein-
ichte. Polycarpus, der apostolische Kirchen-
ater, welcher fast zu eben der Zeit den Mär-
yrertod erduldete, als man von des Montani
Secte in Phrygien redete, hat vor seiner Ver-
rennung, nach einer göttlichen Offenbarung,
ine Weissagung gestellet. Man bemerckt die-
es auch aus Hermä Pastoralbüchlein, da der
rste Theil von Gesichten handelt, und nichts
ls die Weissagungslehre in sich fasset. Der-
leichen Exempel finden sich noch mehr, bey de-
en man so viel siehet, daß man in der alten
Kirche geglaubet habe, es würden diese Weissa-
ungen in beständigem Gebrauche bleiben.
Folglich ists kein Wunder, wenn auch Mon-
anus seine Träumereyen, die vielleicht aus ei-
er starken Einbildung ihren Ursprung hatten,
ür göttliche Dinge gehalten, und seine An-
änger dieselben als solche angenommen haben.
Beyläufig wird hier erinnert, daß Asterius,
essen beym Eusebio Meldung geschiehet, nicht
wider, sondern für die Montanisten scheine
eschrieben zu haben.

Gleichwohl aber kan man nicht sagen, daß
Montanus bey seinen vorgegebenen göttlichen
Weissagungen, einen wichtigen Irrthum in
Glaubensachen eingeführet oder ausgebreitet
abe; sondern es bezogen sich gedachte Weissa-
ungen alle auf die künftigen Schicksale des

welt-

weltlichen Regiments und der Kirche; welche er vorher wissen wolte. Ferner kommen in denselben allerhand Vermahnungen zur Gottesfurcht und Bestrafungen derer vor, die seine Weissagungen verlachten; wie auch Lobes-Erhebungen vor diejenigen, welche sie billigten und als göttlich annahmen. Insbesondre ersiehet man aus den Ueberbleibseln seiner Weissagungen, daß er von dem Ende der Welt, von Entstehung vieler Kriege und dergleichen Begebenheiten, als ein Weissager geredet habe. So wolte seine Maximilla auch vorhersagen, daß das himmlische Jerusalem in kurzer Zeit vom Himmel herniederfahren, und sich neben einen gewissen Städtgen Phrygiens feste setzen würde, welchen Ort die Montanisten aus besondrer Zuversicht zu ihrer Weissagung, das himmlische Jerusalem nenneten. Dieses schmecket freylich nach einem melancholischen Geiste; wenn nicht etwa Montanus hiermit auf seine christliche reine Gemeinde das Absehen gerichtet hat. Man wird dergleichen Dinge und noch mehrere beym Tertulliano und andern finden. Doch scheinet wohl dieses ein ziemlicher Irrthum zu seyn, wenn besagter Tertullian, Kraft der Weissagung einer Schwester behauptet, daß die Seele nicht gänzlich ohne Materie sey; sondern auch einigermaßen etwas körperliches an sich habe. Baronius hat dieses zuerst den Montanisten als einen Irrthum vorgerücket. Allein kurz darauf zu antworten, so muß man wissen, daß niemand von den al-

tern

tern Kirchenlehrern solches als etwas irriges angesehn habe, weil es so wohl vor, als nach Tertulliani Zeiten fast eine gemeine Meinung gewest, daß die Seele etwas körperliches in sich habe. Es wäre auch dieses kein theologischer, sondern nur ein philosophischer Irrthum gewest, wenn ja das Gegentheil hiervon bey der alten Kirche angenommen worden, weil man damit doch die Unsterblichkeit der Seele nicht aufhebet. Ausserdem hatten die montanistischen Weissager viel Träume von dem Fasten, vom Ehestande, von Verschleyerung der Jungfrauen, und dergleichen Dingen mehr, die durchaus nicht zum Grunde des christlichen Glaubens gehören.

Ja, man muß hierbey wohl merken, daß die Montanisten auch nicht darum bey der Kirche ins Verdammungs-Urtheil gefallen sind, weil sie weissageten; sondern wegen anderer Umstände, die sich bey ihren Weissagungen fanden; daß sie, z. E. wie Gott selbst in der ersten Person redeten, welches ganz ungewöhnlich und thörigt zu seyn schien, ob es gleich vielleicht noch einigermaßen könnte entschuldiget werden: daß sie ferner vorgaben, ein Weissager sey nur ein unbelebtes Instrument des göttlichen Eingebens und Einblasens; daß sie gezwungen und gedrungen würden, den göttlichen Willen zu offenbaren. Besonders aber machte sie dieses verhaßt und verdächtig, daß sie in der Entzückung redeten, und falsche Entzückungen vorgaben.

Hier-

Hierzu kam noch dieses, daß man auf das Leben Montani und seiner Anhänger, genaue Acht hatte. Da hieß es denn, daß sich eine solche Lebensart für keinen göttlichen Propheten schicke. Denn so leichtsinnig und zärtlich, auch übermäßig geputzt und reinlich gehe keiner derselben: er sey auch kein Spieler und Wucherer. Man siehet aber gleichwohl überhaupt aus diesen Beschuldigungen, daß sie meistentheils auf Kleinigkeiten ankommen, die man vergrößert hat, und daß man weder Montano noch den Montanisten wahrhafte Verbrechen und Schelmstücke habe zur Last legen können. Apollonius wirft besonders denen montanistischen Weissagerinnen ihren Putz vor, daß sie sich schmünkten, puderten und allerhand weibischen Staat machten. Allein man kan ihnen dieses als asiatischen Völkern wohl zu gute halten, weil freylich die Landessitten hier viel anders wären, als bey den Griechen und Römern. Doch hat man auch gegründete Ursache zu zweifeln, ob man solches den Montanisten mit Wahrheit habe beymessen können; zumal wenn man, ausser andern Umständen erweget, daß Tertullianus über den Weiber Putz sehr geeifert habe, welches ihren Beschuldigungen schnurstracks entgegen stehet.

Man gab ferner vor, daß Montanus die christlichen Ehen trenne. Allein es ist weiter nichts hiervon erwiesen, als daß gewiße Frauen auf einige Zeit von ihren Männern gegangen, und bey Montano der Andacht wegen geblieben

sind,

ind, welches man aber für keine Ehetrennung
ind Scheidung ansehen kan. Daß Monta-
ius und seine Anhänger die catholischen Chri-
ten sollen gelästert haben, ist gleichfals keine
vichtige Beschuldigung, weil man nirgends
;roße Lästerungen findet, obschon manchmal
ie Montanisten, als der angegriffne Theil, der
Gegenpart einige Namen beylegten, weil die
Widersacher dergleichen auch vorher gethan
atten, und man solches auf diese Weise ganz
wohl entschuldigen mag. Daß Montanus aber
eitzig gewest sey, wie man ihm vorgeworfen hat,
t eine kahle und elende Beschuldigung, weil er
loß von der Freygebigkeit seiner Zuhörer leben,
nd also ihre Geschenke, ohne geizig zu seyn, anneh-
ien muste. Er sorgete sehr vor die Armen und
in Kirchenvermögen; er sorgete vor seine Kir-
enbiener, daß sie Besoldungen erlangten: er
eß es den Reichen sagen, daß sie nicht so viel
ufgehen lassen, sondern fein mäßig und or-
entlich leben, auch an Festtagen reichliche Al-
nosen mitbringen möchten. Daß man ihn für
nen Ehebrecher und Missethäter ausgeschrien
at, sind bloße Lästerungen.

Will man aber die Ursachen der montani-
ischen Weissagungen untersuchen, so muß man
nmal so viel eingestehen, daß solche von dem
isen Geiste nicht können hergekommen seyn,
eil derselbe nicht zur Keuschheit, nicht zur Be-
ändigkeit bey dem Martyrer-Tode, nicht zur
Mäßigkeit und eingezogenen Lebensart ermah-
nen

nen kan, welches doch alles von Montano und seinen Anhängern geschahe. Daher war es eine vergebene Sache, wenn man bey den Montanisten die Teufelsbeschwerer herbey holen, und den bösen Geist von ihnen austreiben wolte, da man vielmehr einen klugen Arzt hätte gebrauchen sollen. Es stehet aber auch nicht zu beweisen, daß die Montanisten ihre Weissagungen von dem H. Geiste erhalten, wie Tertullian und Arnold vorgeben; sondern es ist vielmehr glaublich, daß des Montanus und seiner Anhänger Träumereyen, aus der verderbten Phantasie und gallichtem Geblüte hergekommen sind, da sie in lauter Entzückungen zu predigen, und voll Eifer die Zuhörer zur Gottseligkeit anzuführen suchten. Daher mochte sich auch die scharfe Disciplin herschreiben, die sie in ihrer Gemeinde führeten. Es erhellet dieses mit mehreren aus derjenigen Todesart, welche Montanus und Maximilla sollen gehabt haben, die sich beyderseits mit einem Stricke das Leben genommen. Wenn dieses wahrhaftig also geschehen wäre, so müste man es der melancholischen Gemüthsart zuschreiben, da man bey dergleichen Menschen solche Todesfälle gewohnt ist. Es kan aber auch die ganze Sache falsch seyn, weil es sehr gewöhnlich ist, daß man aus Bosheit, denen die für Ketzer gehalten werden, dergleichen Dinge angedichtet hat; wie man solches aus den Exempeln der alten und neuen Schriftsteller ersehen kan. Ob aber gleich das meiste in denen montanistischen Weissa-

sagungen aus Melancholie zuerst mag entstanden seyn, so kan man doch nicht gänzlich leugnen, daß auch viel Betrügerey nach der Zeit dabey mit untergelaufen ist.

Daß Montanus eine große Menge Anhänger gehabt, sich auch Märtyrer in seiner Gemeinde gefunden, das kommt daher, weil sich viele, auch angesehene Männer, von Montani Strenge und Ernsthaftigkeit einnehmen liessen; da es ja bekannt genug ist, daß der äusserliche Wandel gar oft Anhänger erwecket; und man hat triftige Ursachen, gelinder von denen Montanisten zu urtheilen, als es mehrentheils geschiehet, weil sie doch in Glaubensartikeln mit Wahrheit eines Irrthums nicht beschuldiget werden können. In sehr vielen Glaubensartikeln hat Montanus nebst seinen Anhängern, die reine Lehre erkläret, erläutert und vertheidiget, z. E. die Lehre von der Auferstehung der Todten, die Lehre von der Person Christi, von der Buße, von der kräftigen Wirkung der Sacramenten u. s. f.

Es scheinet daher unbillig zu seyn, daß die Kirchenväter, da sie Montani Verdienste und Richtigkeit in Glaubenslehren selbst eingestehen müssen, doch so unbarmherzig mit denen Montanisten umgegangen sind, und wider allen Schein der Wahrheit, so wie Epiphanius thut, die Welt überreden wollen, daß sich Montanus selbst für den allerhöchsten Gott ausgegeben habe, welches allerdings eine grobe Unwahrheit zu seyn scheinet. So ist auch Hieronymus unbillig

billig, wenn er die Montanisten einer Unrichtigkeit in der Lehre von der heil. Dreyeinigkeit, nemlich der sabellianischen Ketzerey beschuldiget, da es doch gewiß ist, daß sie in dieser Lehre orthodox gelehret haben: Es müste denn seyn, daß etwan einer unter denselben nicht richtig genug geredet, oder daß man eine Person mit der andern verwechselt habe. Ja vielleicht sind einige rechtgläubige Montanisten von den Arianern verführet, oder sonst bößlicher Weise dieses Irrthums angeklaget worden.

Ein anderer alter Kirchenlehrer, Cyrillus von Jerusalem, klaget Montanum an, er habe sich selbst den heil. Geist genennet. Man muß aber dessen Lehre erstlich recht einnehmen, ehe man ihn beurtheilen will. Es glaubten nehmlich die Montanisten, daß der Geist, Paracletus, in den alten prophetischen Schriften geredet habe; daß er über die Apostel ausgegossen worden; daß er ihnen die völlige Erkenntniß aller Wahrheiten mitgetheilet. Eben dieser Geist, sagt Montanus, habe durch ihn von neuen die christliche Gemeinde unterrichtet, und ihm obgleich nicht Glaubenslehren, aber doch ernstliche Sittenlehren eingegeben und mitgetheilet; daher er zwar nicht der Paracletus sey, dieser aber doch durch ihn rede. Es ist deswegen falsch, daß dieser Paracletus, wie man die Montanisten dieses Vorgebens beschuldiget, ihnen mehrere Dinge soll offenbaret haben, als denen Aposteln. Daß die Montanisten mit denen

Mani-

Manichäern in ein Horn geblasen haben, ist eine leichtsinnige Verleumdung des Isidors; doch haben sie geglaubt, wie wir bereits angemerket, daß die Seele ein körperliches Wesen habe; daß ein tausendjähriges Reich auf Erden seyn werde; und daß alle [illegible]elen, ausgenommen die Seelen der blutigen Glaubensbekenner, bis auf den Tag der Auferstehung in der Hölle bleiben müsten. Es hat sich aber Niemand diesen Meynungen sehr widersetzet, weil dergleichen Lehren damals ziemlich gänge und gäbe gewest.

Die Sitten der Montanisten haben einige sehr schlimm vorgestellet, da sie diese Leute vor Betrüger, Menschenmörder, Ehebrecher, Abgötter und grobe Missethäter ausgegeben, welche der weltlichen Obrigkeit zur Strafe müsten übergeben werden. Alles dieses aber ist wahrscheinlicher Weise falsch; und zwar um so viel mehr, weil ihre Feinde ihnen die Ehre der Märtyrer nicht streitig machen. Allerhand thörichte und wunderliche Histörchen hat man auch von den Montanisten erdichtet, dergleichen dieses ist, daß sie ein Kind geschlachtet, und das Brod bey dem Abendmahle in des Kinds-Blut sollen eingetunket haben: daß sie vielerley in den Kirchengebräuchen verändert, und z. E. diejenigen, so vor der Taufe gestorben, in ihrem Todbette durch einen Vicarium taufen lassen: daß sie Brod und Käse beym heil. Abendmahle aufgetragen; daß die Weibspersonen bey denen Montanisten das Priester-

 thum

thum mit verwaltet, und was dergleichen mehr gewest seyn soll; so aber insgesamt gar nicht bewiesen ist, auch nicht zu erweisen stehet, da man immer eines mit dem andern verwirret.

In Ansehung der Hierarchie sagt man von ihnen, daß sie eine Unordnung in den geistlichen Stellen und Aemtern gemacht; welches aber falsch ist, da auch die Besetzung und Einrichtung in denen geistlichen Aemtern ganz ordentlich war, und es nichts sagen wollte, daß der Bischof zu Pepuz der oberste Patriarch ihrer Secte gewest, und daß sie einige geistl. Bedienungen mit andern Namen genennet, oder solche in einer andern Ordnung auf einander folgen lassen. Daher ist auch dieses falsch, was Dupin von denen Montanisten unbedachtsam und ohne Beweiß eines Zeugens vorbringt, daß bey ihnen alles in der grösten Verwirrung gewest. Was man vor Dinge wegen ihres Gebetes erdichtet, als ob sie die Hände an Mund gehalten, und die Finger gleichsam an die Nase angestämmet hätten, das widerleget Tertullianus deutlich damit, daß er lehret, man solle fein bescheiden beten, und nicht die Hände gar zu hoch dabey aufheben. Was man von der Feyer des Osterfestes saget, als ob solches die Montanisten zu einer andern Zeit, als die Kirche der Catholischen gefeyret, davon findet man keine Beschuldigung gegen sie in den alten Zeiten. Es ist solches auch daher nicht glaublich, weil die Montanisten mit dem römischen Victor freundschaftlich gelebet. Sollte es

eben-

benfalls wahr seyn, so weiß man ja, daß
ie asiatischen Kirchen sehr lange die Gewohn-
eit das Pascha mit den Jüden zu feyren, bey-
ehalten haben, wie sie solches von dem Apostel
Johanne gelehret, und von Polycarpo deswe-
en vertheidiget worden.

Die Schärfe in der Kirchenzucht wird ih-
en am meisten zur Last gelegt. Es haben
ber die catholischen Christen, d. i. die Recht-
läubigen ihnen nach der Zeit hierinne sehr
tark gefolget, welches man sonst bey streitig
ewesenen Dingen nicht gerne thut, und sich in
cht nimmt, damit man nicht eines Irrthums
öge beschuldiget werden. Aber um eben die-
r Ursache willen hat man die Montanisten
esto schlimmer abgemahlet, damit sie denselben
icht möchten gleichgeachtet werden. Man
eht dieses bey dem Fasten der Montanisten,
elches sie doch nicht aus Verachtung der Spei-
einführten, sondern solches aus ganz andern
Irsachen hielten, die zur Andacht und Reli-
ion gehörten; wie man solches aus dem Ter-
illiano weiß, welcher die Montanisten des-
alber gegen die Rechtgläubigen vertheidiget,
nd mehrentheils gründlich hierbey geschrieben
at. Nun beschuldiget man wohl diesel-
n, daß sie die Fasten als etwas nothwendi-
s und unentbehrliches anbefohlen haben.
llein sie lehrten hierbey keine unumschränkte
ttesdienstliche Nothwendigkeit, sondern eine
dingliche, welche von der Beschaffenheit der
eiten und Gefährlichkeiten abhienge: und bey

der Freyheit der Fasten hatten die Montanisten keine andern Grundsätze als die Catholischen. Doch befand sich freylich ein großer Unterschied zwischen deren Fasten und den Catholischen ihren Fasttagen, da sie besondre Fasttage und besondre Arten zu fasten eingeführet hatten.

Bey dieser Gelegenheit gehet Herr Prof. Wernsdorf von dem Herrn D. Chladenius in der Meynung wegen der so genannten Stationen ab, und behauptet, daß solche in einem halben Fasten bestanden, und nicht schlechterdings Tage einer besondern Andacht gewest sind. Ueberhaupt war es ein geringer Unterschied, und die catholischen Christen hatten also nicht Ursache, solches den Montanisten als etwas irriges vorzuwerfen; zumahl da sie hernachmals selbst der Montanisten Einrichtung nachgefolget sind. Ja es bekennen die Päbstler, daß ihre Fastenordnungen den Ursprung von den Montanisten haben.

Welter soll dieses auch eine große Sünde bey den Montanisten gewest seyn, daß sie die Heirathen zum andern male verboten, und solche als einen Ehebruch angesehn haben. Nun weiß man zwar, daß sie in gewissen Fällen die Ehe mit der zweyten Frau erlaubet haben. Allein die ganze Sache hat nichts neues bey sich, da man ja zur Gnüge weiß, daß die rechtgläubigsten Lehrer dergleichen Zucht gebilliget; ja man weiß so gar, daß einige Concilia dergleichen Zucht feste gestellet haben. Es will zwar Epiphanius hier einen Unterschied

ma-

machen, und sagt, die Catholischen hätten nur den guten Rath ertheilet, von der zweyten Ehe abzustehen; die Montanisten aber hätten die Leute mit Gewalt davon abzuhalten gesucht. Allein es hat auch solches keinen Grund.

Bey dieser Gelegenheit wird auch diejenige Beschuldigung abgelehnet, welche man den Montanisten machet, daß sie die Ehescheidungen unter den Christen gebilliget: man kan aber das Gegentheil aus dem Tertullian zeigen, und beweisen, daß dieses Vorgeben aus den übelverstandenen Worten Apollonii seinen Ursprung habe. Viel wichtiger ist die Beschuldigung, daß die Montanisten die groben Sünder nicht wieder aufnehmen wollen, sondern ihnen die Gnade Gottes schlechthin abgesagt haben. Dieses recht zu verstehen, muß man merken, daß die Rede hier gar nicht davon sey, daß die Montanisten solche Sünder von der Gnade bey Gott ausgeschlossen haben; auch nicht, daß, nach der Montanisten Meynung, die Kirche keine Macht habe, dieselben aufzunehmen: sondern sie behaupteten, daß solches nicht thunlich und rathsam sey. Man muß solches auch in dem Buche Tertulliani merken, daß er allein von der Vergebung der Sünden bey Gott, nicht aber von der Buße vor der Kirche redet. Die großen Sünder waren die Todschläger, die Ueberläufer und die Ehebrecher. Hierinne hatten die Montanisten einerley Lehren mit den catholischen Christen. Denn auch diese nehmen die Todschläger und Ueberläufer nicht in die Ge-

Gemeinschaft ein, wie solches aus dem elibericanischen Concilio erhellet. Also kommt es noch auf die Ehebrecher an, welche nur einmal bey den catholischen Christen wieder aufgenommen worden. Daher bestand der Unterschied zwischen den Rechtgläubigen und den Montanisten in der Frage: ob man die Ehebrecher in gleichen Grad mit jenen groben Sündern setzen solle? Die Montanisten thaten solches, die Catholischen auch, aber nur in andern Fällen. Was ist nun da für ein Verbrechen, welches man jenen zur Last legen will? Man findet ausdrücklich in Origenis und einiger africanischen Lehrer Schriften, daß die Rechtgläubigen in diesem Puncte einerley Meynung mit den Montanisten gehabt haben, ohne deswegen verketzert zu werden.

Ferner beschuldiget man die Montanisten, daß sie gelehret haben, man dürfe in einer Verfolgung nicht fliehen, noch sein Leben mit Gelde erkaufen. Die Lehre Christi, da er seinen Jüngern gerathen hatte, in eine andere Stadt zu ziehen, wenn sie in der einen verfolgt würden, legeten sie als einen solchen Rath aus, der nur eine zeitlang gelten sollen. Bey andern Christen war die Gewohnheit eingeführet, daß man nach Beschaffenheit der Umstände, bey den öffentlichen Verfolgungen bald da bliebe, bald davon flohe, wie man es vor gut befand. Nun hätte man dieses freylich eines jedweden Klugheit überlassen sollen. Aber die Montanisten thaten solches nicht, und

und schienen damit ziemlich verwegen zu handeln, ob schon übrigens dasjenige nicht gegründet ist, was Tillemont von ihnen behauptet, daß sie gemeint, es sey besser den Glauben der Christen zu verleugnen, als bey denen Verfolgungen zu fliehen. Denn es ist gewiß, daß wenn sie gleich niemanden die Erlaubniß zur Flucht gegeben, sie dennoch dafür gehalten, daß es besser sey zu fliehen, als aus Furchtsamkeit den Glauben zu verleugnen, und der Gemeine einen Schandfleck anzuhängen. Es ist also wahrscheinlich, daß die Montanisten dieses gestrenge Gesetz bey den Verfolgungen, nur den starken und männlichen, nicht aber den schwachen Christen gegeben haben.

Die Streitigkeit wegen der Bedeckung der Jungfrauen, gehört zu der montanistischen scharffen Kirchenzucht: Es ist aber überhaupt dieselbe von keiner großen Wichtigkeit, und man handelt thöricht, wenn man solche schlechterdings verwerffen oder billigen will. Dergleichen Dinge finden sich bey der Montanisten Disciplin freylich auch mehr, darüber man ben keinen Streit erreget hat. Da wollten sie z. E. nicht, daß einer aus ihrer Gemeine bey den öffentlichen Schauspielen seyn, oder daß man Cronen und Cränze tragen, oder heydnische Schriften lesen, oder schwören, oder eine obrigkeitliche Bedienung annehmen, oder die Häuser mit Loorbern zieren sollte. Denn bey diesen Dingen allen glaubten sie einen Schein und Argwohn der Abgötterey zu finden:

und darum hielten sie dieselben nicht für erlaubt.

Nimmt man dieses alles in seiner gehörigen Richtigkeit zusammen, so erhellet deutlich, daß die Alten den Montanisten nichts zur Last legen können, da der Unterscheid der Meinungen unter beyden sehr gering und klein gewest: Ob wir wohl die Verbiethung der zweyten Ehe und das Vorgeben ihrer göttlichen Weissagungen, nicht billigen können. Zugleich wird hier abermahls wieder des Herrn D. Chladenii neue Einwürffe wegen der Stationen der Alten, etwas nützliches vorgebracht.

Zum Beschlusse zeiget unser geschickter Herr Verfasser, daß die Montanisten sich darum bey den eifrigen rechtgläubigen Lehrern der alten Kirche verhaßt gemacht haben, weil sie mit ihren Weissagungen ein so großes Gepränge getrieben, und die Kirchenzucht allzuscharf und über die Gesetze der Mäßigung und Billigkeit erhoben. Daher stieß man auch diese Zeloten aus der Gemeinschaft der Kirche aus; wiewohl solche zu der Zeit, da sie hinausgestossen gewest, von den Catholischen noch immer Brüder genennet worden. Es ist also sehr unbillig, daß die Kirchenversammlungen des vierten Jahrhunderts die Montanisten von neuen zu tauffen, zum Theile erfordert haben, wenn sie zur Kirche der Catholischen wieder herüber gehn wollten. Es mag aber wohl seyn, daß man diese Secte damahls entweder gar nicht mehr recht gekennet, oder daß sie sich

sehr

ehr verändert gehabt, und sich nicht mehr ähn- ich gesehen; oder daß sie, welches die ge- gründeste Muthmassung ist, fast ganz und gar verloschen gewest. Übrigens bleibet doch Ter- tullianus ein grosser Gelehrter, und man han- delt sehr unbillig, wenn man die Zeugnisse aus seinen Büchern so schlechthin verwerfen, oder sagen will, Tertullianus ist kein Glied der wahren Kirche gewest. Non fuit homo de ecclesia. Einige Kirchenväter haben ihn gar sehr geehret, und seine Gelehrsamkeit, auch Geschicklichkeit bewundert. Es hindert uns also gar nicht, seine Bücher zu ächten Zeugnis- sen zu gebrauchen, ob er sie schon, als ein Montaniste geschrieben; da ja diese Secte kei- ne gefährlichen Glaubens-Irrthümer geheget hat, und Tertullianus so viel gelten muß, als ein Justinus, Clemens oder Cyprianus.

Das ist der Inhalt dieser schönen und le- senswürdigen wernsdorfischen Abhandlung, bey deren gewiß nicht ermangelnden guten Bey- falle uns die Hoffnung gemachet wird, daß wir bald eine gleichmäßige gelehrte Schrifft durch den Herrn Professer von der simonianischen oder mentionitischen Secte erhalten sollen: darzu wir dem Herrn Professor Gesundheit und Wohlseyn anwünschen.

III Histoire

III.
Histoire civile, ecclesiastique & litteraire de la Ville de Nismes.
d. i.
Weltliche-Kirchen- und gelehrte Historie der Stadt Nismes, mit Anmerkungen und Urkunden, nebst einigen historischen und critischen Abhandlungen von ihren Alterthümern, verschiedenen Beobachtungen über ihre Naturgeschichte, durch den Herrn Menard, Rath bey dem Obergerichte dieser Stadt, und Mitglied der königl. Akademie der Aufschriften. Zweyter Band. Paris 1752 in 4. IV Alphabet 3 Bogen.

Die Einrichtung dieser wohlgeschriebenen Stadtgeschichte, welche aus lauter bewährten Nachrichten und Urkunden genommen und damit bestätiget ist; sowohl als das, was noch künftig von diesem Werke zu gewarten ist, haben wir bereits bey dem Auszuge aus dem ersten Bande * derselben angemerket. Wir können also entübriget seyn, bey Ankündigung des zweyten Bandes noch weiter etwas davon zu melden; zumal da solcher mit dem erstern völlig übereinkömmt. Man sieht erstlich die Geschichte selbst in einem ordentlichen Zusammen-hange

(*) Im 143 Theile a. d. 715 und f. f. S.

jange und ungeschminkten Vortrage. Ihr
olgen einige critische Anmerkungen: und hin-
er diesen findet man die Beweise oder Urkun-
den, die zur Beglaubigung dessen dienen, was
vorher erzählet worden.

Die Geschichte in diesem Bande begreift
nur einen kleinen Zeitraum, der nicht mehr als
fünf und sechzig Jahre in sich fasset. Sie fängt
ich mit dem 1313 Jahr an, und geht nicht
iber das 1377te Jahr hinaus. Dieses sind ge-
rade die Zeiten, in denen der capetingische
Stamm der Könige in Frankreich ausgieng,
und der valesische sich auf dem französchen Thro-
ne zu befestigen suchte. Sie sind also mit
verschiedenen Unruhen und Kriegen angefül-
et, worunter der mit England wegen der Erb-
olge nach Carls des Schönen Tode, einer der
merkwürdigsten und wichtigsten ist. Ob nun
gleich der Schauplatz dieser Kriege eben nicht
n den Gegenden von Nismes gewest, und der
etztere vornemlich in Guyenne geführet worden;
o erfuhren dennoch auch die Einwohner in Lan-
guedoc die Last und Beschwerlichkeiten davon,
und es empfanden sonderlich die zu Nismes
olche, so lange diese Unruhen währten. Der
größte Theil ihrer Geschichte in diesem Bande
handelt also von solchen Sachen, die dahin ein-
chlagen. Es werden Beysteuren zur Bestrei-
tung der Kriegsunkosten verlanget, und da-
er neue Auflagen und Abgaben anbefohlen.
Diese werden entweder bewilliget, oder Vor-
tellungen dagegen gemacht. Man erhält Nach-
laß

laß von dem Beytrage, oder Befehle zu Vermehrung desselben. Man wirbt Mannschaften und schicket solche zu dem Heere in den Krieg. Man steht wegen Annäherung der Feinde in Furcht, man zieht von ihrem Marsche Nachricht ein, man hält sich auf seiner Hut: man machet Verordnungen deswegen, man setzet sich in guten Vertheidigungsstand, und was dergleichen Dinge mehr sind, die in Kriegesläuften von ansehnlichen Städten erfordert und beobachtet werden. Die Erzehlungen davon können vielleicht den nachherigen Einwohnern solcher Städte angenehm und nützlich seyn: wir würden aber wenig Dank bey unsern Lesern verdienen, wenn wir ihnen einen vollständigen Auszug daraus machen wolten. Wir werden also dieses gänzlich übergehen, so wie auch dasjenige, was das ganze Königreich überhaupt betrifft. Dahin rechnen wir die Bemühungen des Königs Philipp des Schönen, und seiner Nachfolger Ludwig Huttins und Carls des Schönen wegen Verbesserung des Münzwesens, und die deswegen ausgegangenen Verordnungen, deren Inhalt allhier ausführlich vorgestellet wird. Dagegen wollen wir hin und wieder etwas heraus suchen, welches der Stadt Nismes und ihrer Gegend mehr eigen ist, ihre Glückseligkeit und Einrichtung so zu sagen alleine betrifft, und uns von ihrem damaligen Zustande, ihren Sitten und Gebräuchen einige Vorstellung machen kan.

In

In unserm vorigen Auszuge haben wir angemercket, wie das Seneschallat Beaucaire und Nismes entstanden ist: In dem gegenwärtigen aber finden wir bald anfangs eine Nachricht, wie solches wiederum zergliedert worden. Der König Philipp der Schöne wolte eines zu Lion errichten, und gab daher seinem Ritter Rainaud de Sainte Bonne Befehl, die Länder von dem Seneschallate Beaucaire und dem Amte Macon, die er für die beqvemsten zu diesem neuen Gebiete hielte, und näher an Lyon als an den beyden andern Hauptorten lägen, damit zu vereinigen. Rainaud fieng also mit dem Amte Macon an. Er begab sich nach Lyon, hielt eine Versammlung der vornehmsten Landherren, welche die Zergliederung dieses Gebietes angehen konte, und erklärte sich nach eingezogener Nachricht, es solten die Ländereyen des Ertzbißthums und Capitels zu Lyon, der Klöster Savigny, Isle-Barbe, Aisnay und des Grafen von Foretz, welche unter dem Amte Macon stunden, wie auch die Güter der Herren von Roußillon und Jares hinführo zu dem neuen Seneschallate gehören. Darauf that er zu Pui en Velai wegen des Seneschallats Beaucaire desgleichen. Er meldete der Versammlung, es solten die Stadt Pui und deren Sprengel, das Amt Velai und das gantze Land Boutere de Boucieu, welches in dem königlichen Amte Vivarais läge, und einen Theil des Sprengels von Valence an der Rhone ausmachte, dem neuen Seneschallate Lyon einverleibet

leibet werden, weil solche näher bey dieser Stadt als bey Nismes lägen. Indessen wurde doch diese Zergliederung des Seneschallats Beaucaire entweder gar nicht, oder nur auf sehr kurze Zeit vorgenommen; und es hatte bloß die mit dem Amte Macon statt. Gewiß ist es, daß das Land Boutiere stets mit diesem Seneschallate vereiniget geblieben, und Velai es auch eine lange Zeit hindurch gewest ist. In den letztern Jahrhunderten aber ist es abgetrennet worden, um ein besonders Seneschallat auszumachen. (*)

Die italienischen Kaufleute von den königlichen Verträgen zu Nismes (des conventions royaux) wie sie damals hiessen, hatten seit einiger Zeit ihre vornehmste Handlung nach Montpellier gezogen, weil man sie entweder in Frankreich zu sehr mit Abgaben beschwerete, oder die Einwohner in Montpellier sie sonst auf andere Art an sich gelockt hatten. Nun war dieses dem ersten Hauptpunkte bey ihrer Niederlassung im Lande, und denen ausdrücklichen Verträgen die sie mit den Königen in Frankreich gemacht hatten, gerade zuwider. Denn vermöge derselben sollten sie nur zu Nismes handeln, wohin sie ihre Waaren musten bringen

(*) Es ist also ein Irrthum in dem 4ten Bande der hist. gener. de Languedoc, wo der Verf. a. d. 157 S. saget, Velai und Boutieres wären nicht wieder von Beaucaire abgerissen worden. Denn von Velai ist es nur auf eine zeitlang wahr.

zen lassen, sobald solche in dem Hafen zu Aiguesmortes ausgeladen worden. Der Rath zu Nismes gab sich alle Mühe, sie zu bewegen, daß sie ihre Verbindungen hielten. Weil sie aber nichts ausrichteten: so bekam der Seneschall daselbst 1314 Befehl, sie dazu zu zwingen. Dieser ließ so gleich ein Gebot ergehen, worinne er die beyden Verordnungen des Königs Philipp des Schönen einrückte und ihnen andeutete, sich darnach zu richten. Vermöge dieser Verordnungen, die vom Jahre 1304 waren, sollten sie nur zu Nismes wohnen, nur dahin ihre Waare bringen, und bloß da ihren Handel treiben. Mit diesem Gebote reiseten zwey abgeordnete Bürgermeister von dem nismer Rathe nach Montpellier, und überreichten es dem Amtmanne des Königs zu Majorca daselbst, damit er es vollstrecken ließe. Es wurde auch so gleich auf Befehl des Amtmanns unter Trompeten- und Paukenschalle und in der Landessprache, in den Gassen und an allen Ecken und Enden derselben in Montpellier bekannt gemacht, und gedachten italienischen Kaufleuten auferlegt, sich darnach zu achten, und hinführo nur zu Nismes zu wohnen und zu handeln.

Allein an statt daß sich diese Kaufleute darnach hätten richten sollen; so zogen sie nebst den Wechslern ganz und gar aus dem Lande. Sie waren beyderseits der Auflagen überdrüßig, wodurch man sie beschweret hatte, und verließen also nicht nur das Seneschallat Beaucaire,

sondern sogar das ganze Königreich. Der Verfall der Handlung wurde dadurch bald merklich, und die königlichen Einkünfte nahmen ab; dieses aber bewog Philipp den Langen im Jahre 1317 Erkundigung einziehen zu lassen, was doch diese Kaufleute eigentlich bewogen, hinwegzugehen, ob es die Auflagen oder die wenige Beobachtung der ihnen ertheilten Freyheiten wäre; und ihm zu melden, ob dieses Wegziehen seinen und des Landes Besten nachtheilig sey, und wie solchem Uebel abzuhelfen wäre.

Wir finden nicht, was man dem Könige dieserwegen berichtet, aber wohl, daß derselbe bald darauf, nemlich 1321 einen Befehl wegen Bezahlung seiner und seiner Vorfahren Schulden, und wegen rechtmäßiger Befriedigung ihrer Gläubiger ergehen lassen, worunter viele Nismer und florentinische Kaufleute daselbst waren. Dieses zeiget, daß die Italiener nach und nach dahin wieder zurück gekommen. Indessen war doch diese Wiederkehr nicht allgemein. Viele zogen das Gebiete des Königs zu Majorca vor, und die meisten trieben noch immer ihre Handlung zu Montpellier. Es ergieng also ein neuer Befehl, sie zurück zu rufen. Dieser wurde, wie das vorige mal zu Montpellier bekannt gemacht, mit dem Andeuten, innerhalb 40 Tagen nach Nismes zurück zu gehen, oder aller bewilligten Privilegien verlustig zu seyn, wovon sie die Urkunden dem Seneschalle einhändigen solten.

Inzwi-

Inzwischen hatten der Rath und die Bürgerschaft zu Nismes bey dem Könige Ansuchung gethan, eine Messe bey ihnen anzulegen. Man fand, daß solches dem Lande vortheilhaft wäre: doch Philipp der Lange starb darüber, und Carl der Schöne bewilligte ihnen solche erst im Jahr 1322. Sie solte den Montag vor Mitfasten anfangen, acht Tage lang stehen, und alle Rechte und Freyheiten haben, deren andere Messen zu geniessen pflegen. Die Handlung wurde stärker und zohe viel Kaufleute nach Nismes, oder machte doch zwischen ihren Einwohnern und den Handelsleuten aus den andern Städten der Provintz, die daselbst nunmehr ihre Buden, Kramladen und Auslagen hatten, eine genaue Verbindung. Die Anzahl der Bürger wuchs von Tage zu Tage durch die häufige Aufnahme der Fremden, welche das Bürgerrecht daselbst eifrigst suchten. Es gieng mit der neuerrichteten Messe gut bis unter Philipps von Valois Regierung, da sie am gewaltigsten angegriffen, und endlich gar zernichtet wurde. Dieses geschahe durch Anlegung einer andern Messe, welche die Einwohner zu Montagnac in dem Kirchensprengel von Agde im Jahr 1330 für sich ausgewirket hatten. Solcher Markt solte den siebenzehnten Tag in der Fasten anfangen, und die beyden folgenden Tage dauren. Dieses war gerade die Zeit, die man zur nismer Messe angesetzt hatte. Der Nachtheile den solche dadurch erhielt, war also augenscheinlich; zumal da Montagnac

gnac nur sechzehn französische Meilen von Nismes liegt. Die Bürgermeister in dieser letztern Stadt klagten also gleich wider diese Errichtung, welches zu einem grossen Processe Anlaß gab, den der Verfasser ausführlich erzählet. Bey allen guten Urtheilen und Sprüchen aber, welche die Nismer von Zeit zu Zeit erhielten, ist dennoch der Markt zu Montagnac im Flor geblieben; der zu Nismes aber nach und nach eingegangen.

Unterdessen blühete die Handlung doch noch zu Nismes, und in dem ganzen Seneschallate Beaucaire. Allein die auf dem mittelländischen Meere stand den Einwohnern nicht gänzlich frey. Sie hatten solche durch die Genueser einschränken lassen, welche unumschränkte Herren davon seyn wollten; als sich aber einige nismer Kaufleute daran nicht kehrten, so schrieb der damalige Doge in Genua Simon Boccanegra an den Seneschall von Beaucaire und die Bürgermeister zu Nismes dieserwegen. Er meldete ihnen, daß die Kaufleute aus ihrem Seneschallate nicht ohne Erlaubniß des Raths und der Gemeine zu Genua, zur See handeln dürften. Er setzte hinzu, es gründe sich dieses Recht der Genueser auf einen alten Vertrag, der zwischen ihnen und dem Grafen Raimund von Toulouse gemacht worden, wodurch dieser Graf so wohl für sich, als für seine Nachfolger versprochen hätte, den Handelsleuten in seinen Landen zu verbieten, daß sie bey Lebensstrafe und bey Einziehung aller

ler

er ihrer Güter keinen Handel zur See ohne Erlaubniß der Genueser treiben solten: zugleich hätte er sich anheischig gemacht, die Beobachtung dieses Vergleichs von 200 seiner Baronen und 300 Bürgern aus seinen Landen beschwören zu lassen. Nach diesem Vergleiche, wovon ihnen der Doge einen Auszug schickte, bat er sie, möchten sie sich richten, damit nicht die Eintracht und der Friede gebrochen würden, den er gern mit ihnen zu erhalten wünschete; da sonst aus diesem Bruche Folgen entstehen würden, für die er nicht gut seyn möchte.

Wir haben dasjenige allhier zusammen gesucht, was wir in Ansehung des Handels von Nismes in diesem Bande angetroffen. Nun wollen wir auch dasjenige zusammen nehmen, was uns der Verfasser in Ansehung der Gelehrsamkeit, von Errichtung eines Lehrstuhles der Rechtsgelahrtheit, oder wie es damals hieß, eines studii juris canonici & civilis in dieser Stadt, an unterschiedenen Stellen erzählet. Den Entschluß dazu fassete man in einer zahlreichen Versammlung von Bürgermeistern, Stadträthen, Geistlichen und Edelleuten. Man berathschlagte sich zugleich, wie der nöthige Aufwand dazu auf gemeine Kosten geschehen könte. Damit man nun Hand ans Werk legte; so wollte man erstlich Lehrer von berühmten Universitäten berufen. Zu dem Ende schickte man den 23 April 1373 einen Abgeordneten, nemlich den Licentiaten beyder Rechte Matthäus Clement, nach Montpellier,

 um

um mit einem Lehrer Unterhandlung zu pflegen, und ihn zu vermögen, daß er nach Nismes käme, und das Recht daselbst lehrte. Zugleich solte er auch die Studenten einladen, nach Nismes zu kommen. Es scheinet, daß die Universität zu Montpellier das Verlangen der Einwohner zu Nismes unterstützet habe. Zween Baccalaurei kamen dahin, und erboten sich, öffentliche Vorlesungen zu halten. Man schloß aber nichts mit ihnen, sondern die Bürgermeister gaben ihnen nur den 1sten May Wein und sechs Pfund Speccerey oder Confitüren zum Stadtgeschenke. An eben dem Tage schickte man gedachten Matthäus Clement, Anton Puget und Jacob Martin, Baccalaureos in den Rechten, zum andern male nach Montpellier: sie brachten aber nach einem viertägigen Aufenthalte nichts zum Schlusse. Darauf hielt man für rathsam, sich an die Universität zu Avignon zu wenden. Es wurden also obiger Clement und Puget den 7ten May dahin geschickt, allwo sie sich auch zehn Tage lang aufhielten. Sie vergassen nichts den Grafen der Rechte oder einen andern Lehrer zu vermögen, daß er nach Nismes käme, und das Recht lehrte: ihre Mühe war aber vergebens. Darauf gieng der Baccalaur in den Rechten Jacob Martin den 1sten des Brachmonats in eben der Absicht dahin, konte aber eben so wenig ausrichten.

Die Nismer liessen sich durch diese Schwierigkeiten, Lehrer zu bekommen, nicht abschrecken.

ken. Sie berathschlagten sich wegen eines Hauses zu diesem allgemeinen Studio, und wähleten das Haus eines Privatmanns, Namens Wilhelm Boirand, dazu, welches in der Predigervorstadt lag. Zugleich wurde verabredet, die nöthigen Ausbesserungen und Einrichtungen darinne zu machen, um es in einen beqvemen Stand zu setzen, daß man öffentliche Vorlesungen darinne halten könte. Den 19 des Heumonats wurden Raimund Roussel und Pons Serre, zween Rechtsgelehrte, nach Avignon geschickt, um einen Lehrer von dasiger Universität zu holen. Man hatte die Augen auf den Doctor Bonifacius gewandt, welchen der Verfasser mit dem Bonifacius von Amanatis für einerley hält, der damals das geistliche Recht mit Beyfall lehrete. Er war ein Bruder des Cardinals Thomas von Amanatis aus Pistoja, einer Stadt in Toscana, wurde nachher selbst von Benedict XIII zum Cardinale des Titels St. Adrians gemacht, und starb 1399 zu Aigues-mortes. Die Abgeordneten von Nismes unterliessen nichts, einen so berühmten Lehrer in ihre neue Schule zu ziehen, der sie auf einmal in grossen Ruf bringen konte. Sie bedienten sich des Cardinals von Mende, Wilhelm von Chanac, eines der angesehensten Prälaten, dazu: allein vergebens. Die beyden Abgeordneten kamen abermal nach Avignon, redeten mit dem Pabste, dem Cardinal von Mende, dem Car-

dinale von Nismes, Johann von Blaussac, und verschiedenen andern Cardinälen. Man schickte auch zweymal einen Baccalaur in den Rechten, Matthäus von Castillon, dahin, der zu Montpellier studierte, um seine akademischen Würden vollends zu erhalten; es wolte aber nichts recht von statten gehen.

Ausser dieser Bemühung, berühmte Lehrer zu bekommen, unterliessen die Nismer auch nichts, was zur Vollendung ihres wichtigen Anschlages sonst noch gehörte. Sie ordneten deswegen einen von ihren Bürgermeistern, Johann Gasagnaire, an den Herzog von Anjou ab, welcher Verweser des Königs in Languedoc war, um diesen Herrn zu ersuchen, daß er die Errichtung dieser neuen Schule mit königlicher Gewalt befördern, und sie mit eben den Privilegien beehren möchte, dergleichen andere Juristenfakultäten hätten. Sonderlich bat man sich solche aus, als der Universität zu Montpellier ihre waren, wovon man dieserwegen eine beglaubte Abschrift nehmen und solche dem Herzoge überreichen ließ. Der Herzog willfahrte ihnen, und der Verfasser erweist in der XV Anmerkung, daß sie diese Privilegien wahrscheinlicher Weise noch vor dem Ende des Heumonats erhalten haben. Nachdem diese neue Schule also durch königliche Gewalt befestiget war, so schickte man von neuem wieder nach Montpellier, um einen Lehrer zu vermögen, daß er nach Nismes käme, und daselbst das geistliche Recht lehrete. Johann Gasagnaire hatte

dieses

iefes mit obigen beyden Rechtsgelehrten, Rai-
nund Roussel und Pons Serre, gleichfalls
iuszuwirken über sich genommen. Sie wand-
en sich an verschiedene Lehrer des bürgerlichen
Rechtes und der Decreten; nach unter andern
in Bertrand von Come; konten aber keinen
;ewinnen. Indessen machte man in dem Hau-
e welches zu dieser Schule bestimmt worden,
illes zurechte, und ließ daselbst Catheder und
Bäncke verfertigen.

Es war aber noch nicht genug, daß man die-
e neue Rechtsschule mit königlicher Gewalt ver-
ehen hatte, sondern man muste ihr auch apo-
tolische Privilegien verschaffen. In dieser Ab-
icht ernannte man für den Rath und die Bür-
;erschaft zween Bürgermeister, Jacob Reboul
ınd Johann Gasagnaire; für die Geistlichkeit
iber den Domherrn und Generalvicarius des
Bischofes Raimund Jourdan, und für den
Adel, den Ritter Bernhard von Cölln, sich zu
em Pabste Gregor dem XI zu begeben. Die-
e Abgeordneten reiseten mit ihren Stallmeistern
en 17 Aug. 1373 nach Avignon, und ersuch-
en den Pabst um eben die Privilegien für ihr
ieues Studium, deren die zu Montpellier, Pa-
is, Toulouse und andere genossen. Der Ver-
asser muthmaßet auch, daß der Pabst ihnen
olche zugestanden, obgleich die Bulle davon
erloren gegangen. Nunmehr wurde die neue
Schule wirklich eröffnet; und es scheint, daß
Johann von Aramon, Licentiat der Rechten,
ie ersten Vorlesungen darinne gehalten.

Man kam schon von den benachbarten Universitäten dahin, und einige Studenten von der avignonischen setzeten daselbst die Erlernung der Rechtsgelahrtheit vollends fort. Der Bischof zu Nismes, Johann der VI von Uzes, gab den Bürgermeistern sechzig Franken, um die Lehrer bezahlen zu helfen, welche in der neuen Rechtsschule angefangen hatten zu lehren.

Man ließ indessen den bisherigen Vorsatz, einen Lehrer von den benachbarten Universitäten zu berufen, nicht aus den Augen. Der Baccalaureus Jacob Martin, wurde im Anfange des Herbstmonates abermal nach Avignon geschickt, um bey dem Doctor Bonifacius einen neuen Versuch zu thun. Man glaubte, daß er geneigt wäre zu kommen, und es gieng schon die Rede, daß er zu Nismes lehren würde. Allein man konte wegen seines Gehaltes nicht einig werden, und er forderte mehr als man ihm anboth. Der Abgeordnete wandte sich also an Johann von Amelia, Doctor der Rechten. Dieser stund in eben so großem Rufe als Bonifacius. Er hatte seinen Namen von der Stadt Amelia in Italien in dem Herzogthume Spoletto, woher er vermuthlich gebürtig war. Es ist eben derselbe, welchen einige aus einem Schreibefehler von Aurelia nennen, und aus diesem falschen Grunde behaupten, er sey von Aureille einem Dorfe in Provence gebürtig gewest; wie der Verfasser in seiner XVI Anmerkung ausführlich darthut. Seine schönen Gaben, seine Gelehrsamkeit und

sein

sein Geist machten ihn unter Clemens dem VII zum Cardinale. Es wurden ihm im Namen der Stadt Nismes hundert und sechzig Goldfranken (franci auri) gebothen, und der Vertrag mit ihm den 11 des Herbstmonates förmlich geschlossen. Johann von Amelia begab sich darauf den 19ten nach Nismes, um seine Vorlesungen anzufangen. Man erwies ihm viel Ehre. Es ritten ihm auf gemeine Kosten zehne von den Bürgermeistern und Bürgern entgegen, und bewirtheten ihn den Abend und den folgenden Mittag in der bischöflichen Wohnung.

Nun mußte man noch einen Lehrer zum geistlichen Rechte haben; denn Johann von Amelia war nur für das römische Recht angenommen. Weil man bey den Lehrern zu Montpellier dieserwegen vergebliche Versuche gethan hatte: so wandte man sich wider nach Avignon; und Jacob Martin der Baccalaur in den Rechten, gewann auch endlich den Licentiaten in den Rechten Gaubert, welcher zugleich Doctor der Decreten genannt wird. Man verglich sich, daß man ihm zwey hundert Goldfranken für zwey Jahre geben wollte. Ausser diesen beyden Professoren wollte man auch noch den dritten haben. Anton Bourgognon, Baccalaur in den Rechten, wurde deswegen nach Montpellier geschickt, um den Licentiaten der Rechte, Julian, von da herzuholen. Es scheint aber nicht, daß er mit ihm einig geworden. Johann von Amelia und Gaubert waren also

allein

allein die Professores bey der Schule zu Nismes. Der letztere sollte den 30sten des Weinmonates daselbst ankommen, und die Bürgermeister schickten sich schon an, ihm entgegen zu reisen. Allein die Furcht vor den Soldaten, welche um Avignon herum schwärmeten, nöthigten ihn, einen Weg zu Wasser zu nehmen; da er denn erst den 1sten des Novembers ankam, und ebenfalls von zehn Bürgermeistern und Bürgern eingeholet und des Abends bewirthet ward.

Damit endlich die letzte Hand an diese Errichtung einer Rechtsschule geleget würde; so erhielten die Nismer neue Urkunden von dem Herzoge von Anjou, wodurch sie völlige Macht und Gewalt, ohne die geringste Einschränkung, zu dieser Stiftung erhielten. Denn in den erstern waren sie noch gewissermaßen dem Willen des Pabstes in diesem Stücke unterworfen, und ihre Freyheit bey dieser Errichtung der Schule eingeschränkt worden. Die neuern aber liessen alles weg, was nur eine Bedingung dabey seyn konte. Was die Anzahl der Professoren betrifft, so war man genöthiget, solche zu vermehren: und der Verfasser findet, daß man im Jahr 1374 noch einen unterhalten, welcher Baccalaureus in den Decreten war, und über das geistliche Recht lesen mußte. Nunmehr sahe sich also diese Schule in völligem Stande, und wurde von viel Studenten besuchet. Im Hornung des 1374 Jahres wurden die Vorlesungen in beyderley Rechten ordentlich alle Ta-

ge

ze gehalten; und in diesem Monate endigten sich auch alle Unkosten, welche die Stadt zu Errichtung dieser Schule aufgewandt hatte. Sie beliefen sich auf acht hundert drey und funfzig Francken, sieben Groschen und einen Denier, welches für die damaligen Zeiten eine ansehnliche Summe war. Allein diese schöne Stiftung hatte keine gar zu lange Dauer, und man sahe sie fast eben so bald wieder eingehen, als sie aufgerichtet war.

Wir wollen noch einige kleine und einzelne besondere Stücke anführen, die der Verfasser mit angemerket hat, welche uns von den Sitten und Gewohnheiten der damaligen Zeiten einigen Begriff geben können. Bey dem 1326 Jahre merket er an, daß damals in dem Kirchensprengel von Nismes zwey Oerter gewest, welche die Andacht und der Zulauf des Volkes berühmt gemacht. Der eine war die Kirche zu St. Aegidius, und der andere die Kirche zu U. L. F. in Vauvert, zu welchen beyden Orten große Wallfahrten giengen. Einen besondern Beweis findet man davon in den Friedensartickeln, welche Carl der Schöne mit den Flämingern in diesem Jahre schloß. Denn darinne heißt es unter andern, es sollten die Einwohner zu Bruges und Cortryk, zur Genugthuung für die Gewalt und das Unrecht, welches sie den Kirchen in Flandern während des Krieges angethan, drey hundert Pilgrime ernennen; wovon hundert nach St. Jacob in Gallicien, hundert nach St. Aegidius und zu

U. L.

U. L. F. in Vauvert, und die letzten hundert nach unserer lieben F. in Roquemadour wallfahrten sollten. In der That ein sonderbarer Friedensarticel, der aber denen Zeiten völlig gemäß ist, wo die Pfaffheit überall mit im Spiele seyn muste.

In einer Policeyordnung von 1350 wird den läderlichen Weibesstücken aus dem gemeinem Hurhause verbothen, mit keiner andern Frauensperson, sondern gantz allein und unbegleitet durch die Stadt zu gehen, keine Guirlanden, keine silberne oder seidene Knötchen und Schleifen, kein Futter von weißem oder grauem Rauchwercke, und noch weniger von Hermelinen zu tragen, bey Strafe, daß ihnen ihr Oberrock ausgezogen und den Gerichtsbedienten gegeben werden solle. Hierbey mercket der Verfasser an, daß man damals zu Nismes, so wie in den meisten andern Städten des Königreiches, ein öffentlich bestelltes und bestätigtes Hurhaus gehabt habe, welches man in selbigen Zeiten mit gewissen Freyheiten berechtigen müssen, damit man grössere Unordnungen vermeide, und die Ehre tugendhafter Frauen und Mägdchen in Sicherheit stelle. Das zu Nismes lag indessen ausser der Stadt, auch so gar etwas von den Vorstädten entfernet.

Es war zu Nismes die Gewohnheit, daß man an dem Himmelfahrtstage ein öffentliches Allmosen in Brodte austheilte, welches das Liebesbrod panis charitatis genennet wurde. Die ersten Spuren davon trifft man zu Nismes im

Jahre

Jahre 1335 an, wiewohl ihr Ursprung viel älter ist. Zu Montpellier und Beziers geschahe dergleichen an eben diesem Tage, welches Fest daher auch zu Montpellier der Liebestag de las caritats hieß. Das besondere bey diesem Allmosen zu Nismes war, daß es mit einem gewissen Pomp und feyerlichen Aufzuge ausgetheilet wurde. Einige Tage zuvor ließ man es durch einen Trompeter oder öffentlichen Ausrufer ankündigen. An dem Festtage selbst begaben sich die Bürgermeister in Ceremonie von dem Rathause nach der Domkirche, welche dazu besonders aufgeputzet und geschmückt war. Ein jeder hatte eine Fackel in der Hand, und es giengen Gaukler und Stadtpfeifer, nebst der Stadtfahne vor ihnen her. Dabey fanden sich auch die Handwercksznünfte mit ein; und wenn die Austheilung des Allmosens angehen sollte, so wurde solches durch Läutung der großen Glocke im Dom gemeldet. Man machte Schrancken in den benachbarten Gassen, welche von den Gerichtsdienern bewachet wurden. Bey diesen Schranken geschahe die Austheilung der Brodte an die Armen, die dahin kamen. Dieser Brodte hatte man ordentlich funfzehn Dutzend; und wenn solche nicht zureichten, so bekamen die noch übrigen Armen Geld.

Die Nismer hatten auch eine besondere Achtung, diejenigen von ihren Mitbürgern zu beehren, welche zur Ritterwürde gelanget waren. Als sie z. E. im Jahr 1363 vernahmen, daß Bernhard von Cölln, einer von ihren Einwoh-

nern,

nern, welcher zum Ritter gemacht worden, nach Nismes kommen würde, so schickten ihm die Bürgermeister einen von ihren Collegen, nebst zwey Privatpersonen entgegen, die vor ihm herreiten musten, um seine Ankunft ansehnlicher zu machen. Darauf beschenkten sie ihn im Namen der Stadt mit acht Fackeln und neun Pfund Wachskerzen. Erwiesen sie nun denjenigen Ehre, die mit ritterlichen Zeichen geschmückt worden; so thaten sie solches auch gegen diejenigen, die akademische Würden erhielten. Ein Beyspiel davon führet der Verfasser bey dem 1371ten Jahre an. Einer von ihren Einwohnern, Namens Ludwig Vallete, ward in demselben zu der Würde eines Meisters in der Arzeneykunst bey der Facultät zu Montpellier erhoben. Die Bürgermeister schickten Abgeordneten nach Montpellier, um ihm im Namen der Stadt dazu Glück zu wünschen, und ihm sechs Schaalen von feinem Silber zum Geschencke zu überreichen, deren jede eine Mark wog, und nach damaligem Werthe zusammen vierzig Franken kosteten.

In dem 1373 Jahre findet man Spuren von einer sehr alten sonderbaren Gewohnheit, welche Gottseligkeit und christliche Liebe zu Nismes eingeführet hatten. Der Rath unterhielt nämlich eine so genannte Klausnerin oder Recluse, welches eine Frauensperson war, die ganz allein an einem einsamen Orte, in einer gewissen Weite von der Stadt lebete, und sich freywillig dieser Einsamkeit gewiedmet hatte, ohne

durch

durch irgend ein Gelübde dazu verbunden zu seyn. Der Rath gab ihr die Wohnung, speisete und kleidete sie. Dieser Einsiedlerinnen waren auch verschiedene an andern Orten; und es lebete vor nicht gar langer Zeit noch eine zu St. Remi in Provence, wo sie im Geruche der Heiligkeit gestorben ist.

Der critischen Anmerkungen, welche der Verfasser hinter die Geschichte zu setzen pflegt, sind bey diesem Bande siebenzehn. Die erste handelt von dem Namen Provence, welcher auch der Provinz Languedoc in einer Urkunde gegeben worden. Die andere bestimmet die Denckzeit von der Einsetzung eines Regenten in dem Seneschallate Beaucaire und Nismes. Die 3te handelt von den Gebühren, welche die Bischöfe zu Nismes der apostolischen Kammer nach ihrer Erhebung zum Bisthume bezahlen mußten. Diese Gebühren, welche in den Vaticanregistern Servitia heissen, waren Anfangs ein blosses freywilliges Geschenk am Gelde, welches die Bischöfe deren Wahl streitig gewesen war, der apostolischen Kammer nach ihrer Bestätigung machten. Das Wort Servitium heißt auch wirklich in den Urkunden damaliger Zeiten nichts weiter als ein Geschenk, welches ein geringerer einer angesehenen Person machet, die über ihm ist. Dieses Geschenk wurde bald zu einer durchgängigen Schuldigkeit aller erwählten Bischöfe: und es fing solche unter Benedict dem XI an. Zuweilen begnügte man sich mit dem blossen Versprechen des Bischofes,

seine Schuld abzutragen; und zuweilen mußte er auch mit für seine Vorfahren bezahlen. Die 4te Abhandlung redet von der Bekanntmachung des Friedens zwischen Carl dem Schönen und den Flämingern im Jahr 1326 zu Paris. Die 5te von dem wahren Namen des Bischofs zu Nismes Guiraud von Languissel, welchen die neuen Herausgeber in der Gallia christiana fälschlich Gerhard nennen. Die 6te untersuchet das Alterthum von der Abgabe Reve, und der Ableitung dieses Wortes. Einige setzen solche erst in das Jahr 1540 oder 1541. Menard aber zeiget, daß sie schon A. 1300 bekannt gewest und von dem königlichen Schatzmeister Peter la Reve, der diese Abgabe zuerst aufgebracht, den Namen erhalten habe. Die 7te Abhandlung enthält einige Anmerkungen von den italienischen Familien der Kaufleute, und von den königlichen Verträgen. Die 8te von dem Gerichtssiegel des Seneschalls zu Beaucaire und des ordentlichen königlichen Gerichts zu Nismes. Die 9te von dem Anfange der Fasten in Nismes, welche vorzeiten nicht wie itzo erst an der Aschermittwoche, sondern schon den Montag vorher angienge. Die 10te handelt von dem Titel eines Präsidenten der Provinz, welchen die Seneschalle zu Beaucaire und Nismes führeten; die 11te von einigen Herren aus dem nismer Gebiethe und dem Seneschallate Beaucaire, die sich in der Schlacht bey Poitiers 1356 befunden. In der 12ten findet man Nachrichten von der Verschwörung, welche ein Ritter

aus

aus Nismes, Georg Rati, im Jahr 1358 an- gesponnen, um die Stadt an den Feind zu ver- rathen. Die Verfasser der allgemeinen Ge- schichte von Languedoc haben aus dieser Ver- schwörung zwo unterschiedene gemacht, und den Anstifter der einen Cordi Rato, den Rä- delsführer der andern aber Georg Rubi ge- nannt. Allein Menard beweißt unleugbar, daß diese beyden vorgegebenen Verschwörungen nur eine gewest, und der wahre Urheber der- selben mit seinem eigentlichen Namen Georg Rati geheissen, die andern Namen aber Schreib- fehler wären.

Die 13te Anmerkung untersuchet die Zeit, wenn eigentlich das Fleisch in den Fleischbän- ken zu Nismes vergiftet worden und bringt heraus, daß solches im 1360 Jahre müsse ge- schehen seyn. In der 14ten wird feste gesetzet, daß Paul von Deaux und Jacob von Deaux, wirklich Bischöfe zu Nismes gewesen sind, und daß Baluze und Baissete nicht wohl gethan, daß sie den Paul aus dem Verzeichnisse dieser Bischöfe weggelassen. Er folgete unmittelbar dem Bischofe Johann von Blausac im Jahr 1361 und da er gleich einige Monate nach seiner Wahl in Wälschland starb, so ward Jacob von Deaux im Jahr 1362 sein Nachfolger. Die 15 bestimmet die eigentliche Zeit, wenn der Her- zog von Anjou die Privilegien zur Errichtung der neuen Rechtsschule ertheilet; und die 16te daß der erste Lehrer auf derselben Johann von Amelia und nicht Aurelia geheissen, wovon wir

bereits oben Erwähnung gethan haben. Die 17te und letzte beschäftiget sich mit der Ableitung derer Wörter, welche in den alten Urkunden lateinisch gemacht worden, und von der gewöhnlichen Rechtschreibung in denselben. Hinter diesen Anmerkungen kommen zwo kleine alte Chroniken und 179 Urkunden, welche zum Beweise der vorhergehenden Geschichte dienen, und worauf sich der Verfasser, wider die gemeine Gewohnheit seiner Landesleute, fleißig und sorgfältig bezogen hat. Den Beschluß macht ein Verzeichniß der in den Urkunden vorkommenden barbarischen und ungewöhnlichen Wörter nebst deren Erklärung, und ein vollständiges Register über diesen Band.

IV.

Herculis quies & expiatio.

§. 1.

Die auf einem merkwürdigen alten dem fürstlichen Hause Farnese zugehörigen Steine vorgestellte Ruhe und Weyhung des Herculis. Solches Denckmahl hat Eduardus Corsini, Cl. reg. Scholarum piarum erläutert, und dem gelehrten Herrn Scipio Maffei gewidmet. 11. Bogen in Folio.

Diese Schrift hat nach der alten Art zu drucken, keinen besondern Titel; sondern auf

auf eben der Seite, wo der Titel stehet, fängt auch die Abhandlung selbst an. Sie hat weder Jahrzahl noch eine Anzeige des Druckortes. Man erkennet aber alsobald den florentinischen Typum, womit alle die übrigen Werke, die Herr Corsini ans Licht gestellet hat, gedruckt worden: und der mitten in den Titel eingedruckte Kupfferstich, der den Zweykampf des Thesei mit dem Centauro vorstellet, und den Hrn. Gori als sein Wahlbild (Devise) auf einige derer jenigen Bücher, deren Druck er besorgt, z. E. des Donii Inscriptiones, hat setzen lassen, zeiget die Presse genugsam an, der man dieses Werkgen zu verdanken hat. Herr Corsini ist immer fleißig, und nicht allein fleißig, sondern auch dabey gelehrt; daher man wohl sagen kan, daß er unter den itzigen Italienern, die ihr Werk seyn lassen die Alterthümer zu forschen, oben an stehe.

Das Denkmahl welches er hier erläutert, tritt zwar nicht fürizo zum erstenmale in der gelehrten Welt hervor. Es haben es ihrer viele schon ehedem bekannt gemacht; aber niemand dasselbe in der Vollkommenheit dargestellt, und so brauchbar und verständlich gemacht als Herr Corsini. Es befindet sich auf einem alten Steine, der noch heut zu Tage zu Rom in den farnesischen Gärten zu sehen ist. Jacob Ferrier, ein französischer Medicus, schickte Anno 1637 davon eine Abschrift dem berühmten Peirescio zu. Man weiß nicht, ob Isaac Voßius von diesem großen Gönner der Gelehrten, oder anders woher, diejenige Abschrift von eben diesem

Steine erhalten habe, die er dem Cornelio Tollio mittheilte, welcher dieselbe zu allererst in seinen Anmerkungen über den Paläphatus, wiewohl ziemlich mangelhaft ans Licht stellte. Es konte also nicht anders seyn, Reinesii Ausgabe muste auch fehlerhaft werden, da er gedachte Aufschrift vom Tollio entlehnte. Jacob Spon, der sie seinen Miscellaneis eruditæ antiquitatis einverleibte, muß eine andere, aber noch viel schlimmere Abschrift gehabt haben, wie der Verfasser mit Beybringung einiger Stellen beweiset. Dem Hrn. Gori ist man die erste gute und zuverläßige Ausgabe schuldig. Dieser hatte von dem Francisco Bianchini gedachtes Denkmahl sorgfältig in Kupfer gestochen erhalten: Außerdem aber noch eine alte Abschrift der auf dem Steine befindlichen griechischen Aufschriften zur Hand, die sich von dem bekannten Critico des XVI Seculi, Petro Victorio herschreibt. Beyde brachte er in seiner Ausgabe der Inscriptionum Donii an, und that noch eine von dem geschickten Lehrer der griechischen Sprache zu Florenz Salvinio verfertigte lateinische Ubersetzung hinzu. Alles dieses entlehnte Muratorius, und rückte es in seine große Sammlung von Inscriptionen ein.

Das ist die Geschichte dieses Denckmahles vor dem Herrn Corsini. Man siehet wohl, daß es an Herausgebern nicht gemangelt. Aber es hatte sich noch niemand gefunden, der sich bemühet hätte, in einem tüchtigen Comentario sowohl die auf demselben vorgestellten Bilder und deren

ten Handlungen oder Bestimmung, deutlich zu machen, als auch die in den Aufschriften vorgetragenen Geschichte und Thaten des Herculis zu untersuchen, und mit den alten Geschichtschreibern zu vergleichen, wie auch die häufigen Lücken, welche die losgebrochenen Stücken auf dem Marmor hinterlassen, durch glückliches Rathen auszufüllen. Reinesius hat zwar damit einen Versuch gemacht. Seine große Gelehrsamkeit setzte ihn auch in den Stand, viel glückliche und wohl gegründete Entdeckungen zu machen. Allein die fehlerhafte Abschrift die er vor sich hatte, muste ihn oft auf Abwege verleiten, und nöthigte ihn vieles unerörtert zu lassen. Herr Corsini war also wenigstens unter seinen Landsleuten der einzige, dem weder Geschicklichkeit, noch die nöthigen Hülfsmittel zu Bereichung eines solchen Werkes mangelten. Seine weitläuftige Belesenheit in den griechischen Schriftstellern, und seine lange Übung in den griechischen Geschichten und Alterthümern setzten ihn in den Stand, ein altes griechisches Denkmahl gründlich auszulegen, die sonderlich auf der einen Seite sehr beschädigte und verstümmelte Aufschrift durch Rathen und Nachschlagen der Geschichte zu ergänzen, die Absicht des Steinmetzen bey den von ihm vorstellig gemachten vielfältigen Bildern anzuzeigen, und die Fabeln auf die es zielt, nebst den alten Gebräuchen die es vorstellt, in völliges Licht zu setzen.

Das ist es, was man von dieser Schrift zu erwarten, und was ihr Verfasser geleistet hat. Daß er es überall getroffen, und einen so übel zugerichteten Denckmahle seine erste Gestalt völlig wieder hergestellt haben sollte, das ist so wenig zu vermuthen oder zu verlangen, als es zu thun möglich ist. Er ist auch zu bescheiden, und hat zuviel Einsicht, als daß er sich mit einer so eitlen Hoffnung schmeicheln sollte. Indessen ist man ihm vielen Danck schuldig, daß er denenjenigen die etwan in seine Fußtapfen treten möchten, die Bahn hat brechen wollen.

Es theilt sich dieses alte Denkmahl, dessen vom Bianchini ertheilter Kupferstich auch von dieser Ausgabe nicht weggeblieben ist, in Vorstellungen und Aufschriften ein. Von beyden giebt es zweyerley Gattungen. Die eine Vorstellung nimmt den ganzen obern Theil des Marmors ein, und wird durch einen Unterzug von dem untern abgesondert. Die untere Vorstellung aber fassen zwey Säulen ein, die zu beyden Seiten des Randes stehen. Diese Säulen enthalten eine 133 Zeilen lange, in freyer Rede verfaßte Aufschrift, welche die so genannten Parerga, Nebenwerke, oder auch πράξεις, das ist Handlungen oder Thaten Herculis erzehlet. Unter den Säulen liest man eine 18 Zeilen lange und in zwey Spalten vertheilte Erzehlung der πόνων Arbeiten, oder ἄθλων Kämpfe, Hauptthaten, und Meisterstücke des griechischen Helden, in epischen Versen. Mit Auslegung solcher Vorstellungen, mit Ergänzung der in den

Aufschriften verwischten Buchstaben und Wörter, und mit Bewährung seiner Muthmaßungen, beschäftigt sich der Verfasser. Mit seinen Vorgängern stimmt er zwar darinne überein, daß er glaubt, in der obersten Vorstellung werden des Hercules Ruhe von seinen harten Kämpfen und Frohndiensten vorgestellt: er geht aber noch weiter als jene, und sucht gleich auf dem Titel auch den Inhalt der unteren Vorstellung anzudeuten. Daher ist oben angeführter Titel Herculis quies & expiatio entstanden. Fragt man, was die Gelehrten auf diese Gedanken gebracht habe, daß auf diesem Steine Herculis Ruhe vorgestellt werde; so findet man, daß das zweyte Wort in der obersten Aufschrift ΑΝΑΠΑΟΜΕΝΟΣ sie dazu veranlaßt habe. Sie ist kurz und lautet also ΗΡΑΚΛΗΣ ΑΝΑΠΑΟΜΕΝΟΣ ΙΓΞΑΔΟΣ. Es ist kein Zweifel, der Steinmetz habe mit diesen Worten die Deutung der Vorstellung angeben wollen. Nur fragt sichs wie sie recht zu lesen und zu verstehen sey? Ein Versehen in einer Kleinigkeit ist oft die Quelle eines grössern: und dieser führt dann zu noch weitern Irrungen. Hätten die gelehrten Ausleger wahrgenommen, daß nicht ΑΝΑΠΑΟΜΕΝΟΣ sondern ΑΝΑΠΛΟΜΕΝΟΣ auf dem Steine stünde, so würden sie an Herculis Ruhe nicht gedacht haben. Aber weil sie vermeinten, das Wort ἀναπαυόμενος requiescens hier zu erblicken; so konnte es nicht anders seyn, als sie mußten sich aus dem Schlußworte ΙΓΞΑΔΟΣ nicht finden können.

Herr Corsini selbst gestehet, bey aller seiner Kenntniß der griechischen Sprache, daß er damit nicht könne fertig werden. Die Muthmaßungen die er darüber vorträgt, sind ein Beweiß, daß er diesen Knoten nicht habe auflösen können, der doch gar nicht von den schwersten ist. Der Zufall hat auch in die Gelehrsamkeit vielen Einfluß. Hätten die Gelehrten sich auf das beym Homerus nicht seltene Wort περιπλόμενος umkehrend, wiederkehrend, besonnen, so würden sie alsobald eingesehen haben, daß die Aufschrift so müsse gelesen werden Ἡράκλης ἀναπλόμενος ἐξ ἄδος, das ist ἄδου (denn die Alten schrieben ο und ου mit einem Buchstaben) oder auch ἄϊδος, der aus der Hölle wiederkehrende, oder wiederauffahrende Herkules.

Es stellet die obere Vorstellung ausser dem Herkules noch vier Satyren und zwey Frauen vor; davon die eine über dem Haupte das Wort εὐρώπη, in der Hand aber eine Fahne hat, darinne obangeführte und itzt erklärte Aufschrift zu lesen ist. Die andere Frau hält ein Satyr in den Armen. Entweder der Steinmetz hat vergessen ihren Namen anzugeben; oder es ist derselbe verlohren gegangen: daher es denn zweifelhaft bleibt wer sie seyn solle. Weil sich aber doch in der donischen oder victorischen Abschrift die beyden Buchstaben BA über dieser Frauen Haupte fanden, so gerieth Herr Corsini, den das Vorurtheil, als werde Herkulis Ruhe hier vorgestellt, eingenommen hatte,

te, auf die Muthmaßung, es müsse die Heba seyn, mit der sich der vergötterte Herkules im Himmel soll vermählt haben. Ist es aber gewiß, (wie dann daran kein Zweifel bleibt) daß die Auffahrt Herkulis aus der Hölle hier vorgestellet werde; so folget von selbst, daß es keine andere als Alkestis seyn könne, welche Herkules aus der Hölle wiedergeholet haben soll.

Die obere Vorstellung, die wir bisher betrachtet haben, theilt ein Unterzug ab, der sich von der Mitte des Marmels bis an die beyden Enden desselben ausbreitet. Herr Corsini will darinne Herkulis Löwenhaut finden. Sollte es aber nicht vielmehr der dicke Rauch und Qualm seyn, der von einer unten drunter brennenden Fackel aufsteigt? Es verhält sich nämlich mit dieser Fackel also. In dem untern, von beyden Säulen eingefaßten Raume wird man einen Altar gewahr, auf dem ein Kessel über dem Feuer steht. Zwey neben ihm gegeneinander über stehende Frauen, davon die eine geflügelt ist, folglich eine Göttin, und vielleicht die Victoria vorstellen soll, halten den Kessel mit der einen Hand: und mit der andern gießt die Göttin Oel aus einem Kruge in die Fackel, welche die gegenüber stehende junge Frau in die Höhe hält. Die unter dieser letztern befindliche Aufschrift deutet an, daß es die Admeta, eine Tochter desjenigen Eurysthei, dem zur Fröhne Herkules seine Kämpfe verrichten muste, und zugleich eine Priesterin der Juno Argiva seyn solle; und daß sie dieses Opfer im neunten Jah-

re

re verrichte, welches von den Jahren ihres Priesterthums zu erklären ist. Hinter diesen Frauen steht wiederum ein Altar, der zu erkennen giebt, daß Amphitruo den oben drüber stehenden Dreyfuß, dem Apollo wegen seiner Frauen Alcmena geopfert, oder dargebracht, aufgesetzt habe. Der vor dem Altar stehende Mann kan wohl kein anderer als Amphitruo seyn. Hr. Corsini aber will, daß es Herkules selbst sey, der sich vermittelst des von den beyden Frauen verrichteten Opfers, von der an seinem Lehrmeister dem Linus begangenen Mordthat wieder aussühnen lasse. Aber wir finden, die Wahrheit zu gestehen, in der ganzen Handlung nichts, das einem Sühnopfer ähnlich wäre. Man sieht kein Opfer-Thier mit dessen Blute der Missethäter besprenget worden; kein Wasser, das ihn reinigen muste. Er steht von ferne, da er von den Opfernden solte gehalten, mit Wasser gewaschen, oder mit dem Blute des Opfers besprengt, oder mit angezündetem Schwefel beräuchert werden. Auch befremdet es uns, daß Weiber ein Sühnopfer verrichten sollen, welches sonst nur Männern zukam, daß derjenige der Herkules seyn soll, zu dessen Füßen eine Aufschrift stehet, die vom Amphitryo handelt; ingleichen daß eine Göttin das Opfer mit verrichten hilft, solches ist etwas unerhörtes. Ja die Flügel an der einen Frau, so eine Göttin zu seyn scheinet, und die Sphingen, die den Dreyfuß einfassen, verrathen mehr einen etrurischen und römischen, als griechischen Geschmack. Das

Gekröse

Gekröse an der Kleidung so wohl der Frauen als des Mannes ist auch etwas seltsames. Es giebt viele sehr wohl getroffene Vorstellungen auf diesem Steine, die von der Kunst des Steinmetzen zeigen. Man erblickt aber auch einige die ihm wenig Ehre machen, und ein nicht gar hohes Alter zu entdecken scheinen. Z. E. die Europa hält ihre Fahne auf eine unnatürliche Weise, und ihr Gesicht und Haare stehen eher einem Mannsbilde an.

Von was für Zeuge dieses Denkmahl sey, kan Herr Corsini nicht sagen, da er es nicht selbst gesehen, noch untersucht hat. Er begnüget sich dem Herrn Gori und andern zu folgen, die es ein Marmor nennen, obgleich Buonarota versichert, daß es von Stuccatur-Arbeit sey. Wir haben nicht Ursache gefunden von unserm Verfasser abzugehen; weswegen wir zuweilen den Urheber dieses Stückes einen Steinmetzen genennet, welches wir mit eben dem Rechte thun konten, als wenn wir ihn einen Gipsarbeiter betitult hätten, da wir nicht mehr Gewißheit haben, daß er dieses, als daß er jenes gewest sey.

Nun sollten wir auch eine Probe von den Anmerkungen des Herrn Corsini über die griechischen Aufschriften dieses Denkmahls geben. Doch da sich solches nicht wohl thun läßt, so wollen wir nur noch etwas von der Art gedenken, wie er sie dem Leser vorgelegt hat. Weil die Buchstaben auf dem nicht gar grossen Kupferstiche nothwendig haben klein werden

müssen, und man sie daher ohne Vergrösserungs-glaß gar nicht, oder wenigstens nicht ohne Mühe lesen kan: so hat er dieselben auf 6 Spalten vorgestellt, davon die erste die in freyer Rede abgefaßte Aufschrift, so wie sie auf dem Marmor steht, mit allen ihren Fehlern und Lücken, Zeile für Zeile, und Buchstabe für Buchstabe wiederholet. Die zweyte stellet sie in grosser, und die dritte in kleiner Schrift so vor, wie Herr Corsini will, daß sie müsse gelesen und ergänzet werden. Die vierte enthält dessen lateinische Übersetzung; die fünfte die von Gorio mit den Donianis edirte Abschrift Petri Victorii: und endlich die sechste die ihr eben daselbst beygefügte und nach ihr eingerichtete Übersetzung Salvinii; so daß man mit einem Mal übersehen kan, worinne Herr Corsini entweder von den Zügen des Marmors, oder der Abschrift Victorii, und überhaupt worinne seine Übersetzung von der salvinianischen abweicht.

Zuletzt kommt Herr Corsini auf das Alter dieses Denkmales. Er behauptet, es müsse in Griechenland, und vielleicht zu Argos, verfertiget seyn; weil man häufige Spuren des dorischen Dialectes darauf fände. Es sey zwar auch die dorische Mundart in dem so genannten Großgriechenlande, das ist im Königreiche Napel, und in Sicilien gebräuchlich gewest; Aber es könne doch das Denkmal nicht daher rühren, weil von Herkulis Reisen durch Italien und Sicilien nichts gedacht werde. Von der Admeta, einer Priesterin der Juno Argiva will er

auch

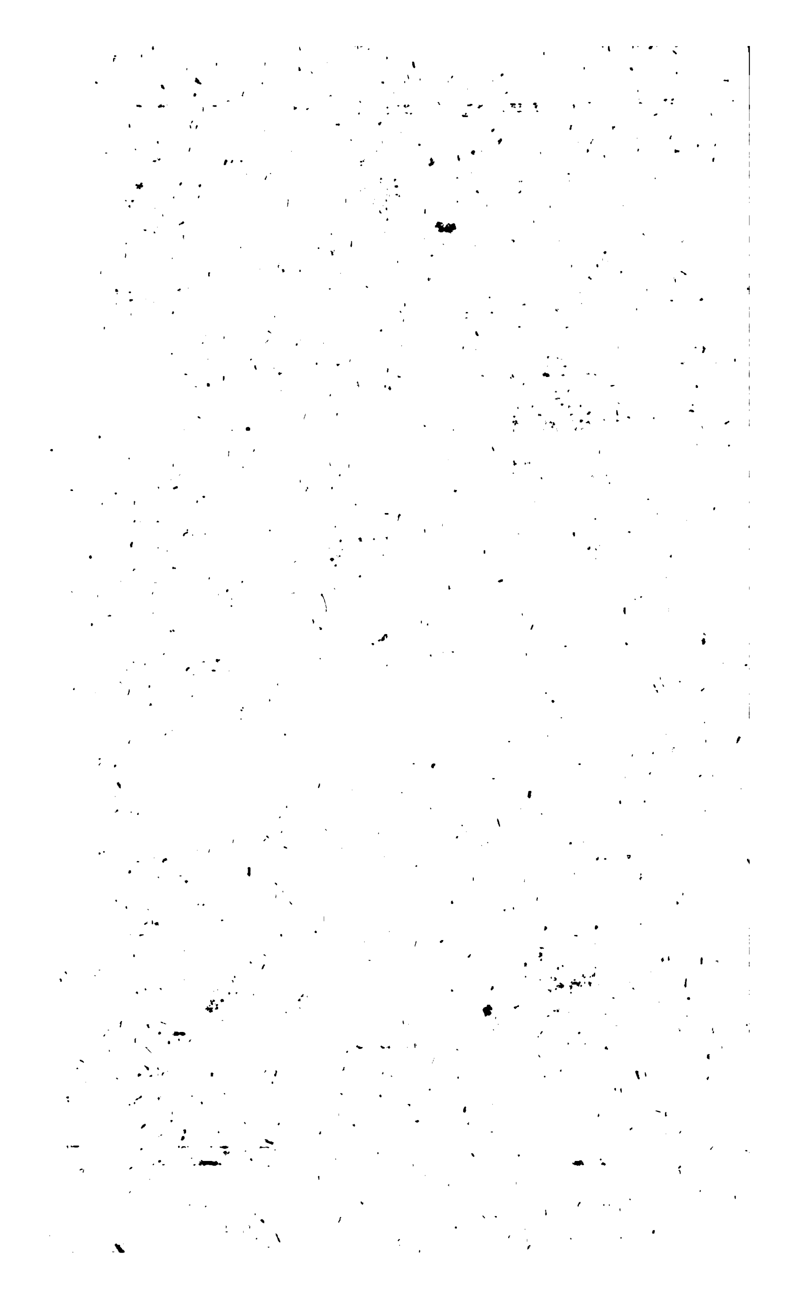
auch auf den argivischen Künstler schliessen. Er meynt ferner, es müsse dasselbe sich von den Zeiten des blühenden Griechen[illegible]es herschreiben, weil man keine abgekürzten Worte, noch auch das griechische Sigma in der jüngern Gestalt, die ihm zu Claudii Zeiten gegeben wurde, nach welcher es einem lateinischen C vollkommen ähnlich ist, darauf antreffe. Auch könne seinem Alter dieses nicht schaden, daß gleich der erste Vers von der poetischen Erzehlung der Kämpfe Hercules πρῶτα μὲν ἐν Νεμέᾳ βριαρὸν κατέπεφνε λέοντα, beym Quinto Calabro stünde. Denn dieses Alter sey unausgemacht. Er könne gar wohl um Augusti Zeiten gelebt haben. Oder wäre er ja, wie man haben will, ins fünfte Säculum nach C. G. zu versetzen; so könne ja sowohl er als der Urheber der auf unserm Denkmale befindlichen Verse, zufälliger Weise auf einen und denselben Vers gefallen seyn: oder es könnte dieser Vers keinem von beyden, sondern einem unbekannten viel ältern Dichter zugehören. Aus dem Zeuge könne man auch auf das Alter des Stückes nicht schliessen. Gesetzt es wäre erhabene Gipsarbeit; so wisse man doch aus dem Vitruvio und Plinio, daß man schon zu der berühmten Künstler, des Myronis, des Lysippi und Polykleti Zeiten, mit Gipse umzugehen gewußt habe.

Man kan demnach das Alter dieses Stückes schwerlich bestimmen. Es für einen Unterschub neuerer Zeiten zu halten und auszugeben, möchte so vorwitzig als ungegründet seyn; ob gleich die

Ge-

Gewinnsucht, oder die Begierde Leute zu äffen, einen geschickten, aber neuern Künstler auf den Einfall könnte gebracht haben, mit Nachahmung alter Denkmale sein Heil zu versuchen. Daß solches geschehen könne, ist man durch die Erfahrung belehret worden. Die an diesem Stücke bemerklichen innern Kennzeichen eines ächten Alters sind ziemlich zweifelhaft. In Erfindung, Bildung, Kleidung und Schmückung der Vorstellungen, in ihren Handlungen, in der Sprache der Aufschriften, in den Zügen der Buchstaben, thut sich ein befremdend Gemenge von alten und neuen, von griechischen und römischen, von schönen und schlechten, von gewöhnlichen und ausserordentlichen, von Dingen die mit einander bestehen können, und gegen einander streiten, hervor: daher man denn billig mit dem Urtheile von dem Alter und Urheber dieses Stückes ansteht. Die Aufschriften sind allerdings alt. Aber ein Neuer kan sie jewohl irgend wo gefunden haben. Der Grund der Erfindung steckt auch im Alterthum. Aber in der Ausführung scheint sich eine neuere Hand blicken zu lassen. Das ist gewiß, daß das Stück von keinem griechischen Meister sey. Italien muß es gezeugt haben.

Inhalt:




Johann Gottlob Krüger,
der Arzney Kunst D. wie auch derselben
und der Philosophie öffentlicher Lehrer
zu Helmstædt.

Zuverläßige Nachrichten

von dem gegenwärtigen Zustande, Veränderung und Wachsthum der Wissenschaften.

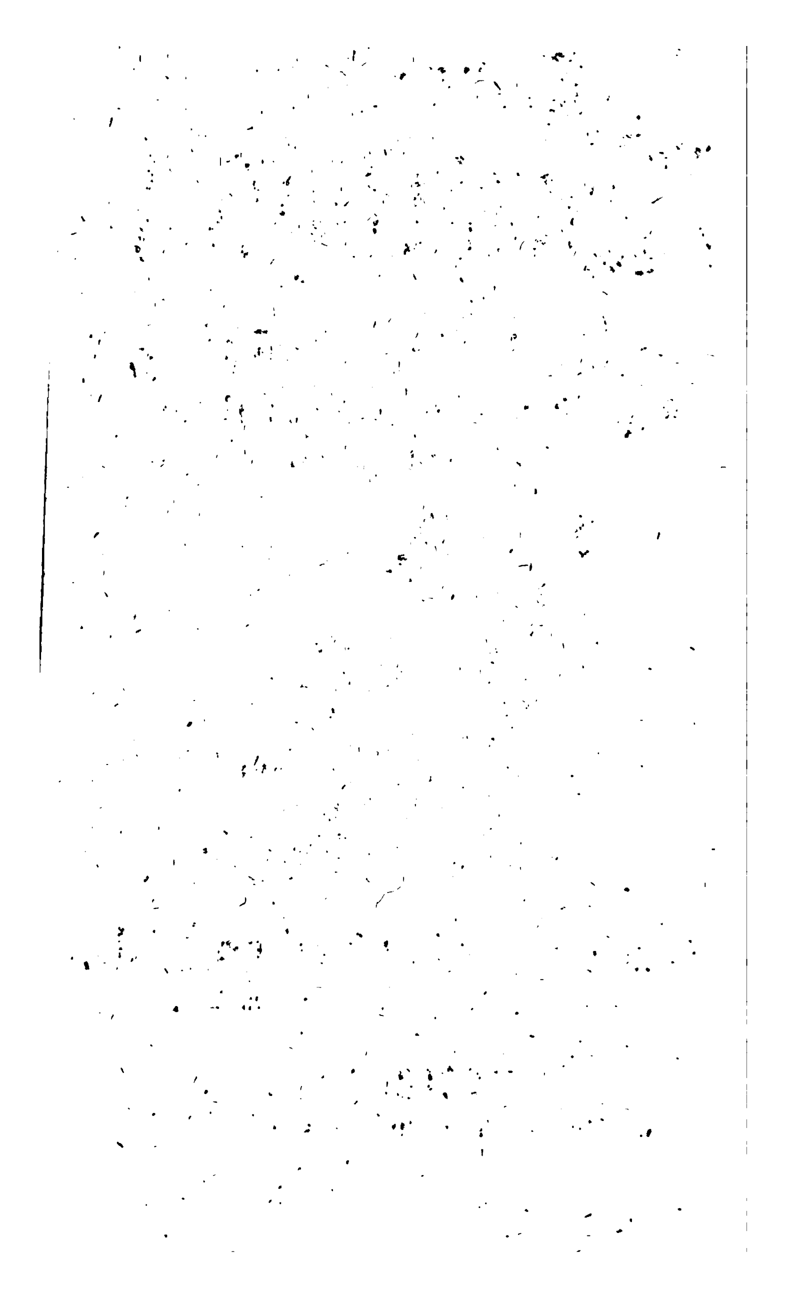


Hundert und acht u. sechzigster Theil

nebst Register von 157 biß zum 168ten Theile.

Leipzig, 1753.

in Joh. Friedr. Gleditschens Buchhandlung.





I.

Michaels Hrn. v. Montagne Versuche, nebst des Verfassers Leben, nach der neuesten Ausgabe des Herrn Peter Coste ins Deutsche übersetzt. I. Th. Leipzig, bey Friedrich Lankischens Erben, 1753. in gros Octav.

Des Verfassers durch die Länge der Zeit ziemlich veraltete Sprache, und zuweilen gezwungene dunkle Schreibart, haben so gar dessen Landesleuten manche Stelle seines Werkes unverständlich gemacht. Was ist es also Wunder, wenn dasselbe unter uns, ungeacht unserer grossen Neigung zu den französischen Schriften, bisher sehr wenig Leser gefunden hat? Man kan es daher, nachdem nunmehr unverhofft eine deutsche Uebersetzung davon erschienen, gewissermassen als ein neues Werk betrachten; welches uns verbindet von dessen Inhalte Nachricht zu geben.

Der erste Theil der gegenwärtigen Uebersetzung, welcher zwey Bände der auf dem Titel

gemeldeten französischen Ausgabe in sich begreift, enthält ausser dem ersten Buche und einem Stücke des zweyten Buchs, vier Vorreden. Die erste, welche eigentlich zu der Uebersetzung gehört, ist kurz, und vertheidiget dieselbe wider diejenigen, welche die Versuche für eine gefährliche Schrift ausgeschrien. Montagne hat sich nemlich in seinem Werke, wie er selbst sagt, nach dem Leben abzuschildern vorgesetzet. Er konnte also auch die Schwachheiten in Ansehung gewisser Stücke der Sittenlehre nicht verschweigen, und hat daher Gelegenheit genommen vorzugeben, als ob dieses aufrichtige Geständniß eine der Tugend nachtheilige Absicht gehabt. Wider diesen Vorwurf ist also gedachte erste Vorrede gerichtet. Die zwo folgenden sind vom Herrn Coste, und ebenfalls Schutzschriften für den Montagne, besonders wider den Balzac und die Herren von Port-royal, welche denselben der Eitelkeit beschuldiget haben. Ueber dieses aber giebt Herr Coste von zwey durch ihn besorgten Ausgaben, davon die eine im Jahre 1724 zu London, und die andere im Jahre 1738 zu Paris herausgekommen ist, (ausser welchen aber noch zwo, eine im Jahre 1725 zu Paris, und die andere zu Haag 1731, unter eben dieses Gelehrten Aufsicht erschienen,) Rechenschafft, und zeigt was dieselben vor andern vorzügliches haben. Die vierte endlich und kürzeste Vorrede unter allen, ist vom Montagne selbst entworfen worden: und er versichert darinne,

daß

daß er sich bey dieser Arbeit nichts anders vorgesetzt, als sich selbst mit lebendigen Farben abzuschildern, um hiedurch bey seinen Freunden das Andenken des mit ihm gepflogenen Umganges auch nach seinem Tode desto lebhafter und vollkommener zu erhalten.

Doch wir wollen auf das Werk selbst kommen, und den Inhalt jedes Hauptstückes kürzlich anzeigen.

In dem ersten Hauptstücke zeigt der Verfasser durch verschiedene aus der Geschichte entlehnte Beyspiele, daß man seine Feinde zwar öfters durch Demüthigung, öfters aber auch durch Herzhaftigkeit und Großmuth gewinnen könne; daß aber Tyrannen zuweilen auch durch keines von beyden gerühret werden.

Das andere Hauptstück von der Natur der Traurigkeit, und der Stärke die sich zuweilen dergestalt äussert, so geringschätzig auch die Ursache dazu seyn mag, daß sie einem Menschen eben so wohl als eine jähe und ausschweifende Freude, des Lebens berauben kan; wovon man hier einige Beyspiele angeführt findet. Der Verfasser erkläret sich dabey, daß er dieser Leidenschaft sehr abgeneigt, und überhaupt heftigen Gemüthsbewegungen wenig ausgesetzet sey.

Das dritte Hauptstücke tadelt diejenigen, welche ihren Leidenschaften nicht einmal mit dem Tode ein Ziel setzen, sondern, so viel auf ihren Willen ankömmt, sich dieselben noch überleben lassen. Bey Gelegenheit zeigt Monta-

gne, daß das Gesetz der Egypter, welches die Handlungen ihrer Könige nach derselben Tode aufs schärfste zu untersuchen befahl, sehr billig und heilsam sey, weil die Verbindlichkeit der Unterthanen gegen ihre Oberherren, welche sie öfters auch derselben Fehler zu übersehen zwinget, mit der Regenten Tode aufhöret, und weil auch öfters die Lasterhaftesten für ihren Nachruhm besorgt gewest sind: er mißbilliget aber gegentheils die Heucheley der Lacedämonier, welche sich bey Absterben ihrer Könige ohne Unterscheid die Stirne zerfetzten, und unter Heulen und Schreyen sagten, der Verstorbene, er mochte gewest seyn wie er wolte, wäre unter allen ihren Königen der beste gewest. Er führt hierauf verschiedene Beyspiele an, da man Todte noch als Lebendige betrachtet hat; da sich hingegen andere von den Ueberbleibseln ihres erblaßten Körpers noch grosse Wirkung versprochen haben.

In dem vierten Hauptstücke findet man, in was für Ausschweifungen einige verfallen sind, welche, aus Mangel der Gelegenheit, den erregten Unwillen gegen ihre Feinde auszulassen, an leblosen Dingen Rache auszuüben gesucht haben.

Das fünfte Hauptstück. Die alten Römer hielten es in den ersten Zeiten der Republick für unanständig, ihre Feinde bey Nachte zu überfallen, oder den Sieg durch andere Kriegslisten zu erlangen. Eben so kündigten auch die Einwohner von Ternate dem Feinde nicht allein

jeder=

jederzeit, ehe sie zu Felde zohen, den Krieg an; sondern machten demselben so gar die Anzahl ihrer Kriegsleute, ihren Kriegsvorrath, und was für Waffen sie hatten, bekannt: und die alten Florentiner warneten ihre Feinde durch das Lauten mit einer Glocke, einen ganzen Monat vorher, ehe sie zu Felde zohen. Allein, in den neuern Zeiten achtet man sich gegen den Feind alles erlaubt, und mißbilliget es daher, wenn ein Commendant in einer belagerten Stadt sich selbst in Person herausbegiebt und Unterhandlung pflegt. Indessen hat man doch Beyspiele, daß einige dieses mit sehr gutem Erfolge gethan, wenn sie nur sonst die nöthige Vorsichtigkeit beobachtet haben.

Das sechste Hauptst. Es ist gefährlich, ein sieghaftes Kriegsheer sogleich in eine Stadt zu führen, die sich in Güte ergeben hat. Eben so gefährlich ist es, wenn die Besatzung einer belagerten Stadt, währender Unterhandlung wegen der Uebergabe, ihre Wachsamkeit einschläfern läßt: weil auf diese Art die Stadt leicht durch Ueberfall eingenommen werden kan. Bereits einige der Alten, so gar auch unter den Römern, und zwar zu der Zeit da sie die Kriegszucht noch am strengsten beobachteten, haben es für erlaubt gehalten, sich alle Vortheile im Kriege zu Nutze zu machen. Doch hat diese Maxime auch verschiedentlich Widerspruch gefunden: wie denn Alexander der Große einem seiner Heerführer, welcher ihm den Darius des Nachts anzugreifen rieth, die groß-

müthige Antwort gab: Nein, es ist meine Sache nicht, gestohlne Siege zu suchen.

Das siebende Hauptst. Heinrich VII. König in Engelland verglich sich mit des Kaysers Carls V. Vater, daß ihm dieser den Herzog von Suffolk, seinen Feind, ausliefern solte, doch mit der Bedingung, daß er denselben das Leben schenken wolte; befahl aber seinem Sohne im Testamente, nach seinem Tode den Herzog sogleich umbringen zu lassen. Hingegen der bekannte Graf von Egmond, auf dessen Wort sich der Graf von Horn dem Herzoge von Alba ergeben hatte, hielt, als sie beyde auf Befehl dieses Herzogs hingerichtet werden solten, inständigst an, daß man ihn zuerst enthaupten möchte. Beyde glaubten, der Tod entledigte sie ihrer Verbindlichkeit. Der Verfasser macht hierüber in diesem Hauptstücke einige Betrachtungen; wie auch über das Bezeigen einiger Leute, welche denenjenigen, die von ihnen beleidiget worden sind, erst nach ihrem Absterben genug zu thun denken.

Das achte Hauptstücke zeigt was für Unordnungen aus dem Müßiggange entstehen.

In dem neunten Hauptstücke beschwert sich der Verfasser über sein schwaches Gedächtniß; führet aber auch verschiedene Vortheile an, welche er dadurch erlangt hat. Sie bestehen darinne, daß er ehrgeizige Anschläge zu machen und sich um öffentliche Aemter zu bewerben abgehalten worden, daß er die Beleidigungen desto eher vergessen, und sich desto

mehr

mehr vor den Lügen hüten müssen. Er zeigt zugleich die Schändlichkeit des Lügens, und beweiset durch ein paar Exempel wie gefährlich es ist, wenn einer der Unwahrheiten sagen will, seinem Gedächtnisse nicht trauen darf.

Das zehnte Hauptstücke handelt von der hurtigen und langsamen Beredsamkeit; da nemlich einige, wie man sagt, aus dem Stegreife öffentliche Reden mit gutem Erfolge zu halten geschickt sind, andere hingegen nichts dergleichen ohne reifliche Ueberlegung wagen dürfen.

Das eilfte Hauptstücke hat den Titel von den Vorherverkündigungen. Der Verfasser erwähnt Anfangs, daß dieselben zwar unter den Christen meist ihr Ansehn verloren haben; führt aber doch ein Beyspiel an, da sich zu seiner Zeit ein französischer Kriegsbefehlshaber durch das blinde Vertrauen auf eine Wahrsagung in grosses Unglück gebracht hat. Er gedenkt hierauf aus dem Cic. de Divinat. L. II. c. 23. des wunderlichen Ursprungs der Wahrsagerkunst, und zeigt die Nichtigkeit derselben.

Das zwölfte Hauptstücke setzt den wahren Begriff der Standhaftigkeit und Herzhaftigkeit ins Licht, und endiget sich mit Entscheidung der Frage; wie weit ein Weiser den ersten Regungen einer Leidenschafft ohne Schaden ausgesetzet seyn könne?

Das dreyzehnte Hauptstücke vergleicht die Gebräuche, welche zu des Verfassers Zeit bey Zusammenkünften der Edelleute, und bey

 münd-

mündlichen Unterredungen grosser Herren mit einander, gebräuchlich waren. Ein Edelmann soll einem Grossen, der sich bey ihm hat melden lassen, nicht entgegen reisen, damit er nicht den Weg etwa verfehlet, und bey desselben Ankunft nicht zu Hause ist; und überhaupt soll sich der Geringere zuerst an dem bestimmten Orte einfinden. Hingegen unter grossen Herren stellet sich der Geringere zuletzt ein.

Das vierzehnte Hauptstück. Die hartnäckichte Vertheidigung eines belagerten Ortes kan, wenn sie ohne Grund geschieht, bestraft werden. Der Verfasser untersucht wie dieses ohne Grund zu verstehen ist.

Das funfzehnte Hauptstück. Gemeiniglich wird die Feigheit nur mit einem gewissen Schimpfe bestraft. Charondas ist der erste gewest, welcher dieses Gesetz in Griechenland eingeführt hat: da man vorher diejenigen welche aus einer Schlacht geflohen waren, an dem Leben gestrafet.

Das sechzehnte Hauptstück. Die Menschen reden gemeiniglich gern von solchen Dingen, die nicht ihr eigentliches Werk sind. Es ist daher sehr rathsam, bey Lesung der Geschichte den Stand des Geschichtschreibers in Betrachtung zu ziehen. Der Verfasser untersucht gelegentlich, wie weit ein Abgesandter seinem Herrn etwas von seinen Angelegenheiten verbergen darf, und wie weit es rathsam ist, daß ein Befehlshaber seinen Untergebenen gemessenen Befehl giebt.

Das

Das siebenzehnte Hauptstück. Die Furcht beraubt die Menschen zuweilen aller Ueberlegung oder Empfindung, und erstickt die stärksten Leidenschaften: zuweilen aber treibt sie zufälliger Weise zu kühnen Unternehmungen an.

Das achtzehnte Hauptstück. Man muß einen sterben sehen, ehe man von seinem Glücke, oder seinem innerlichen Werthe, urtheilen kan. Viele haben ihr ganzes Leben durch den Tod in guten oder übeln Ruf gebracht.

Das neunzehnte Hauptstück. Philosophiren heist sterben lernen. Wenn das Vergnügen der Zweck und die Frucht der Tugend ist: so ist auch einer von den grösten Vortheilen, welche sie verschaffet, die Verachtung des Todes, ohne welche ein Mensch nicht wahrhaftig glücklich seyn kan. Wir sind keinen Augenblick in dem Besitze des Lebens sicher, weil uns ganz unversehene und geringe Vorfälle dasselbe rauben können. Man muß also bey allen Gelegenheiten, und selbst bey den angenehmsten, oft an das Sterben denken, und was man vor seinem Ableben gern gethan wissen wolte, wo möglich keine Stunde aufschieben. Indessen ist doch der Tod so furchtbar nicht als man sich vorstellet. Die Natur selbst führt uns durch die mit dem Alter verbundene Entkräftung sowohl als durch dir Krankheit, gemachsam dazu an. Der Verfasser führt daher die Natur selbst bey dieser Gelegenheit in einer edeln Schreibart redend ein, und untersucht

sucht endlich, warum der Tod in dem Kriege nicht so furchtbar scheint als zu Hause.

Das zwanzigste Hauptstück handelt von der Wirkung der Einbildungskraft. Montagne erzählt anfangs davon allerhand Mährchen aus alten Schriftstellern; bringt hierauf verschiedene Geschichte bey, da aus vermeinten Weibesbildern Mannspersonen geworden sind; und redet endlich von dem Nestelknüpfen. Bey dieser Gelegenheit führt er ein paar lächerliche Mittel an, wie einer auf solche Art verdorbenen Einbildungskraft geholfen worden ist; wobey er einmal selbst die Person des Arztes gespielet hat, und ertheilet angehenden Eheleuten wegen dieses kützlichen Vorfalles einen guten Rath, der zu seiner Zeit unstreitig nöthiger als jetzo gewest ist. Er untersucht ferner wie viel Gewalt überhaupt unser Wille über dem Körper hat, und handelt dabey von dem Einflusse welchen das Vertrauen des Kranken auf den Arzt in die Genesung hat, von Krankheiten die bloß in der Einbildung bestehen, von der Wirksamkeit der Einbildung auf andere Körper, und der Stärke der Einbildungskraft bey Thieren *).

Das

*) Ohne Zweifel sind unter den Erzählungen, mit denen man sich von der Stärke der Einbildungskraft trägt, viele Mährchen. Solte aber wohl alles bloß eine Erdichtung seyn? Vielleicht weiß jederman Beyspiele, da kalte Fieber, Warzen, und Zahnweh, durch solche

Mittel

Das ein und zwanzigste Hauptstück. Der Athenienser Demades erkannte einen Mann aus seiner Stadt, der mit Dingen handelte die zur Beerdigungen gehörten, für straffällig, weil derselbe so viel dafür foderte, und nicht anders als durch anderer Leute Tod gewinnen konnte. Der Verfasser mißbilliget dieses Urtheil, weil in der Welt immer des einen Vortheil des andern Schade ist.

Das zwey und zwanzigste Hauptstück. Zuerst handelt Montagne von der grossen Stärke der Gewohnheit, und macht daraus den Schluß, daß man bey Kindern den Saamen der Laster noch in den zärtesten Jahren ersticken, die ersten Regungen der Grausamkeit oder des Betrugs, wenn sich auch gleich dieselben etwa anfangs nur bey geringschätzigen Dingen äusern, hemmen, und nicht glauben soll, daß eine an einem

Mittel vertrieben worden sind, welche gewiß unmittelbar keine dergleichen Wirkungen haben konnten. Baco von Verulamio (und einem solchen Manne kan man noch endlich trauen,) führt unter andern von sich selbst an, daß ihm in wenig Tagen eine Warze die er aus Mutterleibe mitgebracht, durch ein sogenanntes sympathetisches Mittel vertrieben worden sey, und muntert die Naturforscher auf, die Wirkung der Einbildungskraft in dem eignen Körper, sowohl als in andern, genauer zu untersuchen. Wenigstens kan das, was man insbesondere wegen den Einbildungen schwangerer Frauen, verdächtig zu machen sagt, nicht wider andere hieher gehörige Vorfälle gelten.

einem Thiere verübte Grausamkeit, oder ein kleiner bey dem Spielen begangener Betrug, weiter keine Folgen haben würde. Er führt hierauf verschiedene Beyspiele an, welche zeigen, wie viel die Uebung bey unserm Körper ausrichten kan; worauf er ein langes Verzeichniß von viel wunderlichen Gewohnheiten macht, die unter verschiedenen Völkern, besonders in Indien, im Schwange gegangen, und hartnäckigt beybehalten worden: woraus er die Folge zieht, daß die Gewohnheit der einzige Grund vieler in der Welt eingeführten Dinge sey.

Den Anfang des drey und zwanzigsten Hauptstücks macht eine großmüthige That des Herzogs von Guise, der einem reformirten Edelmanne, welcher sich aus Religionshasse wider dessen Leben verschworen, und sich in dieser Absicht täglichen Zutritt bey ihm verschafft hatte, verziehe, aber mit der Bedingung, daß er ihm niemals wieder vor Augen kommen solte. Er rühmet das noch großmüthigere Bezeigen des August gegen den Cinna, welchem er, da sich derselbe ebenfalls aller von ihm ehedem erhaltenen Wohlthaten ungeachtet, in eine Verschwörung wider dessen Leben eingelassen hatte, auf Anrathen seiner Gemahlin nicht allein verziehe, sondern solchen auch mit neuen Wohlthaten überhäufte. Dem August glückte es; denn er gewann des Cinna Freundschafft völlig, und ward von demselben so gar zum einzigen Erben eingesetzt. Dem Herzoge von

Guise

Guise hingegen gelung es nicht; denn er ward doch noch von einem andern reformirten Edelmanne gleichfalls aus Religionshasse meuchelmörderisch umgebracht. Hierauf wird von dem Antheile welchen das Glück an den Verrichtungen der Aerzte, (zu welchen Montagne gar kein gutes Vertrauen bezeiget,) an den poetischen Einfällen, an den Arbeiten der Mahler, und an den Kriegsunternehmungen hat, geredet.

Das vier und zwanzigste Hauptstück. Diejenige Art von Gelehrten, welche man Pedanten zu nennen pflegt, sind allezeit von den wackersten Männern verachtet worden. Es ist wahr, daß die Weltweisen durch die Comödienschreiber manchmal ebenfalls verspottet worden sind. Aber dieses ist aus keiner andern Ursache geschehen, als weil sie die Staatsgeschäfte zu verachten, und ein sonderliches Leben, nach gewissen stolzen und ungebräuchlichen Lehren anzufangen schienen: da sich hingegen die Pedanten Verachtung zuziehen, weil sie schlechte Erziehung gehabt haben, weil sie nur ihr Gedächtniß anzufüllen bemühet sind, ihre Gelehrsamkeit nur zur Pralerey brauchen, und sich von allen Dingen zu reden unterfangen, ohne öfters selbst zu verstehen was sie sagen. Will man einigen Nutzen von der Gelehrsamkeit haben: so muß man sich dieselbe eigen machen, die Belesenheit mit Urtheilskraft vergesellschaften, und seine Sitten dadurch zu bessern bemühet seyn. Daß aber dieses selten geschiehet, das

kömmt daher, weil sich meistens nur Leute von schlechter Art derselben befleißigen, um ihr Brod dadurch zu verdienen. Da nun hiedurch bey vielen der wahre Nutzen welchen die Wissenschaften haben sollen, wegfällt: so darf man sich nicht wundern, daß einige Völker ihre Kinder zu den wackersten Leuten gemacht haben, ohne sie in den eigentlich sogenannten Wissenschaften zu unterrichten.

Das fünf und zwanzigste Hauptstück, welches eins der längsten und beträchtlichsten in dem ersten Buche ist, enthält viel schöne Gedanken von Erziehung der Kinder, und ist an die Gräfin von Gurson gerichtet, welche den Verfasser deswegen um Rath gefraget hatte.

Das sechs und zwanzigste Hauptst. untersucht, wie weit es vernünftig ist, dasjenige als falsch zu verwerfen, was man nicht begreift. Der Verfasser zeigt die gefährlichen Folgen welche hieraus entstehen können, und bezeigt gelegentlich sein Mißvergnügen über diejenigen Römischcatholischen, welche sich bey den damaligen Religionsunruhen zum Nachgeben bereitwillig bezeigten.

Das sieben und zwanzigste Hauptst. hat die Ueberschrift von der Freundschaft. Zuerst beschreibt der Verfasser seinen vertrauten Umgang mit dem de La Boetie, dessen er noch öfters in diesem Hauptstücke erwähnet, und dessen Absterben sehr bedauert. Er kömmt hierauf zur Hauptsache, und zeigt, daß die vertraute Freundschaft weder zwischen Eltern

und

und Kindern, noch zwischen Geschwistern, noch zwischen Ehegatten recht statt finden könne; und zwar ins besondere zwischen Ehegatten deßwegen nicht, weil die Ehe etwas gezwungenes ist, und die Weibespersonen nicht genugsam gesetzte Gemüther haben, um eine dauerhafte Freundschafft zu erhalten. Eben so hält er auch die widernatürliche Freundschafft, die unter den Griechen so sehr im Schwange gegangen ist, für ungeschickt zu einer vollkommenen Vereinigung. Er macht hierauf eine sehr edle Beschreibung der Freundschafft zwischen ihm und dem de la Boetie, wobey er zugleich zeigt, was die Hauptabsicht der Freundschafft sey, und worinne sich eine recht genaue Freundschafft von der gemeinen unterscheidet. Unter ächten Freunden nemlich ist alles gemein; und derjenige welcher giebt, ist dem andern welcher empfängt, verbunden. Eine vollkommene Freundschafft ist auch untheilbar, und trennt alle andere Verbindungen; da hingegen die gemeinen Freundschafften unter viele vertheilet werden können.

In dem acht und zwanzigsten Hauptstücke hatte Montagne neun und zwanzig Sonnete von dem de la Boetie eingerückt, welche man aber in der deutschen Uebersetzung, eben so wie in des Herrn Coste französischer Ausgabe, weggelassen hat, weil sie eben keine vorzügliche Schönheiten besitzen. Doch ist des Montagne Zuschrift an die Gräfin von Gurson beybehalten worden.

Das neun und zwanzigste Hauptst. Man kan der Tugend allzueifrig nachhangen, und auch in dem Guten über die Schranken gehen. Daher setzen die Gottesgelahrheit und Weltweisheit so gar der Liebe zu den Eheweibern Schranken, indem die mit dem Ehestande verknüpfte Lust, bescheiden, ernsthaft, und mit einiger Strenge vermischt seyn soll: weswegen auch die Könige in Persien ihre Gemahlinnen zwar mit zu den Gastmahlen zogen, dieselben aber aus Hochachtung gegen sie wieder fortschickten, wenn ihnen der Wein in den Kopf stieg. Indessen ist doch Montagne mit der Vernunft, oder besser zu sagen, mit dem Aberglauben, der für die Krankheiten der Seele und des Leibes kein ander Mittel weiß als Marter, Schmerz und Pein, Wachen, Fasten, Geisseln, und andere Kasteyungen mehr, übel zufrieden, und sagt, diese Einbildung hätte eine Aehnlichkeit mit der fast in allen Religionen eingeschlichenen Meinung, daß sich die Gottheit durch Aufopferungen der Menschen versöhnen liesse; von welcher Gewohnheit er einige Umstände anführt.

Das dreyßigste Hauptst. Zuerst gedenkt der Verfasser der unter den Alten so berühmten Insel Atlantis, wie auch einer andern von den Carthaginensern entdeckten grossen Insel, und zeigt, daß keine von beyden America gewest ist: bey welcher Gelegenheit er auch von den grossen Veränderungen redet, welche die Ueberschwemmungen auf der Erde verursacht

haben,

haben, und verschiedene Betrachtungen über die Pflichten eines Geschichtschreibers einstreuet. Er kommt hierauf auf die Einwohner von America, beschreibt ihre Policey, die Beschaffenheit ihres Landes, ihre Wohnungen, Betten, Speisen, Getränke und Zeitvertreibe, ihre Meinungen von der Unsterblichkeit der Seele, ihre Priester und Propheten, und auf was für Art diese bestraft werden, wenn sich ihre Prophezeiungen falsch befinden.

Das ein und dreyßigste Hauptst. Man soll die Wahrheit der christl. Religion nicht durch Begebenheiten, z. E. durch die über derselben Feinde erlangte Siege, erweisen: gleichwie auch das Glück oder Unglück der Menschen, ihre Frömmigkeit oder Bosheit nicht beweist.

Das zwey und dreyßigste Hauptst. Man soll die Wollüste mit Lebensgefahr fliehen. Der Verfasser führt zu Bestärkung dieses Satzes, den von dem Seneca einem seiner Freunde ertheilten Rath, und das Beyspiel des Heil. Hilarius an, welcher, um seine schöne Tochter vor den Reitzungen der Wollust zu sichern, GOtt bat, sie aus der Welt wegzunehmen, welches Gebet auch erhöret wurde.

Das drey und dreyßigste Hauptst. Zuweilen stimmt das Glück mit der Vernunft überein: zuweilen scheint es nur seinen Spott mit uns zu treiben. Oefters übertrifft es alle unsere Anstalten, und verbessert die menschlichen Anschläge.

Das vier und dreyßigste Hauptst. Es ist ein

Fehler unserer Policeyen, daß man keine bestimmten Oerter hat, wo man erfahren könnte, auf was Art man gewisse nothwendige Dinge bekommen möge. Aus dieser Ursache sind Lilius Giraldus und Castalio Hungers gestorben. Bey der Gelegenheit berichtet der Verfasser, daß sein Vater die Gewohnheit gehabt, alles was in seinem Hause vorgegangen, so geringschätzig es auch geschienen, aufschreiben zu lassen.

Das fünf und dreyßigste Hauptstück. Daß die meisten Völker sich bekleiden, ist eine blosse Angewohnheit. Montagne führt verschiedene Beyspiele ganzer Nationen, oder einzelner Personen an, welche entweder beständig nacket gehen, oder doch im Winter keine andere Kleidung, als im Sommer getragen haben.

Das sechs und dreyßigste Hauptst. stellt eine Vergleichung zwischen fünf Stellen fünf der berühmtesten alten lateinischen Dichter an, die alle dem jüngern Cato zum Ruhme gereichen, und enthält dabey eine kurze Betrachtung über die Stärke der Dichtkunst. Beyläufig zeigt der Verfasser, daß die wahre Güte einer Handlung auf der Güte der Bewegungsgründe beruhet, und tadelt diejenigen, welche sich die schönsten Handlungen der Alten zu verkleinern bemühen.

Das sieben und dreyßigste Hauptst. Die Seele des Menschen ist ganz entgegengesetzten Leidenschaften unterworfen. Daher haben die Ueberwinder öfters die Ueberwundenen beweinet;

net; und man darf sich auch nicht wundern, daß bey dem Xerxes der Anblick seines Kriegsheeres Freude erweckt, ihm aber zugleich Thränen ausgepresset hat.

Das acht und dreyßigste Hauptstück. Die Ehrsucht und der Geiz suchen sich mit dem falschen Vorwande zu schützen, daß die Einsamkeit sich nicht mit der Liebe zu dem gemeinen Besten vergliche. Der Weise erwählet, wenn die Wahl bey ihm steht, die Einsamkeit. Indessen können doch die Laster auch in der Einsamkeit Zugang finden; und die wahre Einsamkeit besteht darinne, daß die Seele in sich selbst geht, sich aller äusserlichen Güter entschlägt, und ihr eigner Herr zu seyn weiß. Am besten schickt sich die Einsamkeit für diejenigen, welche ihre lebhaftesten Jahre der Welt gewidmet haben; und besonders, wenn sie etwas weichlich und empfindlich, auch Feinde des Zwanges sind. Welche Beschäftigungen schicken sich aber am besten zu einem einsamen Leben? beschwerliche und unruhige ganz und gar nicht. Daher muß man sich, wenn man die Einsamkeit erwählt, aller Haushaltungssorgen entschlagen, bis etwa auf den Gartenbau. Der jüngere Plinius räth einem seiner Freunde, sich in der Einsamkeit dem Studiren zu widmen, damit er dadurch etwas erwürbe, das völlig sein wäre: (welches, wie es Montagne ausleget, die Ehre ist) eben so wie Cicero irgendswo sagt, er wolle seine Muße anwenden, um sich durch seine Schriften ein unsterbliches Leben zu er-

werden. Doch bey diesem Rathe ist weder der Endzweck noch das Mittel richtig. Denn fürs erste ist die Beschäfftigung mit den Büchern so mühsam als irgend eine andere, und der Gesundheit nachtheilig: zum andern ist die Ehrbegierde der Einsamkeit mehr als eine Leidenschafft entgegen.

Das neun und dreyssigste Hauptst. Der Verfasser tadelt den Cicero und den jüngern Plinius wegen ihres ausschweifenden Hochmuths: welcher sich theils dadurch äussert, daß sie die Geschichtschreiber ihrer Zeit öffentlich bitten, sie in ihren Schriften nicht zu vergessen; theils dadurch, daß sie ihre Privatbriefe, so gar diejenigen welche nicht abgeschicket worden waren, selbst ans Licht brachten, um den Ruhm zu erlangen, daß sie in ihrer Muttersprache schön schrieben: einen Ruhm der unter ihrem Stande war, und ihnen also wirklich keine Ehre bringen konnte; da sich grosse Leute nicht durch gemeine und entbehrliche Dinge hervor thun sollen.

Das vierzigste Hauptst. Unsere Urtheile vom Glücke und Unglücke, vom Guten und Bösen, beruhen meist auf Einbildungen und willkührlich angenommenen Meinungen. Da nun die Menschen unter andern auch den Tod so verschiedentlich betrachten, so darf man sich nicht wundern, daß einige noch in dem letzten Augenblicke ihres Lebens, Scherz getrieben haben; daß sich die Weiber in einigen Ländern freywillig mit ihren verstorbenen Männern be-

graben

graben oder verbrennen lassen; daß die Menschen oft sich ihrer einmal angenommenen Meinungen wegen in Lebensgefahr begeben, so daß zur Zeit der grausamen Verfolgung in Portugall viele Juden aus Religionseifer sich selbst nebst ihren Kindern umgebracht, und ein andermal in Frankreich funfzig Waldenser sich in einer Stadt lieber freywillig haben verbrennen lassen als ihrer Religion absagen wollen. Eben so verhält es sich auch mit dem Schmerze, welchen die meisten Weltweisen für das gröste Uebel gehalten haben. Auch diesen ist die menschliche Natur zu besiegen fähig, wie man aus tausend Beyspielen sieht. Unter ganzen Völkern werden die Geburtsschmerzen von den Weibern für nichts geachtet. Die Standhaftigkeit der lacedämonischen Knaben, und des Scävola sind bekannt genug. Oft hat sich das weibliche Geschlecht, entweder um seine Reizungen ein wenig zu vermehren, oder bloß der Mode zu gefallen, den schmerzhaftesten Empfindungen ausgesetzet. Einige Völker haben die Gewohnheit, sich selbst zu verwunden, um ihre Worte glaubwürdig zu machen. Selbst Könige und Fürsten haben sich zuweilen aus Andacht, den empfindlichsten Kasteyungen unterworfen, und gemeine Leute sich zuweilen für andere um wenig Geldes willen bis aufs Blut gegeisselt. Der Verfasser führt hiervon sehr viel Beyspiele an, kömmt aber gelegentlich auf den Geiz zu reden, dessen Unbequemlichkeiten er zum Theile aus eigner Erfahrung beschreibt.

Das ein und vierzigste Hauptst. Die Ehrbegierde ist eine von den stärksten und allgemeinsten Leidenschaften. Indessen führt Montagne doch verschiedene Beyspiele an, da die zu erwartende Ehre, zum Vortheile eines andern, ausgeschlagen worden.

Das zwey und vierzigste Hauptstück. Unter den Thieren ist kein so grosser Unterschied, als unter den Menschen, wenn man auch nur auf die verschiedenen Grade der Gemüthskräfte sehen will. Indessen pflegt dieser Unterschied sehr wenig in Betrachtung gezogen zu werden, in so fern er sich auf das jedem Menschen Wesentliche und Eigenthümliche gründet; vielmehr pflegt man meistens nur auf das Aeusserliche, auf die Glücksgüter und zufälligen Vorzüge zu sehen, aus einem offenbaren Irrthume; da so gar der Genuß der Glücksgüter eine feine und empfindliche Seele erfordert, und ohne Verstand nicht einmal die Wollust und das Glück einige Reize haben können.

Das drey und vierzigste Hauptstück. Ein Landesherr, welcher Gesetze wider die Verschwendung giebt, muß dieselben vornemlich selbst an seiner Hofstatt beobachten: weil sich die Unterthanen in allen Stücken gern nach der Hofart zu richten geneigt sind.

In dem vier und vierzigsten Hauptst. bringt Montagne verschiedene Beyspiele bey, daß grosse Leute öfters bey ihren wichtigsten Angelegenheiten, z. E. bey einem öffentlichen Aufstande, kurz vor Lieferung einer entscheidenden Feld-

Feldschlacht, oder ehe sie sich selbst das Leben genommen, ruhig geschlafen haben.

Das fünf und vierzigste Hauptstück. Der Sieg muß die Hauptabsicht eines Feldherrn seyn, welche er, es falle auch vor was nur wolle, niemals ausser Augen setzen muß. Durch diesen Satz, welcher durch ein paar Beyspiele bestätiget wird, sucht Montagne den Herzog von Guise wegen des Fehlers, dessen man ihn in der Schlacht bey Dreux im Jahre 1562 beschuldigte, zu vertheidigen.

Das sechs und vierzigste Hauptstück führt den Titel von den Namen. Der Verfasser führet Anfangs verschiedene artige zu dieser Materie gehörige Nachrichten an, von welchen sich in der Kürze kein Auszug machen läßt, und lobt gelegentlich den Amiot, daß er bey seinen Uebersetzungen die Endungen der griechischen und lateinischen Namen nicht nach der französischen Art geändert hat. Er tadelt hierauf sowohl den in Frankreich eingeführten Gebrauch, sich nach seinem Landgute zu nennen, als die grosse Freyheit welche sich viele mit Veränderung ihres Namens herausnehmen.

In dem sieben und vierzigsten Haupst. sucht der Verfasser darzuthun, daß die menschlichen Urtheile ungewiß sind. Er wirft in dieser Absicht verschiedene Fragen auf, welche einige bejahen, andere verneinen, und führt beyder Theile, seiner Meinung nach gleich wahrscheinliche Gründe an, ohne selbst etwas zu entscheiden. Die gedachten Fragen sind folgende:

Soll

Soll ein Feldherr den in die Flucht geschlagenen Feind aufs äusserste verfolgen? Ist es besser, die Soldaten prächtig zu kleiden, oder sie nur nach Nothdurft zu bewaffnen? Darf man den Soldaten erlauben den Feind zu verhöhnen? Ist es rathsam, daß sich ein Feldherr kurz vor der Schlacht verkleidet? Soll man bey einer Schlacht den Angriff von dem Feinde erwarten, oder solchen selbst angreifen? Ist es sicherer, den Feind in seinem eigenen Lande zu erwarten, oder ist es besser ihm in das seinige entgegen zu gehen?

Das acht und vierzigste Hauptst. Die so genannten Handpferde waren schon bey den Römern gebräuchlich, und wurden von ihnen funales oder dextrarii geheissen: gleichwie sie auch eine andere Art von Pferden, desultorios equos, hielten, die man in vollem Laufe wechseln konnte. Es giebt Pferde die ihrem Reuter im Gefechte mit Brissen und Ausschlagen beystehen, welches aber denselben zuweilen das Leben kosten kan. Pompejus und Cäsar sind beyde gute Reuter gewest. Die Parther waren fast beständig zu Pferde, und nur ihre Knechte musten zu Fusse gehen. Nachdem der Verfasser das bishergedachte durchgegangen, führt er ferner an, daß die alten Heerführer ihre Reuterey öfters absteigen lassen; theils um ihnen die Hoffnung zur Flucht zu benehmen, theils weil sie mehr Vertrauen auf diese Art zu schlagen gesetzt hatten; desgleichen, daß die alten Franzosen, zumal in den englischen

Krie-

Kriegen, allezeit zu Fusse gefochten haben, um ihre Ehre und Leben bloß ihrer eignen Tapferkeit anzuvertrauen.

Das neun und vierzigste Hauptst. Nachdem der Verfasser über die unter seinen Landesleuten herrschende Modesucht geklagt hat, handelt er von verschiedenen unter den Alten üblichen Gebräuchen. Dergleichen sind, daß die alten Römer im Mantel und mit dem Degen gekämpfet, daß sie sich vor dem Essen täglich gebadet, daß die Wollüstigsten unter ihnen sich täglich drey bis viermal gesalbet und die Haare abkürzen lassen, u. s. w.

Das funfzigste Hauptst. Die Seele verräth ihre Regungen auch bey den geringsten Gelegenheiten, bey ernsthaften Geschäften sowohl als bey dem Spiele, und bey diesem letztern am meisten. Nachdem Montagne dieses dargethan, stellt er eine kurze Vergleichung zwischen Demokrits und Heraklits Gemüthsart an, und zieht die erstere vor.

Das ein und funfzigste Hauptst. Die Redekunst ist eine betrügerische und lügenhafte Kunst, und schlimmer als die Schminke des Frauenzimmers. Sie ist auch in wohleingerichteten Republicken, als in der kretensischen und lacedämonischen, niemals sehr geachtet worden, da sie hingegen in verwirrten und unruhigen Policeyen, dergleichen die atheniensische und römische war, alles vermocht, und zu Rom insbesondere zu Zeiten der bürgerlichen Kriege am meisten geblühet hat.

In

In dem zwey und funfzigsten Hauptst. zeigt der Verfasser, wie sparsam die Alten zu leben gewohnt gewest, durch die Beyspiele des Attilius Regulus, des ältern Cato, des Scipio Aemilianus, und anderer berühmten Männer.

Das drey und funfzigste Hauptst. handelt von der Unbeständigkeit der menschlichen Begierden, als einem Beweise unserer Unvollkommenheit.

In dem vier und funfzigsten Hauptst. giebt der Verfasser einige Beyspiele von Dingen, die nur bey den äussersten Enden bleiben. Er zeigt hierauf, daß die Furchtsamkeit und Herzhaftigkeit oft einerley Wirkung thun: eben so wie Weisheit und Unwissenheit zuweilen einerley Zweck erreichen.

Das fünf und funfzigste Hauptst. handelt von dem Geruche. Alexanders Schweis roch angenehm. Ordentlich aber sind diejenigen Körper am besten, welche keinen Geruch haben. Die Aerzte solten sich den Geruch, und die Wirkungen welche die Ausflüsse der Körper in den Geruchsnerven äussern, besser zu Nutze machen, als gemeiniglich geschiehet. Das unter allen Völkern gebräuchliche Räuchern in den Tempeln hat die Absicht, die Anwesenden zu ermuntern und geschickter zur Andacht zu machen.

Das sechs und funfzigste Hauptstück. Die Christen solten billig das Vater Unser vorzüglich, entweder ganz allein, oder doch allezeit bey allen Gelegenheiten beten, weil sich die-

ses, am besten zu allen Vorfällen schickt. Allein, sie versehen es nicht allein hier, sondern auch darinne, daß sie GOtt ohne Unterschied und nicht jederzeit mit reiner Seele anruffen, und keine Neigung empfinden, sich ihrer bösen Begierden zu entschlagen. Der Verfasser nimmt hierbey Gelegenheit auf die Reformirten loßzugehen. Er tadelt an ihnen, daß sie die Psalmen jederman bey allen Gelegenheiten zu singen erlauben, auch die Bibel durch Uebersetzung in lebendige Sprachen gemein, und wie er glaubt, dadurch verächtlich gemacht haben; wobey er die Einfalt ein wenig allzusehr anpreiset, und es mißbilliget, daß man die Gottesgelahrheit mit der Weltweisheit verknüpfet. Zum Schlusse zeigt er noch wie ruchloß es gehandelt ist, wenn man mitten in seinen schändlichsten Unordnungen sich untersteht zu GOtt zu beten.

Das sieben und funfzigste Hauptst. Diejenigen, welche von einem gewissen natürlichen Lebensziele reden, schmeicheln sich mit einer nichtigen Hoffnung, weil tausend öfters sehr geringe Umstände diese Rechnung falsch machen können, und es etwas sehr ungewöhnliches ist, daß Leute bloß für Alter sterben.

Wir kommen nunmehr zu dem zweyten Buche, dessen erstes Hauptstück von der Unbeständigkeit der menschlichen Gemüther handelt. Der Verfasser führt zuerst davon einige Beyspiele aus der Geschichte an; und schließt daraus, daß diejenigen etwas unmögliches

liches vornehmen, welche eine sichere Abbildung von einem Menschen machen wollen, da die allerwenigsten ihr Leben auf einen gewissen und bestimmten Fuß setzen. Von dieser Unbeständigkeit unserer Neigungen kömmt es her, daß ein Mädgen, die eben nicht so gar ehrenvest gewesen ist, sich zu einen Fenster hinausstürzet, um nicht von einem Soldaten genothzüchtiget zu werden; daß ein Soldat, der sich, so lange er eine sehr langwierige innerliche Krankheit hat, aus Verzweiflung in die grösten Gefahren wagt, nach seiner Genesung hingegen feig bezeigt; u.s.f. Man muß also die Handlungen nach der dabey gehegten Absicht beurtheilen, und z. E. keinen deswegen für tapfer halten, weil er sich bey gewissen besondern Gelegenheiten herzhafft bezeiget: gleichwie auch Alexander der Grosse, der ungeacht aller seiner Herzhaftigkeit, bey der geringsten Muthmassung, daß ihm die Seinigen nach dem Leben stünden, erstaunlich bestürzt wurde, die grösten Ausschweifungen bey dieser Gelegenheit begieng, und überdieß gewaltig von dem Aberglauben eingenommen war, welcher der Zaghaftigkeit sehr nahe kömmt.

Das andere Hauptst. Ein Laster ist immer grösser als das andere, und es ist gefährlich die Sünden mit einander zu vermengen. Die Völlerey gehöret mit unter die grösten und gröbsten: ungeacht es wahr ist, daß man Beyspiele findet, da zur Völlerey geneigte Leute, auch in der grösten Trunkenheit ihre Pflichten zu beobach-

beobachten fähig gewest sind. Sie war unter den Alten nicht so sehr verschrien: denn Sokrates und der Sittenrichter Cato, sind bekanntermaßen starke Trinker gewest, ohne daß man ihnen deswegen einen Vorwurf gemacht hat; und Cyrus rühmte sich selbst gegen sein Heer, daß er besser als sein Bruder Artaxerxes trinken könnte. Wenigstens ist die Völlerey kein so boshaftes Laster, als die andern. Der Verfasser sagt zugleich, man müsse bey dem Trinken die Leckerey vermeiden, und lobt die Deutschen deswegen, daß sie ohne Unterscheid allen Wein gern tränken. Er glaubt auch nicht, daß es seinen Zeitgenossen zu großer Ehre gereiche, daß sie den Trunk nicht so sehr als ihre Vorfahren lieben: Denn seiner Meinung nach kömmt dieses daher, weil sie der Unzucht mehr nachhängen als ihre Väter.

Das dritte Hauptstück. Da es Zufälle giebt die ärger als der Tod sind, so haben viele der alten Weltweisen den Selbstmord für erlaubt, und die freye Gewalt welche jeder sich das Leben zu nehman hat, für das schönste Geschenk der Natur gehalten. Indessen verbietet nicht allein das geoffenbarte Wort GOttes den Selbstmord; sondern auch Plato verdammt die Selbstmörder schon zu einem schimpflichen Begräbnisse, und die gesunde Vernunft lehrt uns, daß die Verachtung des Lebens ungegründet sey, in dem sich fast niemals entscheiden läßt, ob alle Hoffnung besserer Umstände verlohren sey.

In dem vierten Hauptstücke lobt Montagne erst des Amyot französische Uebersetzung von Plutarchs Werken; und stellt alsdenn eine Betrachtung über das Verfahren des Rusticus, eines vornehmen Römers, an, welcher nach Plutarchs Berichte, als er sich zu Rom in einer seiner Reden eingefunden hatte, und unterdessen einen Brief von dem Kayser erhielt, denselben nicht eher erbrach bis alles geendiget war. Montagne mißbilliget diese Aufführung.

In dem fünften Hauptstücke redet der Verfasser von der Stärke des Gewissens, und zeigt durch Beyspiele, was für Vertrauen ein gutes Gewissen geben kan. Er kömmt hernach auf den Gebrauch der Folter zu reden, und zeigt die übeln Folgen welche daraus entstehen.

Das sechste Hauptstück. Man kan sich durch die Uebung, wider den Schmerz, die Schande, den Mangel, und andere Zufälle, stärken: nur bey dem Tode wird uns keine Uebung helfen, da wir denselben nicht öfterer als einmal versuchen. Indessen vermögen wir doch, ausser dem Schlafe, noch durch die Ohnmachten zu einer obwohl unvollkommenen Vorstellung davon gelangen, wie dergleichen dem Montagne selbst, bey einer Ohnmacht begegnet ist, die ihm ein besonderer Zufall, den er auch erzählt, verursachet hat. Bey Gelegenheit dieser Erzählung wirft er die Frage auf: ob es eine Eigenliebe und Pralerey verrathe, wenn einer aufrichtig von sich selbst redet? Er

zeigt,

zeigt, daß es lobenswürdig ist, wenn sich einer selbst recht zu schätzen weiß.

Das siebende Hauptstück. Die Ehrenbelohnungen, sagt der Verfasser, müssen mit grosser Behutsamkeit ausgetheilet werden, wenn sie nicht verächtlich werden sollen, wie es mit vielen Ritterorden, und unter andern mit dem französischen St. Michaelsorden gegangen ist.

Das achte Hauptstück handelt von der Liebe der Eltern gegen die Kinder. Zuerst untersucht der Verfasser, woher es komme, daß die Eltern ihre Kinder mehr, als die Kinder ihre Eltern lieben, und leitet die Liebe der Eltern gegen die Kinder von einem natürlichen zur Fortsetzung der Geschlechter eingepflanzten Triebe her, welcher also bey den Kindern in Ansehung der Eltern wegfällt. Er zeigt hierauf, wie die Liebe der Eltern gegen die Kinder beschaffen seyn soll; behauptet, die Väter sollen ihren Kindern bey Zeiten an ihrem Vermögen Theil nehmen lassen, damit sie nicht aus Mangel schändliche Ausschweifungen zu begehen gezwungen werden; und widerlegt daher auch die gemeine Entschuldigung, als wenn sich die Eltern eben dadurch, daß sie ihr Vermögen allezeit in ihrer Gewalt behalten, bey den Kindern in Hochachtung setzen müsten. Nach des Verfassers Meinung soll ein Vater bey herannahenden Alter, die Verwaltung der Güter seinen Kindern überlassen, weil er doch sonst in Gefahr ist, von seiner Frau oder seinen Bedienten hintergangen zu werden. Ja er soll mit

seinen Kindern, so bald sie ihre Jahre erreicht haben, vertraut umzugehen anfangen.

In dem neunten Hauptst. tadelt der Verfasser zu Anfange die zu seiner Zeit unter dem französischen Adel eingerissene Gewohnheit, die Waffen nur erst im Nothfalle anzulegen, wie auch dieses Adels schwere und unbequeme Rüstung. Den Schluß dieses Hauptstücks macht eine Beschreibung der Waffen der alten Römer und Parther.

In dem zehnten Hauptst. giebt er die Ursachen an, warum er die Schriftsteller aus denen er seine Gedanken zuweilen entlehnt hat, nicht namentlich anführt, und entdeckt seinen Geschmack in Ansehung der Bücher. Ueberhaupt zog er die Alten den Neuern vor; schätzte aber unter den Neuern die blos zum Zeitvertreibe dienen können, besonders des Boccaz Decameron, den Rabelais, und des Johann Secundus Basia hoch. Unter den alten Dichtern hielt er besonders viel auf des Virgil, Lucrez, Catull und Horazens Werke, und von dem Virgil hauptsächlich auf die Bücher vom Ackerbaue. So sehr er auch für dem Lucrez eingenommen war, so setzt er doch den Virgil noch über denselben, und tadelt die Italiener, welche den Ariosto mit diesem letzten vergleichen, wirft ihnen auch vor, daß ihre Dichter keine Gabe zur Erfindung hätten. Unter den philosophischen Büchern stunden Plutarchs und des Seneca Schriften in der grösten Hochachtung bey ihm: hingegen Cicerons philoso-

phische

phische Werke und Platons Gespräche waren nicht nach seinem Sinne, welche er beyde einer unnöthigen und ekelhaften Weitläuftigkeit beschuldigt; ungeacht er die Briefe an den Atticus gerne las, weil sich Cicero darinne selbst abgeschildert hat. Vor andern liebte er die Geschichtbücher, und besonders Cäsars Gedenkschriften. Er erklärt daher zu Ende dieses Hauptstücks seine Begriffe von der Schätzbarkeit eines Geschichtbuches, und fügt sein Urtheil vom Guiccardini, von Comines, und dem Memoiren des du Bellay bey.

Das eilfte Hauptstück. Die Tugend ist etwas ganz anders als eine natürliche Güte, und kan nicht ohne Schwierigkeiten ausgeübet werden; ob sie gleich in recht edeln Seelen, dergleichen Socrates und Cato besassen, endlich leicht und zur Gewohnheit wird; wie solches sonderlich bey dem Socrates geschehen, dessen standhafter Tod denselben noch über den Cato erhebt. Montagne macht hierauf eine allem Ansehen nach sehr aufrichtige Beschreibung seiner Tugend, die er bloß von seiner guten und stillen Gemüthsart herleitet. Er schreibt sich unter andern viel Zärtlichkeit zu; tadelt die allzugrausamen öffentlichen Todesstrafen; und behauptet, daß man auch billig für die Thiere mehr Achtung haben solte, als gemeiniglich geschieht.

Dieses ist der Inhalt des ersten Theils der deutschübersetzten Versuche des Montagne, aus welchem man zulänglich sehen kan, was für

eine angenehme Abwechselung meistentheils beträchtlicher Materien darinne enthalten ist, welche der Verfasser jederzeit mit den schönsten Stellen der Alten, den auserlesensten Beyspielen und eignen sehr sinnreichen Gedanken auszuschmücken gewust hat. Die Uebersetzung selbst aber hat dem Originale nichts benommen, sondern ist getreu und fliessend, Papier und Druck aber so, wie man sie gegenwärtig von einer so ansehnlichen Buchhandlung erwarten kan. Vergangene Michaelsmesse ist auch bereits der andere Theil dieses Werkes erschienen, von welchem wir künftighin einen Auszug einrücken werden.

II.

Memoires pour servir à l'histoire des moeurs du XVIII siecle. Par M. Duclos. etc.

d. i.

Nachrichten, zur Geschichte der Sitten des siebenzehnten Jahrhunderts, durch Herrn Duclos, Mitglied der königl. Academie der schönen Wissenschafften. Londen 1752, 9 Bogen, in 12.

Der Herr Verfasser stellet sich in der Vorrede, als wenn diese Nachrichten ihm von ungefähr in die Hände gekommen wären, und er weiter nichts dabey gethan, als sie nur zum

Druck

Drucke befördert habe. Er läßt in denselbigen einen Mann von Stande reden, der seine eigene und andere Jugendfehler beschreibt, und zugleich einen Abriß der heutigen französischen Sitten, besonders in Ansehung der Liebeshändel, in einem ordentlichen Zusammenhange darstellet. Auf diese Weise klingt die Erzählung halb wie ein Roman, und halb wie eine Sittengeschichte. Der junge Mann, welchem alle in dieser Geschichte vorkommende Begebenheiten widerfahren sind, bekennet gleich anfangs, daß er bey seinen Ausschweifungen wenig Vergnügen empfunden habe; und suchet die Ursachen davon, in seiner vornehmen Geburt, in seinem grossen Vermögen, in seinem Stande, in seiner schönen Gestalt, und endlich in seinem natürlich guten Verstande. Hierbey kommt er auf seine Kindheit, und schildert die jetzige Kinderzucht ab. Er meldet, daß er seiner Erziehung nichts zu danken habe, weil ihn sein Vater bloß für seinen künftigen Erben gehalten, und folglich nicht alle gehörige Sorgfalt auf dieselbige gewendet habe. Er bekam einen Hofmeister: Dieser ward zu gehöriger Zeit verschrieben, und wiederum zu gehöriger Zeit seines Amts mit Geschenken entlassen, welche er nicht würde bekommen haben, wenn er sie verdient hätte. Denn er ist, nach seiner Eltern Befehl, nichts als ein blosser Nachtreter seines Untergebenen gewest.

Der Hofmeister verläßt den jungen Herrn, und dieser kommt schon in denjenigen Jahren

in Gesellschafften, in welchen andere noch mit ihren Exercitien zu thun haben. Also wird er verliebt: und bey diesem Umstande stellet er erst eine Betrachtung über das sogenannte verliebt seyn der heutigen jungen Leute an, ehe er seine verschiedenen Characteren wirklich zu entwerfen anfängt. Er spricht demselben den Namen der Liebe rund ab, und sagt, die Liebe sey jederzeit selten gewest, niemals aber so selten als heut zu Tage. Diese sogenannte Liebe sey nichts als eine Wuth der Sinnen, die zwar alle Menschen und alle Zeiten mit einander gemein hätten, die sich aber bey verschiedenen Menschen, und in verschiedenen Zeiten, auf eine unterschiedene Art zu äussern pflege. Sie sey jetzo eine Raserey, setze den Wohlstand auf die Seite, und suche nicht sich gefällig zu machen. An statt, daß durch sie die Alten scharfsinnig und höflich geworden wären, sich auch mit einem Blicke und geringem Vorzuge bey der geliebten Person begnüget hätten, so lache man jetzt über dergleichen Verfahren. Dieser Unterschied habe sich eben damals zu zeigen angefangen, da er zuerst unter die Leute gekommen wäre. Er, für seine Person, sey in der ersten Jugend bescheiden, und so schamhafft gewest, als jetzo kaum eine Klosterjungfrau seyn könne: er habe es aber gleichwohl so weit gebracht, daß er ein Meister in der Kunst, abgeschmackt zu seyn, geworden wäre. Von hier gehen die Charactere der jetzigen Sitten an, welche er in die Erzählung seiner Liebesgeschichte einflicht.

Nach

Nach seiner erst beschriebenen Gemüthsbeschaffenheit war es nicht anders möglich, er muste seine Liebe dem ersten Frauenzimmer zuwenden, welches seinen Vortrag anhören mochte. Er erkläret sich also gegen eine Gräfin, deren Character vielleicht unter allen, die er in der Folge schildert, nicht der beste ist. Doch er macht erst eine Ausschweifung von der heutigen Art zu befördern: Er bekommt auf Vorstellung des Gemahls der nur gedachten Gräfin, ein Regiment, und wundert sich, wie man doch Kinder an die Spitze der Kriegsvölker stellen könnt. Er meldet, sein Beförderer sey eben dieser Meinung gewest; habe aber dabey geglaubt, man müsse sich durch Entäusserung von einem eingeschlichenen Mißbrauche, wider welchen man patriotisch geredet hätte, nicht Schaden thun. Nun kommt er auf die Gräfin. Sie ist ernsthaft, hat etwas an sich, das jedermann Respect einflösset, und ihr vor den Liebhabern Ruhe schafft. Aber dem ungeachtet, verliebt er sich in dieselbe, und erstattet ihr von allen seinen Handlungen Bericht. Sie aber höret ihn gar nicht gleichgültig an, und er erkläret ihr endlich seine Liebe, welches sie nicht übel nimmt, sondern vielmehr gegen ihn ein gleiches thut. Allein, sie befiehlt ihm, sich zu seinem Regimente zu begeben, und bey demselben die Liebesgedanken zu zerstreuen. Diesem Befehle kan er nicht widerstehen. Die Gräfin stellet sich nicht trotzig gegen ihn: sie verbietet ihm aber doch, ferner an ihre Liebe zu geden-

ken. Sie bekennet, daß sie ihn ebenfalls liebe, und weinet so gar: er fällt zu ihren Füssen: sie behauptet, ihre Pflicht gehe allem vor: sie gestehet, sie könne ihm nicht Widerstand thun: sie wolle sich aber ihrem Gemahl lieber entdecken, als ihm zu Willen seyn.

Der hülflose Liebhaber gehet ins Lager, ohne vorher, so sehr er sich auch Mühe giebt, von seiner Geliebten Abschied nehmen zu können. Hier bekommet er gar bald leichtsinnigere Gedanken, und zugleich Gelegenheit, die Grundsätze, welche die Officier bey dem schönen Geschlechte beobachten, kennen zu lernen. Er beschreibet dieselben, und spricht, er habe nichts als Großsprechereyen wahrgenommen, von nichts als von sterblich verliebten Frauenzimmern reden gehöret, deren immer eines nach dem andern, entweder andern zu gefallen, oder auch bloß zur Lust, von diesen Herren verlassen worden. Am bescheidensten sprachen sie noch von denjenigen, die sie verführt hatten. Seine Wiederkunft nach geendigtem Feldzuge giebt ihm Gelegenheit, noch andere Gemüthsarten kennen zu lernen. Der Character, den er von der Marquisin von Retel giebt, ist so beschaffen, daß man sich bey demselben wundern und unschlüßig bleiben muß, ob es möglich sey, daß eine so besondere Person so klug reden kan. Sie lernet ihn bey der obigen Gräfin kennen, redet ihn an, und behauptet, er müste schlechterdings die völlige Liebe der Gräfin gewonnen haben. Er läugnet es; sie aber bleibt

auf

auf ihrer Meinung, lobet seine Verschwiegenheit, und will selber haben, daß er die Gräfin besuchen soll. Dieser Besuch enthält viel besonderes, und wir können nicht umhin, eines und das andere aus den Reden dieser Dame anzuführen; zumal da sie nicht wenig zu dem Endzwecke des Verfassers beytragen.

Sie redet also mit ihm: „Alle Leidenschaften regen sich in dem Menschen, ehe er noch „weiß, was die Liebe ist. Die Liebe kommt „erst in einem gewissen Alter, und ist nichts „anders als ein Theil der allgemeinen Neigung „zum Vergnügen. Sie hat zu der Zeit die „Oberhand, wenn es den andern Leidenschaften an Gelegenheit, sich zu äussern, fehlet; „wenn man nicht geizig seyn kan, weil man „nichts hat, und nicht hochmüthig, weil man „nichts ist. Sie hat eine bestimmte Zeit ihrer Dauer, an statt daß andere Leidenschaften durch das ganze Leben dauren. Sie richtet sich sogar nach der Mode. Es ist eine „Zeit gewest, da die Mannspersonen viel auf „Gastereyen hielten, und das Frauenvolk mehr „aus Gewohnheit als aus Liebe darzu gezogen „wurde; an statt, daß solches heut zu Tage „die Seele der Gesellschafft ist. Man bildet „sich oft ein, man liebe und könne dem Geliebten alles aufopfern: es ist aber mit dieser Einbildung, als wie mit dem Versprechen der „Trunkenen. Die Liebe ist ein Werk für diejenigen, welche sonst nichts zu thun haben. „Auf die Hitze der Liebe muß Freundschafft folgen;

„folgen: sonst ist dieselbe beständig mit Ver-
„druß, Beleidigungen und Widerwillen ver-
„mischet. Eine solche Liebe aber ist was selte-
„nes. Diejenigen die lange mit einander ge-
„lebt haben, und lange beständig gewest zu
„seyn scheinen, sind nichts weniger als dieses.
„Sie thun es nicht so wohl, weil sie einander
„gefallen, als weil sie einander nicht entbehren
„können. Die Eifersucht ist keine Eigenschaft
„der Liebe, sondern ein Fehler der Erziehung,
„den die Gewohnheit bestärket hat. Bey Hofe
„ist man nicht so eifersüchtig, als im Bür-
„gerstande, und selber theils Bürger sind ent-
„weder so vernünftig, oder so höflich, oder so
„dumm, daß sie nicht eifern.„

Von sich selber sagt die Gräfin: sie habe sich niemals so närrisch als andere verliebt, sondern eine solche Lebensart erwählet, da sie das Vergnügen der herrschenden Sitten geniessen, und dabey von allen tyrannischen Leidenschaften frey bleiben könnte. Dieses habe sie ihrer Philosophie und Erfahrung zu danken. Es wären zwar die jetzigen Sitten nicht die besten; allein diß möchten die Mannspersonen sich selbst zuschreiben: sie wüste wohl, wie sie von dem Frauenzimmer redeten. Sie liesse sich also von keiner Mannsperson blenden, und beschäftige sich mit denen die ihr gefielen, ohne sich um andere zu kränken, denen sie gefiele. Diese ungezwungene Aufführung mache, daß man von ihr nicht übel rede, weil man gemeiniglich nur verborgene Fehler zu entdecken sucht.

Die-

Dieses war also eine philosophirende Buhlschwester.

Eine dieser entgegengesetzte Gemüthsbeschaffenheit findet er bey der Frau von Clerval. Sie ist im höchsten Grade verliebt, siehet aber dabey auf ihren guten Namen. Weil sie aufrichtig ist, so glaubt sie seinen anhaltenden Versicherungen, hält ihn für redlich und verschwiegen, und gestehet ihm, daß sie ihn zärtlich liebe. Er glaubet, daß dieses Bekenntniß ihr viel Mühe müsse gekostet haben, und machet hiebey zwo Anmerkungen. Einmal, es sey schändlich, wenn man sich einem Frauenzimmer, welches Hochachtung verdienet, gefällig zu machen suche, und es doch nicht wirklich liebe. Denn es würde manche ihrer Leidenschaft widerstehen, wenn man sie nicht überredete, daß sie einen verliebt gemacht hätte: und die flatterhaftesten würden wohl bey einer einzigen Liebe geblieben seyn, wenn sie damit an redliche Mannspersonen gekommen wären. Die andere Anmerkung betrifft die verschiedenen Gattungen der Untreue. Es ist eine Untreue, wenn man die Tugend einer Person, von welcher man etliche mal verachtet worden, lästert. Es ist ebenfalls Untreue, wenn man sich mit demjenigen, was man geheim halten solte, öffentlich rühmet. Es ist endlich auch ungetreu gehandelt, wenn man das durch seine Handlungen zu erkennen giebt, was man mit den Worten leugnet. Diese letzte Gattung der Untreue begieng er an der Frau von Clerval. Sie brach mit

ihm

ihm, und war bey allen seinen Unternehmungen unbeweglich. Wir übergehen andere Characteres, die er von verschiedenen Frauenzimmern giebt, mit Fleiß, und kommen auf die Betrachtung, die er über seine ausschweifende Lebensart und sich selbst machet. Er hält dafür, es müste dieses ungereimte Wesen endlich einmal wieder aus der Mode kommen, und das Schicksal erfahren, welches gemeiniglich alle Ausschweifungen betrifft. Sie sind eine zeitlang gebräuchlich: sie werden allgemein: sie steigen auf das höchste; und fallen wieder, wenn sie aufs höchste gestiegen sind. So gieng es mit den sogenannten Petits maitres.

Unter den folgenden Characteren ist besonders derjenige merkwürdig, welchen er der Gräfin von Bergy beyleget. Sie ist schön, reizend, vornehm, und aus der Zahl dererjenigen, deren Gegenwart man zum Beweise anführet, wenn man behaupten will, daß eine Lustreise, oder ein Schauspiel schön gewest sey. Von ihrer Aufführung redete man nicht zum besten. Sie sahe es gern, daß sich unser Held in sie verliebte: und er war auch auf seiner Seite völlig vergnügt. Nichts machte ihm Kummer, als der Gemahl dieser Gräfin, der sein guter Freund, und sonst ein redlicher, aufrichtiger, verständiger und angesehener Mann war. Er suchte sich also vor demselben auf alle Weise zu verbergen. Allein, wie erstaunte er, da ihm dieser bey einer gewissen Gelegenheit frey entdeckte, daß er die Liebe zwi-

schen

schen ihm und seiner Gemahlin nur gar zu wohl wüste, sich aber nicht das geringste daraus machte? Er redete so mit ihm, als kaum Chrysalde in der Weiberschule des Moliere reden kan. Er entdecket ihm, daß er sich die Ausschweifungen seiner Gemahlin im geringsten für keine Schande achte. Die Ursache davon sucht er in dem grossen Unterschiede, welcher sich zwischen der Lebensart der Hofleute und der bürgerlichen findet. Wenn, saget er, einem bürgerlichen die Frau ungetreu wird, so hat er Schande davon; Denn man tadelt ihn, daß er schlecht gewählet habe, da er sich eine Frau nach seinem Geschmacke wählen konnte. Allein, bey Hofleuten ist es anders. Die eheliche Liebe ist heut zu Tage etwas lächerliches: sie kan aber auch wieder in Ansehen kommen, wenn nur einstens ein Mann der vornehm ist, und für schön, verständig und liebreich gehalten wird, sich in seine Frau wirklich verliebt, und sich damit rühmet.

Eben so besonders ist der Character der Frau von Remicourt. Sie ist heftig, aufrichtig, hat einen lebhaften Verstand, und eine wallende Einbildungskraft. Sie gestattet ihm gähling ihre Liebe, und unvermuthet zankt er sich rechtschaffen mit ihr: er muß aber gleichwohl noch nach seiner Trennung Mitleiden mit ihr haben. Sie ergreift endlich eine andächtige Lebensart.

Nach dieser Geschichte wird verschiedenes eingeschaltet, das dem ersten Verfasser dieser

Nachrichten bey seinem Regimente begegnet ist. Er macht sich hierauf von neuem an die Frau von Canaples, bey welcher er aber eben so wenig, als das erstemal ausrichten kan. Er gehet wieder ins Feld. Der Herr von Canaples wird im Treffen verwundet, und stirbt, nachdem er vorher ein Testament gemachet, und ihm die Erfüllung desselben aufgetragen hatte. Hier giebt er sich noch einmal alle Mühe, die Liebe dieser Frau zu gewinnen; allein, sie kennet sein veränderliches Gemüthe, verheirathet ihn mit einer ihrer Anverwandtinnen, welcher sie ihr ganzes Vermögen giebt, und wird also an statt seiner Liebste, seine Wohlthäterin.

III.

Philosophia Moralis, s. Ethica.

d. i.

Der Ethik fünfter und letzter Theil, worinne diejenigen Tugenden abgehandelt werden, durch deren Ausübung man die Pflichten gegen andere erfüllet, von Christian, Reichsfreyherrn von Wolff. Halle 1753, in IV. 4 Alph. 10 Bog.

Als den Grund aller Tugenden, die andere betreffen, siehet der Herr Verfasser die Menschenliebe an, (charitatem,) oder die Fertigkeit die Liebe dem Gesetze der Natur gemäß einzu-

einzurichten. Sie macht das Gemüthe geneigt, Pflichten gegen andere Menschen zu erweisen. Diese Gemüthsverfassung nennet er die Menschlichkeit; (humanitatem) und die beständige Gesinnung bey allen Gelegenheiten Pflichten auszuüben, die Dienstfertigkeit. (officiositas) Damit hanget die Lehre von der Freundschafft zusammen. Die Pflichten gegen andere bestehen theils in Schenkungen, welche nach der Freygebigkeit, und wenn sie Elenden geschehen, nach der Barmherzigkeit einzurichten sind; theils in der Erweisung gehöriger Ehre, wo die Ehrerbietigkeit, (comitas) zu beobachten ist; theils in rechtem Gebrauch der Rede, da die Wahrhaftigkeit und die Verschwiegenheit vorkommen: in äusserlichem Wohlstande, die Sittsamkeit, in Mäßigung des Zorns, die Sanftmuth; in Beobachtung der vollkommenen und zwingenden Pflichten die wir andern schuldig sind, die Gerechtigkeit; in Beobachtung der unvollkommenen, die Billigkeit. Jeder Tugend hat er die entgegen gesetzte Laster beygefüget. Dieses wird von dem Herrn Baron in 8. Capiteln ausgeführet, wovon es nicht nöthig seyn wird, die Ueberschriften wieder einzeln herzusetzen. Wir wollen nur einige besondere Gedanken, als Proben aus diesem Werke anführen.

Die Pflichten gegen andere vollkommen zu beobachten schlägt der Herr Baron vor, daß man die Pflichten gegen sich selbst wohl kennen lerne, und sich an deren Beobachtung gewöh-

ne. Wir sind andern dasjenige schuldig, was wir uns selbsten schuldig sind. Beyde Pflichten sind im Grunde einerley. Kennet man die Pflichten gegen sich selbst vollkommen, so siehet man besser ein, was andere von uns fordern können. Zugleich aber entstehet in uns die Gesinnung dieses für sie zu thun, weil wir einsehen, daß wir andern thun müssen, was wir uns wollen gethan haben, und daß jeder nach dem natürlichen Rechte anderer Hülfe erwartet, wenn er sich selbsten nicht zulänglich helfen kan. Wir messen also, wenn eine Gelegenheit vorkommt, andern Pflichten zu erweisen, solche nach denen die wir uns selbst zu erweisen haben, ab; damit wir deutlicher einsehen, sowohl ob es Pflichten sind, die ein Mensch dem andern schuldig ist, als auch, ob wir solche ohne Verletzung der Pflichten gegen uns selbst ausüben können. Wer gegen sich selbst nachläßig ist, wird sich noch weniger eifrig bestreben andern zu dienen. Es ist selbst ein Mittel, sich zu den Pflichten die wir andern schuldig sind, zu gewöhnen; wenn wir uns allemal bey solchen Gelegenheiten an des andern Stelle setzen. Man wird hierzu desto geneigter seyn, wenn man überlegt, daß alle Menschen von Natur einander gleich sind, da die Pflichten des natürlichen Rechts sich auf die menschliche Natur gründen, die allen gemein ist. Die äusserlichen Ungleichheiten an Verstande, Glücksgütern ꝛc. machen, daß man diese Gleichheit verkennet.

Bey

Bey Gelegenheit des Vergnügens, das ein Mensch aus anderer Vollkommenheiten empfindet, sucht der Herr Verfasser zu zeigen, daß die Cartesianer mit Unrechte das Vergnügen blos in der Empfindung einer eignen Vollkommenheit setzen. Wenn man jemanden siehet, der uns seiner Gestalt wegen gefällt, so ist darzu nichts weiter als das Gesichte nöthig. Wer mag sich aber wohl vorstellen, das Vergnügen, das uns eine schöne Gestalt bringe, entstehe blos daher, weil wir uns bewust sind, daß wir sehen? Wolte man einwenden, unser Vergnügen entstehe daraus, daß wir uns unserer Scharfsinnigkeit, das Schöne zu erkennen, bewust sind; so hält er solches vor einen Circul in Schlüssen. Das Heßliche mißfällt uns. Wie nun die Schönheit nicht schon für sich zulänglich ist, Vergnügen, so wie die Heßlichkeit Mißvergnügen zu erregen; so sieht man keinen Grund, jene dieser vorzuziehen: man würde keine mit der andern vergleichen, und keine von beyden würde Aufmerksamkeit auf sich ziehen *). Man erkennet, fährt der

*) Ohnstreitig muß das Schöne etwas an sich haben, dadurch die Seele es vom Heßlichen unterscheidet, und bey ihm anders als beym Heßlichen gerühret wird: aber man sieht nicht, daß dieses nicht eben das Vergnügen seyn könne, in der Seele die Empfindung ihrer eigenen Vollkommenheit zu erregen. Gesetzt, eine heßliche Sache erregte diese Empfindung gar nicht, oder nur in einem schwachen Grade;

Herr Baron fort, seine eigene Vollkommenheit eben sowohl, indem man anderer Unvollkommenheiten einsiehet. Gleichwohl aber giebt das letzte nur Vergnügen, und jenes Unvergnügen *). Ja wenn wir uns nicht an fremden

die Schöne aber gäbe der Seele viel Anlaß, sich ihrer Vollkommenheiten bewust zu werden; so würde man leicht sehen, warum diese jener vorgezogen wird. Man kan schwerlich behaupten, daß sich an einem schönen Gesichte zu vergnügen, weiter nichts als Sehen gehöret. Ein Mahler und ein Bauerkerl können beyde ein gleich gutes natürliches Gesichte haben; und doch wird der Mahler gewiß bey Betrachtung etwas schönen mehr Vergnügen empfinden, als der Bauer. Der Unterschied kan hier nicht in der Strafe liegen, welche beyden auf einerley Art vorgestellet wird. Er muß also von der Beschaffenheit beyder Seelen herkommen, und kan in nichts anders bestehen, als daß der Mahler grössere Einsicht, mehr Augenmaaß u. d. g. kurz: mehr Vollkommenheit besitzt, und bey Betrachtung der Sache in Ausübung bringet.

*) Meistens gehört dazu, eine fremde Unvollkommenheit einzusehen, nicht viel Vollkommenheit; und daraus kan also nach der Cartesianer Begriffen, kein grosses Vergnügen entstehen. Stellt man sich aber vor, daß dazu eine grosse Vollkommenheit gehöre; so ist diese Einbildung meist mit einem Vergnügen verbunden. Zum Beweise dienet wenigstens das Vergnügen, mit dem man die Fehler grosser Männer bemerket. Auch bestehet nach dem cartesianischen Gedanken das Vergnügen darinne, daß man Proportion, Aehnlichkeiten, Regeln, Ordnung

den Vollkommenheiten ohne Absicht auf unsere eigene vergnügen könnten; so würden wir uns auch nicht an den Vollkommenheiten GOttes vergnügen, d. i. ihn nicht lieben; sondern wenn wir die Vollkommenheiten GOttes betrachteten, gefielen wir uns nur selber, daß wir diese Vollkommenheiten einzusehen vermögend wären.

Da man verbunden ist, alle Menschen, auch so gar seine Feinde zu lieben; so zeiget der Herr Verfasser, was mit dieser letztern Art der Liebe vor Vortheile verbunden sind. Wem sie unbekannt ist, der hat selbst von der Menschenliebe überhaupt keinen rechten Begriff. Denn wenn er nur seine Freunde lieben will, so glaubt er, der Grund, warum wir andere lieben sollen, sey der, weil sie uns lieben; da doch selbiger in einem viel allgemeinern Gesetze der Natur liegt, und wir durch die Liebe gegen die Feinde selbst GOtt gehorsamen, und ihm ähnlich werden, der seine Sonne aufgehen lässet

nung bey einer Sache die gefällt, wahrnimmt, und dasjenige was man davon weiß, auf die vorhabende Sache anwendet. Bey einer mißfälligen Sache müste diese Anwendung so geschehen, daß man sähe, es finde gerade das Gegentheil von dem statt, was seyn solte. Bey einem schlechten Gemählde müste sich die Seele die Beschaffenheit der Sache in Gedanken vorstellen, und einsehen, wie wenig das Gemählde solche ausdrückte. Diese Vorstellung wird weit beschwerlicher und unvollständiger seyn, als wenn ein gutes Gemählde solche selbst erreget.

über Gerechte und über Gottlose. Daß aber wenig Menschen die Verbindlichkeit der Liebe gegen ihre Feinde einsehen, rührt daher, weil sie von der Menschenliebe, wie von allen Tugenden überhaupt, nicht gehörige Begriffe haben. Der Herr Baron wünschet, die, welchen die Erziehung der Jugend vertrauet ist, möchten ihr solche Begriffe richtiger einpflanzen, und die Gründe, warum dieses oder jenes zu thun ist, nach derselben Vermögen solche zu fassen, besser und der Wahrheit gemässer bekannt machen.

Die Ausübung unserer Pflichten in Absicht auf die Wahrhaftigkeit, trägt der Herr Baron folgender Gestalt vor: Die Wahrhaftigkeit richtet unsere Reden dem Gesetze der Natur gemäß ein. Wer sie also ausüben will, muß die moralische Wahrheit und seine Verbindlichkeit darzu erkennen, und daher aus dem Rechte der Natur wissen, wem es anbefohlen, oder verboten ist, die Wahrheit zu sagen. Wenn ihm also die logische Wahrheit bekannt ist, so wird er logisch wahr reden, weil er so redet, wie er denket. Wenn er sich aber selbst irret, so folgt aus seiner moralischen Liebe zur Wahrheit nicht, daß er logisch wahr reden müsse; daher diejenigen ungereimt handeln, die es als ein Mißtrauen gegen ihre moralische Wahrhaftigkeit aufnehmen, wenn man ihnen nicht glauben will. Die Wahrhaftigkeit betrifft nicht allgemeine Sätze, sondern nur einzelne, von Sachen die geschehen, oder nicht

nicht geschehen sind. Denn die allgemeinen müssen durch Schlüsse erwiesen werden, und man kan also von ihnen nicht sagen, was man für wahr halte; sondern man muß dasjenige für wahr erklären, das sich erweisen läst. Ein anders ist, wenn jemand seine Meinung etwa wegen einer gewissen Lehre verleugnet. Aber da ist die Frage nicht, was wahr sey, sondern was er glaube: und dieses letzte ist ein einzelner Satz, aber kein allgemeiner. Das Laster welches der Wahrhaftigkeit entgegen gesetzt ist, nennet der Herr Baron von Wolff lateinisch mendacitatem, weil das Wort mendacium an der einzelnen Handlung der Lügen selbst gebrauchet wird. Er erinnert dabey, daß es im Lateinischen an Wörtern, besonders die abstracten Begriffe zu bezeichnen, fehle; auch wenn man neue machen wolle, solches von den Sprachgelehrten nicht allemal gebilliget werde, welche die Grenzen der Sprache aus den classischen Schriftstellern bestimmen, und sich um die Reinigkeit derselben mehr bekümmerten, als um die Wahrheit. Das Wort mendacitas aber sey der analogie gemäß, und komme von mendax her, so wie mendicitas von mendicus.*) Auch habe es Tertullian schon gebraucht.

Nnn 4 Das

*) Hier möchten wohl die Wortforscher die Sprachähnlichkeit nicht vollkommen beobachtet finden: aber die Ableitung des Wortes procacitas von procax rechtfertiget die welche der Herr Verfasser vertheidigen will, besser.

Das angeführte wird, da des Herrh Baron Art die Wissenschafften vorzutragen so bekannt ist, zulänglich seyn, ein Werk anzukündigen, in welchem man die Sittenlehre vollständig und gründlich abgehandelt findet, welches deswegen sowohl denen Philosophen als den Gottesgelehrten anzupreisen ist. Der Herr Baron verspricht einen kurzen Begriff der Ethik, so wie er dergleichen vom Naturrechte geliefert hat, herauszugeben: und man wird solchen ohnstreitig mit eben so viel Beyfalle aufnehmen.

Inhalt:



Das erste Register
derer in diesen zwölf Theilen recensirten Bücher.

Das andere Register der vornehmsten Sachen.

Amt,

D. Baum=

Einge-

Ge=

Testa-

CATALOGUE
DES LIVRES,
QVI SE TROUVENT
DANS LA LIBRAIRIE
DE
JEAN FREDER. GLEDITSCH
à LEIPSIC 1754.

Abbadie l'art de se connoître soy même 12. Lyon 1715.

- - Traité de la Verité de la Religion chrêtienne 12. 4 Vol. à la Haye 1750.

Abregé nouvel chronologique de l'Histoire de France par Mr. Henold 8. Paris 1749.

- - historique de l'origine de la Gravure 12. à Berlin 1752.

Agremens de la Vieillesse 8. Haye 1749.

- - de la Campagne, ou remarques particulieres sur la construction des maisons de campagne 4 à Leide 1750.

Alcoran des cordeliers lat. & franc. 2 Vol. avec fig. de Picard. 12 à Amsterdam 1734.

Alembert, M. D. Reflexions sur la cause generale des Vents 4. Berlin 1747.

un Ambassadeur, s'il est permis de faire arreter 4. 1745.

Amelie ou le Duc de Foix Tragedie par Voltaire 8. Dresde 1752.

Amelot Memoires historiques critiques 3 Vol. 12. à la Haye 1737.

Amours de Zeckinizul Roi de Kofirans 8. Amſterd. 1746.

Amuſemens philologiques 3. Vol. 8. à Halle 1749.

- - des Bains de Bade 8. à Londres 1739.

Andilli, Hiſtoire des Juifs de Flav. Joſeph. fol. à Amſterd. 1700.

le même 8. à Brux. 1738.

Antiquité des tems retablie & defendue contre les Juifs & les nouveaux chronologiſtes 4. à Paris 1687.

Appel au public du jugement de l'academie de Berlin 8 à Leide 1752.

Architecture de Palladio diviſée en quatre livres par Jacques Leoni 3. Vol. avec fig. fol. à la Haye 1726.

Argens, Mr. le Marquis, Memoires 8. à Londres 1737.

Ariſtenete lettres 12. à Londres 1739.

Art d'aprendre la Geographie ſans maitre 12. à Utrecht 1742

Avantures de Berthold 12 à Cologne 1752.

- - de Don Quichotte repreſentées en figures par Coypel Picard & autres avec XXXI. Planches 4 à la Haye 1746.

Autrau Mr. Oeuvres 12. à Paris 1749.

Backer, Jean, Eſſais ſur la Conformité de la medecine 12. à Amſt. 1749.

Bannier Explication des Fables 3. Vol. 12. à Paris 1742.

Barbet Mignon ou le chien turc par Mr. Mageto à Francf. 1749.

Barbeyrac Hiſtoire des anciens Traités fol. à Amſterd. 1739.

- - Recueil de diſcours ſur divers matieres importantes II. T. 12. à Amſterd. 1731.

la Barre Hiſtoire d'Allemagne 4. à Paris XI. Tomes 1748.

Baſna

Basnage, Jacqu. la communion sainte 8. à Rotterd. 1728.
Baumgarten Traité de la liberté de l'eglise gallicane 8. à Halle 1753.
Oeuvres divers de Bayle 4. Vol. à la Haye 1727.
Belidor la science des Ingenieurs 4. à la Haye 1734.
Bellegarde Oeuvres divers 12 Parties 12. à la Haye 1729.
Bertheau ses sermons 8. Amst. 1730.
Bertrand, Elie, Memoires sur la structure interieure de la terre 8. à Zuric 1752.
Bible nouvelle version par Charles le Cene fol. Amsterd. 1741.
- - - - 4. Berlin 1749.
- - en figures 12. à Coppenhague 1745.
Bibliotheque des auteurs de Bourgogne par Pappillon II. T. fol. à Dijon 1745.
- - choisie & amusante 12. 6. Vol. à Amsterdam 1746.
- - Poetique 3. Vol. 4. à Paris 1745,
- - Germanique XII. Vol. en XXIV. parties 8. à Amsterd. 1746.
Binninger, Gaspar, la veritable cause de flux & reflux 8. à Halle 1749.
Blaise la Gnomonique ou la Science des Cadrans 8. avec fig. à Paris 1744.
Blanchard, A. Essais d'exhortations des maladies 12. à Amst. 1736.
Bochat, Loys, Memoires critiques pour servir d'eclaircissemens sur divers points de l'Histoire ancienne de la Suisse 3. Vol. 4. à Lausanne 1747.
Boerhaave, Herm. Elemens de Chymie 8. à Amsterd. 1752.
Bose, G. M. recherches sur la cause d'Electricité 4. à Wittenb. 1745.
- - observations par le Soleil. 4. ibid. 1745.

Boſſuet, J. B. Abregé de l'hiſtoire de France 4. Vol. 12. à Paris 1747.
- - - - Oeuvres XVII. Vol. 4. à Paris 1745. les Mêmes 7. Vol. à Veniſe.
Boullainvillers Memoires 8 à Amſterd. 1727.
Bouillier, D. R. Sermons 8. à Amſterd. 1748.
Bourdaloüe Sermons 12. 4. Vol. à Paris 1750.
Bouhours Penſées ingenieuſes 8. à la Haye 1731.
Bourgelot Elemens l'Hippiatrique 2. Vol. 8. à Lyon 1751. avec fig.
Brige, G. Deſcription de Paris 4. Vol. med. 12. à Paris 1752.
Burlemaqui, I. I. Principes du Droit naturel 12. à Geneve 1748.
Burnet Memoires touchant Jean Wilmot de Rocheſter 8. à Zuric 1743.
Caillers, Mr. de, de la Science du monde 12. à Halle 1748.
Calmet, Diſſertations ſur les aparitions du Vampires 2. T. 8. à Einſideln 1749.
Catrou & Rouille, Hiſtoire Romaine XX. Vol. 4. à Paris 1725.
Cerceau, Reflexions ſur la poeſie françoiſe 12. à Paris 1742.
la Chapelle, Armand, la neceſſité du culte publie parmi les Chrêtiens 12. à Francf. 1747.
Clavicule de la ſcience hermetique 8. à Amſterd. 1751.
Choffin de la Vie des Divers Princes 2. Tom. 12. à Halle 1748.
Claude Defenſe de la reformation 8. à Leewarde 1745.
Clement Bibliotheque curieuſe ou Catalogue des livres difficilement à trouver IV. Tom. 4. à Göttingue 1750 - 1753.
Clef des ſciences & des beaux Arts 8. à Paris 1750.

Clay-

Clayton, Robert, Introduction à l'Histoire des Juifs 4 Leyde 1752.
Du Clos Reflexion sur le stile & la maniere d'écrire des Lettres 8. Göttingue 1750.
Cocchy, Ant. Regime de vivre Pythagoricien 8. à Geneve 1750.
Colom, Isaac, Principes de la Langue françoise 8. Göttingue 1749.
Crebillon Oeuvres 12. Paris 1722.
Comedie Arlequin reviseur 8. 1741.
Barbiere, Mad. de, Oeuvres du Theatre 12. à Paris 1745.
Crebillon Catilina Tragedie 8. à Paris. 1749.
Comedie, Cythere assiegée opera comique 8. à Paris 1748.
- - les Nymphes de Diana par Favart 8. à Paris 1748.
Condamine, de la, Mesures des trois premiers Degres du Meridien, 4. à Paris 1751.
- - Relation d'une Voyage dans l'interieur de l'Amerique Meridionale 8. à Paris 1745.
Condé Memoires ou Recueil à l'Histoire de France 6. Vol. 4. à la Haye 1743.
Confession d'un Fat par Mr. le Chev. de B. * * 8. à Francf. 1750.
Conferences ecclesiastiques du Diocese de Lodéve 5. Vol. 12. à Paris 1749.
le Congrès de Cithere 8. à Citere 1749.
Connoissance des beautés & de défauts de la Poesie & de l'eloquence dans la langue franç. 8. à la Haye 1751.
Conseils de l'amitié 8. Francf. 1749.
Considerations sur le genie & les Moeurs 8. à Francf. 1750.
Consolation philosophique de Boece 8. à la Haye 1744.
Constitution de l'opera 8. Amsterd. 1737.

Contes & Poesies divers de Mr. de G*** 12. à Bergopzoom 1750.

Correspondance des Savans ou nouvelle Litteraire des divers parties de l'Europe 8. à Cologne 1743.

Coste essai sur la Fistule à l'Anus 4. Potzdam 1751.

Cramer, Gabriel, Introduction à l'analyse des lignes courbes algébraiques 4. à Geneve 1750.

Crebillon Lettres de la Marquise de M*** 12. à la Haye 1746.

- - le Sopha conte morale 12. à Francf. 1751.

Critique d'un medecin 8. à Haye 1751.

Croze, M. W. Histoire de la Vie II. parties 8. à Amsterd. 1741.

Crousaz, Examen du Pyrrhonisme ancien & moderne fol. à la Haye 1753.

Cumberland, Rich. Traité philosophique des loix naturelles 4. à Amsterd. 1744.

Cuper Lettre de critique & de litterature, 4. à Amsterd. 1743.

Daran observations chirurgicales sur les maladies de l'Vrethere, à Paris 1758. L - -

D'ecoré, Geofroi, Elemens de sciences principales 12. à Leyde 1749.

Delassemens d'un gentil homme 8. à Amst. 1742.

Desmarets Grammaire françoise 12. à Brux. 1706.

Demosthene moderne ou Reflexions sur les affaires de l'Europe, II. Tomes 8. à Vtrecht 1745.

Description de la Ville de Soissons 8. à la Haye 1729.

- - du gouvernement du saint empire 8. 1741.

Deventer Henry observations sur l'accouchement des femmes 4. à Paris 1734.

Devoir de l'homme raisonnable 8. à Nuremb. 1751.

Diable boiteux II. Tomes 12. Amsterd. 1753.

Dialogues Socratiques 8. Halle 1753.

Dictionaire nouveau, historique & critique pour servir

servir de supplement ou de Continuation à celuy de Bayle 3. Vol. fol. à Amsterd. 1751.

Dictionaire universel de la France ancienne & moderne 3. Vol. fol. Paris 1626. T - -

- - universel de Medecin, 6. Vol. fol. à Paris 1746.

- - geographique portatif 8. à Paris 1749.

- - des Proverbes françois & des façons de parler comiques, burlesques & familiaires 8. Francf. 1750.

- - comique, Satyrique, burlesque, proverbial par le Roux 8. Lyon 1752.

- - militaire ou recueil alphabetique, de tous les termes propres à la Guerre 8. 2. Vol. à Dresde 1751.

- - d'Amour par M *** 12. à Osnabruck 1741.

- - de Mythologie 3. Tomes 12. à Paris 1745.

Discours d'Athenagore sur la resurrection des morts traduit du grec par Reiner 8. à Bresl. 1753.

Discours sur la grand Bouquet 4. 1749.

Dissertation sur les anciens habitans des Marches 4. Berlin 1753.

- - sur la subordination, avec des reflexions sur l'exercice & sur l'art militaire 8. à Avign. 1753.

- - sur la Raison 8. Francf. 1752.

Ditton Verité de la Religion chretienne 8. à Amsterd. 1728.

Doddrige P. des Commencemens de la vraie pieté 8. à Berlin 1752.

Dover, Legs d'un ancien Medecin 12. Haye 1736.

Dovespe, Samuel, Sermons sur divers textes de l'Ecriture sainte 8 à la Haye 1752.

Dran, Henr. Franc. Traité des operations de chirurgie 8. à Bruxell. 1745

Droit public germanique où l'on voit l'Etat present de l'Empire 8. 2. Vol à Amsterd. 1749.

- - - - de l'Empire romain 3. Vol. 8. à Hanover 1751.

Duclos hiſtoire de Louis XI. 3. Vol. 12. à Amſterd. 1746.
Dulard de la Grandeur de Dieu poeme 8. à Paris 1751.
Ecrits pour & contre les immunités 4. Tomes 8. à la Haye 1750.
Edmenil ou le Païs des Idées 8. à la Haye 1750.
van Effen la Bagatelle 8. à Geneve 1743.
Eiſenberg l'Art de monter à cheval fol. à la Haye 1753.
Entretiens ſur divers ſujets de l'hiſtoire 12. à Cologne 1753.
Epheſiaques de Xenophon Epheſien 12. à Paris 1736.
Eſſais ſur la deſtination de l'homme 8. à Dreſde 1752.
Eſpion de Thamas Koulikan 12 à Amſterd. 1746.
- - dans la Cour des Princes Chretiens 8. à Francf. 1747.
Eſſais ſur divers ſujets de Morale 12. à Paris 1745.
- - ſur le Caractere du grand medecin ou Eloge critique de Mr. Boerhaave 8. à Cologne 1741.
- - ſur la grace 12. Londres 1749.
Etat des troupes du Roy de Pruſſe 8. Basle 1753.
- - des troupes françoiſes 8. Basle 1753.
Examen de la diſſertation de Mr. le Profeſſeur Koenig 8. à Berlin 1751.
Explication des principales propheties de Jeremie, d'Ezechiel & de Daniel, diſpoſées ſelon l'ordre des tems 5. Vol. 12. à Avignon 1749.
Expoſition des motifs apparens & reels, qui ont cauſés la Guerre préſente, 8. Amſterd. 1746.
Fevre, Nicol. Cours de Chymie 12. à Paris 1751.
Fontenelle Lettres de Chevalier de H * * 8. à Amſterd. 1716.
- - Dialogues des Morts 8. à la Haye 1737.
Formey Conſeils pour former une bibliotheque 8. à Berlin 1750.

For-

Formey le philosophe chretien 2. Vol. 12. à Leide 1752.
- - melanges philosophiques, 12. à Leyde 1753.
France d'après la nature 8. à Cologne 1747.
Francheville Histoire generale de Finances 3. Tomes fol. à Paris 1738.
Françoises illustres, Histoires veritables 3. Vol. 12 à Amsterd. 1748.
Freisleben l'huitre & les souris, Fable, 4 Gothe 1750.
Fresnoy Lenglet, Geographie des enfans 8. à Amsterd. 1744
- - - - - Methode pour etudier la geographie V. Tomes 12. à Paris 1736.
- - - - - Tablettes chronologiques de l' Hist. universelle 8. 2 Vol. à Paris 1744.
Fulemann Traité sur les lettres de change 12. à à Paris 1739
Gage touché Histoires galantes & comiques 12. à la Haye 1724.
Gagnier, Jean, Vie de Mahomet 12. à Amsterd. 1742.
Garangoet Traité des instrumens de chirurgie 2. Vol. 12. à la Haye 1725.
Gellert les Fables & conte 8. à Strasbourg 1750.
le Gendre Antiquités de la Monarchie de France 4. à Paris 1741.
- - Traité de l'opinion 6. Vol. 12. à Paris 1741.
Girard, Mr. l'Abbé, les vrais principes de la langue françoise 12. à Amsterd. 1747.
Gordon Discours sur Tacite 12. à Amsterd. 1742.
Goulon Memoires pour l'attaque des places 8. à la Haye 1730.
Gracian l'homme universel 12. ibid. 1724.
Grammaire angloise par Mr. Lavary 12. à Paris 1752.
- - nouvelle Allemande par Gottsched 8. à Strasb. 1753.

Grecourt Poesies divers 8 Geneve 1747.
Grimoire ou la Magie naturelle 12 à la Haye.
Grunewald veritable chretienne confession 12. à Dresde 1729.
Gueriniere l'Ecole de la Cavalerie avec fig. fol. à Paris 1751.
Haller Mr. de, Poesies choisies 8. Goettingue 1750.
Hamon recueil des Lettres & opuscules 2. Vol. 12. à Amsterd. 1734.
Harms, Ant. Fr. Tables hist. & chronol. des plus fameux Peintres fol. à Brounswic 1747.
Hauteroche ses Oeuvres III. Tomes 12. à Paris 1742.
Histoire generale de Bourgogne 3. Vol. fol. à Paris 1731.
- - de la Marine 4. à Paris 1744.
- - civile & ecclesiastique du comte d'Evreux 4. à Paris 1722.
- - de l'academie de Berlin VI. Vol. 4. à Berlin 1745 - 1750.
- - des Voyages X. Vol 4 à Paris 1746 - 1752.
la même XXXII. Vol. 12. à Dresde 1747.
Histoire navale d'Angleterre III. Tomes 4. à *Lion* 1751.
- - de deux Aspasies 12. à Amsterd. 1737.
- - naturelle de l'ame 8. à Paris 1745.
- - de Charles XII. Roy de Suede par Voltaire 8. à Dresde 1752.
- - de Thomas Iones IV. tomes 8. ibid. 1750.
- - de Clarisse VIII. Tomes 8. ibid. 1751.
- - generale de Languedoc, V. Vol. fol. à Paris 1730 - 1745.
- - des Passions 8. à Haye 1750.
- - de Maurice Comte de Saxe 12. à Dresde 1752.
- - de la conquete du Mexique 12. à Paris 1740.

Histoi-

- - de l'empire Ottomanne de Sagredo 6. Tomes à Paris 1724.
- - du Coeur humain ou Memoires de Marquis de * * * à la Haye 1743.
- - des guerres civiles des Espagnols dans les Indes traduite de l' Espagnol de la Veya 2. Vol. 12. à Amsterdam 1706.
- - de Charles XII. Roi de Suede par Limiers 12. à Amsterd. 1721.

Hoy, van, Lettres de negotiations 8. à Londres 1743.

Hoffmann, Fred. Traité des fievres III. Vol. 12. à Paris 1746.
- - A. F. contentement de l'esprit 8. à Francf. 1752.

Hoadly Traité sur la sainte Cene 8. à la Haye 1741.

Holberg Theatre Danois 8. à Coppenhague 1747.
- - Pensées morales 8. ibid. 1749.
- - conjectures sur les causes de la grandeur 8. à Leipsic 1753.

Histoire de Ciceron avec des remarques historiques & critiques par Mr. Morabin 2. Vol. 4. à Paris 1745.

Homme Plante 12. à Potsdam.

Hospital Analyse des infiniment petits 4. à Paris 1716.

Houteville la Religion chretienne prouvée par les faits 12. Paris 1722.

Hubner, Jean, histoire de la bible 8. à Leide 1747.

Huet, Daniel, traité philosophique de la foiblesse de l'esprit humain 12. à la Haye 1723.
- - Theod. Sermons 8. ibid. 1727.

Humbert Lettres politiques 8. Amst. 1745.

Jablonowsky L'empire des Sarmates, aujourd' hui royaume de Pologne 4. Nuremb. 1748.

Jallabert Experiences sur l'Electricité 8. Geneve 1748.

Idée

Idée de la Poesie angloise par Mr. l'abbé Yart 12. IV. Tomes à Paris 1749.
Information concernant les droits de la maison de Saxe sur la succession de Juliers 4. Dresde 1733.
Instructions militaires 8. avec fig. à Paris 1753.
Joncourt Entretiens de la Religion en France 12. à la Haye 1725.
Journées du chretiens 8. à Dresde 1748.
Kahle Balance de l'Europe 8 à Berlin 1744.
Klim, Nicol. Voyage dans le monde souterain 8. à Coppenhague 1753.
Knoll, Gerh. Lettre à un ami 8. Quedlinb. 1752.
Krafft histoire generale d'Autriche 3. Vol. fol. à Bruxel 1744.
Lambert, Mad. de, Oeuvres 12. à Lausanne 1748.
Lamberti Histoire Generale civile & naturelle 12. à Paris 1750.
Lande Histoire du Charles VI. 6. Vol. 12. à la Haye 1743.
Leibnitz Essais de Theodicée sur la bonté de Dieu 8. à Amsterd. 1747.
Lemery Traité de l'anatomie 12. à Paris 1707.
Lettres edifiantes & curieuses 12. à Paris 1749.
- - Turques 8. à Amsterd. 1750.
- - de Mr. Petit sur le christallain 4. à Paris 1729.
- - de l'auteur de Franc-Maçon dans la republique 8 1747.
- - d'un conseiller du Roy à M** sur l'immortalité de l'ame 8. à la Haye
- - d'une Peruvienne 8. à Amsterd. 1748.
- - d'une Sauvage civilisée 8. à Amst. 1747.
- - du François ou de l'abbé le Blanc 3. Vol. 12. à la Haye 1745.
- - philosophiques sur les physionomies 12. à la Haye 1746.

Lettres

Lettres de Meſſ. Charles & Joach. Colbert 12. à Cologne 1746.

Live Tite hiſtoire romaine par du Ryer 12. à Paris 1722.

Loen, la Religion 8. Francfort 1751.

Lucinia ſine concubitu 8. Londres 1750.

Maelot, Edmond, Hiſtoire de l'ancien & de nouveau teſtament 8. Nancy 1705.

Marigny Hiſtoire des revolutions de l'empire des Arabes 2. Vol. 12. à Paris 1751.

Marianne la nouvelle 8. à la Haye 1740.

Masque de Fer ou les Avantures admirables du pere & du fils 6. part. 12 1747.

Maupertuis Eſſais de Cosmologie 8. à Leide 1751.

- - Oeuvres 4. à Dreſde 1752.
- - Lettres 8. ibid. 1752.

Mauriceau Traité des maladies des Femmes groſſes 2. Vol. 4. à Paris 1721.

Memnon Hiſtoire orientale 8. à Londres 1748.

Memoires de Montgon 7. Vol 12. à Lauſanne 1752.

- - de Lord Lovat 8. Amſterd. 1747.
- - touchant J[illegible] Wilmot de Rocheſter 8. à Zuric 1743.
- - de Mad. de Villenmours 12. à la Haye 1747.
- - d'une fille de qualité 12. à Amſterdam 1747.
- - de Verſorand 4. Vol. 12. à Amſterdam 1751.

Methode pour apprendre la Geographie 12. à Paris 1751.

de la Merrie oeuvres philoſophiques 12. Amſterdam 1753.

les Moeurs 12. Paris 1749.

- - des François 12. à Paris 1753

Moliere

Moliere l'ecole des maris 4 Salzwedel 1740.
le Moine, les temoins de la resurrection de Jesu Christ 8. à la Haye 1732.
Monchan Histoire plaisante & recreatife 12. à Hannover 1716.
de la Monnoye Poesies nouvelles 8. 1745.
Montalte Lettres provinciales 3. Vol. 8. à Amsterd. 1735.
Morus Sermons & fragmens des sermons 8 à Geneve 1686.
Motte, de la, traité complet de chirurgie 12. à Paris 1722.
Moyens de parvenir 18.
Muralt Fables nouvelles 8 à Berlin 1753.
Musschenbroeck, Description de machines pneumatiques 4. Leide.
Newtonianisme pour les Dames 12. à Amsterdam 1741.
Nicamp, Jean Lucas, Histoire de la Mission Danoise 3. Tom. 8. à Geneve 1745.
Ouvrages divers sur l'architecture 8. à Berlin 1747.
Oeuvres spirituelles de Renneville 8. à la Haye 1725.
Ovide Metamorphoses traduit par du Ryer fol. Bruxelles 1677.
- - - - - - en vers par T. Corneille 3. Tom. à Liege 1725.
Ozenam L'Arithmetique ou toutes les operations de cette science 8. à Paris 1720.
- - La Trigonometrie rectiligne & spherique les tables des sinus 8. à Paris 1741.
- - Traité gnomonique 8. à Paris 1720.
- - L'usage du Compas de proportion 8. à Paris 1736.
- - Traité de Perspective theorique & pratique 8. à Paris 1720.
- - Traité de Mechanique 8. à Paris 1720.

Ozenam

Ozenam Methode de Cadrans 12. à Paris 1685.
- - Traité de l'arpentage 12. à Paris 1741.
Palaprat Les Oeuvres 12. à Paris 1735.
Palfin, J. nouvelle osteologie 12. à Paris 1731.
Paradin Alliance genealogique des Gaules fol. 1636.
Parallele de Romains 12. à la Haye 1741.
Parnasse nouveau françois, Parterre 8. ibid. 1739.
Passetems l'agreable 8. ibid. 1742.
Pavillon Oeuvres 12. à Paris 1751.
Pensées philosophiques 12. à la Haye 1746.
Perrault histoire ou contes du temps passé 8. à Celle 1747.
Perroniana & Thuana 12. Cologne 1694.
Petis Lettres sur un cristaillon 4. à Paris 1729.
Le Petit prophete de Boemischbroda 8. 1753.
Pfaff Reflexions sur les 12. Lettres de Mr. Seedorff 8. à Tubingue 1750.
Pitaval, Gagot, l'art d'orner l'esprit 12. à Paris 1732.
Plan pour reformer la Justice 4. à Halle 1749.
Plans de la Ville de Paris Fol. LD - -
Poesies de Mr. de la Monnoye 8. à la Haye 1745.
Poetevin, Fr. Louis, Grammaire fr. & allemand 8. à Lausanne 1745.
- - l'art de délier la langue par le moien de LII. dialogues 8. à Eslingue 1731.
Pope Oeuvres divers 8. à Leipzic 1748.
Premontval, Mad. de, Mecanique philosophe 8. à la Haye 1750.
Principes du dessein par le Clerc 4.
- - du Droit politique 8. 3. Vol. à Amsterdam 1751.
Progres des Allemands dans les sciences 8. à Paris 1752.
Project du Droit Fredric. 8. à Halle 1750.

Project de la mesure de la terre en Russie 4. à Petersb. 1738.
Promenade de Saint Cloud 12. à Cologne 1738.
Pseaume de David 12. à la Haye 1731.
Pufendorff, B. de, histoire de Suede 3. Tom. 12. à Amsterd. 1732.
Racine Lettres 12. à Paris.
- - Poesies 12. à Paris 1747.
Rameau demonstration du principe de l'harmonie 8. à Paris 1750.
Raynal histoire du Stadhouderat 12. à la Haye 1749.
Recherche sur les Elemens de la matiere 12. 1747.
Recueil de trois ecrits importans à la Religion 8. à la Haye 1744.
- - de quartiers à Rome 8. Cologne 1687.
- - des opera 12. à Paris 1696.
- - du Discours de Mr. J. Rousseau 8. à Gothe 1753.
Renaulme, Discours pour l'ouverture de l'ecole de Chirurgie, 12. à Paris 1726.
Ricard Trigonometrie rectiligne 8. à Paris 1750.
Richard son Traité de Peinture 8. à Amsterdam 1728.
Telemaque le nouveau 8. à Amsterd. 1749.
Terrason histoire de Diodore de Sicile, 12. à Amsterdam 1738.
Theatre le nouveau Italien X. Tomes 12. à Paris 1753.
Torre Memoires & negotiations secrets 5 Vol. 8. à la Haye 1735.
Traité des perscription par Dunod de Charnage 4 à Paris 1753.
Valle Voyages VII. Vol. 12. à Paris 1747.
Varietés historiques 3 Vol. 12. à Paris 1752.
Winslow, Jaques Benig. Traité de la taille 12. à Paris 1728.